Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Napoleon III.

Berl, Heinrich

München, [1946]

urn:nbn:de:bsz:31-408524

Visual Library

1947 m 684
47
A 357

HEINRICH BERL / NAPOLEON III.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische
Landesbibliothek



Napoleon III.
Photo der Zeit

HEINRICH BERL

NAPOLEON III.

DEMOKRATIE UND DIKTATUR

VERLAG HERMANN RINN / MÜNCHEN
(1946)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische
Landesbibliothek

Military Government Information Control License Nr. US-E-161
Druck Kastner & Callwey, München – Buchbinderarbeit R. Oldenbourg, München
Einbandgestaltung Wilhelm Heinold

Z 5

IN EIGENER SACHE

Baden-Baden, Sommer 1946

Im Januar 1939 ließ mir das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda mitteilen, daß ich aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und daß mir jede schriftstellerische Tätigkeit untersagt sei. Der Schlag traf mich deshalb besonders hart, weil ich seit 1933 an der „Chronik eines Weltbades" arbeitete und mit der Veröffentlichung der ersten Bücher zu diesem Thema gerade begonnen hatte. Eine jahrelange, unter schwersten materiellen Opfern durchgehaltene Forscherarbeit schien umsonst getan zu sein.

Ein Freund, dem ich das Schreiben zeigte, sagte zu mir:

„Nun können Sie sich einen Strick um den Hals machen!"

„Wie komme ich dazu?" erwiderte ich. „Wegen Herrn Goebbels?" Ich lachte laut auf.

Der Freund nahm die Sache ernster.

„Was wollen Sie machen?" fragte er nachdenklich. „Sie dürfen jetzt keine Zeile mehr schreiben. Man wird Sie kontrollieren. Ich rate Ihnen, nehmen Sie irgendeine Stellung an und schauen Sie, wie Sie sich und Ihre Familie durchbringen."

„Ich werde nicht resignieren", rief ich auffahrend. „Ich werde mit der Diktatur in einer Form abrechnen, wie es vielleicht noch nicht geschehen ist."

Der Freund schüttelte ungläubig den Kopf. Er schien an meinem Verstand zu zweifeln.

„Was gedenken Sie zu tun?"

„Zunächst werde ich nach Berlin fahren, um zu sehen, ob es nicht doch noch einen Weg gibt", erwiderte ich.

Ich fuhr nach Berlin. Reinhold Schneider hatte mich an seinen Freund Jochen Klepper verwiesen, der durch seine Ehe in der selben Lage war wie ich und ebenfalls aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden war.

E-161
burg, München

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Schreibverbot hatte inzwischen in meinem Innern eine ungeheure Wirkung ausgelöst. Während meiner Arbeit an der Chronik Baden-Badens war ich beständig auf die Figur Napoleons III. gestoßen. Ich hatte daran gedacht, über ihn einmal eine Biographie zu schreiben. Jetzt ordnete sich mit einem Male der ganze Stoff, und als ich in Berlin Jochen Klepper gegenübersaß, trug ich ihm den ganzen Plan vor. Er gab mir zunächst den gleichen Rat wie mein Badener Freund. „Mir wäre es vollkommen gleichgültig, was ich machen müßte", sagte er. „Ich würde auch eine ganz gewöhnliche Arbeit übernehmen, wenn ich damit nur meine Familie durchbrächte."

Als er sah, daß ich hartnäckig blieb, erklärte er sich bereit, mir einen Verleger zu vermitteln, der an dem Buch Interesse hätte.

Als ich nachhause fuhr, hatte ich einen fertigen Plan im Kopfe.

„Ich werde jetzt eine Biographie über Hitler schreiben", sagte ich zu Reinhold Schneider. „Wenn wir uns in Zukunft über Napoleon III. unterhalten, wissen Sie, wen ich meine."

„Tun Sie das", erwiderte Schneider. „Sie können sich auf meine Hilfe verlassen."

Reinhold Schneider, der große Christ, hat sein Wort gehalten. Der edle Jochen Klepper, der mir so stark schien, ist aus dem Leben gegangen. Ich habe die Last getragen.

Das Buch, das unter meinen Händen wuchs, war kein gewöhnliches Buch: es war der Ausbruch eines Vulkans.

Die innere und die äußere Situation war gefährlich. Ich hatte beständig das Bild Hitlers vor Augen und mußte trotzdem gewissenhaft darauf bedacht sein, mir keinerlei Geschichtsfälschung zuschulden kommen zu lassen. Anderseits wurde ich überwacht und kontrolliert, und ein Mißverständnis darüber, wer gemeint sein konnte, war gar nicht möglich.

Als ich etwa die Hälfte des Buches geschrieben hatte, trat ich mit einem neuen Verleger in Verbindung. Reinhold Schneider wußte auch hier den richtigen Weg. Er verwies mich an Hermann Rinn, der in München die Reihe „Gestalten und Probleme der europäischen Geschichte" herausgab und sofort zugriff. Ein anderer Freund hat mir dabei unschätzbare Dienste geleistet.

Der Verlag tat alles, um mir die Weiterarbeit zu ermöglichen und mich jahrelang über Wasser zu halten.

Trotz aller Anstrengungen war es nicht möglich, das Buch noch während der Herrschaft des Dritten Reiches herauszubringen. Das Warten war

lange und schmerzlich genug. Heute bin ich froh darüber. Das Thema hat an seiner Aktualität nichts eingebüßt.

Ich stelle nur folgendes fest: es hat in Deutschland einen Autor gegeben, der während der Herrschaft der Diktatur eine gründliche Abrechnung mit der Diktatur vom Standpunkt der Demokratie geschrieben hat. Und es hat in dieser Zeit Männer im Verlagswesen gegeben, die gewillt waren, diese Abrechnung herauszubringen.

Damit will ich weder für Autor noch Verlag ein Monopol beanspruchen. Ich weiß, wie mutig der Kampf des Geistes gegen die Gewalt geführt wurde. Ich will nur zeigen, daß hier zu diesem Geisteskampf ein weiteres Beispiel vorliegt.

Und damit komme ich zu der sachlichen Seite des ganzen Problems: Demokratie und Diktatur.

Die Antike kennt die griechische Tyrannis und die römische Diktatur. Die Tyrannis hat, soziologisch betrachtet, zu ihrer Voraussetzung die Revolution und den aus ihr hervorgegangenen Usurpator. Plaß hat in seinem grundlegenden Werk über die Tyrannis zweihundertvierunddreißig Tyrannen aufgezählt. Mehr als die Hälfte gehört der nachdemokratischen Zeit der griechischen Antike an.

Die Diktatur ist in der Verfassung der römischen Republik verankert. Um die Revolution zu verhindern, wird in Ausnahmezeiten ein Diktator auf beschränkte Zeit mit unumschränkten Vollmachten ausgestattet. Nach Ablauf dieser Zeit gibt er den Auftrag zurück.

Sulla durchbricht als erster diese Ordnung und Cäsar folgt seinem Beispiel. Die Diktatur wird von der Verfassung abgelöst und damit zur Tyrannis.

Napoleon I. und Napoleon III. nehmen sich diesen Vorgang zum Vorbild, nur daß ihr Rang im umgekehrten Verhältnis steht: Napoleon I. hat Ähnlichkeit mit Cäsar, Napoleon III. mit Sulla, auf den er sich auch beruft. Sie sind beide aus einer Revolution hervorgegangen.

Der Bonapartismus ist Diktatur als Selbstzweck. Die demokratische Grundlage ist vollkommen verlassen. Demokratie und Diktatur stehen sich schroff gegenüber.

Der Artikel 48 der Weimarer Verfassung bot die Handhabe einer Diktatur nach römischem Vorbild. Hindenburg machte mit Hilfe der Notverordnungen Gebrauch davon. Als Hitler an die Macht gekommen war, bot das sogenannte Ermächtigungsgesetz nur noch den Schein demokratischer Legalität. Die Diktatur wurde zur Tyrannis.

Hier ist der Angelpunkt meines Vergleiches zwischen Napoleon III. und Hitler. Beide waren eine schlecht geratene Kopie Napoleons I.
Es mag Zufall sein, daß beide am 20. April geboren waren. Es mag auch Zufall sein, daß sie beide die Häupter einer Partei waren. Es war bestimmt kein Zufall, daß sie als Verschwörer begonnen und geendet haben: Als Verschwörer gegen den Staat, als Verschwörer gegen die Republik und als Verschwörer gegen die Welt.
Beide wollten noch einmal das „Reich" begründen und beide haben es sinnlos verspielt.
Man lese statt Frankreich Deutschland, statt Bonapartismus Nationalsozialismus, statt Second-Empire Drittes Reich — und man hat schon den Ausgangspunkt einer erstaunlichen Parallelität des Ablaufes, der nicht im Prinzip verschieden ist, sondern nur in der Dimension, entsprechend der Überdimensionalität unserer Zeit überhaupt.
Beide sind im Charakter gleich: die Stärke als Überkompensation angeborener Schwäche, der Fanatismus, die Hysterie, das Unwahrhaftige, das Unfehlbare, das Nachahmende, das Propagandistische, der Machtkomplex, die Politik des Prestiges, die Berufung auf die Vorsehung.
Beide haben ungeheure Wahlerfolge. Beide betrachten sich als die Erwählten der Masse. Beide berufen sich auf Arbeiter und Bauer. Beide bauen die Armee zu einem Machtinstrument aus. Beide gründen den unumschränkten Polizeistaat.
Die Presse und die Kunst werden durch die Zensur geknebelt. Der freie Geist an den Universitäten wird unter Aufsicht gestellt. Dichter und Schriftsteller werden des Landes verwiesen.
Der Zentralismus ist der selbe. Die Präfekten entsprechen den Statthaltern, die Provinzen den Gauen. Alle wichtigen Posten werden mit Parteigängern besetzt.
Das Finanzgebaren ist das gleiche. Kredit ist das Zauberwort. Arbeitsbeschaffung das andere. Der Eisenbahn entspricht die Autobahn. Wie Paris sollte auch Berlin nach einem großangelegten Achsial- und Radialsystem umgebaut werden.
Der Einrichtung der Mouchards entspricht die Einrichtung der Geheimen Staatspolizei. Und dem System der Deportation entspricht das System der Konzentration in Lagern .
Es sind nur einige Andeutungen. Die Parallele geht oft bis in die Rede. Wenn Napoleon III. angesichts der Armee und Flotte sagt: „L'Empire c'est la paix!", so werden wir an zahlreiche ähnliche

Friedensbeteuerungen Hitlers erinnert. Der Krieg war das Ziel beider von Anbeginn.

So war auch das Schicksal in der Katastrophe beiden von Anbeginn bestimmt. Sie haben die Schlachten gewonnen und den Krieg verloren. Der steile Anstieg mußte den steilen Absturz beschleunigen.

Es gibt freilich auch Unterschiede: Es sind Unterschiede des Grades, nicht der Methode. Ich brauche mich bei diesen nicht aufzuhalten.

Es leuchtet ein, daß dieses Buch nicht leicht zu schreiben war. Ich durfte mich bewußt keiner historischen Fälschung schuldig machen. Allein, die Zeit hatte hellhörig gemacht. Es war nur notwendig, aus den gegebenen Elementen das auszuwählen, was die Ähnlichkeit der Porträts unterstrich. Die Quellen flossen reichlich genug.

Vor allem zeigte es sich, daß die älteren Quellen zuverlässiger waren. Sie stammen aus der Unmittelbarkeit des Erlebens. Später mußte zwar das Bildnis vielfach korrigiert werden, es wurde aber auch verfälscht entsprechend der anderen Zeitlage.

Hier zwischen Dichtung und Wahrheit die richtige Mitte zu finden, das war, ich muß es gestehen, die schwierigste Aufgabe. Ich wage kaum zu behaupten, daß ich sie vollkommen gelöst habe.

ZUM GELEIT

Baden-Baden, 2. September 1942.

Heute ist der Tag von Sedan . . .
In meiner Kinderzeit wehten an diesem Tage die Fahnen. An ihm war das zweite französische Kaiserreich gestorben und das zweite deutsche Kaiserreich geboren. Für mich war es ein feierliches Zeugnis meines eigenen Geburtstages. Ich war stolz, daß an ihm geflaggt wurde.
Der Tag von Sedan war so gleichsam meine erste Berührung mit Napoleon III.
Mein Großvater hatte den deutsch-französischen Krieg als badischer Grenadier mitgemacht. Wenn er uns von Weißenburg und Wörth, von Sedan und Paris erzählte, lauschten wir noch erregter und gespannter als den alten Hexen-Geschichten der Großmutter. Wir bewunderten und fürchteten, bemitleideten und verabscheuten abwechselnd den französischen Kaiser.
Aus den aufregenden Berichten des Großvaters formte sich in meiner Phantasie die pittoreske Gestalt des Kaisers: das wächserne Gesicht mit dem riesenhaften Schnurrbart, der an seinen Enden gedreht war, das Käppi, das die Stirne verdeckte und die roten Hosen mit den weißen Gamaschen.
Dieses Bild tauchte immer vor meinen Augen auf, wenn ich später in der Geschichte des deutsch-französischen Krieges las. Ich fürchte, es spukt auch in diesem Buche ein wenig.
Auf Arenenberg und in Straßburg, auf Wilhelmshöhe und in der Romagna begegnete mir dann wieder seine gespenstische Spur. Aber erst in Baden-Baden begann sie mich wirklich zu beschäftigen.
Nun ist mir die Figur Napoleons III. seit Jahren vertraut durch meine literarischen und stadtgeschichtlichen Arbeiten über Baden-Baden. Obwohl ich auch in Paris den Spuren meines Helden gefolgt bin, wäre dies kaum notwendig gewesen, so sehr war Baden-Baden in den fünfziger und sechziger Jahren ein getreues Abbild von Paris.
Das bunte Gemisch der Boulevards ergoß sich in breiten Strömen

während des Sommers in das Bad und die grandes cocottes schlugen ihre leichten Zelte an der Seine ab und an der Oos wieder auf.
Die Napoleoniden und Bonapartisten kamen schon während des Ersten Kaiserreichs nach Baden-Baden und erst recht nach seinem Zusammenbruch. Saß doch auf dem badischen Thron die Großherzogin Stéphanie Beauharnais, die Einzige, die nicht gestürzt war. Hortense, die Mutter unseres Helden, kam. Die Vorbereitungen zum Straßburger Putsch wurden hier getroffen. Der Prinzpräsident erschien auf Brautschau. Der Kaiser und die Kaiserin kamen öfters. 1860 war der Fürstentag, an dem der Kaiser teilnahm. Bismarck begegnete dem Kaiserpaar im Neuen Schloß . . .
War Paris, nach den Worten Eugène Guinots, die „Capitale d'hiver", so war Baden-Baden die „Capitale d'été"!
So hat sich mir die Gestalt Napoleons III. förmlich zu einer Darstellung aufgedrängt. Zahlreiches Material über die Napoleoniden habe ich hier gefunden, und so ist es auch kein Zufall, wenn ich meine Geschichte in Baden-Baden beginnen lasse.

*

Dieses Buch stellt den Versuch einer politischen Biographie dar.
Man hat Biographien Napoleons III. unter menschlichem, erotischem, anekdotischem, soziologischem und politischem Aspekt geschrieben, aber man hat die primär politische Problemstellung, die an den Namen Napoleons III. geknüpft ist, bis jetzt kaum zum Ausgangspunkt einer Darstellung genommen. Die Tatsache, daß der Franzosen-Kaiser nicht primär politisch dachte und handelte, befreit uns keineswegs von der Verpflichtung, ihn als politisches Phänomen zu betrachten.
Freilich verpflichtet uns eine solche Betrachtung zugleich zu unbestechlicher Kritik. Selten hat ein politisch unfähiger und unbegabter Mensch soviel politisch experimentiert. Er ist darin zugleich ein Produkt des neunzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Experimente.
Wenn wir Erfolg und Mißerfolg seiner Politik gegenseitig abwägen, so drängt sich uns die Wahrheit eines einzigen Satzes auf: Er verdankt alles seinem Namen und nichts seinen Taten. Er erkannte frühzeitig die mythische Kraft, die dem Namen Napoleon inhärierte, und er stellte sie in den Dienst seiner Taten. Das Resultat war ein Erfolg des Prestiges, der in gar keinem Verhältnis zu den realen Fähigkeiten stand.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die vorliegende Biographie zu betrachten und zu beurteilen.

Die dreifache Gliederung in: Verschwörer — Präsident — Kaiser weist eine eindeutige Entwicklung der Persönlichkeit auf. Die erste Periode ist gekennzeichnet durch Putsche, die zweite durch Staatsstreiche, die dritte durch Kriege. Allen Perioden eigentümlich ist die Verschwörung. Der Verschwörer ist ein Mensch der Negation, nicht der Position. Seine Taten vollziehen sich im Schatten, nicht im Lichte. In die Helle des Tages gestellt, muß er notwendig versagen.

Die drei Perioden umfassen — von der Zeit der Bildung abgesehen — rund vierzig Jahre. Davon gehören rund achtzehn Jahre (1830—48) der Verschwörung, rund vier Jahre (1848—52) der Präsidentschaft, rund achtzehn Jahre (1852—70) dem Kaisertum an.

Die erste Periode ist ein Kampf von Außen nach Innen — ein einziger Mißerfolg. Die Zweite Periode ist ein Kampf von Unten nach Oben — ein einziger Erfolg. Die dritte Periode ist ein Kampf von Innen nach Außen — ein einziger Mißerfolg.

Es zeigt sich also deutlich, daß von einem Erfolg nur gesprochen werden kann in der kurzen Zeit der Verschwörung gegen die Republik. Und gerade hier verdankt er alles der Magie des Namens. Der Bonapartismus war in Frankreich immer lebendig geblieben. Im Besitze der Machtmittel war es ein Leichtes, dem Namen zum Siege zu verhelfen. Diese Tatsache rechtfertigt die gleichmäßige Behandlung der relativ kurzen Zeit. Das Extensive der vorausgehenden und nachfolgenden Periode wird durch das unerhört Intensive der Machtkämpfe in der mittleren Periode ersetzt.

Die Machtkämpfe sind für sein Porträt schlechthin entscheidend. In ihnen entfalten sich alle seine Vorzüge. Er erringt ungeheure Wahlerfolge. Er baut die Armee zu einem Machtinstrument aus. Er macht Reisen und hält Reden, die ihn als Meister der Propaganda zeigen. Er inszeniert einen Staatsstreich und schlägt den Aufstand nieder. Er beseitigt die Republik und erreicht damit das Ziel seines ganzen Verschwörertums: das Kaiserreich.

Seine einzige äußere Tat ist Rom. Doch hier zeigt sich schon der wahre Scheinerfolg seiner Außenpolitik: die Frage des Kirchenstaates hing schwer wie Blei an seinem Fuße und brachte ihn später mit den italienischen Einheitsbestrebungen in Konflikt.

Louis Napoleon war es selbst, der behauptet hat, daß die Zustände des Parlaments zu einer radikalen Lösung gedrängt haben. Das ist

nicht einmal die halbe Wahrheit. Die Republik mußte mit Recht befürchten, daß er nur darauf wartete, ihr den Todesstoß zu versetzen. Die mittlere Periode schuf alle Voraussetzungen einer Diktatur der reinen Gewalt.

*

Über Umfang und Bedeutung des Quellenmaterials und über Art und Weise der Darstellung scheint mir im voraus noch dringend ein Wort notwendig.

In dem Maße, in dem die Gestalt Napoleons I. an geschichtlicher Bedeutung die Figur Napoleons III. überragt — Gestalt ist Tragödie, Figur ist Komödie — in dem Maße überragt auch die Literatur über Napoleon I. das Quellenmaterial über Napoleon III.

Es wäre jedoch ein Irrtum, zu glauben, daß es nicht sehr reichlich fließe. Eine erschöpfende Bibliographie über das Second-Empire würde allein in französischer und deutscher Sprache Tausende von Nummern ergeben. Das angefügte Quellenverzeichnis kann daher keinen Längsschnitt, vielmehr nur einen immerhin umfangreichen Querschnitt vermitteln.

Der innere Wert dieses Stoffes ist sehr unterschiedlich. Er vermag sich in sehr geringem Umfang auf Akten zu berufen, was jedoch keineswegs Schuld der Geschichtsschreibung ist. Fast zwei Jahrzehnte mußten die französischen Historiker schweigen. Inzwischen wurden zahllose belastende Akten — insbesondere die auf Straßburg, Boulogne und den 2. Dezember bezüglichen — vernichtet.

Zum Glück hat die deutsche Geschichtsschreibung der ausgehenden fünfziger und beginnenden sechziger Jahre manches über die Grenze gerettet. Damals schoß eine üppige Literatur aus unserem Boden, die nicht frei von politischer Tendenz war. Sie berührte sich in ihrer leidenschaftlichen Anklage oft mit den Schmähschriften französischer Emigranten.

Eine sehr geschickt angelegte Mystifikation in zehn umfangreichen Bänden nannte sich: „Geheime Memoiren Louis Napoleon Bonapartes". Das Machwerk ist weniger plump als raffiniert und entbehrt als Materialsammlung keineswegs sachlicher Bedeutung. Es gibt jedoch aus jener Zeit auch gediegene deutsche Darstellungen wie die von Sybel und Gottschall oder englische wie die von St. John und Kinglake. Sie sind jedoch zu wenig ausführlich und dämpfen das Grelle, das nun einmal im Charakter Napoleons III. liegt, ins farblose Grau ab.

Es war nicht leicht, aus der Fülle widerstrebender Darstellungen, Dia-

triben, Memoiren, Briefen, Aktenpublikationen, Monographien, Berichten, Romanen, Feuilletons und was dergleichen mehr ist den richtigen Weg zu finden. Ich gestehe offen, daß ich zeitweise versucht war, die romanhafte Historie in einen historischen Roman umzuwandeln. Ich habe es vorgezogen, bei der Historie zu bleiben, ohne auf das Romanhafte zu verzichten.

So ergab sich von selbst die Bevorzugung der epischen Form, des Szenischen, Dialogischen, Episodischen, Anekdotischen. Die Quellen versickerten im Erdreich, um immer wieder dort hervorzubrechen, wo sie sich in das breite Strombett epischen Ablaufes ergießen konnten.

Hinter der schillernden Oberfläche verbirgt sich freilich überall die große thematische Problemstellung: Demokratie und Diktatur. Es wird sich zeigen, daß Kommunismus und Bonapartismus in ihren Extremen komplementäre Erscheinungen sind. Nicht zufällig steht am Beginn des Zweiten Kaiserreichs das Kommunistische Manifest und am Ende die Commune . . .

Der Tag von Sedan ist zur Neige gegangen . . .

DAS ZWEITE KAISERREICH

Wie schön das alles ist, wie schön, und doch —
für den letzten Akt gebe ich nicht zwei Sous.
Alfred de Musset, nach einem Tuilerien-Fest

NAPOLEON I. – NAPOLEON III.

„Wer ist der Gründer der französischen Monarchie?"
„Napoleon!"
„Wie heißt der König, der die Schlacht von d'Arbelles gewann?"
„Napoleon!"
„Wer erbaute die Befestigungen von Paris?"
„Napoleon!"
„Durch wen wurde Pompeji zerstört?"
„Durch Napoleon!"
Mit diesem unnachahmlichen Witz stellt das Charivari, der Simplizissimus des zweiten Kaiserreichs, eine Geschichtsstunde des jungen Louis Napoleon mit dem Lehrer Vieillard dar.
In dem Witz ist die ganze Wahrheit über Napoleon III. ausgesprochen: die maniakalische Besessenheit, mit der er den Mythus Napoleon zum Kultus gestaltete, mit der er sich zum Apostel eines Propheten, zum Farceur eines Tragöden, zum Epigonen eines großen Schöpfers machte.
„Napoléon le petit" nennt ihn Victor Hugo, das Haupt der französischen Romantik, geistig sein bedeutsamster Antagonist, in bewußter Parallele zu „Napoléon le grand". Und er nennt ihn im Unterschied zu Cäsar „Cäsarion", zu Augustus „Augustulus", zu Napoleon „Naboleon". Auch dieser Witz ist treffend und spricht die ganze Wahrheit aus: dem Genie steht das Talent, dem Original die Kopie, dem Akteur der Poseur, dem Helden der Abenteurer, dem Soldaten der Verschwörer, dem Kämpfer der — Schauspieler gegenüber. Napoleon III. ist der Schmieren-Komödiant der Weltgeschichte.
„Auf Erden sind alle in größerem oder geringerem Grade Schauspieler", sagt er selbst in den „Fragmenten zur englischen Geschichte".

„Jeder wählt aber seine Bühne und sein Publikum für sich und bietet alle von seinem Ehrgeiz aufgestachelten Kräfte auf, um den Beifall dieses selbstgewählten Parterre zu erwerben."

Dieses Urteil mag hart, ja überheblich und ungerecht klingen, es wird sich aber zeigen, daß es richtig ist. Die Weltgeschichte mißt mit anderen Maßstäben als die Menschengeschichte. Als Mensch mit allen problematischen Reizen einer interessanten Persönlichkeit ausgestattet, bleibt doch als Resumé ihrer geschichtlichen Auswirkung das völlige Versagen allen gestellten Aufgaben gegenüber. Ein Spieler, der alle Trümpfe in der Hand hatte, und der sie leichtfertig verspielte.

Der Neffe als Onkel: das ist Stoff zu einer Komödie, nicht zu einer Tragödie. Die tragische Dimension Napoleons I., die ins Unendliche verläuft, wird bei Napoleon III. aus der ungeheuren Raumperspektive zur zweidimensionalen Fläche, die Tiefe zur Oberfläche, die große Weltbühne zum kleinen Welttheater, auf dem die Protagonisten wie die Marionetten tanzen. Es wird nicht gehandelt, es wird — gehändelt. Und aus dem Handler wird der Händler.

Eine Ähnlichkeit zwischen Oheim und Neffe war unzweifelhaft vorhanden: dieser war so wenig wie jener Franzose im prägnanten Sinne des Wortes. Frankreich diente beiden nur als Mittel zum Zweck. Napoleon I. haßte es als Beherrscher Korsikas, bis ihm die Revolution Chancen des Aufstieges bot. Napoleon III. war zwar in Paris geboren und zur Hälfte Franzose — war er nicht alles nur zur Hälfte? — aber das Schicksal bestimmte ihm bis zum vierzigsten Lebensjahr das Dasein der Verbannung.

Seinen Werdegang verdankt er fünf anderen Nationen, nur nicht der französischen. Die Schulbildung Deutschland. Die militärische Ausbildung der Schweiz. Die Schule der Verschwörung Italien. Die politische Anschauung England. Die ökonomische Gesinnung Amerika. Von Frankreich kannte er bis zur Präsidentschaft nur die Gefängnisse. Beide waren Fremdlinge und liebten Frankreich nur wie etwas, was ihnen nicht gehörte und was sie daher besitzen wollten!

Napoleon I. ist eine durchaus männliche Natur. Er lebt in der Atmosphäre des Kampfes. Er ist Feldherr und das Schlachtfeld gehört zu den natürlichen Bedingungen seiner Existenz. Aus ihm entfernt, muß er rasch zugrunde gehen. Das ist die Tragödie von St. Helena.

Napoleon III. ist eine weibliche Natur. Er ist streit- und händelsüchtig. Er zettelt ständige Verschwörungen an. Als Prätendent verschwört er sich gegen Frankreich. Als Präsident gegen die Republik. Als Kaiser

gegen Europa. Seine Verbannung hat nichts von tragischer Größe. Er stirbt nicht am Schicksal, er stirbt am Charakter.

Der Passivismus seines Wesens zeigt sich in allen Phasen seines Daseins. Er produziert nicht, er reproduziert. Er ist nicht Komponist, er ist Virtuose. Er macht nicht Geschichte, er schreibt sie — aber schlecht. Er schreibt über Wilhelm III. und meint sich. Bei einem Turnier in Ayrshire erscheint er im Kostüm des Oraniers. Mit den Stuarts meint er die Orléans. Er nimmt die Masken Napoleons und Cäsars vors Gesicht und drapiert seine Gestalt im historischen Kostüm. Und in diesen Maskeraden erscheint er auf der Rampe.

Resultat: der Karneval des zweiten Kaiserreichs.

Die Maskenhaftigkeit des Napoleonkultes läßt sich bis ans Ende deutlich verfolgen. Die Magie des Namens Napoleon mag für den Neffen zeitweise ein Mittel der plumpen Berechnung gewesen sein, im letzten Grunde entsprang sie jedoch dem frauenhaften Kult, den die Mutter Hortense schon in frühester Zeit in ihm fanatisierte.

Auf Schloß Arenenberg hing über dem Bett des jungen Prinzen das Bildnis des Kaisers. Daneben stand ein Schlafsessel, dessen Lehne in der Stickerei der Mutter das bekannte Hütchen des ersten Napoleon trug. Auf einer Karte standen die vier Unterschriften, deren sich der Korse nacheinander bediente: Bonaparte, Napoleon Bonaparte, Napoleon, N. B. Ein Schulbuch des Oheims trug auf der Rückseite den Namen des Neffen. Einen kleinen Pavillon, in dem er sich gerne aufhielt, nannte er: Sankt Napoleons Klause.

Vom ersten Tag an seines politischen Auftretens in Frankreich benützte er Embleme, Daten und Namen des Oheims. Berechnung paarte sich mit Mystik.

Mit der theatralischen Szene vor der Adlerstandarte des siebenten Regiments nahm der Straßburger Putsch seinen Anfang. Die Standarte wurde geküßt und ans Herz gedrückt, man kniete vor ihr nieder. Louis Napoleon nannte sich den „Neffen des Kaisers", rief „Seht diesen Adler!" und alles schrie „Vive l'Empereur!"

Zum Ort des zweiten Putsches wurde Boulogne gewählt, weil es die meisten Erinnerungen an Napoleon I. bot. Hier hatte sich das berühmte Lager befunden, das England bedrohte. Hier stand die Napoleonssäule. Das Unternehmen war so angelegt, daß man am 15. August, am Napoleonstage, den Einzug in Paris halten konnte. Man brachte einen hölzernen und einen lebendigen Adler mit. Dieser war darauf abgerichtet, daß er sich aus der Luft auf das Haupt des

Prinzen niederließ. Als Lockspeise diente ein Stück rohes Fleisch. „Ihr habt gefragt", rief er am Fuße der Napoleonssäule, „was aus den Adlern von Arcole, Austerlitz und Jena geworden ist? Diese ruhmvollen Adler — hier sind sie! Ich, der Neffe Eures Kaisers, bringe sie Euch wieder — nehmt sie hin!"

Dieser zweite Theatercoup endigte nicht minder schmählich.

Auf Schloß Ham umgab er sich wieder mit Erinnerungen an den Oheim. Auf dem Kamin standen die Büsten des Kaisers und der Kaiserin. An den Wänden hingen Stiche. Auf den Tischen lagen Gegenstände mit dem kaiserlichen Namenszug. Hatte der Kaiser auf St. Helena nicht ein Stück Land bearbeitet? Er forderte ein Stück Land mit dem Hinweis darauf.

In der Zeit der Präsidentschaft tat er alles, um das Kaiserreich stimmungsmäßig vorzubereiten. Auf den Fahnen wurde der napoleonische Adler wieder angebracht. Der Code civil erhielt wieder den Namen Code Napoléon. Der 5. Mai, der Todestag des Kaisers, wurde offiziell gefeiert. Die Wahl auf zehn Jahre geschah nach seinem Vorbild.

Napoleon I. hatte den 18. Brumaire. Der Neffe mußte den 2. Dezember haben. Die Rolle des Bruders Lucien übernahm der Halbbruder Morny. Der 2. Dezember war Erinnerung an Austerlitz und Kaiserkrönung. Auf diesen Tag mußte der Staatsstreich und die Kaiserwahl gelegt werden. Fast war er geneigt, die Annahme der Kaiserwürde hinauszuschieben, denn der Oheim war vier Jahre erster Konsul gewesen. Nur auf das Drängen Persignys gab er endlich seine Mystik preis. Sogleich zog er als Kaiser vom Elysée in die Tuilerien, wie es der Oheim getan hatte. Die Civilliste wurde, nach dem Vorbild des ersten Kaisers, auf fünfundzwanzig Millionen erhöht. Nun fehlte nur noch die Kaiserin. Als er Eugénie Montijo in den Tuilerien dem Senat und dem Gesetzgebenden Körper vorstellte, sagte er: „Gütig und graziös, wird sie, das hoffe ich, die Tugenden der Kaiserin Josephine wieder zu neuem Leben erwecken."

Alles verlief programmatisch. Es fehlte nicht ein Pinselstrich an der Kopie. Nur auf die Salbung des Papstes mußte er schmerzlich verzichten. Pius IX. war geneigt zu kommen, aber Österreich hintertrieb die feierliche Zeremonie. Grund genug, eine antihabsburgische Politik zu betreiben.

Es erübrigt sich, an der Außenpolitik des Kaisers die Rekonstruktionen aufzuzeigen. Am Beispiel Österreich, Preußen, Italien, Rußland, Polen wird sich auch hier der sklavische Nachahmungstrieb

zeigen. In den „Idées Napoléoniennes" (1839) hatte er hierfür schon die theoretischen Richtlinien aufgestellt.

Die Kopie erstreckte sich bis in die Haltung: er trug als Kaiser die Hände auf dem Rücken, wie der Oheim. Er hielt sich in den Räumen auf, in denen der große Kaiser seine Entscheidungen getroffen hatte. Er registrierte auf dem Kalender alle wichtigen Daten der Erinnerung. Da der Oheim Artillerist war, mußte auch der Neffe Artillerist sein (er hat über die Artillerie schon früh ein geschätztes Buch geschrieben). Da Napoleon Cäsar verehrte, mußte auch er Cäsar verehren (über ihn hat er später ein sehr schlechtes Buch geschrieben). Da der Oheim seinen Napoleon II. hatte, mußte er einen Napoleon IV. haben!

Mit einem Wort: er ist nicht Napoleon, er ist Napoleonide. Er gefällt sich in der Rolle eines Sternes zweiter Ordnung. Er kopiert sklavisch den Riesen und macht sich selber zum Zwerg. Die klassische Figur Napoleons wird ins Romantische verfratzt.

Napoleon der Große hat die Idee eines neuen Europa. Die Nationen gehören zu diesem Spektrum, wie die Farben zum Licht. Napoleon der Kleine macht sich das Nationalitätenprinzip zu eigen und löst die Koordinaten aus ihrem zentralen System. Man kann nicht zugleich Eroberer und Befreier sein!

Napoleon der Große hat vier Throne gestürzt, zehn Königreiche, vierzehn Fürstentümer geschaffen und damit Europa erobert. Napoleon der Kleine hat die Nationen befreit und die Hegemonie Frankreichs verspielt. Die verspätete Rolle des Epigonen zeigt sich jedoch nicht nur im Äußeren, vielmehr auch im Inneren. Napoleon I. ist aus der Revolution von 1789 hervorgegangen, Napoleon III. aus der Revolution von 1848. In jener drängte der dritte Stand empor, in dieser der vierte. Der Gefangene von Ham hatte selbst dem Proletariat und der Bekämpfung des Pauperismus eine Studie gewidmet.

Die soziologische Struktur trug und vertrug das Empire nicht mehr. So konnte es nur mit den Mitteln der Diktatur künstlich aufrecht erhalten werden.

Es gehört jedoch ganz zum Wesen dieser Diktatur, daß sie sich den Schein demokratischer Legalität zu verschaffen suchte. Die Wahlpropaganda wurde zu diesem Zweck meisterhaft inszeniert. Die Wahlagenten zogen in riesenhaften Schwärmen in die Provinz und suchten durch Überredung und Bestechung Stimmenfang zu treiben. Das Oberhaupt selbst unternahm Propagandareisen und pries sich als Vertreter von Legalität und Legitimität.

Das Premier-Empire war Staat, das Second-Empire Gesellschaft. In diese Gesellschaft schob sich alles, was aus den untersten Tiefen kam. Dem vierten Stand drängte der fünfte nach. Die fétards, die petites crevés, die boursiers, die viveurs. Die biches, die cocottes, die demimonde, das genre canaille. Die femme du monde gab den Ton der korrupten Gesellschaft an.

Die Theatralik des zweiten Kaiserreichs brachte eine Theatralisierung des gesamten Lebensstiles. Die théâtres selbst schossen wie Pilze aus der Erde. Wer comtesse oder marquise werden wollte, nahm den Weg über die Bretter, die buchstäblich die Welt bedeuteten. Die Actricen, Chanteusen, Balletteusen, Marcheusen und Figurantinnen machten alle ihren Sprung in die Schlösser und Villen. Aus den pièces à femme gingen die großen Maitressen hervor. Und die Bouffes parisiens lieferten mehr Herzoginnen als der alte Adel.

Der Glanz war Talmi. Man imitierte das Rokoko. Aber die Krinoline war nur ein schlecht geratener Reifrock. Und statt des Menuetts tanzte man den Cancan.

Das Abenteuerliche der Gesellschaft findet seine Deutung allein durch den Abenteurer auf dem Throne. Der Kaiser selbst ist der erste Spekulant und Intrigant, der erste boursier und viveur. Er ist Don Quijote und Don Juan in einer Person. Spanisch an ihm ist allerdings allein seine Frau!

Man kann die Kaiserin aus seinem Portrait nicht fortdenken. Seine weibliche Natur bedingt notwendig die männliche Frau. Der Onkel verbat sich das Politisieren Josephinens. Der Neffe geriet immer mehr in Abhängigkeit von der politisierenden Eugénie. Die Kaiserin repräsentierte zuletzt den Staat, der Kaiser die Gesellschaft.

So geschah, was geschehen mußte: die Katastrophen überschlugen sich. „L'Empire c'est la paix!" hatte der Präsident in Bordeaux ausgerufen. Aber der Kaiser beunruhigte Europa, Mexiko und den Orient mit seinen Kriegen, die alle resultatlos verliefen. Jeder äußere Mißerfolg nagte an der inneren Herrschaft der Gewalt. Und die Herrschaft der Gewalt forderte eine Politik des Prestiges, die zu ständigen Verwicklungen trieb.

Als man endlich wieder von Liberalismus sprach, war es längst zu spät geworden. Die Rasereien der Commune waren dann nur eine indirekte Folge des verlorenen Krieges von 1870/71: in ihnen brach das Gericht über die Diktatur herein.

Es ist schwer, die positiven Leistungen des zweiten Kaiserreichs zu-

sammenzufassen. Fast möchte man es paradox formulieren: seine positiven Leistungen bestehen aus seinen negativen. Napoleon III. hat die antihabsburgische Politik Napoleons I. weitergeführt und damit Deutschland und Italien eigentlich schaffen helfen. Cavour und Bismarck waren ihm weit überlegen. So hat er die Hegemonie Frankreichs vertan.

Die dritte Republik hat es instinktiv empfunden. Mag auch im Innern das Ressentiment gegen den Vernichter der zweiten Republik das Urteil beeinflußt haben — der Ruf nach Rache für Sadowa und Sedan war der Schrei des geschlagenen Frankreich. Geschlagen durch seinen eigenen Kaiser.

So widerspricht das nachfolgende Gemälde vom zweiten Kaiserreich keineswegs den Auffassungen der dritten Republik. Allein der Verfasser schreibt als Deutscher, nicht als Franzose. Damit muß er notwendig die negative Leistung Napoleons III. als einzige positive empfinden. Aber dabei steht er mit der französischen Auffassung nicht im Widerspruch.

Die französische Geschichtsschreibung zeigt hier allerdings ein zwiespältiges Gesicht, je nachdem sie das mythische Antlitz Napoleons I. monumentalisiert, wie z. B. Faure, oder desillusioniert, wie z. B. Guérard, für den Napoleon I. nichts, Napoleon III. zwar nicht alles, aber doch immerhin sehr viel bedeutet.

Man kann darauf hinweisen, daß von den militärischen Errungenschaften Napoleons I. für Frankreich nichts übrig geblieben ist, von den zivilisatorischen Errungenschaften Napoleons III. hingegen sehr viel. Entscheidend bleibt jedoch, daß der große Kaiser die Hegemonie Frankreichs in Europa begründet, der kleine Kaiser hingegen verspielt hat.

Nach Waterloo ist noch sehr viel geblieben: Frankreich ungeteilt, das erste deutsche Reich zerschlagen und in seinen Teilen gegeneinander gerichtet, also für Frankreich ungefährlich, die nationale Einheit des Landes durch die Neugliederung in Departements gesichert, der unzerstörbare Ruhm der großen Armee, die unaufhaltsame Revolutionierung des ganzen Kontinents als nachwirkende Kraft der napoleonischen Kriege: — kurz die hegemoniale Position Frankreichs als ein Nimbus, der die Tatsache der äußeren Auflösung des Empire überdauerte.

Nach Sedan ist davon nichts geblieben. Frankreich hat Elsaß-Lothringen verloren, das zweite deutsche Reich hat sich als eine starke und drohende

nationale Einheit gebildet, die französische Armee ruhmlos geschlagen, die Revolution nicht in Europa, aber im eigenen Lande — kurz, der Nimbus des Empire ist für immer ins Schattenhafte verflüchtigt.

Es ist wahr, daß Napoleon I. die Möglichkeiten des Unterseebotes und des Dampfschiffes nicht erkannte, als Fulton ihm diese eröffnete, während Napoleon III. Dampfschiff und Panzerschiff in seine Flotte einführte. Aber war Frankreich eine Seemacht oder eine Kontinentalmacht?

Es ist wahr, daß die Heere Napoleons I. das alte Steinschloß des Ancien régime und die Bombarde von Gribeauval behielten, während Napoleon III. auf dem Wasser gedeckte Batterien und im Felde die Mitrailleusen verwendete. Aber hat der Oheim oder der Neffe die zahlreichen Schlachten gewonnen?

Es ist wahr, daß Frankreich durch die Revolution und das erste Empire seinen Kolonialbesitz an England verlor, während das zweite Empire Expeditionen nach Cochin-China, Senegal und Algier unternahm. Aber verdankt es seine Kolonien ihm, oder den Verträgen und Eroberungen der dritten Republik?

Er wäre töricht, zu bestreiten, was Napoleon III. für die Industrialisierung und Technisierung des Landes getan hat, welche Verdienste er um die Einführung der Eisenbahn und den Bau des Suezkanales hat. Aber selbst ein so großer Desillusionist wie Guérard muß zugeben, daß die Verhältnisse für das zweite Empire viel günstiger lagen: Napoleon I. kam nach zehn Jahren der Revolution und des Krieges, Napoleon III. nach einer vollen Generation des Friedens.

Geradezu absurd ist aber die Behauptung, Napoleon I. habe in die Vergangenheit geschaut, Napoleon III. in die Zukunft. Die industriellen und technischen Aufgaben hat das Jahrhundert gestellt, nicht das zweite Kaiserreich. Es waren eher republikanische Ideen, die der Kaiser verwirklichte.

Die Zukunftsvision Napoleon I. war ganz anderer Art: „Ich wollte die Verschmelzung der großen europäischen Interessen vorbereiten, so wie ich die der Parteien unter uns bewerkstelligt habe ... Diese Zusammenballung wird sich früher oder später durch die Macht der Tatsachen vollziehen; der Anstoß ist gegeben, und ich glaube nicht, daß nach meinem Sturz und dem Verschwinden meines Systems in Europa ein anderes großes Gleichgewicht möglich sein wird als Zusammenschluß und Bündnis unter den großen Völkern", sagte der Gefangene von St. Helena rückblickend.

Die Ergebnisse des ersten Kaiserreichs sind über jeden Zweifel erhaben: sie haben Europa verwandelt und sind von säkularer Bedeutung. Hinter die Ergebnisse des zweiten Kaiserreichs muß man nicht nur seine Ausrufezeichen, sondern auch seine Fragezeichen machen. Im Inneren ist vieles, im Äußeren alles zweifelhaft.

Recht zweifelhaft ist auch, vom Standpunkt des Franzosen, die radikale Bauwut Napoleons III., die er gemeinsam mit dem Seinepräfekten Haußmann — einem Elsässer — in Paris austobte. Das große Achsenkreuz, das den Kern der Stadt in Transversalen durchschneidet und die neuen Boulevards, die sich in konzentrischen Ringen über dieses ausbreiten, mögen ein revolutionsstrategisches und verkehrtechnisches Meisterstück gewesen sein — was jedoch dabei fallen mußte, war historisch bedeutsam und was an seine Stelle trat, war prunkhaft hohle Fassade ohne jeden architektonischen und ästhetischen Wert. Ganz abgesehen von dem ruinösen und korruptiven Finanzgebaren, das es zur Folge hatte!

Von welcher einfachen, antiken Größe sind auch hier die Bauwerke des ersten Kaiserreichs, die im Arc de Triomphe ihren monumentalen Ausdruck gefunden haben.

Das erste und das zweite Kaiserreich stellen eine geschichtliche Einheit dar. Im Bild der antiken Tragödie gesprochen: auf die Trilogie folgt die Tetralogie. Die Tragödie endigt in der Komödie. Der Komos übertönt im wilden Geschrei den Schicksalsgesang des Chores.

Im Empire stirbt eine Welt. Das Premier-Empire hat etwas von der antiken Größe des Roms der Cäsaren. Das Second-Empire hat sein Vor- und Abbild allein im spätrömischen Luxus, im Carpe diem. Es ist die Danse macabre des Imperiums. Ein Sterben in Schönheit.

Nietzsches Begriff der décadence entstammt dem zweiten Kaiserreich. Morbide Eleganz, Rausch der künstlichen Paradiese, Tanz über dem Vulkan: eine Seifenblase steigt bunt schillernd, schön opalisierend in die Höhe und — zerplatzt. Alles ist hohl an diesem Glanz. Man färbt die hektischen Wangen mit Rot und täuscht so das Leben vor. La Dame aux Camélias ist Symbol und Idol.

Man sieht: die biographische Darstellung führt notwendig zu der ideenpolitischen Betrachtung. Das ist der Sinn von Ober- und Untertitel dieses Buches.

Trotzdem erscheint es dem Verfasser als geboten, ausdrücklich zu bemerken, daß er über alles Prinzipielle hinausgehend ein streng historisches Buch schreibt, das an die Person Napoleons III. gebunden ist

und das weder auf eine frühere, noch auf eine spätere Epoche Anwendung finden kann. Am wenigsten seine beiden Götter Cäsar und Napoleon I. sind, an ihm gemessen, vergleichbare Größen.

Der dämonische Mensch vom Typus Cäsars und Napoleons I. ist der schöpferische Mensch par excellence. Er ist der Widersacher des Göttlichen im Sinne des prometheischen Lichtbringers, indem er den Akt der Schöpfung perpetuiert, der allein Gottes ist. In diesem Sinne wird sein Dasein zu tragischer Schuldhaftigkeit. Die Aktion verurteilt ihn notwendig zur Passion.

Der pseudodämonische Mensch vom Typus eines Napoleon III. ermangelt aller schöpferischen Kraft. Er ist ein Imitator, der mit der Maske des Dämons spielt. Was für den Schöpfer Kunst ist, das ist für den Imitator Lüge. Er denkt immer das Gegenteil von dem, was er sagt. Das Leben Napoleons III. ist ein einziges Gewebe von Unwahrhaftigkeiten.

Das Tragische liegt in diesem Falle nicht bei der Persönlichkeit, vielmehr bei der Masse, die kein Gefühl für die feineren Unterschiede des Dämonischen und Pseudodämonischen hat. Es gibt nicht hunderte, es gibt tausende von Beispielen in der Geschichte, in denen der Imitator vor dem Initiator den größeren Erfolg gehabt hat. Erfolg freilich nie für die Dauer, sondern immer nur für den Augenblick.

Das ist die tragikomische Geschichte unseres Helden.

Napoleon III. hat die zweite Republik gestürzt und das zweite Kaiserreich geschaffen. Das ist sein Erfolg des Augenblicks. Auf die Dauer konnte sein Mißerfolg nicht ausbleiben; ein anderes zweites Kaiserreich war die indirekte Folge seines politischen Unvermögens und eine dritte Republik im eigenen Lande.

Die Interventions-, Kompensations- und Nationalitätenpolitik, durch welche die dritte Periode gekennzeichnet ist, erwies sich als katastrophaler Fehlschlag. So war das Fin d'Empire unvermeidlich. Nachdem in Versailles das Hoch auf den neuen deutschen Kaiser verklungen war, brach in Paris die Bestie der Commune los.

Ein Buch über Napoleon III. wird so notwendig zum Gericht. Für die Franzosen ebenso wie für die Deutschen. In der Sphäre des Abenteuerlichen geblieben, würde man die schillernden Reize seines Naturells vermutlich schätzen und lieben. In der Sphäre des Politischen muß man über sie richten.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

DER VERSCHWÖRER

HORTENSE

Im Juli des Jahres 1814 fuhr ein Wagen, von Straßburg her kommend, in das idyllisch ruhige Tal der Oos. Es war schon Abend geworden und der feurig rote Ball der Sonne stand über dem Vogesenkamm. Endlich ein erlabender Luftzug nach der Hitze des Tages.

Hinter den flatternden Vorhängen bemerkte man zwei Damen, die offenbar in Trauer waren. Von Zeit zu Zeit hoben sie den Vorhang und schauten suchend über den holperigen Weg. Sie erwarteten wohl, daß ihnen irgendjemand entgegenkomme. Der schmerzhafte Ausdruck der Gesichter verriet einen leichten Anflug von Freude, seit der Wagen in das Tal eingebogen war.

Sie schwiegen beharrlich, denn die Gedanken hatten genug mit sich selber zu tun. Der Kaiser auf Elba. Die Kaiserin gestorben. Das Kaiserreich in Schutt und Asche. Der Traum war zu Ende, die Wirklichkeit war hart und unerbittlich, und die Zukunft schattenhaft wie ein Gespenst.

Dort links auf dem Berg lag eine düstere Ruine. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne überglänzten das Mauerwerk. Sinkende Sonne und glanzvolle Trümmer — war das nicht ein Symbol? Symbol der Welt, die gerade hinter ihnen lag?

Bald sprengte ein Reiter im Galopp auf den Wagen zu. Als die Damen die leichten Staubwirbel sahen und den Hufschlag hörten, huschte etwas von dem späten Glanz der Sonne über ihre Züge. Es war der Bruder der einen, den sie erwartet hatten und der sie erwartete.

Die Geschwister lagen sich in den Armen. Obwohl sie sich erst vor kurzem getrennt hatten, kam es ihnen wie eine halbe Ewigkeit vor. Ach, die Tage der Freude eilen so rasch und die Tage des Leides kriechen so schneckenhaft langsam!

„Ich gebe dir die Hälfte unserer Wohnung ab," sagte der Bruder. „Hier ist keine Unterkunft zu finden. Baden ist überfüllt mit Prinzen,

Prinzessinnen und Fremden aus aller Herren Länder. Ich hoffe, daß Du Dich nicht allzu unglücklich fühlen wirst in den kleinen Zimmerchen. Du bist ja nicht anspruchsvoll, und immerhin wohnst Du neben uns."

Die Schwester nickte nur müde und lächelte. Sie war glücklich, bei ihrem Bruder zu sein.

So setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Die Stadt Baden war ganz nahe. Es ging durch das Ooser Tor hinein und durch das Beuerner Tor hinaus. Eine kleine, noch halb mittelalterliche Stadt, dieses Baden. Eben schien man dabei, den alten Gürtel zu sprengen und da und dort neue Häuser und Unterkünfte zu bauen. Cottas Badischer Hof war aus einem alten Kapuzinerkloster entstanden.

Vor dem Beuerner Tor begann die Lichtentaler Vorstadt. Hier erreichte man rasch ein kleines Hafnerhaus — une modeste maison nannte es sich anspruchslos — das Quartier des Bruders. Man war am Ziel und war glücklich.

Es ist nicht schwer zu erraten, wer die Geschwister waren. Es waren Hortense, Exkönigin von Holland und jetzige Duchesse de Saint-Leu, und Eugène de Beauharnais, Vizekönig von Italien. Die Reisebegleiterin der Exkönigin war die rührend anhängliche Hofdame Mademoiselle Cochelet.

Hortense-Eugénie de Beauharnais ist am 10. April 1783 zu Paris geboren. Als sie in der Madeleine getauft wurde, zogen schon die ersten Wolken der großen Revolution am Himmel des Ancien Régime herauf. Der Vater, Alexander-François-Marie de Beauharnais, Sohn des Marquis de la Ferté-Beauharnais, war damals ein dreiundzwanzigjähriger Hauptmann, von allen Frauen begehrt. Die Mutter Marie-Joseph-Rose Tascher de la Pagerie entstammte, wie der Vater, einer alten französischen Adelsfamilie, die auf die nordamerikanischen Inseln-Kolonien verschlagen worden war.

1779 hatten sie in Frankreich geheiratet. 1781 wurde der Sohn Eugène-Rose geboren. 1783 die Tochter Hortense. Sie blieben die einzigen Geschwister. Die Ehe litt unter Eifersucht der Gattin. Scheidungsverhandlungen blieben erfolglos. Nun suchte Josephine das Heil in der Flucht; im Juni 1788 schiffte sie sich mit ihrer fünfjährigen Tochter nach ihrer Heimat Martinique auf den kleinen Antillen ein. Dort lebte die Mutter auf einer bescheidenen Besitzung.

Am Fuße feuerspeiender Berge und unter Neger- und Mulattenkindern spielend, empfing Hortense ihre ersten Kindheitseindrücke. Als es

im Herbst 1790 zu einem Aufstand der Schwarzen kam, floh die Familie auf der Fregatte „La Sensible". Ohne es gewollt zu haben, landeten Josephine und Hortense wieder in Frankreich.

Dort war inzwischen die Revolution ausgebrochen. Der Gatte Josephinens spielte eine große Rolle. Nach der Gefangennahme des Königs wurde er Präsident der konstituierenden Versammlung.

Dann kamen die Tage der Schreckensherrschaft. Im März 1794 wurde der Vater, im April die Mutter verhaftet. Die Kinder blieben unter dem Schutze der Erzieherin. Sie erlebten in nächster Nähe das „Fest der höchsten Vernunft". Als Robespierre Feuer an die Holzstatuen gelegt hatte, flog ein Funke auf Hortensens Kleid, das sogleich zu brennen begann. Nur mit Mühe konnte sie gerettet werden.

Am 23. Juli 1794 fiel das Haupt des Vaters unter der Guillotine. Nur dem vier Tage später erfolgenden Sturz Robespierres verdankte die Mutter ihr Leben.

1795, als Zwölfjährige, kam Hortense nach Saint-Germain, in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Campan, der ehemaligen Vorleserin Marie Antoinettens. Hier erlebte sie ihre erste glückliche Zeit. Auf einem Diner bei dem Mitglied des Direktoriums Barras, zu dem die Mutter sie mitnahm, sah sie zum ersten Male Napoleon.

Am 9. März 1796 wurde Josephine die Gattin des Generals Bonaparte. Der glorreiche Feldzug in Italien begann. Madame Campan erzählte Hortense begeistert von den Siegen. Hortense entgegnete lakonisch: „Madame, ich lasse ihm gerne alle seine Eroberungen, aber die meiner Mutter werde ich ihm nie verzeihen."

Nach der Rückkehr Bonapartes und Josephinens aus Italien verließ Hortense Saint-Germain und zog zu den Eltern. Bonaparte ging nach Ägypten und kehrte, vom Jubel umbraust, nach Frankreich zurück. Am 16. Brumaire des Jahres VIII. — am 16. November 1799 — schickte er plötzlich Hortense gemeinsam mit seiner Schwester Karoline nach Saint-Germain. In der Nacht zum 19. Brumaire klopften vier Grenadiere an die Tore des Mädchenpensionats, um den Damen die Ernennung Napoleons zum Ersten Konsul mitzuteilen.

Hortense folgte den Eltern in das Palais de Luxembourg und später in die Tuilerien. Sie war nun ein siebzehnjähriges Mädchen, blond, blauäugig, temperamentvoll, klug und empfindsam zugleich. Nur der Mund war etwas groß, aber die perlenweißen Zähne glichen den Fehler aus.

Es kamen Freier, die nicht nur um die Gunst des allmächtigen Ersten

Konsuls buhlten. Hortense blieb gleichgültig. Napoleon hatte aber schon damals seine Dynastie im Auge und bestimmte seinen zweitjüngsten Bruder Louis Bonaparte zu ihrem Gatten. Am 3. Januar 1802 fand die Hochzeit des fünfundzwanzigjährigen Louis Bonaparte mit der neunzehnjährigen Hortense statt.

Diese Ehe wurde für Hortense zur wahren Hölle. Louis war ein Psychopath, der an Verfolgungswahn litt. Er schrieb Romane und Gedichte und war, nach den eigenen Aussagen seines großen Bruders, durch die Lektüre Rousseaus verdorben. Hinter den verträumten, melancholischen Augen glomm das Feuer eines Besessenen. Schon in der ersten Zeit seiner Ehe wurde er von einem Leiden befallen, das allmählich zu einer Lähmung des rechten Armes führte.

Hortense führte unterdessen ein fröhliches, ausgelassenes, wenn auch keineswegs bedenkliches Leben. Sie dürstete nach Bewunderung und empfing auch dafür von ihrem Gatten nur — Verwundung. Es kam zu heftigen Szenen und zeitweiliger Trennung.

Am 10. Oktober 1802 brachte Hortense ihren ersten Sohn, Napoleon-Charles, zur Welt. Als sich Napoleon im Mai 1804 zum erblichen Kaiser hatte erklären lassen, wurde Napoleon-Charles zum mutmaßlichen Thronfolger erklärt, da Napoleon und seine anderen Brüder damals noch keine männlichen Nachkommen besaßen. Hortense wurde Princesse Louis.

Um diese Zeit begann eine Herzensangelegenheit, die zum großen Roman ihres Lebens werden sollte. Ein junger Offizier trat in ihr gequältes Dasein, der in Wahrheit ein Sohn des berühmten Talleyrand sein sollte: Auguste-Charles-Joseph de Flahaut de la Billarderie. Flahaut war im gleichen Alter wie Hortense und vom Typus jenes unwiderstehlichen Helden, wie ihn Stendhal in der „Chartreuse de Parme" geschildert hat: ein Löwe des Salons und des Schlachtfeldes. Sie lernten sich auf Bällen kennen. Sie tanzten, sangen Duos, und die sentimentale Liebesgeschichte Flahauts mit einer jungen Polin erregte Hortensens romantische Phantasie. Aber sie kämpfte energisch gegen alle Gefühle, um dem Gatten keinen neuen Grund zur Eifersucht zu geben. Erst als sie Flahaut bei einem Gartenfest am Arme Karolinens sah — die inzwischen ihren geliebten Murat geheiratet hatte — entdeckte sie mit Schrecken, wie sehr sie ihn liebte.

Im Oktober 1805 wurde sie Mutter ihres zweiten Sohnes Napoleon-Louis. Dieser wurde vom Papste unter großem Gepränge getauft, der zur Kaiserkrönung im Dezember nach Paris gekommen war.

Die Feste zur Feier der Krönung übertaumelten sich. Hortense und Flahaut tanzten wieder zusammen. Indessen kam es zur Aussprache. Flahaut warf ihr Koketterie vor.

„Ich, kokett!" rief sie erstaunt.

„Ja, Sie haben mir Ihr Wohlwollen gezeigt, mehr verlangte ich nicht. Es machte mich glücklich. Und nun, scheint es, bin ich plötzlich ein Gegenstand des Hasses für Sie geworden."

Hortense sah erschreckt, daß ihre Tränen flossen. Das sagte eigentlich alles. Auch Flahaut war bewegt.

„Sie haben einiges Interesse für mich, warum haben Sie es mich nicht wissen lassen? Sie hätten mir viel Pein erspart. Und jetzt, wo ich nur noch Sie liebe, gehöre ich einer anderen."

„Nein, nein, ich liebe Sie nicht," rief Hortense. „Wenn ich es einen Augenblick fürchtete, so ist es vorbei, glauben Sie mir!"

„Dann schenken Sie mir Ihre Freundschaft," sagte er, „sie wird mich über alles trösten, was ich verloren habe."

Hortense versprach es.

Die Eifersucht des Gatten nahm aber immer heftigere Formen an. Auf seinem neu erworbenen Schlosse Saint-Leu ließ er Hortense und ihre Damen durch Spione überwachen. Wie auf einer Festung richtete er einen förmlichen Sicherheitsdienst ein.

Der Kaiser begann, die Kronen Europas unter seine Familie zu verteilen. Louis wurde König von Holland, Hortense Königin. Äußerer Glanz und inneres Elend. Alles nahm man ihr, die Heimat, die Mutter, die Nähe des Geliebten, selbst die Kinder wollte man zurückbehalten als Erben der Kaiserwürde. Nur mit Mühe setzte sie durch, daß man ihr diese ließ.

Hortense nahm Abschied von Flahaut, dem es gelungen war, in ihr Zimmer unbemerkt einzudringen. Mitte Juni 1806 war das neue Königspaar im Haag. Es begann ein Leben der Repräsentation und der Pflichten. Zugleich aber auch der verzweiflungsvolle Kampf einer Frauenseele.

Aus den Augen seines Bruders gelassen, gab Louis hemmungslos seinem Verfolgungswahn Raum. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war, daß er die Erwähnung der Königin im öffentlichen Gebet verbot. Um sich mit ihr auszusöhnen, unterbreitete er ihr einen förmlichen Staatsvertrag, der dem „Contrat social" seines Herrn und Meisters Rousseau im Geiste nicht nachstand: „Wir, Louis und Hortense, gewillt, den Zustand der Mißhelligkeiten zu beenden, in dem wir

beide seit langem leben . . ." In acht genau formulierten Paragraphen wurden die Bedingungen der Aussöhnung aufgeführt.

Hortense weigerte sich natürlich, den Namen unter dieses seltsame Dokument der menschlichen Eheirrungen zu setzen.

Weit schwerer als diese wahrlich nicht leichten Schläge traf sie der Tod ihres ältesten Sohnes. Hortense war völlig gebrochen. Selbst Louis, der sie ja zweifellos liebte, hatte Mitleid mit ihr. Die Mutter und Karoline Murat eilten herbei. Die Ärzte verordneten eine Reise. „Louis, ich fühle, daß ich sterben werde", sagte Hortense beim Abschied, die Hand ihres Gatten ergreifend, „und vorher will ich Dir die Versicherung geben, ich sterbe so rein wie das Kind, das ich verlor. Wo immer es auch sei, ich werde wieder zu ihm kommen. Bedaure mich nicht, denn ich werde glücklich sein."

Hortense wählte Cauterets in den Pyrenäen als Ort der Erholung. Hatte sie einen besonderen Grund? War nicht Barèges in der Nähe, wo sich der holländische Admiral und spätere Marschall Carel Hendrik Verhuel aufhielt? Der ewig eifersüchtige Louis reiste ihr nach. In der Zeit vom 28. Juni bis zum 6. Juli 1807 lebten die beiden Gatten gemeinsam in Cauterets.

Dieser letzten Annäherung wird die Geburt Louis Napoleons im folgenden Jahre zugeschrieben. Der Verdacht tauchte jedoch auf, daß nicht Louis, sondern Verhuel der natürliche Vater des späteren Napoleon III. sei.

Es ist richtig, daß Verhuel zu gleicher Zeit in Barèges sich aufhielt. Es ist richtig, daß Verhuel einige Mal nach Cauterets kam und daß Hortense ihn einmal in Barèges aufsuchte. Es ist richtig, daß Verhuel seiner jungen Königin eine große Verehrung bezeugte und daß sie selbst den schönen und interessanten Mann gerne sah.

Ist es aber auch wahrscheinlich, daß zwischen den beiden damals eine körperliche Annäherung stattgefunden hat? So sehr Hortense der Liebe und Güte bedurfte, um den Schmerz des Verlustes zu überwinden, so sehr bedurfte sie auch der Schonung. Eine Annäherung zwischen den Gatten ist in einem solchen Zustand zu verstehen. Eine Annäherung zwischen den Geliebten kaum.

War Verhuel überhaupt ein Geliebter? Auch das läßt sich nur vermuten aus den Briefen, die der Gatte geschrieben hat. Im November 1807 hatte Louis die Absicht, Verhuel vom Hofe zu entfernen und ihn als Gesandten nach Petersburg zu schicken, also soweit wie möglich. Napoleon wünschte ihn aber in Paris.

Auch damit gab sich Louis zufrieden. „Allerdings, Sire," schrieb er am 26. Dezember an seinen Bruder, „hatte ich besondere Gründe, Herrn Verhuel einen besonderen Posten zu geben ... Mich zwingt sogar sein Privatverhalten dazu ..."

Ist das nicht wieder der ewige Eifersuchts- und Verfolgungswahn? Als er im Jahre 1810 die Krone niederlegte, schrieb er in seine Abdankung: „Ich danke zugunsten meines geliebten Sohnes Napoléon-Louis ab, und, wenn dieser nicht zur Regierung kommt, zugunsten seines Bruders Charles-Louis Napoléon."

Die Wendung „seines Bruders" ist gewiß eigentümlich, ergibt sich jedoch, wenn man keine Absicht in der Formulierung vermutet, vollkommen logisch aus der vorausgehenden Wendung „meines Sohnes". Angenommen aber, die Formulierung sei absichtlich, so bleibt immerhin die Tatsache bestehen, daß Louis derartige Verdächtigungen immer in der Trübung seiner Affekte aussprach.

In diesem Zusammenhang ist die Unterhaltung Hortensens nach ihrer Rückkehr nach Paris im Herbst 1807 mit Napoleon von Interesse. Bekanntlich hatten die Verwandten schon damals, als Hortense ihren ersten Sohn unter dem Herzen trug, die Nachricht in der Öffentlichkeit verbreitet, daß die zärtliche Liebe, die der Erste Konsul seiner Stieftochter entgegenbrachte, ihre besonderen Gründe habe. Napoleon war damals empört über die Verdächtigung und veranstaltete an seinem Geburtstag in Malmaison einen Ball mit Theater, um mit der schwangeren Hortense tanzen zu können. Er wollte damit der Welt beweisen, wie unbegründet die Gerüchte waren.

Als Hortense heute wieder vor ihrem Vater stand und mit ihm auch auf die Gerüchte einer Scheidung des Kaisers zu sprechen kam, sagte er: „Ein Sohn von mir kann allein alles in Ordnung bringen, und wenn ich mich bisher nicht scheiden ließ, so hat mich allein meine Anhänglichkeit an Ihre Mutter daran gehindert, denn es ist der Wunsch Frankreichs. Das hat sich beim Tode Ihres Sohnes gezeigt, den man für den meinen hielt. Sie wissen, wie unsinnig diese Annahme ist. Aber Sie werden ganz Europa den Gedanken, daß das Kind von mir sei, nicht nehmen können."

Es kann uns nach alledem nicht wundern, daß auch der dritte Sohn Hortensens, der am 20. April 1808 in der Rue Cerutti zu Paris auf die Welt kam und der durch Kardinal Fesch im Beisein von Madame Mère, den Prinzessinnen der kaiserlichen Familie und des Marschalls Verhuel auf die Namen Charles-Louis-Napoléon getauft wurde, einem

anderen Vater, eben dem verdächtig anwesenden Verhuel, zugeschrieben wurde.

Kardinal Fesch war es übrigens, der an den Papst berichtete: „Wenn die Väter ihrer Kinder bestimmt werden sollen, ist Hortense immer konfus in ihren Zeitangaben", und damit die Mitteilung des Gatten an den Heiligen Vater unterstrich: „Meine Frau ist eine Messalina, die Kinder zur Welt bringt . . ."

Bei allen diesen Mutmaßungen, so berechtigt sie an sich scheinen mögen, sollte man nie den Ausspruch Napoleons in der Verbannung übersehen: „Man hat übrigens die lächerlichsten Gerüchte über mich und Hortense verbreitet und behauptet, ihr ältester Sohn sei von mir. Aber ähnliche Liebschaften lagen weder in meinem Sinne, noch entsprachen sie meiner sittlichen Auffassung." Bekanntlich hat man auch die Vaterschaft des dritten Sohnes bei ihm ernsthaft diskutiert.

Zu allem Überfluß hatte Louis in einem Anfall von Verfolgungswahn seinen Chirurgen vom Haag nach Paris geschickt, um die Niederkunft seiner Gattin überwachen zu lassen. Er glaubte sogar, sie sei schon niedergekommen und er solle wieder einmal, wie schon so oft, betrogen werden. Daß sich Hortense durch diese neue tiefe Kränkung immer mehr von ihm entfernte, ist mehr als verständlich.

Sie weigerte sich, nach Holland zurückzukehren. Während des dritten Koalitionskrieges nahm ihre Mutter Aufenthalt in Straßburg. Die Tochter begleitete sie mit ihren Kindern. Einer Einladung ihrer Cousine Stephanie, Erbprinzessin von Baden, folgend, ging Hortense mit den Kindern zu einem Kuraufenthalt nach Baden-Baden. Damit betrat sie zum erstenmal deutschen Boden.

Sie ahnte kaum, unter welchen tragischen Umständen sie fünf Jahre später wieder diesen deutschen Boden betreten sollte und welche symbolische Bedeutung der „Besuch" für den erst einjährigen kleinen Louis haben werde.

Daß Napoleon seinen Neffen damals noch als Thronerben betrachtete, geht aus dem Brief hervor, den er am 8. Mai 1809 von Ebersdorf an Hortense schrieb:

„Meine Tochter, ich bin sehr unzufrieden, daß Sie ohne meine Erlaubnis Frankreich verlassen, besonders aber, daß Sie meine Neffen mitgenommen haben. Da Sie sich in Baden-Baden befinden, so bleiben Sie. Aber eine Stunde nach Erhalt dieses Briefes müssen Sie meine Neffen nach Straßburg zur Kaiserin schicken; sie dürfen niemals Frankreich verlassen."

Indessen wurde die Scheidung von Napoleon und Josephine unvermeidliche Tatsache. Sie wurde im Dezember des gleichen Jahres ausgesprochen. Der Schlag traf neben der Mutter die Tochter am meisten. Für sie bedeutete es den Verlust der Aussicht, einen ihrer Söhne auf den Thron zu bringen. Daß hier das Schicksal einmal stärker sein werde als der Wille, konnte sie in diesem Augenblick nicht ahnen.

Schweren Herzens nahm sie an den Hochzeitsfeierlichkeiten mit der neuen Kaiserin Marie Luise teil. Auch Louis kam vom Haag. Wichtiger als die Feier war Napoleon jedoch die Scheidung von seiner Gattin. Er nahm bei Madame Mère Wohnung und bekundete damit offen den Bruch. Letizia triumphierte, endlich die verhaßten Beauharnais ganz aus der Familie zu bringen.

Sie hatten sich, wie schon so oft, über den Kaiser getäuscht, dem die Staatsraison über alles ging. Als über die Kinder keine Einigung möglich war, befahl er die Rückkehr Hortensens. Unter Tränen folgte sie dem Gatten am 11. April 1810.

Da überraschte Louis die Welt mit seiner Abdankung, während sich Hortense vorübergehend mit den Kindern im Vogesenbad Plombières aufhielt. In der Nacht vom 2. zum 3. Juli 1810 verließ er heimlich Thron und Reich, ohne daß jemand wußte, wohin er gehen werde. Die Gründe lagen im Politischen. Napoleon hatte Weltherrschaftspläne, Louis aber betrachtete sich als Holländer und wehrte sich gegen alles — insbesondere gegen die Kontinentalsperre — was seinem kleinen Land Schaden brachte.

Er flüchtete nach Bad Teplitz, wo Goethe gerade anwesend war und in dessen Haus er zufällig abstieg. Er war ein schwer kranker und gebrochener Mann. Als König und als Gatte gescheitert, erschien ihm die Flucht als das einzige Mittel, sich vor seinem eigenen Wahn zu retten.

Nach der Verfassung war Hortense jetzt Regentin für ihren minderjährigen Sohn, aber durch Dekret vom 9. Juli vereinigte der Kaiser Holland mit Frankreich. Louis glaubte sich dagegen wehren zu müssen, da er ja zugunsten seines Sohnes abgedankt habe. Napoleon wies diesem jedoch das Großherzogtum Berg zu.

Hortense war glücklich, endlich ganz frei und ganz Mensch sein zu dürfen. Sie war erst siebenundzwanzig Jahre alt, noch immer begehrenswert, wenn auch mit einem Brustleiden behaftet und zum Skelett abgemagert. Jetzt konnte sie alle gehemmten Gefühle breit verströmen lassen, konnte den geheimen Roman ihres Herzens vor aller Öffent-

lichkeit entwirren, konnte die Schranken der Konvention überspringen und atmen, leben, lieben!

Sie ging in die Schweiz, dann nach Aix-les-Bains, wo ihre Mutter weilte und wo sie mit Flahaut zusammentraf. Hier fand das ersehnte Glück seine Erfüllung. So sehr sie Flahaut mit der Seele geliebt hatte, so makellos war ihr Leib geblieben. Jetzt fanden Seele und Leib zusammen.

Am 21. Oktober 1811 gab sie einem Sohn das Leben, dessen natürlicher Vater Flahaut war. Charles-Auguste wurde unter dem Namen eines Demorny, „proprietaire" auf Sankt Domingo, standesamtlich eingetragen. Arme Leute gaben um Geld ihren Namen. Als de Morny wurde der Knabe dann von der Mutter Flahauts aufgezogen, die in zweiter Ehe mit dem portugiesischen Diplomaten de Souza verheiratet war.

Niemand ahnte, daß dieser so merkwürdig geadelte Junge einmal als Duc de Morny in der Nähe seines Halbbruders Louis Napoleon eine entscheidende Rolle spielen würde — am wenigsten Hortense.

Schon am 20. März 1811 war der König von Rom zur Welt gekommen. Das Empire stand im Zenith seines Glanzes.Alles schien für alle Zeiten gesichert. Allein es ist die Tragik aller Höhe, daß auf der anderen Seite der Abgrund gähnt. Und es ist die Tragik des großen Mannes, daß er nur den Triumph des Gipfels und nicht den Schauder des Abgrundes sieht.

Der Feldzug nach Rußland begann. Ein wahnwitziger Entschluß setzte Moskau in Brand. Zwischen lodernden Feuern und Eisschollen barst der Ruhm der großen Armee. In Lumpen gehüllt schlichen die kümmerlichen Reste des Heeres durch Deutschland zurück.

Der Sturz ins Bodenlose wurde auf halbem Wege aufgehalten. Noch war nicht alles verloren. Der gigantische Wille stampfte ein neues Riesenheeer aus dem Boden. Die Dreikaiserschlacht bei Leipzig zertrümmerte es endgültig. Die verbündeten Heere überschritten den Rhein und rückten auf Paris vor. Der Kaiser war an der Front.

Alles wurde rat- und kopflos. Marie Luise verließ mit dem König von Rom die Stadt und später das Land. Madame Mère floh. Hortense irrte in der Umgebung von Paris von Schloß zu Schloß. Endlich landete sie in Navarra bei ihrer Mutter. Dort erfuhr sie Abdankung und Verbannung des Kaisers. Die Bourbons waren bereits zurückgekehrt. Nebelhaft tauchte vor ihrem Auge die Vision von Martinique auf.

Zar Alexander I. war kein Barbar. Er lud Josephine ein, nach Mal-

maison zu kommen. Hortense suchte der verzweifelten Marie Luise in Rambouillet beizustehen.

„Glauben Sie, meine Schwester, daß mein Vater mich zwingen wird, nach Elba zu gehen?" fragte diese angstvoll.

Hortense war über ihre unheroische Haltung enttäuscht. Sie ging nach Malmaison zu ihrer Mutter. Dort lernte sie den liebenswürdigen russischen Kaiser kennen, der als der eigentliche Sieger galt. Nach anfänglichem Widerstreben verband sie bald eine Art Seelenverwandtschaft mit dem empfindlichen Monarchen.

Alexander zeigte sich großmütig gegen die Napoleoniden. Der Vertrag vom 11. April 1814, der die Einkünfte der Bonapartes regelte, war besonders günstig für Hortense. In einem Sondervertrag wurde außerdem ein Herzogtum Saint-Leu geschaffen. Hortense wurde zur Duchesse de Saint-Leu, ohne den Titel einer Königin von Holland zu verlieren, den der Vertrag als unzerstörbar erklärte.

Hortense hätte mit den Ergebnissen zufrieden sein können, wenn nicht ein neuer Schatten ihre enge Welt verdüstert hätte. Die Mutter hatte sich auf der Reise von Navarra nach Malmaison erkältet. Sie achtete nicht weiter darauf und zog sich eine gefährliche Halsentzündung zu. Die Tochter wich nicht von dem Krankenbett. Nur der Bruder löste sie manchmal ab. Am Pfingsttag — es war der 29. Mai — starb sie in den Armen ihres Sohnes. Man glaubte noch die Worte „Elba", „Marie Luise", „Napoleon" aus ihrem Munde zu hören. Es war der Inhalt ihres ganzen Lebens!

Hortense zog sich mit ihren Kindern auf Saint-Leu zurück. Eugen ging nach Baden, wo sich seine Schwiegereltern mit ihrer Familie zur Kur aufhielten. Die Schwester war ihm über das Vogesenbad Plombières dahin gefolgt.

Auf dieses kleine Baden-Baden war ein Abglanz des Empire gefallen. Ursprünglich der Mittelpunkt eines Decumatenlandes — die römischen Cäsaren hatten hier ihre Residenzen erbaut — wurde es im Mittelalter zur Keimzelle des jetzigen Großherzogtums Baden. Während der Reformation spaltete sich die Markgrafschaft der Zähringer in ein katholisches Baden-Baden und in ein protestantisches Baden-Durlach auf, wodurch seine Bedeutung als Residenz schon sehr zurückging.

Das schwerste Schicksal traf jedoch die Residenz am Bartholomäustage des Jahres 1689, an dem die Stadt in Flammen aufging, während der Markgraf Ludwig Wilhelm — der Türkenlouis — im Osten die

Invasion des Islam von der abendländischen Christenheit erfolgreich abwehrte. Nach seiner Rückkehr erbaute er sein Versailles im nahen Rastatt, und der Name „Baden bei Rastatt" bezeugte schmerzvoll die Tatsache, daß die alte Mutter durch die junge Tochter nur gleichsam geduldet war.

Der Rastatter Kongreß 1797—99 und das Napoleonische Empire brachten für die alte Residenz einen Umschwung: die Schönheiten des Oostales und die Heilkräfte der Quellen wurden wiederentdeckt. Der Kurfürst und spätere Großherzog Carl Friedrich von Napoleons Gnaden machte Baden-Baden zu seiner Sommer-Residenz und schickte den Baumeister Friedrich Weinbrenner, um die noch immer trümmerreiche Stadt nach einem großen Plane neu zu gestalten.

Gerade jetzt, nach dem Zusammenbruch des Empire, war der Wiederaufbau des Bades soweit vorangeschritten, daß die Gasthöfe wie der Badische Hof und der Salmen, das Conversationshaus und die Trinkhalle am Marktplatz, das Schloß und der entzückende Pavillon der Großherzogin Stephanie den hohen Besuchern den gewünschten Komfort bieten konnten. Ein französischer Pächter leitete das Conversationshaus — das Weinbrenner aus dem ehemaligen Jesuitenkolleg errichtet hatte — und etablierte darin eine Spielbank nach Pariser Mustern.

Eine Eichenallee führte jenseits der Stadtmauern vom neu errichteten Theater zum ehrwürdigen Kloster Lichtental, in dem die Nonnen ein beschauliches Dasein führten. So waren die laute und die stille Welt miteinander verbunden.

Schon am anderen Morgen gingen die beiden Geschwister gemeinsam mit der Gattin des Bruders durch die Lichtentaler Allee, wo sich für gewöhnlich der weibliche Kongreß der gekrönten Häupter versammelte.

Da war vor allem die alte Markgräfin Amalie von Baden, die „Schwiegermutter Europas", deren Nimbus seit dem Zusammenbruch des Empire wieder besonders glanzvoll strahlte. Hatte sie nicht als einzige am badischen Hofe dem großen Korsen getrotzt? Hatte sie im Schloß Bruchsal nicht eine Partei gegen den Bonapartismus gebildet? In ihren Händen liefen gleichsam die Fäden des anderen Europa zusammen, das nunmehr in ihrem Schwiegersohn, dem Kaiser von Rußland, den Sieg über das Empire repräsentierte.

Die Erbprinzessin Amalie von Hessen-Darmstadt hatte sich mit dem Erbprinzen Karl Ludwig von Baden verheiratet. Aus dieser Ehe gingen

in knapp zwölf Jahren acht Kinder hervor, sechs Töchter und zwei Söhne, von denen nur der eine Sohn frühzeitig starb. Der Gatte selbst verunglückte bei einer Reise nach Rußland und Schweden, als Amalie mitten im Winter des Jahres 1802 nach Hause verlangte. Lange Zeit trug sie schwer an dem Gefühl der Schuld an seinem Tode.

In diesem Sommer waren die Kinder alle bei ihrer Mutter versammelt, was allein einen halben Kongreß ausmachte. Der Sohn, der jetzt regierender Großherzog von Baden war, kam nur auf einen Tag, um Hortense zu begrüßen. Die Kaiserin von Rußland und die Königin von Schweden lebten von ihren Gatten getrennt. Eine ungetrübte Freude hatte sie an ihrer Tochter Karoline, die mit dem König Max Joseph von Bayern verheiratet war und selbst wieder zahlreiche Kinder hatte, die alle mit versammelt waren. Gegen ihre Schwiegertochter Stephanie zeigte sie sich gerade jetzt in ihrem Unglück etwas versöhnlicher.

War Hortense durch verwandtschaftliche Bande mit der Großherzogin Stephanie verknüpft, so ihr Bruder Eugen mit dem König Max Joseph von Bayern, dessen Tochter Auguste er zur Gattin hatte. Es wird sich zeigen, daß diese verwandschaftlichen Bande der beiden Geschwister für die Vorbereitung des zweiten Empire von größter Bedeutung wurden.

Die Großherzogin Stephanie war überhaupt die einzige Hoffnung der Napoleoniden. Alle waren gestürzt, nur sie saß noch auf dem Throne. Zwar wußte sie selber noch nicht, was man mit ihr vorhatte. Da sie jedoch die Gattin eines regierenden Fürsten war, hing alles von diesem selber ab. Obwohl das Verhältnis der beiden Gatten alles andere als erfreulich gewesen war, hatte es sich doch wesentlich gebessert, so daß Karl, der geradezu pathologisch in seinen Oppositionen war, sicher nicht leicht zu bewegen war, gerade jetzt seine Frau und seine Kinder preiszugeben.

Stéphanie-Louise-Adrienne de Beauharnais war 1789, wenige Tage vor Ausbruch der Revolution, geboren. Ihr Vater, Claude de Beauharnais, ein Bruder des Generals, war mit Josephine in erster Ehe verheiratet. Josephine war also ihre Tante, Hortense und Eugen ihre Cousins. Als der Erste Konsul eines Tages von der Existenz dieser Nichte erfuhr, ließ er sie sogleich kommen und, wie Hortense, durch Madame Campan, erziehen.

Als Kaiser bezog Napoleon seine kluge und reizende Nichte sogleich in die Projekte seiner Dynastie ein. So klein und unbedeutend der

badische Hof erschien, der Kaiser hatte ihm eine wichtige Rolle in seinen Rheinbundplänen zugedacht. Wenn er ihn entsprechend vergrößerte und dafür die linksrheinischen Besitzungen aufhob, war der badische Staat ein bedeutsames Bollwerk am Oberrhein.

Der Erbprinz Karl war der Enkel des regierenden badischen Fürsten. Da sein Vater, der Gatte der Markgräfin Amalie, verunglückt war, wurde Karl der unmittelbare Thronfolger. Aus diesen politischen Erwägungen bestimmte Napoleon Stephanie zur Gattin des Erbprinzen. Die Widerstände, die er dabei zu überwinden hatte, waren bei Mutter und Sohn beträchtlich. Allein in jener Zeit gab es für den siegreichen Korsen keine unüberwindlichen Hindernisse. Nach der Schlacht bei Austerlitz setzte er die Heirat Eugens mit Auguste, der Tochter des damaligen Kurfürsten und jetzigen Königs von Bayern durch, und im Januar 1806 kam er mit Josephine persönlich nach Karlsruhe, um die Heirat Stephanies mit Karl zu erzwingen.

„Ich bin eine alte Frau", erklärte die Markgräfin Amalie, die Seele des Widerstandes, „und hänge an Vorurteilen. Wenn sie wenigstens von Ihrem Blute, Ihrer Familie wäre!"

Die Ausflüchte waren für eine Legitimistin gut erdacht, aber damit war ein Napoleon nicht zu schlagen. Er fiel ihr hastig ins Wort:

„Gut, dann adoptiere ich sie."

Und so geschah es dann auch.

„Mehr tot als lebendig", schrieb die Markgräfin an die Tochter Elisabeth nach Rußland, „erwartete ich seine Ankunft. Napoleon hatte aber ein so gutes und aufrichtiges Wesen, daß ich zu ihm mit einem Freimut sprach, der mich heute noch erstaunt."

Der Mann hatte über die Frau gesiegt.

Im April wurde die Hochzeit in Paris mit allem Glanz am Kaiserhof gefeiert, nachdem am 17. Februar der Heiratsvertrag unterzeichnet worden war. Carl Friedrich erhielt die versprochene Vergrößerung seines Landes und den Titel Großherzog.

Es läßt sich denken, daß die Markgräfin ihre Niederlage mit geheimem Groll trug. Sie zeigte sich gegen die Schwiegertochter frostig und ihren Sohn, der ein Schwächling war, wußte sie auf ihre Seite zu ziehen.

Das wurde noch schlimmer, als Stephanie auf Befehl Napoleons die Stellung als „Rangälteste" einnahm und damit Amalie aus ihrer gewohnten Herrscherstellung verdrängte. Nun zog sich diese grollend zurück, verlegte ihren Witwensitz nach Bruchsal und bildete dort den Mittelpunkt der antifranzösischen Partei.

Unter diesen Umständen war die Ehe zwischen Karl und Stephanie nicht nur unglücklich, sondern auch unfruchtbar, Der „Staatszweck" schien sich nicht zu erfüllen. Da besiegte Napoleon die Frau ein zweites Mal — als Schwiegervater, und zwar auf eine Weise, die verdient, niemals der Vergessenheit anheimzufallen.

Nachdem der Kaiser in den ersten drei Jahren allerhand briefliche Ermahnungen an das junge Paar hatte ergehen lassen, beschloß er, wieder persönlich einzugreifen. Als er von seinem Feldzug gegen Österreich im Jahre 1809 durch Baden kam, stieg er eigens zu diesem Zweck im nahen Rastatter Schloß ab.

Von da ab nahm er Karl und Stephanie im Reisewagen bis nach Straßburg mit, um sie während einer nächtlichen Fahrt gehörig ins Gebet zu nehmen. Was gesprochen wurde, weiß kein Mensch, aber die Folgen dieses Einschreitens blieben nicht aus: das Verhältnis der beiden verwandelte sich in Liebe und 1811 gebar Stephanie schon die erste Tochter.

Dieser wahrhaft dämonischen nächtlichen Reise verdanken wir also die Nachkommenschaft der Großherzogin Stephanie. Sind auch die beiden männlichen Nachkommen gestorben oder gestorben worden — der eine davon soll der berüchtigte Kaspar Hauser sein — so war doch die weibliche Nachkommenschaft später weitverzweigt und nicht ohne geschichtliche Bedeutung.

Nach dem Tode des alten Großherzogs gelangte Karl 1811 auf den badischen Thron. Stephanie hatte durch ihr unbefangenes Wesen längst über alle politischen Intrigen den Sieg davongetragen. Sie repräsentierte im Winter am Karlsruher Hof und zog sich im Sommer nach Baden-Baden zurück, wo sie sich im Schloß einrichtete und noch viel lieber in dem reizenden Pavillon in der unteren Stadt aufhielt und gesellschaftliche Empfänge gab.

Diese Abendempfänge fanden auch jetzt zu Ehren ihrer Cousine häufig satt. Außer der Verwandtschaft wurden auch hervorragende Kurgäste geladen, denn so steif und höfisch es im oberen Schloß zuging, so zwanglos war man unten im Pavillon. Hier herrschte der freie, französische Esprit. Man plauderte und musizierte. Die Großherzogin sang mit ihrer schönen Stimme die Romanzen der Hortense. Unterdessen zeichnete diese die Köpfe der Gäste in ihr Skizzenbuch. Manchmal sang auch der Bruder Eugen, von Hortense auf dem Klavier begleitet.

Die Romanzen, die Hortense selber dichtete und komponierte, waren

schon damals bekannt und beliebt. „Partant pour la Syrie", „La Sentinelle", „Peu connue, point troublée":

La douce fille du printemps
Parfumant l'air, sans être vue,
Vit aux pieds des rosiers brillants
Peu connue, peu connue

Mais par l'aquillon en fureur
Quand la plante altère est brisée
Elle dit, la modeste fleur:
Peu troublée, point troublée . . .

So freundlich man im Kreis um die Großherzogin Stephanie zu Hortense war, so hochmütig benahm man sich in der Umgebung der Markgräfin Amalie zu ihr. Besonders abweisend waren die Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Königin Friederike von Schweden, die doch beide mit ihren Gatten Grund genug zur Bescheidenheit hatten. Für sie war Hortense ein Gegenstand der Neugierde und der Mißgunst. Man wollte ihre Skizzenbücher sehen und sie singen hören, und wenn sie nicht in Trauer gewesen wäre, hätte man sie sicher noch veranlaßt, zu tanzen. Im übrigen stellte man fest, daß sie mager und häßlich geworden sei, schlechte Zähne habe und sehr mittelmäßige Talente.

Man ärgerte sich darüber, daß Hortense sich als „Majestät" titulieren ließ, und als Mademoiselle Cochelet zu der Kaiserin von Rußland sagte:

„La Reine est venue ici pour avoir le bonheur de faire la connaissance de V. M.", erwiderte diese schnell und boshaft:

„Tout ce que j'ai entendu de la Duchesse de St. Leu, m'a donné le désir de faire sa connaissance, et nommément tout ce que l'Empereur m'en a dit en dernier lieu."

Auch die Königin von Schweden war pikiert, als Hortense bei ihrer ersten Begegnung den Mut hatte, ihr Schicksal mit dem der skandinavischen Majestät zu vergleichen, indem sie sagte:

„Notre sort est le même: la politique nous a ravi le trône, et des malheureuses circonstances l'amour de nos époux."

Man gefiel sich mehr im Glanze der Kronen, die doch teilweise Napoleon selbst verliehen hatte. Was schadete es, daß eine unreine Hand sie aufsetzte, man war doch für die hohe Stelle geboren. Aber Hortense? Und Eugen? Und Stephanie?

Was kümmerte es sie, daß die Großherzogin sich geweigert hatte, dem Befehl des Kaisers zur Rückkehr nach Frankreich Folge zu leisten, obwohl sie doch im Herzen für ihn war?

„Ich war Gattin, Mutter und Fürstin", sagte sie gerade in diesen Tagen, „ich kann nicht meine sämtlichen Verpflichtungen im Stiche lassen. Ich wagte es, dem Kaiser den Gehorsam zu verweigern und blieb in dem vom Feinde besetzten Lande. Was für widerstrebende Gefühle ergriffen mich! Ich sah die Feinde durchmarschieren, die unzähligen Truppenkörper, die auszogen, um Frankreich zu verwüsten! Eines Tages erzählte man mir, daß der Kaiser eine Schlacht gewonnen habe und die feindlichen Armeen über den Rhein zurückgeworfen würden. Und wirklich kamen auch Flüchtlinge zurück und fast bis in meine Nähe. Wenige Tage darauf erfuhr ich die Einnahme von Paris und die Abdankung des Kaisers. Diese sich widersprechenden, aufregenden Nachrichten in so kurzer Zeit hätten einem das Leben kosten können."

Eine rühmliche Ausnahme war der liebenswürdige und gütige König von Bayern. Er wohnte mit seiner Familie im Hotel zum Salmen. Des öfteren lud er Hortense mit Eugen zur Mahlzeit ein. Auf der Promenade lief er, den Stock in der Hand, den runden Hut auf dem Kopf, immer fröhlich und ausgelassen, neben den Napoleoniden, und wenn irgend jemand etwas von den schönen Sachen gefiel, welche die Straßburger Modehäuser ausgestellt hatten, kaufte er es sogleich.

Oft sah man am Tische auch den Prinzen Ypsilanti, einen Sohn des Hospodars der Walachei, der auf russischer Seite gegen die Franzosen gekämpft und dabei einen Arm verloren hatte. Niemand ahnte, daß der einarmige Prinz in den griechischen Freiheitskämpfen noch eine große Rolle spiele werde.

In ihrer Bedrängnis machte Hortense oft den Weg nach Lichtental. Hier in der einsamen Klosterkirche, bei den frommen Frauen, fand sie Trost und Milde. Sie dachte immer nur an das Schicksal ihrer Familie und betete für sie. Einen kostbaren Rosenkranz, den einst Papst Pius VII. ihrer Mutter geschenkt hatte, überließ sie den Nonnen.

Dort hörte sie auch zum erstenmal von einer seltsamen Frau, die in Paris das Leben einer Sünderin geführt hatte und jetzt in Lichtental das einer Büßerin führte oder manchmal hinaufging zu den Ruinen des alten Schlosses, um die Geister der Vorwelt zu beschwören. Diese merkwürdige Frau hieß Barbara Juliane von Krüdener und war die Gattin eines baltischen Barons. Schon als ihr Gatte russischer Ge-

sandter in Berlin gewesen war, hatte sie versucht, die Königin Luise von Preußen in ihren Bann zu ziehen. Dann folgte sie dem Seher und Arzt Heinrich Jung-Stilling nach Karlsruhe und Baden-Baden. Hier sahen sie auch die Freiheitssänger Schenkendorf und Arndt.
Von dieser Frau fühlte sich Hortense angezogen. Sie suchte das einsame Bauernhaus in Lichtental und fand es schließlich. Im Inneren war alles dürftig eingerichtet, der einzige Schmuck war ein riesiges hölzernes Kruzifix.
Juliane weissagte Hortense:
Die arme Königin von Preußen, dieses engelgleiche Wesen, und sie, die Königin Hortense, seien zwei Urbilder himmlischer Frauen und Märtyrer. Gott habe sie beauftragt, ihnen zu dienen. Napoleon werde von Elba zurückkehren und größer dastehen als zuvor. Diejenigen aber, welche ihm folgen, würden verfolgt, bestraft und heimatlos werden.
Hortense kehrte nach Paris zurück. Die Weissagung ging in Erfüllung: Napoleon kam wieder von Elba. Das Wunder geschah: er stand größer da als zuvor. Aber auch das Verhängnis folgte: Waterloo und die Verbannung auf Sankt Helena. Die ihm folgten, wurden zu Verfolgten.
Kaiser Alexander hörte von der Prophetin von Lichtental. Sie war inzwischen nach Weinsberg gezogen, in die Umgebung von Justinus Kerner. Der Kaiser traf sich mit ihr in Heilbronn.
Aus der Begegnung erwuchs die Heilige Allianz.

ARENENBERG

An einem unfreundlichen Winterabend — man schrieb den 7. Dezember 1815 — fuhr über die Konstanzer Marktstätte eine kleine Wagenkolonne. Auf den Straßen lag Schnee. Die Marktstätte war vollkommen ausgestorben. Vor dem Goldenen Adler wurde Halt gemacht.
Es war ein „jammervoller Gasthof". Früher war einmal Goethe darin abgestiegen. Darum kümmerten sich freilich die Angekommenen nicht. Sie waren völlig durchfroren und hatten keinen anderen Gedanken, als endlich irgendwo Ruhe und Frieden zu finden.
Aus dem ersten Wagen stieg eine vornehme Dame, tief in Pelz gehüllt, an der Hand einen Knaben, der sieben Jahre zählen mochte.

Das kleine Gefolge ließ darauf schließen, daß man es mit einer Fürstin und einem Prinzen zu tun hatte.

„Bon soir!" sagte die Dame, als sie in die warme Wirtsstube getreten war. Der Gruß machte dem Wirt sogleich klar, daß er es mit einer französischen Gesellschaft zu tun hatte.

Die kleine Wendeltreppe, die zum einzigen bewohnbaren Gastzimmer führte, wurde mühsam erstiegen. Der gußeiserne Ofen wurde sogleich angezündet. Er entwickelte jedoch einen so üblen Geruch, daß man sogleich beschloß, am anderen Morgen ein besseres Quartier zu suchen. Nur ein einziges Gefühl war beruhigend: man war endlich im Großherzogtum Baden angelangt, nach Irrfahrten durch Frankreich und die Schweiz, die nun schon bald ein halbes Jahr gedauert hatten. Arme Königin Hortense! Sie ahnte nicht, daß die ersehnte Ruhe noch lange auf sich warten lassen sollte.

Am 14. Juli 1815 hatte Herr Devaux, der Hausverwalter der Exkönigin von Holland, vonseiten der Verbündeten den Befehl erhalten, daß sie binnen zwei Stunden Paris zu verlassen habe. Als Grund wurde angegeben, daß sie an der Verschwörung beteiligt gewesen sei, durch die alle in der Hauptstadt sich aufhaltenden fremden Fürsten ermordet werden sollten.

Die Vorstellungen des Herrn Devaux halfen wenig. Es wurden einige Stunden zugestanden, doch durfte Hortense die Nacht unter keinen Umständen innerhalb der Stadtmauern verbringen. Der Adjudant des Fürsten von Schwarzenberg und Kammerherr des Kaisers von Österreich, Graf Voyna, würde sie durch Frankreich begleiten.

Auf einem Schloß bei Paris, bei einer alten Freundin, fand man zunächst Unterkunft. Nachdem die notwendigen Vorbereitungen getroffen waren, verließ Hortense am 17. Juli um neun Uhr abends die Hauptstadt.

Hortense und ihre beiden Söhne fuhren in einem Wagen. In einer Reisekutsche folgten Herr von Marmold und Graf von Voyna. In einem dritten Wagen fuhren die Hofdamen.

In Dijon wurden die Pferde gewechselt. Während Graf Voyna kurze Zeit abwesend war, kam eine Abteilung Soldaten. Sie erbrachen die Kammer und sagten, sie hätten Befehl, die Gesellschaft im Namen des Königs zu verhaften.

„Nun gut, meine Herren, ich bin Ihre Gefangene", sagte Hortense und zog ihre Kinder an sich.

Nur mit Mühe gelang es dem zurückkehrenden Voyna, die Soldaten

wieder abzuweisen. Sie hatten keineswegs Befehl gehabt. Es handelte sich vielmehr um einen regelrechten Überfall, denn es ging das Gerücht, die Königin habe große Schätze mitgenommen.

In Dôle mußte die Königin ihren Beschützer in Schutz nehmen. Eine Menschenmenge hatte sich versammelt, die des Glaubens war, Graf Voyna führe die Königin als Gefangene fort.

„Wir werden ihn im Augenblick erdrosseln!" schrie die Menge.

Hortense erklärte, daß Voyna ihr Freund sei und daß sie ihm freiwillig folge.

„Ich glaube Ihnen, Sie haben nur ein Wort zu sagen!" erwiderte ein alter Mann, der sich zum Sprecher der Übrigen gemacht hatte.

In Genf glücklich auf schweizerischem Boden angelangt, machte die Regierung des Kantons sogleich Schwierigkeiten. Sie wollte es mit der französischen Regierung nicht verderben und forderte daher die Flüchtlinge auf, Genf sogleich wieder zu verlassen. Es gelang, wenigstens einige Tage Aufschub zu erlangen.

In Genf trafen auch Mutter Letizia und Kardinal Fesch, ihr Bruder, ein. Sie waren auf der Reise nach Rom. Mit Hortense blieben sie nur einen Tag zusammen. Der Gegensatz der Bonapartes und Beauharnais blieb auch in den Tagen des Unglücks bestehen.

Gezwungen, Genf zu verlassen, wandte sich Hortense mit ihren Kindern nach Aix in Savoyen. Graf Voyna betrachtete seine Mission als erfüllt und kehrte nach Frankreich zurück. In Aix dachte Hortense zu bleiben. Sie mietete ein Haus mit einem großen Hof, in dem die Kinder spielen konnten.

Diese versammelten die Kinder der Nachbarschaft im Hofe, lehrten sie Soldatenspielen und marschierten selbst voraus: Louis als Tambour, der auf seiner Trommel Lärm machte, Napoleon als Offizier, der sein zinnernes Schwert schwang.

Dieses Treiben erregte bei den heimlichen Beobachtern der Bourbons Verdacht. Ohne Zweifel war diese „Armee" berufen, die Bourbons zu stürzen und die Bonapartes wieder in ihr Recht einzusetzen!

Hortense wurde darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Subjekte den Hof umschlichen und nur auf die Gelegenheit warteten, die beiden Prinzen zu entführen und unschädlich zu machen. Daß die französische Regierung hinter diesem Plan steckte, mag zweifelhaft sein. Sicher ist jedoch, daß es die Partei fanatischer Royalisten in Paris war, die in den beiden Prinzen Prätendenten erblickte.

Man verbreitete das Gerücht, Joseph und Jérôme seien in der Schweiz,

Lucien in Turin verhaftet worden. Es lag nahe, Hortense und ihre Söhne als nächste Opfer zu bezeichnen. Obwohl sich das Gerücht als unwahr erwies, unterlag es doch keinem Zweifel, daß heimliche Dinge im Gang waren.

Die verbündeten Regierungen machten aus der Niederlassung der bonapartischen Familie eine förmliche Staatsaktion. Der Aufenthalt Hortensens und ihrer Söhne veranlaßte die ernstesten Beratungen von England, Rußland, Österreich, Preußen und Frankreich. Man gestattete ihr, in der Schweiz zu wohnen, wies aber die Gesandten zugleich an, sie streng zu bewachen.

Zu allem Überfluß meldete sich jetzt noch der Gatte Louis, der sich in Rom aufhielt. Er schickte einen gewissen Baron de Zuite nach Aix mit dem Auftrag, seinen ältesten Sohn abzuholen. Das war nicht nur schmerzlich für die Mutter, das war beleidigend. Da der Vater jedoch mit den Gesetzen drohte, blieb der Mutter keine Wahl.

Hortense brach körperlich und seelisch zusammen. Das Unglück zwang sie jedoch, stark zu bleiben, stark für ihren jüngsten Sohn, den sie sich nie und nimmermehr entreißen lassen würde!

Am 29. November verließ Hortense mit diesem Aix. In ihrer Villa zu Pregny bei Genf wurde übernachtet. Ihr Ziel war nicht die Schweiz sondern Baden. Sie dachte wieder an ihre Cousine Stephanie auf dem badischen Thron. Von dort konnte sie sich auch leichter mit ihrem Bruder Eugen, der sich in Bayern aufhielt, in Verbindung setzen.

Von einem Kanton zum andern mehrten sich die Schwierigkeiten. Schon beim Überschreiten der Genfer Grenze wurde die etwas robuste Kammerfrau auffallend gemustert. In der Villa angekommen, erschienen einige Herren mit gewichtiger Amtsmiene, um die Kammerfrau zu arretieren.

Hortense wurde zornig. Was man mit der Dame wolle?

„Ja, wenn es nur eine Dame wäre!" entschlüpfte es einem der Herren.

Die Szene löste sich in Wohlgefallen auf. Man hielt die Kammerfrau mit ihrem etwas männlichen Gebaren für den verkleideten König Joseph von Spanien! Erst nach gründlicher Untersuchung gab man sie frei.

In Murten, im Kanton Freiburg, erschien abermals eine Abordnung. Ob sie die Herzogin von St.-Leu sei? Nachdem Hortense bejaht hatte, erklärte einer der Herren:

„Dann haben wir Befehl, Sie und Ihr Gefolge zu arretieren und im Gasthof gefangen zu halten, bis wir von der Regierung des Kantons die Weisung erhalten, Sie frei zu lassen."

Es blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Der Vorfall hatte nur Zeitverlust zur Folge.

In einem Kanton wollte man sie zurück schicken nach Savoyen. Im anderen mit bewaffneten Landjägern durch den Kanton eskortieren lassen. So ging es mit ununterbrochenen Schwierigkeiten über Bern, Aarau, Baden im Aargau, Zürich, Winterthur, Frauenfeld. Am 7. Dezember konnte man endlich im Gasthaus zur Krone zu Frauenfeld unbehelligt zu Mittag speisen.

Man kam nach Konstanz, fror, lief herum, um eine Wohnung zu suchen und langweilte sich zu Tode. Nicht einmal ein Piano war zu beschaffen! Abbé Bertrand, der als Erzieher des Prinzen nach Konstanz bestellt worden war, suchte verzweifelt nach einer Lektüre. Endlich fand er „Anekdoten vom Hofe Philipp Augusts" und brachte sie triumphierend in den „Adler".

Hortense wußte, daß Baden für den Aufenthalt der bonapartischen Familie ausgeschlossen war. Sie hoffte auf ihre Cousine. Kaum waren jedoch einige Tage vergangen, so erschien eigens aus Karlsruhe der Kammerherr von Gemmingen, um der Exkönigin mitzuteilen, wie sehr es der Großherzog bedaure, sich nicht für den dauernden Aufenthalt in Konstanz einsetzen zu können.

„Geduldet Euch, verhaltet Euch ruhig," schrieb die Großherzogin Stephanie, „vielleicht werden sich im Frühling die Umstände zu allgemeiner Zufriedenheit anlassen; bis dahin werden sich die Leidenschaften gelegt haben und viele Dinge vergessen sein."

In der Tat hatte Großherzog Karl beim Frankfurter Bundestag erwirkt, daß sich Hortense bis zum Frühjahr in Konstanz aufhalten durfte. Nun konnte man endlich im Vorstädtchen Petershausen am See eine eigene Wohnung beziehen — das Zumsteinsche Gut — die auf der Landzunge lag, an der sich der See in den Rhein verengte. Im Volksmunde hieß das Gut wegen seiner vielen Fenster die „Laterne".

Der Auszug aus dem „Adler" erfolgte am 4. Januar 1816. Endlich konnte man sich wieder mit den gewohnten Gegenständen umgeben: mit dem eigenen Bett und Sofa und vor allem mit einem Piano. Das Zimmer mit dem Musikinstrument wurde euphemistisch „Salon" genannt. Um ins Speise- oder Schlafzimmer zu gelangen, mußte die Königin in einem Mantel über die offene Galerie gehen.

Die Nachricht vom Tode eines Kindes ihres Bruders veranlaßte Hortense bald, mit ihrem Sohne nach Leuchtenberg zu reisen. Bei

dieser Gelegenheit mag der Plan einer Übersiedelung nach Augsburg zum erstenmal aufgetaucht sein.

Ein heiteres Intermezzo brachte diese Konstanzer Zeit: Hortense begab sich für einige Zeit nach Gais im Appenzellerland, um eine Molkenkur zu machen. Ihren Sohn überließ sie dem zuverlässigen Abbé Bertrand. Bald nach der Ankunft machte sie die Bekanntschaft des Landmanns Zellweger von Trogen, eines lustigen Witwers mit erwachsenen Töchtern. Obgleich eingefleischter Republikaner, schmolzen doch seine Einwände gegen das Königtum angesichts dieser reizvollen Exkönigin so vollkommen in ein Nichts zusammen, daß er zuletzt so verwegen wurde, ihr einen förmlichen Heiratsantrag zu machen.

„Aber mein Freund," erwiderte Hortense lachend, „ich bin ja schon verheiratet."

„Was hindert das", meinte der Landmann hartnäckig, „zumal hier in der Schweiz nichts leichter ist, als eine Scheidung zu erlangen."

Hortense wußte genug von den Freuden der Ehe, und so zog sie sich auf die bestmögliche Art aus der schwierigen Lage zurück.

Der Aufenthalt in Konstanz wurde durch den Großherzog stillschweigend verlängert. Eine geplante Visite der Großherzogin Stephanie scheiterte allerdings am Einspruch des französischen Gesandten. Dafür kam ihr Bruder Eugen in der Karwoche des Jahres 1816.

Im Herbst unternahm Hortense, angeregt durch die zahlreichen Pilger, die ihr in Konstanz begegneten, eine Wallfahrt nach dem berühmten Einsiedeln, nur von ihrer Hofdame begleitet. Nach ihrer Rückkehr sandte sie dem Abt des Klosters einen Hortensienzweig aus Diamanten, der vormals, in den Tagen des Ruhmes, ihr Haupt geschmückt hatte.

„Diese strahlende, zu Füßen des Holzbildes der Madonna niedergelegte Blume drückte innig die Gefühle der Geberin aus, das Nichtige der verlorenen irdischen Größe und den Trost, welchen ihre Seele von derjenigen begehrt, deren Mutterherz auch so viel gelitten", schrieb die Hofdame.

Im April 1817 pilgerte Hortense noch einmal mit ihrem Sohne dahin. Bei dieser Gelegenheit legte Louis Napoleon die erste Beichte ab und empfing die erste heilige Kommunion.

Als Kaiser gedachte Napoleon dieses Tages noch nach beinahe einem Halbjahrhundert. Bei seinem Besuch auf Arenenberg schickte er an die Abtei einen Kronleuchter aus Silber.

Während des strengen Winters 1816/17 begann Hortense mit der Aufzeichnung ihrer Memoiren unter dem Motto: „Moins connue — moins troublée; Mieux connue — mieux aimée." Diese Memoiren, 1820 in Augsburg abgeschlossen, wurden von ihr und ihrer Familie verborgen gehalten und erst über hundert Jahre später freigegeben.

Warum dies? Spricht sie darin nicht mit der größten Bewunderung von Napoleon I., ihrem Vater? Entwirft sie darin nicht ein getreues Porträt von Josephine, ihrer leiblichen Mutter? Schildert sie darin nicht den getreuen Ablauf des Kaiserreichs, seinen Ruhm und Fall, seine Größe und seinen Zusammenbruch?

Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der wahre Grund der Verheimlichung die Offenheit war, mit der sie ihre Verhältnisse zu Louis, ihrem Gatten, und Flahaut, ihrem Geliebten, darstellte. Der Haß für den einen wird ebenso schonungslos bloßgelegt, wie die Liebe für den anderen. Verschwiegen wird nur das Kind ihrer Liebe, der spätere Herzog de Morny. Verschwiegen auch die zahlreichen liaisons.

Eine romantische Frauenseele, die das Große bewundert, das Kleine verachtet, den Zwang haßt, die Freiheit liebt, ein romantisches Frauenleben, das phantastisch und abenteuerlich zugleich ist und dessen Ablauf in der Grenzenlosigkeit verdämmert, ein romantisches Frauenschicksal, das halb Traum und halb Wirklichkeit vortäuscht, das mit den Gefühlen spielt und mit dem Verstand verbirgt, das mit der Kunst dilettiert und mit der Politik kokettiert: — das sind die Memoiren dieser mehr interessanten als bedeutenden, mehr sentimentalen als heroischen Königin.

Mit diesen Memoiren schließt gleichsam das Leben der Mutter ab und beginnt das des Sohnes.

Hortense hat in ihnen das subjektive Bildnis des Empire gezeichnet. Nun galt es, den Sohn für die verschwommene Vorstellungswelt zu erziehen. Der Mythus wurde zum Kultus umgewandelt. Der ältere Sohn war ihr entrissen worden, und damit der schwülen Atmosphäre tropisch wuchernder Romantik. Nun sollte der jüngere Sohn ihrer ganz teilhaftig werden.

Der ganze grundlegende Unterschied des ersten und zweiten Empire liegt hier keimhaft beschlossen. Die plastische Klarheit des klassischen Empire wurde in die malerische Verschwommenheit eines romantischen Empire frauenhaft umgemünzt.

Man würde daher auch fehlgehen, wollte man glauben, Hortense habe



Louis Napoleon im Alter von sechs Jahren

Korporal im 1. Gardegrenadier-Regiment — Anonymes Photo der Zeit
Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

Badische
Landesbibliothek

ihren jüngsten Sohn von Beginn an zum Prätendenten und Verschwörer erzogen. Es lebten noch der Sohn des Kaisers, der ältere Bruder des Kaisers und der ältere Bruder unseres Prinzen. Sie alle hatten das legitime Recht auf den Kaiserthron. So sehr Hortense die Restauration des Empire wünschen mußte, so wenig konnte ihr Familiensinn diese Tatsachen übergehen.

Es war ganz einfach der Kultus, den sie schuf. Es war die Atmosphäre, die sie gestaltete. Es war der Traum, den sie bewahrte.

In dieser Umwelt konnte nur ein Wesen gedeihen, das sich ihren Bedingungen vollkommen unterwarf. Und ein solches Wesen war ihr jüngster Sohn, der Blut von ihrem Blute trug. Mochten die Erzieher sich noch so sehr bemühen, die republikanische Gesinnung in ihm groß zu ziehen — das Blut war stärker als der Geist, die mütterliche Bindung stärker als die verstandesmäßige Bildung.

Mit dieser Frage werden wir uns gleich noch zu beschäftigen haben.

Auf der Lorettohöhe, in der Nähe von Konstanz, hätte Hortense gern ein neues Besitztum erworben. Die badischen Behörden verweigerten die Bewilligung. So wandte sie ihre Blicke nach der nahen Schweiz. Dort lag, anmutig über dem Untersee, wenn auch verwahrlost, das kleine Schloß Arenenberg, das um jene Zeit feil war. Hortense erwarb es am 10. Februar 1817 zu dem bescheidenen Preis von 30 000 Gulden.

Die Geschichte dieses Schlosses ist schnell berichtet.

Ursprünglich im Arnberg oder in Arenberg, dann Narenberg und schließlich Narrenberg genannt, war es ein unscheinbares Rebgut über den sogenannten Arnhalden — von ihnen wird der Name Arenenberg abgeleitet — und diente Konstanzer Patriziern als Sommeraufenthalt.

Um 1540 erbaute Sebastian Gaisberg anstelle des baufällig gewordenen Rebhauses eine herrschaftliche Wohnung. Um 1585 wurde das Herrschaftshaus von einem anderen Konstanzer Patrizier, dem Junker Hs. Konrad von Schwarzach, mit einem Türmchen versehen und von den Eidgenossen als Freisitz erklärt. Von da an führte der Freisitz den Namen Arenenberg.

Im 17. Jahrhundert war das Schloß im Besitz einer Familie Betz aus Konstanz. 1731 erwarb es Freiherr Carl Anton von Rüppelin von Kesiken und Wittenwil bei Frauenfeld. Ein Jahr später ging es in den Besitz seines Schwiegersohnes Baron Anton Prosper von Streng, Fürstlich Fürstenbergischer Oberjägermeister, über. Von 1732—1817

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

blieb das Schloßgut in den Händen dieser freiherrlichen Familie. Von ihr erwarb es Hortense zum angegebenen Zeitpunkt.

Sogleich setzten wieder die Intrigen des französischen Gesandten ein. Die thurgauische Regierung erhielt von ihm die Weisung, der Exkönigin den Aufenthalt auf Arenenberg zu untersagen. Die Eidgenossen blieben zwar standhaft, doch schien es Hortense zunächst richtig, die Einladung ihres Bruders und des Königs von Bayern anzunehmen und nach Augsburg überzusiedeln. Inzwischen konnte das Schloß freigelegt, umgebaut und vergrößert werden.

Unter der Aufsicht des Verwalters der Königin, ihres Milchbruders Vincenz Rousseau, wurde die Um- und Ausgestaltung unternommen. Die Umfassungsmauern wurden niedergelegt. Das Hauptgebäude verlor seine Zinnen und Türmchen. Auf der Südseite wurde ein pavillonartiger Bau aufgeführt, das Interieur nach dem Muster von Malmaison eingerichtet. Neben dem Wohngebäude entstand eine umfangreiche Ökonomie, in der einige Räume für den Prinzen bestimmt wurden. 1820 wurde eine Kapelle errichtet. Der ausgedehnte Park zog sich unten an den Ufern des Sees entlang.

Die Übersiedlung nach Augsburg hatte noch einen anderen Grund und Vorzug: hier konnte ihr Sohn das Gymnasium besuchen und so einer regulären Bildung teilhaftig werden. Hortense hatte sich zwar, neben Abbé Bertrand, seither um die Erziehung bemüht, allein dies konnte nicht den Mangel eines guten Instituts ersetzen. Das St.-Annen-Gymnasium in Augsburg hatte einen großen Ruf.

Zu Augsburg erwarb Hortense in der Kreuzstraße das Pappenheimsche Palais, das später in den Besitz der Gräfin Fugger-Kirchberg überging. Hier gab sie, wenn man den Berichten der Gräfin Kielmannsegge glauben darf, zahlreiche Feste und noch mehr Komödien. Graf Lavalette, der ehemalige Generalpostmeister Napoleons I., der in den Kleidern seiner Frau aus dem Gefängnis geflohen war, teilte mit ihr das Augsburger Exil.

Einen Teil des Jahres hielt sich Hortense in Arenenberg auf oder sie unternahm Reisen nach München und Italien. Umgekehrt durfte Louis Napoleon seine Ferien auf Arenenberg verbringen. Hortense kam nach Augsburg auf Besuch, Louis Napoleon nach Arenenberg.

Das Jahrzehnt zwischen 1817—28 muß als die Epoche der Erziehung und Bildung des jungen Prinzen bezeichnet werden. Was der Abbé Bertrand und die Mutter bis dahin an ihm erreicht hatten, wirkte mehr auf seine charakterliche Erziehung als auf seine geistige Bildung. Und

dieser Charakter war eine unausgeglichene Mischung von gefühlshafter Passivität und verschwommener Vorstellung eines Napoleon-Kultes. Der Prinz zählte immerhin erst neun Jahre!

Die vier Jahre auf dem Augsburger Gymnasium führten aus der französischen Vorstellungswelt nebuloser Mystik in einem entscheidenden Augenblick weg zu dem klassisch-humanistischen Bildungsgut der deutschen Schule. Nach den deutsch geschriebenen Sprachlehren von Bröder und Buttmann lernte der Gymnasiast in Augsburg das Lateinische und Griechische. Er las Homer und Plutarch, Ovid und Virgil und übte sich in der deutschen Sprache, in der er sich bald gut auszudrücken verstand.

Zwischen dem zwölften und zwanzigsten Lebensjahr wurde ihm als Erzieher Philippe Le Bas zugeteilt. Le Bas, später Professor der griechischen Sprache am Pariser Athenäum, war der Sohn eines Republikaners aus der Schule Robespierres, der sich erschoß, als der große Revolutionsheld guillotiniert wurde, um der Schande zu entgehen, ihn zu überleben.

Le Bas, humanistisch gebildet, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seinem Zögling klar zu machen, wie vergänglich alle Tyranneien seien und wie unvergänglich die Humanitas. Unermüdlich zeigte er am Beispiel Cäsars den schicksalhaften Untergang der Diktaturen, die Schwermut ihrer Vergänglichkeit, das Hoffnungslose ihrer Dauer. Wenige Tage nachdem Le Bas sein Amt als Erzieher übernommen hatte, am 25. August 1820, schrieb er von Augsburg an seinen Stiefvater:

„Mein Schüler ist zwölf Jahre alt. Er besitzt Fähigkeiten, ist aber nicht sehr vorgeschritten. Ich könnte beinahe sagen: seine Kenntnisse sind gleich Null. Eine einzige Sache hat man ihm beigebracht: das ist der vollständige Widerwille gegen das Studium. Besser wäre es für mich gewesen, ich hätte ihn mit sieben oder acht Jahren übernommen."

Im Grunde war dem jungen Prinzen alles Bildungsmäßige höchst gleichgültig. Er vollführte seine Streiche, ging nachts heimlich fort, um sich in zweifelhafter Gesellschaft herumzutreiben und stellte sich faul und dumm. Immerhin mußte Le Bas ein Jahr später zugeben: „Er hat Phantasie und mit ein wenig Aufmerksamkeit drückt er seine Ideen mit Leichtigkeit, sogar mit Eleganz aus."

Wie anders wirkte im Mai 1821 der Tod des großen Oheims auf die Seele des Knaben. Jetzt klang die ganze Erschütterung in ihm fort und wühlte ihn auf. Le Bas hatte ihn auf Wunsch der Mutter schonend

darauf vorbereitet. Um so aufschlußreicher ist der Brief des Dreizehnjährigen an die Mutter:

„Dieser Tod hat mir, wie Sie mir glauben können, großen Kummer bereitet, und er ist nur noch gewachsen bei dem Gedanken an den Schmerz, den diese traurige Nachricht meiner ganzen Familie verursacht. Glücklicherweise ist er in einer besseren Welt als in der unseren und erfreut sich in Zufriedenheit seiner guten Taten. Viel Kummer macht mir, daß ich ihn nicht ein einziges Mal vor dem Tode sah, denn in Paris war ich noch so jung, daß mich eigentlich nur mein Herz an ihn erinnert. Wenn ich etwas Schlimmes tue, und es kommt mir der Gedanke an diesen großen Mann, so scheint es mir, als ob ich einen Schatten in mir empfinde, der mir sagt, mich würdig zu erweisen des Namens Napoleon . . ."

In der Naivität des Briefes bricht die Gefühlswelt des Knaben klar und elementar hervor: der Schmerz, den er mit der ganzen Familie empfindet, das Bedauern, daß er dem großen Mann nicht einmal gegenübertreten durfte — unbewußt: um von ihm erwählt zu werden! —, die Fatalität, daß der Schatten des Kaisers alle seine Handlungen bestimme.

In allem, was die Bildung betrifft, zeigte der Prinz sich gleichgültig und gelangweilt. In allem, was den Charakter betrifft (der durch die napoleonischen Bande bestimmt wurde!) aufwühlend und elementar. In diesem Betracht ist ein kleines Ereignis aus jenen Jahren nicht uninteressant. Seine Milchschwester, die er in Arenenberg zur Spielgefährtin hatte, verhöhnte ihn einmal wegen seiner Kaiserträume. Einen Augenblick blitzte es in seinen Augen. Dann zeigte er sich unbefangen und lockte das Mädchen lächelnd in den Park.

„Widerrufe, was du gesagt hast, widerrufe, oder ich zerbreche Dir den Arm!" schrie er plötzlich heiser vor Wut und packte das Mädchen am Arm.

Er hatte so scharf zugegriffen, daß es acht Tage lang den Arm nicht bewegen konnte.

Dieses selbe Mädchen sagte später, zur Dame geworden:

„Er ist von einer weichen, freundlichen Natur. Er möchte überall seiner Umgebung Freude machen: er sorgt für die Menschen mit der eingehenden Achtsamkeit, mit der ein Gärtner seine Blumen pflegt. Aber es gibt eine Stelle in seinem Innern, an die man nicht rühren darf: das ist das Recht und das Wachsen seiner Dynastie. Wird ihm

darin widersprochen, so bricht die Leidenschaft durch alle Schranken: er wird ein Tiger."

Hier ist eine Seite seines Wesens berührt, die wir zur Beurteilung mancher späteren Handlung nicht übergehen und übersehen dürfen: seine angeborene Güte des Herzens, die zur Weiblichkeit seines Charakters gehörte.

Eine Reihe von Anekdoten ist seit der frühesten Kindheit glaubhaft überliefert:

Als er im Alter von vier Jahren zum erstenmal einen Schornsteinfeger sah, war er sehr erschrocken und flüchtete in die Arme der Gouvernante. Diese nahm ihn auf den Arm und suchte die Furcht durch Erweckung des Mitleids zu bekämpfen. Einige Monate später stieg eines Morgens ein kleiner Schornsteinfeger, schwarz wie die Nacht, aus dem Kamin. Der kleine Louis wachte auf, wollte erst vor Schreck weinen, erinnerte sich dann aber offenbar an die Erzählung der Gouvernante. Er kletterte über das Bettchen, nahm aus einer Kommode Geld und gab es dem kleinen Mann.

Im Jahre 1815, dem Jahre der großen Entscheidungen, zeigte sich der kleine Neffe dem großen Oheim gegenüber von seiner vorteilhaftesten Seite. Der Kaiser war damals gerade im Begriff, zur Armee abzureisen.

Kaum hatte Marschall Bertrand den Jungen dem Kaiser vorgeführt, so begann er den Kopf an dessen Knie zu drücken und heftig zu schluchzen.

„Was hast Du denn Louis, und warum weinst Du?" fragte ihn Napoleon.

„Meine Erzieherin hat mir gesagt, daß Sie in den Krieg ziehen. Gehen Sie ja nicht hin! Gehen Sie ja nicht hin!" schluchzte der Junge weiter.

„Und warum soll ich denn nicht in den Krieg? Es ist doch nicht das erstemal. Ich komme ja bald wieder."

„Mein teurer Onkel, die bösen Alliierten werden Sie töten. Lassen Sie mich mit Ihnen gehen!"

Der Kaiser nahm den Kleinen gerührt auf die Knie und drückte ihn an sein Herz. Dann sagte er, zu dem Marschall gewendet:

„Küssen Sie ihn, Marschall! Er wird ein gutes Herz und eine große Seele bekommen. Vielleicht ist er die Hoffnung meines Geschlechts!"

Der Kaiser hatte sich nicht getäuscht.

Eines Tages — es war in Konstanz — kam er in Hemdsärmeln und barfuß durch den Schlamm gewatet. Auf die Frage, wie er in diese

Lage gekommen sei, erzählte er, daß er eine unglückliche Familie am Garten habe vorbeigehen sehen. Das Mitleid habe ihn erfaßt und er habe einem der Kinder seine Schuhe, dem anderen seinen Rock gegeben, da er kein Geld bei sich gehabt habe.

Auch Le Bas berichtet einen schönen Zug seines Charakters. Le Bas erzählte seinem Zögling, daß er vor einem Jahr noch glücklich gewesen sei, da habe er einen Sohn besessen, der inzwischen gestorben sei. Dabei weinte der Lehrer heftig.

„Trösten Sie sich, mein Herr", rief der junge Prinz, „ich will es sein, der Ihnen diesen Sohn ersetzt".

Wie wenig sich Louis Napoleon im Grunde für alles interessierte, was ihm Le Bas sagte, das beweist ein Brief, den dieser im Januar 1824 aus Rom an seine Frau schrieb:

„Wenn der Prinz nicht mit seiner Mutter ist, dann ist er bei seinem Vater. Selten kommt er am Abend vor elf Uhr nach Hause. Er erhebt sich spät, arbeitet wenig und lässig, reitet um die Mittagsstunde aus, kehrt um drei Uhr zurück, gähnt und verliert den Rest des Tages bei seinem Vater."

Der Prinz entglitt langsam seinem Einfluß. Als Le Bas im Jahre 1828 sein Amt niederlegte, zeigte er sich sehr enttäuscht. Sein Nachfolger wurde Vieillard.

Mit den Jahren fühlte sich Louis zweifellos stärker zu seinem Vater hingezogen. Wenn ihm dieser Ratschläge für sein Studium erteilte, schrieb er Sätze wie diese:

„Je älter ich werde, um so mehr weiß ich das Glück zu schätzen, einen so guten Vater zu haben, der mich durch seine Ratschläge unterrichtet. Ich gebe mir alle Mühe in der Mathematik."

„Ich verspreche Ihnen, das System der Studien, das Sie mir vorschlagen, genau zu befolgen."

In diesem Jahrzehnt der geistigen Bildung ging auch körperlich eine Veränderung an dem Prinzen vor sich, die weit über die Gesetzmäßigkeit reinen Wachstums hinausgreift. Der physiognomische Typus akzentuierte sich in einer Weise, die als Spaltung bezeichnet werden muß.

Der Knabe konnte bis zu den Jahren der Pubertät hübsch genannt werden. Mit einem Male aber schoß sein Oberkörper wild in die Höhe, während die Beine kurz und unförmig blieben. Er sah aus wie abgesägt und in der Mitte wieder schlecht zusammen geleimt. Man

sagte auch, der Oberkörper sei auf ein falsches Postament gesetzt worden.

Dieser Dualismus des Leibes, der sich später noch in einem starken Beckenbau ausprägte, zeigt die typische Spannung seines Wesens: das Schleppende in seiner Haltung und das Sprunghafte in seinen Taten. In seiner natürlichen Anlage war er weiblich-passiv.

„Il marche comme un caporal en gogouettes", sagten die Soldaten später von ihm.

Napoleon I. hieß der „kleine Korporal". Napoleon III. der „Korporal im Trane"!

Die Verhäßlichung der Gestalt wurde durch eine Verhäßlichung des Gesichtes ergänzt. Die Farbe der Haut wurde fahl und gelb. Die große Nase stach zwischen den müden Augen übermäßig hervor. Die Züge bekamen eine Richtung ins Ordinäre.

Die Kameraden nannten ihn den „häßlichen Jungen". Später bezeichnete man ihn als „melancholischen Papagei". Das Gesicht wirkte durch die große Nase tatsächlich papageienhaft.

Ein physiognomisches Merkmal müssen wir noch besonders hervorheben, da es sich später immer deutlicher ausprägte: das ständig halb geschlossene Auge. War es das Zeichen eines schläfrigen Phlegmas? Oder erinnerte es an das interessante Aussehen gewisser großer und kleiner Kokotten?

Vielleicht kann man Schlüsse in dieser Richtung daraus ziehen. Vielleicht sagt es aber noch etwas anderes: die ständige Umschleierung und Verdeckung der inneren Absichten. Dieses Auge verbarg den Spiegel der Seele. Während das Gesicht den Ausdruck maskenhafter Erstarrung annahm, flackerte irgend etwas Unruhiges, Unheilvolles im Auge, das verschleiert werden mußte.

Bei allen wichtigen Entscheidungen sah man später den Verschwörer, Präsidenten und Kaiser in dieser mimischen Verdeckung. Er gab sich den Schein der Ruhe und Kaltblütigkeit. In Wahrheit war er das Gegenteil davon.

Schon als Kind litt er des Nachts an panischer Angst. Die Mutter fand ein ebenso bezeichnendes wie probates Mittel: sie entfernte alle Bilder des großen Oheims aus dem Zimmer.

„Sie können nicht im Zimmer eines Feiglings bleiben", sagte sie einfach, und das half.

In allen entscheidenden Augenblicken hatte er Hemmungen, die aus seinen angeborenen Angst-Komplexen stammten. Da schloß sich das

Auge und erstarrte das Gesicht zur Maske. Dann ließ er sich einfach treiben.

Im September 1820 berichtete Le Bas: der Prinz sei von vollendeter Sanftheit, aber in der Nacht habe er panische Angstzustände. Den Grund sieht der Erzieher in seinem schwachen Naturell und nervösen Temperament. Daher verbot er Reiten, Tanzen und Schwimmen.

Die Sanftheit war wiederum nur ein Zeichen seines Passivismus. Alle, die ihn früher oder später kannten, stellten übereinstimmend fest, mit welcher beinahe sanften Geduld er zuhören konnte. In Wahrheit war auch dieses Zuhören bei halb geschlossenen Augen nur ein scheinbares: er assimilierte sich das Gehörte augenblicklich für seine Absichten und Zwecke.

Mit einer Geduld ohnegleichen hatte er die republikanischen Tiraden und anticäsaristischen Schmähreden Le Bas' angehört — um sich innerlich zum Antirepublikaner und Cäsar zu entfalten.

Während sich so der kleine Prinz zum jungen Mann entwickelte, wurde der Arenenberg zu einem wahren Dorado der Napoleoniden und Bonapartisten. Einem Bienenstocke gleich wurde er von allen Drohnen des versunkenen Kaiserreichs umschwirrt und umgaukelt.

In den zwanziger Jahren entfaltete Hortense auf Arenenberg ein zwar bescheidenes, aber eindeutig bonapartistisches Hofleben.

Zum „Hofstaat" zählten Elise Courtin, die sich später mit dem Dichter Casimir Delavigne verheiratete, Louise Cochelet, die treue Vorleserin, Valérie Masuyer und Fräulein Mollenbeck, das den Dolmetscher machen mußte. Zu den Damen gesellten sich ferner die intrigante Madame Salvage de Faverolles und Madame Récamier.

Von den Herren vertrat der Abbé Bertrand — von 1812—20 Erzieher des Prinzen — die Stelle eines Hausgeistlichen, Dr. Conneau die Stelle eines Hausarztes, während später der Maler Felix Cotrau so etwas wie die Rolle eines Hofmalers, -musikers und -sängers spielte. Er ist der Schöpfer der großen Gemälde, die Hortense und den Prinzen auf Arenenberg darstellen.

In der Umgebung von Arenenberg entstand eine kleine bonapartistische Kolonie. Der Bruder der Exkönigin, der Herzog von Leuchtenberg, erwarb sich Grundbesitz in der Nachbarschaft und baute sich Eugensberg. Er konnte das Schloß allerdings nur zweimal bewohnen, da er im Februar 1824 zum großen Leid seiner Schwester in München starb. Die inzwischen Witwe gewordene Cousine Stephanie von Baden wurde Besitzerin des Kaplaneigutes bei Mannenbach.

Ein besonders treuer Bonapartist, ein alter Offizier der großen Armee, Oberst Parquin, dem noch eine besondere Rolle zugedacht war, kaufte gleich drei Schlösser in der Umgebung: Salenstein, Sandegg und Wolfsberg. Wolfsberg richtete er als Fremdenpension ein, was sich in der Folge für die Sache der Napoleoniden noch als sehr vorteilhaft erweisen sollte.

Nach und nach wurden in Arenenberg alle Gegenstände gesammelt, die als Erinnerungen an das Kaiserreich dienen konnten. Vestibül, Speisesaal und Salon wurden, in Anlehnung an Malmaison, in der Aufmachung eines napeleonischen Kriegszeltes gehalten. Der Bücherschrank im Bibliothekssaal, das Ameublement des Schlafzimmers stammten aus Malmaison. Man häufte Bilder, Uhren, Leuchter, Waffen, Möbel an, die von der Kaiserzeit erzählten.

Bald häuften sich auch die Besuche, die alle ein Stück Erinnerung an den Glanz des Kaiserreichs darstellten.

Man sah Madame Campan, die Erzieherin Hortensens, kurz vor ihrem Tode. Die Marschallin Ney, die Witwe des tapferen Generals aus dem russischen Feldzug, kam mit ihren beiden Söhnen und verbrachte einen Monat bei ihrer Jugendfreundin. Es kamen Madame Duroc, die Gattin des Palastmarschalls Napoleons, die Gräfin Lavalette, eine Verwandte aus dem Hause Beauharnais.

Besonders willkommen war der General Gourgaud, der den Kaiser nach St. Helena begleitet hatte. Immer mußte er von seinen Erlebnissen berichten.

Von den Persönlichkeiten, die nicht zum Kreise der Napoleoniden oder Bonapartisten zählten, sah man den Bistumsverweser von Konstanz, Freiherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg, den bedeutenden katholischen Reformator, der sich auch um die Erziehung des Prinzen bemühte. Von Aarau kam der Dichter Heinrich Zschokke herüber.

Ludwig Albrecht von Effinger, der Schloßherr von Wildegg im Aargau, gibt von Hortense aus jenen Jahren ein anmutiges Bildnis:

„Als ich sie kennenlernte, zählte sie bereits siebenunddreißig Jahre; die Zeit ihrer Blüte war demnach bereits vorüber; doch war sie noch immer eine sehr artige Blondine, mit geistvollen blauen Augen, vom schönsten Wuchse und mit einem sehr kleinen Fuße begabt. Sie war von mittelmäßiger Größe und hatte, wie die Franzosen zu sagen pflegen, eine élégante tournure; dabei wußte sie sich sehr gut zu kleiden und in alle ihre Bewegungen viel Gefälliges zu legen. Diese geistigen und körperlichen Vorzüge erhöhten den Genuß ihres Umganges

um vieles. Aber was denselben das höchste Interesse, wenigstens für mich, gab, war die freimütige Art und Weise, sich über die Menschen auszudrücken, mit welchen sie ihr Leben zugebracht hatte. Diese Menschen hatten beinahe alle eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt . . ."

Hortense übte sich in ihren Künsten: im Sticken, Malen, Dichten, Komponieren und Harfenspiel. Dabei arbeitete sie immer wieder an ihren geheimen Memoiren, befaßte sich mit der Herausgabe der Briefe Napoleons an Josephine und der Mutter an sie selbst.

Alles, was sie tat, diente irgendwie dem Kult des großen Kaisers, dem sie auf Arenenberg die erste heilige Stätte schuf.

An schönen Sommerabenden bestieg man öfters den Kahn, um eine Rundfahrt über den See zu machen. Die sterbende Sonne warf ihre letzten Strahlenbündel über die schweigende Fläche und erhob das Bild in die mystischen Sphären einer romantischen Traumlandschaft. Da griff Hortense nach ihrer Harfe. Sie schlug in die Saiten, wie es die alten Könige getan hatten, und sang, selber eine Königin, ihre alten Romanzen. Da mochte das Kaiserreich aus den Tiefen des Sees emporsteigen und die Phantasmagorie eines neuen Reiches auf die Fläche zaubern!

Für Louis Napoleon war das Leben auf Arenenberg frei und zügellos. Zwar wurde er von Konstanzer Professoren in modernen Sprachen, Physik, Chemie und Mathematik weiter unterrichtet, doch interessierte er sich jetzt mehr für alle Arten von Sport, Reiten, Fechten, Schwimmen, Jagen, Eislaufen und vor allem für die militärische Ausbildung. Die ganze Erziehung bewegte sich jetzt mehr in die Richtung männlicher Betätigung. In Erinnerung an seinen Oheim widmete er sein Hauptinteresse der Artillerie. Hatte er nicht als siebenjähriger Junge den Ausspruch getan: „Ich will Kanonen losschießen"?

Er trat 1822 in die schweizerische Militärschule in Thun ein, wo Artilleriewissenschaft sein Lieblingsfach wurde. Vieillard, der ihm später als Erzieher zugesellt wurde, war ein ehemaliger Schüler der Ecole polytechnique und alter napoleonischer Artillerieoffizier.

Im „Lager" von Thun fanden alljährlich militärische Übungen von schweizerischen Artillerie- und Genieoffizieren unter Leitung des Obersten Dufour statt. Zwischen dem Prinzen und dem späteren General des Sonderbundskrieges entwickelte sich bald eine Art Freundschaftsbündnis.

Seine Bibliothek vermehrte er um zahlreiche Werke der Artillerie-

wissenschaft, zu der er später selber einen beachtlichen Beitrag liefern sollte. Die umwälzende Erfindung der gezogenen Kanone wird ihm zugeschrieben.

Im Jahre 1825 trat der Prinz auf kurze Zeit in das in Konstanz garnisonierte badische Regiment ein. Er folgte jedoch wieder dem General Dufour als Freiwilliger in das Lager von Thun. Endlich ging er als Offizier in die schweizerische Artillerie.

Daneben entwickelte er sich zu einem verwegenen Reiter. Von seinem Onkel, dem Herzog von Leuchtenberg, hatte er auf dem nahen Eugensberg die Kunst des Reitens gelernt. Auf einem andalusischen Rappen führte er die gewagtesten Sprünge aus.

Er hielt sich zehn bis zwölf Vollblutpferde, mit denen es in den Wollmatinger oder Markelfinger Forst auf die Jagd ging. Er schwamm, von einem Kahn begleitet, über den See bis zur Insel Reichenau.

Das alles stählte den schlaffen Körper. Was ihm allerdings wieder die Kraft nahm, war der häufige Besuch der Konstanzer Bälle und Vergnügungslokale. Die zahlreichen Liebesabenteuer veranlaßten schließlich den ernsten Wessenberg, der Mutter den Rat zu erteilen, sie möge ihrem Sohne „einen passenden Zügel anlegen".

Mehr Ehrgeiz als Tatendrang veranlaßte Louis Napoleon im Jahre 1829 Mutter und Vater um die Erlaubnis zur Teilnahme am russisch-türkischen Krieg zu bitten. Noch fehlte die Selbständigkeit der persönlichen Entscheidung. Die Mutter überredete er, dem Vater schmeichelte er. Der ganze Plan war abenteuerlich und sinnlos.

„Ah, mein lieber Papa", schreibt er aus Arenenberg, „denken Sie, daß Sie noch nicht so alt waren wie ich und sich schon mit Ruhm bedeckt hatten. Wenn ich diesen Feldzug mitmache (was mich zu nichts verpflichtet), werde ich den Vorteil haben, mich über diese Dinge eingehend zu unterrichten, der Welt den Mut zu zeigen, den ich durch die Abstammung von Ihnen erbte, und dadurch das allgemeine Interesse auf mich ziehen. Meine Tante, die Großherzogin von Baden, hat mir zugeredet, von Ihnen die Erlaubnis zu erbitten, indem sie sagte, dies sei eine Aktion würdig des Menschen, der Ihr Sohn ist".

Alles theatralische Pose. Er will sich mit Ruhm bedecken. Er will der Welt seinen Mut zeigen. Er will das allgemeine Interesse auf sich ziehen. Er will beweisen, daß er ein Bonaparte ist.

Der Vater durchschaute die Schmeichelei. Er schrieb zurück, der Krieg sei gewiß ein schönes Handwerk und das Streben nach Ruhm des

Lobes wert. Allein ein Krieg müsse der legitimen Verteidigung des Vaterlandes dienen, sonst sei er eine Barbarei.

Der Vater verwies ihn damit auf Frankreich. Mutter Letizia war geradezu empört, als sie von dem Plane erfuhr. Ein Enkel sollte die Uniform eines der Herrscher tragen, die ihren Sohn nach St. Helena geschickt hatten? Sie forderte Louis auf, zu ihr zu kommen.

„Wie heißen Sie?" fragte sie ihn streng und richtete sich in ihrem Lehnstuhl auf.

„Napoleon."

„Also — und nun gehen Sie hinaus!"

Das war die knappe, kategorische Art ihres großen Sohnes. Louis Napoleon wußte nun genug.

Trug er umsonst den Brief bei sich, den der große Oheim bei seiner Geburt an die Mutter geschrieben hatte? Umsonst den Ehering Josephinens am Finger? Umsonst den Namen Napoleon?

In Arenenberg studierte er Schiller und Corneille, die Lieblingsdichter des Onkels. Er nahm dessen Schulbuch zur Hand, das den Titel trug: „De viris illustribus urbis Romae a Romulo usque ad Caesarem Augustum. In usum prioris classis grammaticae scripsit l'Honoad, in universitate Parisiensi professor emeritus. Parisiis 1813." Auf die Rückseite des Deckels schrieb er seinen Namen.

Louis Napoleon betrachtete auf dem genealogischen Tableau an der Wand die Reihenfolge der französischen Machthaber von den Zeiten der Gallier bis auf Ludwig XVIII. Wer sollte auf diesen Bourbon folgen?

Er wußte noch keine Antwort. Für ihn war die Zeit noch lange nicht gekommen. Es war schon besser, an eine andere Nation zu denken als an die französische. Die Hauptsache war, das Prinzip des Bonapartismus zu retten. Ob Rußland? ob Italien? ob Polen? Das spielte keine Rolle!

Er trat hinaus in den Garten und schaute melancholisch und müde über den See. Über die uralte Klosterinsel hinweg schweifte der Blick auf die erloschene Vulkanwelt des Hegaus.

Und dort die gezackten Kämme der Vogesen.

Und dahinter Frankreich. Das rätselvolle Frankreich.

Und unten im See das Geheimnis . . .

„Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Ihre Liebe wird Sie in den Stand setzen, uns zu verstehen. Mit unserer Geburt haben wir Verpflichtungen übernommen, die wir halten müssen. Der Name, den wir tragen, zwingt uns, jenen unglücklichen Völkern beizustehen, deren Erhebung genügt, uns an den Ort der Gefahr zu rufen. Rechtfertigen Sie mich in den Augen meiner Schwägerin, welche mich ohne Zweifel tadeln wird, ihren Mann mitgeführt zu haben. Es tut diesem leid, jemals in die Notwendigkeit versetzt worden zu sein, nur eine einzige Tat seines Lebens vor ihr zu verbergen."

Hortense erschrak, als sie den Brief ihres jüngsten Sohnes gelesen hatte. Eben war sie den Gefahren des Aufstandes entflohen und aus Rom nach Florenz geeilt. Nun waren ihre beiden Söhne heimlich zu den Insurgenten abgereist. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht früher gekommen war.

Freilich war ihr Gatte Louis um die Söhne gewesen. Allein seine stumpfe Gleichgültigkeit, seine psychopathische Schwäche war dem jugendlichen Tatendrang seiner Söhne in keiner Weise gewachsen. Jetzt ging er wehklagend auf und ab, beschwor seine Gattin, alles zu tun, um sie von unüberlegten Streichen zurückzuhalten. Er erklärte sich außerstande, selbst irgend etwas zu unternehmen.

Hortense handelte. Um so mehr, als ihre Schwiegertochter Charlotte Napoleone, die Tochter Josephs, des Exkönigs von Spanien, kurz vor der Entbindung stand. Sie schrieb die ganze Nacht Briefe. Den Kriegsminister der Insurgenten bat sie, ihre Söhne nach Hause zu schicken, da sie wider den Willen der Familie gehandelt hätten.

Wider den Willen der Familie! Entsprach dies eigentlich der Wahrheit?

Wir wissen, daß sich der größte Teil der bonapartischen Familie in Italien, in ihrer eigentlichen Heimat aufhielt. Sie waren über die Halbinsel zerstreut, in Toskana oder in den päpstlichen Staaten, und besaßen Paläste in Ancona, Florenz und Rom. Mutter Letizia war auf Veranlassung ihres Stiefbruders, des Kardinals Fesch, in die Ewige Stadt gezogen. Jérôme war in Rom. Luciens Familie in Canino und Musignano. Louis in Florenz. Hortense hielt sich oft mit ihren Söhnen in Rom oder Florenz auf.

Es war kein Geheimnis, daß die Familie über große Reichtümer verfügte, wenn auch manche Behauptung übertrieben war. Nicht minder

war bekannt, daß ein Teil der Gelder in geheime politische Kassen floß. Eine ehrgeizige und ruhmreiche Familie wie die Bonapartes konnte ihre geschichtliche Rolle keineswegs als ausgespielt betrachten. Frankreich war bisher dem Sohn des Kaisers, dem König von Rom, vorbehalten. Noch war er am Leben, wenn auch kaum zu glauben war, daß Österreich seine schwache Gesundheit schonen werde. Joseph und Louis besaßen zwar durch Senatsbeschluß vom 5. Frimaire XII. die Sukzessionsrechte — Jérôme und Lucien waren bekanntlich ausgeschlossen — aber ihre Interessen am französischen Thron waren sehr gering.

Anders lag es bei den Söhnen der Hortense. Napoleon Louis galt als der legitime Prätendent, wenn der Herzog von Reichstadt vorzeitig starb. Louis Napoleon hingegen war in der Familie als König von Italien ausersehen, wenn die erstrebte nationale Einheit zustande kam. Juli-Revolution und Bürgerkönigtum zerstörten alle Illusionen auf Frankreich. Die Bourbons waren gestürzt, aber die jüngere Linie der Orléans war an ihre Stelle getreten.

Nun waren die Aussichten für die bonapartische Familie in Frankreich, wenn nicht für immer, so doch auf lange Zeit versperrt. Napoleon Louis hätte sich am liebsten nach Griechenland gewendet. Louis Napoleon erwog Polen und Belgien, wo die gleichen Unabhängigkeitsbestrebungen im Gange waren wie in Griechenland und Italien.

Der bonapartische Familienrat war sich jedoch im klaren darüber, daß Italien die meisten Chancen für seinen Ehrgeiz bot. Hier sollte ein Reich entstehen, größer und mächtiger als Frankreich. Man kam dahin überein, eine Verbindung mit den geheimen Gesellschaften des Landes einzugehen, ihre Absichten scheinbar zu unterstützen, in Wirklichkeit aber die Bewegung so geschickt zu lenken, daß ein Bonaparte König des geeinten Italien werden würde.

Unter Napoleons Herrschaft war Ober- und Mittelitalien ein eigenes Königreich gewesen. Das Volk war unter der milden Regierung des Vizekönigs Eugen Beauharnais einigermaßen zufrieden und glücklich. Der Wiener Kongreß, in seinem sinnlosen Bestreben, wenn möglich alles in den Zustand vor der französischen Revolution und dem Empire zurückzuversetzen, hatte den Kirchenstaat in bedeutendem Umfange wiederhergestellt, Mittelitalien in eine Anzahl kleiner Fürstentümer parzelliert und Österreich die Lombardei und das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig zugewiesen.

Die Folge war eine allgemeine Unzufriedenheit über das schlechte

Regiment, das in Neapel, im Kirchenstaat, in Lombardo-Venetien, ja selbst in Piemont und Toskana bestand.

Der bonapartische Familienrat trat in Rom mehrfach zusammen. Es wurden Eilboten, Zwischenhändler und Kundschafter nach allen Richtungen ausgeschickt, um die Gärungen in das Strombett der Familieninteressen zu leiten. Da das Volk in der Hauptsache republikanisch gesinnt war, gab man sich selbstverständlich republikanisch.

Die Juli-Revolution in Frankreich verlieh den italienischen Revolutionären einen neuen Auftrieb. Die geheimen Gesellschaften der Calderari (Kesselschmiede), Carbonari (Kohlenbrenner), Decisi (Entschlossenen) gewannen an Breite und Ausdehnung. Es wurde allgemein zur Tat gerufen.

Die Carbonari waren keineswegs Kohlenbrenner, der Name war vielmehr symbolisch. Ihr Vorbild hatten sie an den deutschen Freimaurern. Ihr Versammlungsort hieß „Hütte", die äußere Umgebung „Wald", das Innere der Hütte „Kohlenverkauf". „Reinigung des Waldes" bedeutete Kampf gegen die Tyrannei. Unter Tyrannei verstand man vor allem die Herrschaft der Österreicher. Aber auch die kleinen Fürsten sollten verschwinden.

Der Carbonarismus war schon Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, aber zunächst schwach geblieben. Größer wurde seine Bedeutung während der französischen Herrschaft. Die Königin Karoline von Sizilien und der damalige Polizeiminister Maghella förderten ihre Bestrebungen. 1820 war die Zahl der Mitglieder bereits auf 650000 angestiegen. Das Ziel war großitalienisch: die Einheit der gesamten Nation auf republikanischer Grundlage. Die „Hütten" einer Provinz nannten sich bereits eine „Republik". Eine solche Republik war z. B. Westlucanien in der neapolitanischen Provinz Principato citra mit 182 Hütten. Natürlich versammelte man sich keineswegs in „Hütten", vielmehr in den großen Städten.

Es liegt in der Struktur einer geheimen Gesellschaft, daß Verschwiegenheit zur Hauptsache wird. Sie ist ein Staat im Staate und muß daher ihre Gesetze und ihre Moral haben. Jeder, der ihr beitritt, verpflichtet sich durch Eid zur Verschwiegenheit und zur unermüdlichen Verfolgung der Ziele. Jeder, der diesen Eid bricht, hat sein Leben verwirkt. Die Carbonari waren eine Schule der Verschwörung. Das korsische Verschwörerblut der Bonapartes fand hier den gegebenen Rahmen. Die beiden Brüder leisteten 1830 in Rom den furchtbaren Carbonari-Eid. Louis Napoleon trat als Verschwörer in die Geschichte ein!

Die monarchischen Pläne hatten allerdings eine Konkurrenz. Der Herzog von Modena, Franz der Vierte, unterstützte die Carbonari, um mit ihrer Hilfe König von Italien zu werden.

Im Laufe des Winters 1830 wurden die bonapartistischen Umtriebe in Rom für den Heiligen Stuhl unerträglich. Louis Napoleon setzte sich auf ein Pferd und trug die Trikolore durch die Straßen Roms. Kardinal Fesch, der mit den Revolutionären sympathisierte, saß im Conclave und verhinderte daher ein Einschreiten gegen den Neffen. Durch diese Nachsicht ermutigt, zeigte sich Louis Napoleon immer anmaßender und aufreizender. Aus allen Teilen Italiens waren inzwischen finstere Männer eingetroffen, die einen Aufstand gegen die weltliche Macht des Papstes vorbereiteten.

Der Papst wurde gereizt und schickte einen Offizier mit einigen Reitern in die Wohnung des jungen Louis, um ihn, als mutmaßliches Haupt der Umtriebe, arretieren und über die Grenze schaffen zu lassen. Der Prinz ging nach Florenz zu seinem Bruder.

Auch der Herzogin von Saint-Leu wurde bedeutet, daß ihre Anwesenheit in Rom unerwünscht sei. Sie verstand den Wink und reiste ebenfalls nach Florenz. Hier traf sie jedoch statt ihrer Söhne den erwähnten Brief.

Sie war zweifellos in diesem Augenblick unglücklich. Wenn sie auch die Umtriebe ihrer Söhne billigte, so sah sie doch schwere Verwicklungen voraus, die für die ganze Familie unangenehm werden konnten. Aus dem gleichen Grunde hatte die Gattin Lucien Bonapartes einen ihrer Söhne, der zu den Insurgenten gegangen war, energisch zurückrufen lassen und angeordnet, nötigenfalls Gewalt anzuwenden.

So sehr die Bonapartes die Aufstände vorbereitet hatten und so sehr sie an ihren Erfolgen interessiert waren, so sehr war es auch ihre Absicht und ihr Wunsch, daß die Glieder ihrer Familie erst dann offen eingreifen sollten, wenn ein Erfolg für die Familie sicher war. Sie warfen stets gerne Kastanien ins Feuer, um sie durch andere wieder für sich herausholen zu lassen.

Hortense sah bald ein, daß die abgeschickten Briefe keinen großen Erfolg hatten. Sie mußte aktiver eingreifen, wenn sie ihre Söhne zurückhaben wollte. Die Bewegung war ohne Zweifel verfrüht. Um so mehr mußte Hortense für die ganze Familie den Beweis erbringen, daß sie mit den Insurgenten nichts gemein hatte.

Sie ersuchte den toskanischen Minister um die Ausfertigung eines Passes an die Grenze Toskanas. Sie gab die wahren Gründe an. Der

Minister hatte jedoch allen Grund, die Angaben der Bonapartes zu bezweifeln. Er schickte seinen Bruder, den Fürsten Corsini, zu ihr.

„Fürst," sagte sie, „Sie müssen mir den Paß geben, damit ich meine Söhne selbst zurückholen kann. Die Bonapartes haben mit diesem Aufstand nichts zu tun. Es ist ein unüberlegter Streich meiner Söhne."

„Madame," erwiderte der Fürst verbindlich lächelnd, „gestatten Sie mir, daran zu zweifeln, daß die Familie Bonaparte an der Insurrektion unbeteiligt ist."

„Ich versichere Ihnen, daß ich nichts von den Absichten meiner Söhne gewußt habe. Als ich von Rom hier ankam, fand ich dieses Schreiben", betonte Hortense.

„Gut. Wenn es Ihnen wirklich nur um die Zurückbringung Ihrer Söhne zu tun ist, so mache ich Ihnen den Vorschlag, daß Sie bis zur toskanischen Grenze reisen und von dort an die Söhne schreiben, Sie seien tödlich erkrankt. Ich zweifle nicht daran, daß sie in diesem Falle sogleich zurückkehren. Wir würden dann eine Abteilung Kavallerie in den Hinterhalt legen, die Prinzen festnehmen und nach Florenz zurückbringen."

Hortense lehnte mit heftigen Bewegungen ab.

„Sehen Sie, Madame," sagte der Fürst nun mit dürren Worten, „wir sind von den Absichten Ihrer Familie sehr gut unterrichtet und haben leider kein Vertrauen. Wir würden Ihnen nur Gelegenheit geben, zu den Insurgenten zu stoßen."

Hortense war empört, denn sie war nur als Mutter um ihre Söhne besorgt. Sie mußte aber einsehen, daß das Vertrauen in die Bonapartes erschüttert war.

Inzwischen waren die beiden Prinzen längst bei der Revolutionsarmee angelangt. In ihrem Tatendurst wollten sie sogleich auf die Ewige Stadt losmarschieren. General Armandi befahl ihnen jedoch, einstweilen nichts zu unternehmen. Immerhin wurden sie, dank ihres Namens, zu Anführern ernannt.

In Rom erkannte man die gefährliche Lage. Der Papst rief die Österreicher um Hilfe an. Aber auch die Bonapartes waren sich der Gefahr bewußt. Jérôme hatte eine längere Unterredung mit dem Papst, der zufolge ein päpstlicher Offizier, Herr von Stölting ,in das Lager der Empörer geschickt wurde.

Die Verwandten schrieben an die sogenannte provisorische Regierung in Bologna. Auch der päpstliche Offizier wandte sich an diese und bewirkte, daß sie sich nicht nur dem Angriff auf Rom widersetzte,

sondern auch den beiden Prinzen den Abschied nahelegte. An deren Stelle traten die Generale Armandi und Sercognani.

Nun unternahmen die beiden Prinzen mit kleinen Scharen einen Handstreich. Napoleon Louis stellte sich an die Spitze von zweihundert Mann und lieferte der überlegenen päpstlichen Macht ein erfolgreiches Scharmützel im Walde. Louis Napoleon berannte mit anderen Scharen Civita Castellana, eine Festung, die seit acht Jahren eine große Anzahl politischer Gefangener enthielt, aber von den Päpstlichen nicht in den notwendigen Verteidigungszustand gesetzt worden war.

Mitten in die romantischen Scharmützel drang die Schreckenskunde vom Einmarsch der Österreicher in die Legationen. Damit war der Aufstand in der Romagna als mißlungen anzusehen.

Die Nachricht davon drang auch nach Florenz. Hortense fiel der Brief eines Gesandten in die Hände, in dem es hieß:

„Wenn diese jungen Männer, welche sich noch für kaiserliche Prinzen halten, gefangen genommen sind, sollen sie durch die Weise, in welcher wir sie behandeln werden, bald erfahren, was sie wirklich sind."

Die toskanische Regierung teilte dem verzweifelten Vater Louis mit, daß der Aufenthalt der Prinzen im Großherzogtum nicht mehr geduldet werden könne. Der österreichische Gesandte protestierte sogar gegen ihren späteren Aufenthalt in der Schweiz. Und von Jérôme kam ein Brief, der in sichere Aussicht stellte, daß die Österreicher sofort das Todesurteil an den Prinzen vollziehen würden, sobald sie ihrer habhaft geworden seien.

Jetzt mußte Hortense handeln, denn Louis war zu jedem Schritt vollkommen unfähig. Zufällig war ein Engländer in Florenz anwesend, dessen Familie sich Hortense früher verpflichtet hatte. Sie ließ ihn rufen und bat ihn, ihr einen Paß zu besorgen, auf dem sie als Engländerin bezeichnet sei, die mit ihren beiden Söhnen durch Frankreich nach London reise. Der Engländer zögerte keinen Augenblick.

Mit Louis verabredete Hortense, daß sie sich in Ancona nach Korfu einschiffen und dann nach Malta wenden würden, um sich unter britischen Schutz zu stellen.

Nun erreichte sie auch von der toskanischen Regierung einen Paß in die päpstlichen Staaten. Mit allerlei Listen konnte sie in einem Wagen ihres Gatten nach Foligno abreisen.

In Foligno hatte sie sogleich ein Gespräch mit dem General Ser-

cognani. Dieser war in verzweifelter Stimmung und sagte offen, daß die Sache der Insurgenten verloren sei.

„Wenn die Soldaten des Papstes," sagte er, „nur einen Ausfall machen wollten, so würden die Patrioten augenblicklich über sie herfallen und sich ihrer Kanonen bemächtigen. Aber da sie diesen Ausgang vorauswissen, so hält sich der Feind innerhalb der Mauern."

Hortense, die sich in Frankreich oft mit bedeutenden Generälen unterhalten hatte, riet Sercognani, die Verbindung mit dem mittelländischen Meer offen zu halten, damit ein Rückzug möglich sei, wenn die Österreicher die Oberhand gewännen.

Sercognani schickte einen Kurier nach Ancona. Hortense schrieb an ihre Söhne und bat sie, ihr mitzuteilen, wo sie sich treffen könnten.

„Wehe denen, welche eine Revolution beginnen, ohne die Mittel zu besitzen, den Erfolg sicher oder wenigstens wahrscheinlich zu machen", rief sie aus.

Die Österreicher drangen unaufhaltsam vor. Sie besetzten das von den Insurgenten geräumte Bologna und marschierten auf Ravenna.

Hortense ging im Zimmer eines abgelegenen Gasthofes in Foligno auf und ab. Manchmal blieb sie stehen und suchte auf den rußbedeckten Wänden die Inschriften zu entziffern, die Reisende als Andenken hinterlassen hatten. Belanglose Namen, belanglose Schicksale. Ihre Erinnerung führte sie zurück in die Zeit, da Napoleon auf dem Gipfel der Macht stand und der König von Rom geboren wurde.

Mechanisch nahm sie einen Bleistift und schrieb auch an die Wand. Und während sie so tat und an den großen Kaiser dachte, hauchte ihr ältester Sohn das Leben aus.

Endlich kam der Kurier wieder. Er hatte die Söhne in Forli getroffen. Alles schien in Ordnung zu sein.

Hortense machte sich auf den Weg nach Forli. Bei der ersten Poststation näherte sich ein Mann, der ihr einen Brief von ihrem jüngeren Sohn übergab. Sie erbrach ihn und las nur die Worte:

„Mein teurer, geliebter Bruder ist sanft in meinen Armen verschieden. Ach, ich habe keinen Bruder mehr und bin der einzige Trost Ihres schmerzerfüllten Daseins."

Hortense ließ den Arm sinken. Der zweite schwere Verlust ihres leidvollen Daseins. Aber diesmal durfte sie nicht klagen. In Forli wartete der Sohn, der ihre letzte Hoffnung war.

Der Wagen fuhr ununterbrochen eine ganze Nacht.

Was hatte sich inzwischen zugetragen?

Eine Gruppe junger Leute war auf der Flucht vor den Österreichern. Zerlumpt und mit Kot bespritzt bewegten sie sich langsam vorwärts. Der einzige Weg, der sie noch retten konnte, führte nach Forli. Überall stießen sie auf die österreichischen Husaren.

An der Spitze der Flüchtenden gingen zwei junge Männer. Der größere von den beiden trug einen braunen Backenbart. Sein kühner Blick spähte vorsichtig umher. Der kleinere sah weich und verschwommen aus. Es fehlte ihm in diesem Augenblick jeder Mut. Es waren die beiden Prinzen Napoleon.

Unter ihren Getreuen befanden sich Arese und Conneau. Auch sie waren von den Anstrengungen fast erschöpft. Überall war Sumpf, in dem die Stiefel fast stecken blieben.

„Aufwärts, der Straße zu", befahl der ältere Napoleon.

„Dort werden uns die Panduren sehen", sagte Conneau.

„Besser sich schlagen als im Sumpf untergehen!"

Sie bogen rechts ab und fanden einen Hohlweg. Forli war nicht mehr weit. Sie hatten seinen Campanile am Himmel gesehen. Schweigend trabte einer hinter dem andern.

Schon krachten aus einem Dickicht zwei Schüsse. Eine Kugel streifte die Hand Conneaus. Die andere traf den Führer ins Herz. Lautlos fiel er zur Erde.

Conneau war Arzt. Er beugte sich über den regungslos Liegenden, riß ihm die Kleider und das Hemd auf und lauschte aufmerksam. Das Herz hatte schon aufgehört, zu schlagen.

Der Bruder des Toten warf sich fassungslos über die Leiche. Dazu war jetzt keine Zeit. Schnell ein paar Zweige, die zur Tragbare improvisiert wurden, und dann nach Forli. Das Ziel mußte unter allen Umständen erreicht werden.

In Forli beratschlagten Louis Napoleon und Conneau, was sie der Mutter schreiben sollten. Die Wahrheit durften sie keinesfalls mitteilen. Im Hinterhalt erschossen: das wäre für sie doppelt schmerzlich gewesen. Entweder war er im offenen Kampfe gefallen oder an einer Krankheit gestorben. Das eine war schmerzlich, das andere tröstlich. In der Romagna grassierten die Masern. Louis Napoleon war selbst in diesem Augenblick von ihren Fieberschauern befallen. Conneau riet als Arzt, die Masern als Todesursache anzugeben. Das war plausibel, weil der Bruder von ihnen befallen war.

Schweren Herzens entschloß sich Louis Napoleon zu dem erwähnten kurzen Billet.

Dann wollte er mit seinem toten Bruder allein sein. Conneau, der sich über seine Gesundheit große Sorgen machte, wollte es nicht zulassen, aber der Prinz gab ihm förmlich den Befehl.

Der Herzog von Reichstadt siechte unheilbar dahin. Die letzten Nachrichten hatten keinen Zweifel darüber gelassen, daß sein Ende nur noch die Frage einer kurzen Frist war. Der Bruder, nach diesem der legitime Erbe des Kaiserthrones, lag tot neben ihm. Er selbst war auf Leben und Tod erkrankt. Sollte die erhabene Idee des Kaisertums mit einem einzigen Schicksalsschlag zugrunde gehen?

Es blieben noch die Brüder des Kaisers. Aber keiner von ihnen hatte die Energie, um die Restauration des Empire zu betreiben. Walewski, der illegitime Sohn des Kaisers, kam nicht in Betracht. Ebenso wenig Morny, der Halbbruder Louis Napoleons. Und am allerwenigsten seine Vettern.

Im Fieberwahn sah der Prinz den Traum des Kaisertums glanzlos versinken. Er bäumte sich qualvoll auf. Nein, er durfte nicht sterben, obwohl er, der Schuldige, am liebsten seinem Bruder gefolgt wäre. Nein, er durfte nicht sterben, weil die Idee des Kaisertums unsterblich war!

Jetzt war er, er ganz allein berufen, die Fackel zu tragen. Er mußte gesund werden, ehe der Sohn des Kaisers dahinging. Er mußte nun die ganze Last, aber auch den ganzen Ruhm dieses Schicksals auf sich nehmen! Er brauchte nicht für Italien oder Polen kämpfen, um seinem Leben einen Sinn zu geben. Frankreich war fortan seine einzige Aufgabe!

Der Prinz betrachtete das wächserne Antlitz des Toten. Wie glühend brannte dagegen sein eigenes. Und wenn es nur die Glut des Fiebers war? Nein! Es war mehr. Es war die Glut des Kaisertraumes, die den Brand vergessen ließ und ihn in Glanz verwandelte.

Der gepreßte Mund des Toten begann mit einem Mal sich zu bewegen. Die Lider des gebrochenen Auges öffneten sich schwer und feierlich. Beides sprach ihn an. Vergiß nicht das Vermächtnis des Kaisers! Vergiß nicht, daß alle Hoffnung in dir beschlossen liegt! Vergiß nicht, daß der Kaiser über dir wacht und dich beständig mahnt, seinen Auftrag zu vollenden! Vergiß nicht den riesenhaften Torso, denn in deine Hände sind Meißel und Hammer gelegt, ihn plastisch zu gestalten!

Dann schlossen sich Mund und Auge wieder, um auf ewig zu schweigen. Der Fiebernde rief, beschwor, schrie. Aber es war nur das gel-

lende Echo seiner eigenen Stimme, das er vernahm. Dann versank er in einen todähnlichen Schlaf.

Drei Tage später war Hortense in Pesaro angekommen, wo ein Neffe von ihr wohnte und wo sie ihren letzten Sohn erwartete. Erschöpft war sie auf einem Lager eingeschlafen, als die brennende Hand ihres Sohnes sie wieder aufrüttelte. Die Verfolgung des Feindes hatte ihn gezwungen, trotz seiner Krankheit so schnell wie möglich von Forli nach Pesaro aufzubrechen.

Das schmerzvolle Wiedersehen ließ nicht viel Zeit zu langen Berichten. Hortense erschöpft, Louis krank, die Verfolger im Anmarsch. Der Podestà von Pesaro erschien und sagte aufgeregt:

„Der Feind ist fast vor unseren Augen, und die Segel seiner Schiffe sind sichtbar. Sie nehmen ihre Richtung nach Sinigaglia."

Ob gesund oder krank, lebend oder sterbend, die Flucht mußte augenblicklich fortgesetzt werden. Pferde und Wagen wurden besorgt. Hortense mußte in den Wagen gehoben werden, da sie nicht gehen konnte. Louis saß fiebernd und frierend neben ihr.

Am anderen Morgen erreichten die Flüchtlinge Ancona. Auf einem Felsenvorsprung stand der Palast des Neffen. Die Wogen schlugen oft empor bis an die Fenster. Auf leichten Fahrzeugen sah Hortense die Republikaner fliehen. Dieser Weg schien auch ihr der einzige zu sein.

Jetzt mußte für den toten Sohn Ersatz gesucht werden, sonst war der englische Paß nicht zu verwenden. Der junge Marchese Zappi zählte, neben Louis, zu den Insurgenten, die von der Amnestie ausgeschlossen waren. Er hatte also nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Am nächsten Morgen sollten die drei „Engländer" abreisen. Da bemerkte Hortense, daß das Gesicht ihres Sohnes mit einem feurigen Ausschlag bedeckt war. An eine Abfahrt war nicht zu denken.

Hortense griff zu einer List. Sie belegte einen Platz auf dem Schiff, ließ den Paß ihres Sohnes holen und rüstete zur Abreise nach Korfu. Die Dienerschaft verkehrte den ganzen Tag zwischen Palast und Schiff, und über sich selbst verbreitete sie das Gerücht, daß sie krank geworden sei.

„Rette, ich beschwöre Dich, den einzigen Sohn, der uns noch übrig ist", schrieb Louis aus Florenz aufgeregt. Hier half keine Aufgeregtheit, nur Kaltblütigkeit. Hortense schrieb, daß der Sohn nach Korfu abgereist sei, und später schrieb dieser einen Brief, der aus Korfu datiert war.

Am zweiten Tag zog der österreichische General in den Palast. Seine Wohnung war nur durch eine schwache Tür von der ihren getrennt. Durch die Wände hörten sie die Befehle zu Hinrichtungen. Louis durfte nur leise sprechen, und wenn er hustete, legte ihm die Mutter die Hand vor den Mund.

Es war eine verzweifelte Situation. Allein der General wußte genau, wer sein Nachbar war und drückte großmütig ein Auge zu.

Nach acht Tagen konnte man endlich an die Abreise denken. Louis und Zappi legten Bedientenkleidung an. Um vier Uhr morgens schlichen sie an der Wache vorbei und stiegen in die bereitstehenden Wagen. Louis stand als Lakai hinter dem Wagen der Mutter, Zappi hinter dem der Kammerfrau. Bald hatten sie Ancona hinter sich.

In Macerata wurden die Pferde gewechselt. Louis trank in der Wirtsstube ein Glas Limonade und legte das Geld auf den Tisch. Der Wirt erhob sich und gab es ihm zurück mit den Worten:

„Erlauben Sie mir, mein Prinz, keine Bezahlung anzunehmen und Sie zu bitten, so lange Sie sich noch auf italienischem Boden befinden, kein Haus zu betreten, dessen Bewohner Sie nicht kennen. Reisen Sie mit Gott!"

Die Verkleidung schützte Louis nicht davor, erkannt zu werden!

Schlimmer war es in Toletino. Ein junger Italiener erkannte den Prinzen. Er alarmierte die Soldaten, die den Wagen umzingelten. Es wäre zweifellos schlecht abgelaufen, wenn nicht ein glücklicher Zufall den kommandierenden General herbeigeführt hätte.

„General," sagte der Italiener, „dieser angebliche Diener ist der Prinz Bonaparte, man muß ihn verhaften."

Der General ließ sich die Pässe zeigen, die er prüfte.

„Ich habe keine Instruktion, jemanden gefangen zu nehmen", sagte er einfach. „Meine Aufgabe ist nur, die Pässe zu untersuchen. Da sie in Ordnung sind, habe ich keine Veranlassung, die Weiterreise der Dame zu beanstanden. Entfernen Sie sich!"

Wieder war es die Anständigkeit des österreichischen Generals, durch welche die Flüchtlinge gerettet wurden.

An der toskanischen Grenze stand die größte Schwierigkeit bevor. Ein Kommissar hatte die Weisung, die Herzogin von Saint-Leu passieren zu lassen, ihren Sohn aber zu arretieren und dem nächsten Militärkommando auszuliefern.

Der Kommissar hatte den ganzen Tag gewartet, sich bei Einbruch der Dunkelheit jedoch in eine entfernte Villa begeben. Hortense hatte

es so eingerichtet, daß sie erst mitten in der Nacht an der Grenze ankam.

Zur größten Bestürzung sagte man ihr, daß sie bis zum Morgen warten müßte, da infolge der Abwesenheit des Kommissars die Pässe nicht visiert werden könnten. Umsonst waren alle Erklärungen, daß man es eilig habe, die Beamten blieben unerschütterlich.

Hortense schickte kurz entschlossen einen Kurier mit genauen Instruktionen an den Kommissar. Dieser, zu bequem, mitten in der Nacht an die Grenze zu kommen, vielleicht auch froh, einer unangenehmen Pflicht auszuweichen, fragte den Kurier, der den Paß vorlegte: „Wollen Sie mir schwören, daß die Frau Herzogin nicht von ihrem Sohne begleitet ist? Ich habe die bestimmtesten Befehle, ihn Toskana nicht betreten zu lassen."

„Der Sohn der Frau Herzogin von Saint-Leu hat sich in Ancona nach Korfu eingeschifft. Daher wünscht auch die Frau Herzogin von Livorno aus sich auf einem Schiffe zu ihm zu begeben. Zuvor aber beabsichtigt sie, ungefähr vierzehn Tage in Toskana zu bleiben, um Mineralwasser zu trinken, weil sie sehr krank ist."

Der Kommissar visierte den Paß und fragte, wo die Reisenden übernachten werden.

„In Camoscio," erwiderte der Kurier.

„Wohl," sagte der Kommissar, „ich werde morgen früh persönlich in Camoscio erscheinen, um mich von der Wahrheit der mir gemachten Mitteilung zu überzeugen."

Hortense hatte tatsächlich die Absicht gehabt, in Camoscio auszuspannen. Nun hoffte sie, bis Siena zu kommen. Der Eigentümer der Pferde weigerte sich jedoch weiterzufahren. Die Pferde waren erschöpft.

Der Gasthof wimmelte von politischen Flüchtlingen. Hortense zog es daher vor, im Wagen zu bleiben, und Louis nahm auf einem Steinhaufen Platz. Noch vor Sonnenaufgang ging die Fahrt weiter.

Nachdem sie in Siena die letzten Schwierigkeiten überwunden hatten, passierten die Reisenden Pisa und Lucca. Nun konnte Hortense von ihrem englischen Paß Gebrauch machen. Louis und Zappi legten die Livreen ab und nahmen in den Wagen Platz.

Über Pietra Santa — ein Ort schmerzlicher Erinnerung, denn hier hatte der älteste Sohn Hortensens mit seiner jungen Gattin fast ein Jahr gelebt — ging die Reise weiter nach Cannes.

Die Rückkehr nach Frankreich war zwar allen Gliedern der bonapartischen Familie bei Todesstrafe untersagt. Allein seit dem Sturze der Bourbons schien man diese Bestimmung nicht mehr so genau zu nehmen. Waren sie schon einmal über der Grenze, so konnte man sie höchstens ersuchen, nach England oder Deutschland weiter zu gehen.

Am 4. Mai kam Hortense mit ihrem Sohn allein in Paris an. Sie stiegen im Hôtel de Hollande ab, das am Vendômeplatz stand, nicht weit von der berühmten Napoleonssäule. Sie sollte die erste Erinnerung an den großen Kaiser sein!

Am kommenden Tag wurde der Todestag des Kaisers gefeiert. Louis Napoleon konnte sich zum erstenmal davon überzeugen, daß der Enthusiasmus für seinen Oheim in Paris noch sehr lebendig war. Die Menge bekränzte die Säule und rief: „Vive l'empereur Napoléon!"

Hortense schrieb an Louis Philippe und bat um Aufenthaltserlaubnis bis zur völligen Genesung ihres Sohnes. Der König rief sogleich seine Minister zusammen. Er sah Absicht darin, daß die Verbannten gerade am Napoleonstage am Vendômeplatz Quartier genommen hatten.

Casimir Périer erschien im Hotel und machte die Exkönigin auf die Verbannungsgesetze aufmerksam. Nur unter der Bedingung des strengsten Inkognito könne sie die Erlaubnis erhalten, acht Tage in Paris zu bleiben, bis sich ihr Sohn erholt habe. An seinem elenden Zustand war nicht zu zweifeln.

Als sich jedoch am Abend die Massen wieder am Vendômeplatz versammelten und „Vive Napoléon!" schrien, da schien es Louis Philippe ausgemacht, daß Hortense die Hand im Spiel habe. Périer ließ sich abermals melden und ersuchte Hortense, Paris augenblicklich zu verlassen.

Nach Ablauf von vier Tagen waren Mutter und Sohn in Calais und schifften sich nach England ein. Das Land der Freiheit tat sich vor ihren Blicken auf.

Man hätte glauben können, daß sie den kurzen Aufenthalt in England dazu benutzen wollten, sich von den Strapazen der Flucht zu erholen, zumal sich bei dem Sohn nun noch eine neue Krankheit, die Gelbsucht, einstellte. Weit gefehlt. Louis Napoleon betrachtete sich seit dem Tod seines Bruders als Prätendent für Frankreichs Thron und glaubte nicht den nahen Tod des Herzogs von Reichstadt abwarten zu müssen!

Italien war seine Schule der Verschwörung gewesen. Was er dort gelernt hatte, wollte er entschlossen zur Eroberung des französischen Thrones verwenden.

Diesen Plänen kam der Aufenthalt des Exkönigs Joseph von Spanien entgegen, der sich jetzt Graf Survilliers nannte. Der Bruder des Kaisers war nach der Schlacht bei Waterloo nach Nordamerika gegangen und hatte sich in New Jersey angekauft. Das Anerbieten einer südamerikanischen Kaiserkrone hatte er mit guten Gründen abgelehnt. Bei Ausbruch der Juli-Revolution kehrte er nach Europa zurück. Er witterte Morgenluft für die Napoleoniden.

Die einzige Differenz, die zwischen Exkönig Joseph und dem Prinzen Louis Napoleon bestand, war der Herzog von Reichstadt. Joseph sah jedoch ein, daß dieser für eine Thronbesteigung nicht mehr in Frage kam.

Die Republikaner — darunter Lafayette und Lafitte — trafen sich mit Joseph und Louis in London, Offiziere Louis Philippes kamen heimlich mit dem Prinzen in Ostende zusammen. Am Ende dieser Konferenzen sagte Louis Napoleon zu den Generalen:

„Sollte das französische Volk sich erheben, so würde ich kein müßiger Zuschauer bleiben. Ich würde es nicht vor meinen Augen niederschießen sehen, sondern mein Platz würde unter ihm sein. Ich bin Republikaner, und als solcher schwöre ich Ihnen, daß ich mein Leben als das Geringste betrachte, was ich der Republik und dem französischen Volke zum Opfer bringen kann."

Dieses republikanische Lippenbekenntnis sollte er später noch oft ablegen, da er genau wußte, daß es das sicherste Mittel war, zum Kaiserreich zu gelangen.

In London saß freilich der alte Talleyrand, der „politische Laubfrosch", der der Republik, dem Kaiserreich, den Bourbons gedient hatte. Er vertrat jetzt die Orléans und hatte einige Erfahrung im Verschwörertum. Talleyrand hatte alle Fäden in seiner Hand. Es war ihm ein Leichtes, daraus den Napoleoniden einen Strick zu drehen. Hortense leugnete natürlich alles. Um Talleyrand den Beweis ihrer Aufrichtigkeit zu geben, erklärte sie, England mit ihrem Sohne verlassen zu wollen und in die Schweiz zu gehen. Da ihnen jedoch Frankreich verschlossen sei, wollten sie den Weg über Belgien nehmen. Auch darin witterte der mit allen Wassern gewaschene Diplomat geheime Hintergründe. Der belgische Thron war noch unbesetzt. Belgien wäre kein schlechtes Sprungbrett nach Frankreich gewesen.

Talleyrand entschloß sich, alle Karten aufzudecken. Am liebsten würde er es sehen, wenn sie mit falschem Paß durch Frankreich reisten, da er für Belgien genügend Bedenken habe. Er stelle nur die Bedingung, daß sie mit gewissen Personen nicht in Berührung kämen. Er zählte die Namen wie am Schnürchen auf und vergaß nicht einen einzigen.

Hortense wußte genug. Sie ließ sich die Pässe geben und machte sich mit ihrem Sohn am 7. August 1831 auf den Weg zurück durch Frankreich.

In Boulogne bestieg sie die zum Ruhme Napoleons errichtete Säule. Von dieser Säule aus läßt sich vielleicht einmal Frankreich erobern, dachte Louis bei sich.

Dann besuchten sie Chantilly mit dem Palast der Condés und dem ausgedehnten Forst, der einmal ihr Eigentum gewesen war. In Saint-Denis die alten Königsgräber. In Ermenonville das Grab Rousseaus. In Malmaison das Grab der Kaiserin Josephine.

Gräber, Gräber, lauter Gräber! Aber bald würden die Toten auferstehen! Der Neffe des großen Kaisers würde sie öffnen und ihren verborgenen Glanz noch einmal über die Welt strahlen lassen.

Am 14. August 1831 waren Mutter und Sohn wieder in Arenenberg.

SCHWEIZ

„Was für einen Rat würden Sie einem Bonaparte geben, der davon träumt, den Glanz Napoleons und seine kaiserliche Macht wieder aufzurichten?"

„Ich würde ihm raten, den Traum Traum sein zu lassen."

„Und wenn er doch auf der Verwirklichung bestünde?"

„Dann würde ich ihm raten, nach Frankreich zu gehen, dort Grundbesitz zu kaufen, sich ins Parlament wählen zu lassen und sein Talent in der Mehrheitsbildung zu versuchen. Vielleicht würde diese Mehrheit Louis Philippe absetzen und ihn wählen."

„Und kennen Sie kein anderes Mittel?"

„Nein."

Dieses Gespräch wickelte sich im Sommer des Jahres 1832, einige Wochen nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt, zwischen Hortense und Alexandre Dumas auf Arenenberg ab. Ein kleiner Ausschnitt. Allein er besagt mehr als tagelange Dialoge.

Louis Napoleon hatte noch vor dem Ableben des Herzogs eine Schrift verfaßt, die den Titel: „Rêveries politiques" trug. Diese Hybris von Politik und Traum ist nicht nur bezeichnend für die Vorstellungswelt, in die er sich einspann, sie offenbart in Wahrheit den ganzen Zwiespalt seines politischen Systems, dessen wirkliche Welt die Republik, dessen Traumwelt aber das Kaiserreich war.

Er spricht noch von Napoleon II., als dem Träger des Ruhmes, und von der Republik, als der Trägerin der Freiheit:

„Der Sohn des großen Mannes ist der alleinige Träger des größten Ruhmes, ebenso wie die Republik die Trägerin der größten Freiheit ist. Mit dem Namen Napoleon hat man die Schreckenszeit nicht mehr zu fürchten und mit dem Namen Republik nicht mehr die Rückkehr der absoluten Gewalt."

Freilich hindert das ihn nicht, in gleichem Atemzug die Tyrannei zu verherrlichen:

„Die Tyrannen, welche mit dem Schwerte in der Faust regieren und keine anderen Gesetze kennen als ihre Willkür, gereichen wenigstens der Menschheit nicht zur Unehre, denn die Tyrannei kräftigt die Menschen wieder. Die schwachen Regierungen dagegen, welche unter der Maske der Freiheit der Willkür huldigen, die nur zerstören können, was sie zertrümmern möchten, welche gegen die Schwachen ungerecht und gegen die Mächtigen demütig sind — diese Regierungen führen die Gesellschaft ihrer Auflösung entgegen . . ."

Das Ergebnis ist eine merkwürdig paradoxe Philosophie der tyrannischen Freiheit, die er am Beispiel Roms also erläutert:

„Sulla, ein Mann der Gewalttätigkeit, führt die Römer eben durch diese Gewalttätigkeit zur Freiheit; Augustus dagegen, ein schlauer Tyrann, schlägt sie allmählich in Ketten. Während unter Sulla die Republik an Kraft zunahm, schrie alle Welt über Tyrannei, und während unter Augustus die Tyrannei sich befestigte, sprach man nur von Freiheit."

Nachdem er die Grundzüge eines Verfassungsentwurfes wiedergegeben hat — drei Staatsgewalten: Volk, gesetzgebender Körper und Kaiser wendet er sich wieder gegen die Tyrannei:

„Der Einklang zwischen Regierung und Regierten kann nur auf zweierlei Weise bestehen. Einmal, wenn das Volk sich durch den Willen eines Einzelnen beherrschen läßt, oder aber wenn das Staatsoberhaupt nur dem Willen Aller gemäß regiert. Im ersten Falle herrscht der Despotismus; im letzten die Freiheit. Die Ruhe des einen ist die Stille

des Grabes, die Ruhe des anderen hingegen die Klarheit eines unbewölkten Himmels."

Wer wundert sich nach alledem, daß diese politischen Träumereien am Schluß in die beinahe apokalyptische Vision vom brüderlichen Bund der Völker münden?

„Man spricht immer von unendlichen Kämpfen und Zwisten, und doch wäre es den Fürsten so leicht, den Frieden für immer zu begründen. Wenn sie die Verhältnisse und Sitten der verschiedenen Nationen unter sich zu Rate ziehen und ihnen ihre Nationalität und die von ihnen geforderten Institutionen geben, dann werden sie die richtige politische Waage finden. Dann sind alle Völker Brüder und werden auf der beruhigten Erdoberfläche der entthronten Tyrannei gegenüber einander in die Arme sinken."

Diese verworrene Programmschrift des jungen Prinzen enthält in nuce sein ganzes verworrenes politisches System der späteren Zeit. Der Despot, der an allen Stellen hervorbricht, wird durch republikanische Phraseologie verdeckt. „Aus den von mir hier ausgesprochenen Ansichten ersieht man, daß meine Prinzipien ganz republikanisch sind", behauptet er. Er spricht von einer Regierung, „welche stark wäre ohne Despotismus". Gleichzeitig aber sagt er: „Die Gewalt hat sonach die Aufgabe, zu entscheiden."

Nachdem der Herzog von Reichstadt am 22. Juli 1832 gestorben war, kam diesen politischen Träumereien Louis Napoleons ein gewisser Aktualitätswert zu. Daher die Fragen der Mutter an den alten Dumas.

Noch ein anderer Dichter war in diesem Sommer auf Arenenberg, dem die „Rêveries politiques" vorgelegt wurden: Chateaubriand. Wir wissen, daß ihm der Prinz Einblick gab und daß der Dichter einige Bemerkungen dazu machte. Leider sind diese jedoch verloren gegangen. Es ist nur bekannt, daß er den Vorschlag machte, an die Stelle von „peuple" das Wort „nation" zu setzen.

Der Napoleonkult auf Arenenberg begeisterte Dumas ebenso sehr, wie er Chateaubriand kalt ließ.

„Alle diese Briefe," schrieb der eine, „waren handschriftlich datiert von den Schlachtfeldern von Marengo, Austerlitz und Jena. Geschrieben auf dem Lauf eines Geschützes, die Füße im Blut; alle enthielten das Wort Sieg . . ."

„Die Frau Herzogin," schrieb der andere, „hat mir einige Partien aus ihren Memoiren vorgelesen, sie hat mir ein Kabinett gezeigt, das ausgefüllt ist mit Überbleibseln Napoleons. Ich habe mich gefragt,

warum dieser Schrein mich so kalt ließ, warum dieser kleine Hut, diese in der und der Schlacht getragene Uniform mich so wenig interessierte."

Von Hortense schrieb Dumas nach seiner Abreise emphatisch:

„Ich habe in meiner Jugend so viel von der Königin sprechen hören als von einer guten und schönen Fee, voller Huld und Hilfe, und das von Mädchen, denen sie die Aussteuer schenkte, von Müttern, denen sie ihre Kinder wiedergab, von Verurteilten, denen sie Gnade erwirkte. Dazu kommt die Erinnerung an die Lieder, die meine Schwester sang und die sich so in mein Gedächtnis eingeprägt haben, daß ich jetzt noch nach zwanzig Jahren kein Wort und keine Note vergessen habe. Es sind die Lieder der Königin. Und eine Königin, die singt, das gibt es sonst nur in Tausendundeinenacht, und so wird sie in meiner Erinnerung bleiben wie ein goldenes Wunder."

Hortense war kaum mit ihrem Sohn nach Arenenberg zurückgekehrt, als ein Brief aus Polen eintraf, datiert aus Warschau, den 21. August 1831, unterzeichnet mit den berühmtesten polnischen Namen: Radziwill, Skrzynecki, Chlopoki usw.

Die Polen wußten, was der Name Napoleon für ihren Befreiungskampf mit Rußland bedeutete. Sie wußten auch von der Beteiligung der Napoleoniden im italienischen Freiheitskampf.

„Wem könnte die Führung unseres Unternehmens besser anvertraut werden als dem Neffen des größten Helden aller Jahrhunderte?" riefen die Insurgenten aus. „Ein junger Bonaparte, der mit der dreifarbigen Fahne in der Hand in unseren Ebenen erschiene, würde eine Wirkung hervorrufen, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Kommen Sie daher, junger Held, Hoffnung unseres Vaterlandes, vertrauen Sie den Wogen, welche Ihren Namen kennen werden, Cäsars Glück und, was noch höheren Wert hat, die Geschicke der Freiheit an! Die Dankbarkeit Ihrer Waffenbrüder und die Bewunderung der Welt wird Ihr Lohn sein."

Es war der mehr schmeichlerische als schmeichelhafte Ruf einer Revolution, die bereits verloren war. Der Name Napoleon sollte die Tat befeuern. Der Neffe war nichts, der Onkel war alles. Als Träger des Namens konnte aber auch der Neffe vielleicht Wunder bewirken.

„Vor allen Dingen gehöre ich Frankreich an", schrieb der Prinz zurück, „und übrigens werde ich der heiligen Sache Polens wirksamer dienen, wenn ich als Freiwilliger an Ihrer Seite kämpfe".

Er wollte den Namen Napoleon nicht gleich wieder so leichtfertig aufs

Spiel setzen. Immerhin konnte er dem Ruf nicht ganz widerstehen. Er betrieb also seine Abreise und war auch schon ein Stück unterwegs nach Polen, als ihn die Nachricht vom Fall Warschaus erreichte.
Enttäuscht kehrte er nach Arenenberg zurück.
Nun begann er seine „Politischen Träumereien" auszuarbeiten. Daß er dabei seinen Blick bereits fest auf Frankreich gerichtet hielt — er wußte genau, daß der Name Napoleon II. nur noch ein Vorwand war — beweist der Aufstand vom November 1831 zu Lyon, der ursprünglich keine politische Bedeutung hatte, vielmehr in der sozialen Notlage der Seidenweber begründet war.
Louis Napoleon unterhielt in Lyon einen Agenten namens Mireau, von dem ihm genaue Berichte zugingen. Aus diesen Berichten formte sich in ihm die Idee einer Revolution durch Hinzuziehung der Republikaner. Er schickte Mireau Geld und beauftragte ihn, für die Arbeiter Lacombe, für die Republikaner Peclet zu gewinnen.
Gleichzeitig reiste er nach Genf, um dem Schauplatz der Ereignisse näher zu sein.
Am 21. November begann der Straßenkampf. Am 23. erhielt der Prinz durch Mireau die Nachricht, daß seine Sache günstig stehe. Er möge die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen.
Louis Napoleon war rasch entschlossen. Mit einem von Mireau besorgten falschen Paß reiste er von Genf ab. Um sieben Uhr abends traf er zu Lyon in Mireaus Wohnung ein.
Mireau war abwesend und kam erst zwei Stunden später nach Hause.
„Monseigneur", sagte er verdüstert, „für Ihre Wünsche ist alles zu Ende".
So war es in der Tat. Seit einigen Stunden hatten die Behörden die Bevölkerung wieder beruhigen können. Es wurde eine Proklamation erlassen, die mit den Worten schloß:
„Es lebe das Gesetz! Es lebe die Charte!"
Louis Napoleon ging zu Fuß nach Mirabel und kehrte von dort nach Arenenberg zurück.

*

Wir haben den Ereignissen vorgegriffen.
In Wien siechte der König von Rom dahin. Die Napoleoniden beobachteten aufmerksam sein schwindendes Dasein. Es ist nicht wahr, daß die österreichische Regierung den Sohn Napoleons von seiner Verwandtschaft abschloß. Sie mißtraute den revolutionären Absichten

des Bürgerkönigtums und sah es nicht ungern, daß Louis Philippe sich vor den Napoleoniden fürchtete.

Ob es allerdings richtig ist, daß Louis Napoleon sich während der letzten Tage seines Vetters insgeheim in Wien aufhielt, wo man ihn im Hofe von Schönbrunn unter dem Volke gesehen haben will, mag dahin gestellt bleiben. Möglich ist es durchaus, denn er betrachtete sich als den legitimen Prätendenten nach dem Ableben des Herzogs von Reichstadt.

Der gefangene „Aiglon" starb im selben Zimmer des Schlosses zu Schönbrunn, das sein Vater 1809, in den Tagen seines Glanzes, bewohnt und von dem aus er mit ein paar Federstrichen die Karte Europas verändert hatte. So vollziehen sich Schicksale!

Die Exkaiserin Marie Luise drückte ihm die Augen zu. Sie schrieb an Mutter Letizia einen Brief, der die Legende ihrer Herzlosigkeit zerstört. Im Angesicht des Todes kann eine Mutter nicht heucheln.

„Madame! — In der Hoffnung, die Bitterkeit der schmerzlichen Nachricht zu mildern, die ich mich leider genötigt sehe, Ihnen mitzuteilen, habe ich niemand anders diese peinliche Mühewaltung übertragen wollen. Heute, Sonntag, am 22. Juli, um fünf Uhr morgens, ist mein geliebter Sohn, der Herzog von Reichstadt, seinen langen und grausamen Leiden erlegen. Ich habe den Trost gehabt, in seinen letzten Augenblicken bei ihm zu sein und mich überzeugen zu können, daß nichts versäumt worden ist, um ihn am Leben zu erhalten. Die Hilfe der Kunst vermochte jedoch nichts gegen eine Brustkrankheit, welche die Ärzte von Anfang an einmütig für so gefährlich erklärten, daß sie meinen unglücklichen Sohn in einem Alter, wo er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, unfehlbar dem Tode in die Arme führen mußte. Gott hat es gewollt. Es bleibt uns nichts übrig, als uns in seinen heiligen Willen zu fügen und unsern Verlust gemeinschaftlich zu beweinen."

Nun war also die letzte Hemmung für Louis Napoleon gefallen. Er allein war dazu berufen, das Kaiserreich wiederherzustellen.

Er entfaltete eine intensive Propaganda in jeder Richtung. Er umgab sich mit Verschwörern aller Art, die er als Sendboten seiner Ideen betrachtete. Er verschaffte sich intensive theoretische und praktische Kenntnisse in der Artillerie, nicht nur weil der Oheim Artillerist war, vielmehr weil er in dieser Waffe das stärkste Mittel sah, die Herrschaft zu erobern. Er schrieb Bücher über die Schweiz, weil sie ihm die Möglichkeit gaben, über Frankreich und Napoleon zu schreiben.

Auf die verschwommenen „Rêveries politiques" folgten die wesentlich konkreteren „Considérations politiques et militaires sur la Suisse" und der „Manuel d'artillerie à l'usage des officiers de la République helvétique".

Es erübrigt sich, auf das letzte Werk einzugehen. Es ist militärtechnischer Natur und wurde von den Sachverständigen sehr gepriesen. Es ist selbstverständlich, daß er darin auch die Manöver seines Oheims eingehend erörterte. Die Ernennung zum Artilleriekapitän war eine verdiente Ehrung für den Prinzen.

Anders liegen die Dinge bei den „Considérations", die das Datum „Arenenberg, den 6. Juli 1833" tragen und von denen es im Vorwort heißt:

„Wenn ich, von der Schweiz redend, nicht anders konnte, als oft an Frankreich zu denken, hoffe ich, daß man mir meine Abschweifungen verzeihen wird; denn die Teilnahme, welche ein freies Volk mir einflößt, kann nur die Liebe für mein Vaterland vermehren."

Nachdem der Verfasser die Vorgänge der Jahre 1798 — als die Franzosen auf das schweizerische Gebiet kamen und eine Zentralgewalt bildeten — und 1801 — als die Schweizer mit vier oder fünf Verfassungen gescheitert waren und Napoleon um Vermittlung anriefen — dargestellt hat, zeigt er am Beispiel der dynastischen Absichten des Kaisers, wie sehr er seine wahren Ziele zu verschleiern verstand:

„Überall bemerkt man in seinen Schöpfungen zwei wesentlich verschiedene Elemente: eine provisorische Grundlage mit dem äußeren Gewande des Bestandes. Provisorisch, weil er fühlte, daß Europa neugeboren werden müsse; mit dem äußeren Gewand der Stabilität, um seine Feinde, hinsichtlich seiner Absichten, irrezuleiten, und um nicht dem Vorwurf, Herrscher der Welt sein zu wollen, preisgegeben zu sein. Deswegen setzte er auf seine republikanischen Lorbeern das kaiserliche Diadem; in dieser Absicht setzte er seine Brüder auf Throne."

Diese Deutung des Napoleonischen Systems ist im Grunde nichts anderes als eine Antizipation des neuen Cäsarismus, den der Neffe zu begründen gedachte.

„Allein, wird man sagen, wann sollte dieser provisorische Zustand aufhören? Nach vollendeter Niederlage der Russen, nach der Erniedrigung des englischen Systems. Wäre er Sieger geblieben, so würde man gesehen haben, wie das Herzogtum Warschau in ein nationales Polen, wie Westfalen in eine deutsche Nationalität, wie das Vize-

königreich Italien sich in eine italienische Nationalität umgestaltet haben würde."

Hier kündigt sich bereits das Nationalitätenprinzip des Neffen an. Er verkennt jedoch vollkommen, daß der Onkel gerade durch seine Dynastie Vasallenstaaten schaffen wollte, die das Prinzip der Nationalität ausschließen.

Immer wieder schweift er von dem Thema Schweiz ab und kommt auf Frankreich zu sprechen, das er in Wahrheit meint. Dabei doziert er über die Regierungen, welche der Schweiz und Frankreich nottun, als ob er dazu als Sachverständiger beauftragt wäre.

„Wir brauchen nicht ein Muster in fremden Ländern zu suchen; wessen wir in Frankreich bedürfen, ist eine Regierung, die im Verhältnis zu unseren Bedürfnissen, unserer Natur und unseren Lebensbedingungen steht. — Unsere Bedürfnisse sind die Gleichheit und die Freiheit; unsere Natur besteht darin, die glühenden Förderer der Zivilisation zu sein; unsere Lebensbedingung ist, stark zu werden, um unsere Unabhängigkeit zu verteidigen. Folglich, um frei, unabhängig und stark zu sein, bedürfen wir einer nationalen Macht . . ."

„Alles, was ich soeben in aller Kürze angeführt habe, läßt mich glauben, daß die Schweiz einer stärkeren Zentralregierung bedürfte, ohne das geringste an ihrem Bundesstaate zu ändern. . ."

Auch diese Schrift gipfelt in der Apotheose Napoleons als dem wahren Volkskaiser, der keinen Unterschied der Klassen kennt:

„Man kann daher mit vollem Rechte behaupten, daß die Regierung Napoleons, des Volkskaisers — „empereur plébéien" — uns vielleicht das erste Beispiel einer Regierung gegeben hat, in welche alle Klassen berufen und aufgenommen, keine aber zurückgestoßen wurde . . ."

Was das alles mit der Schweiz zu tun hat?

Ohne Zweifel nicht viel. Nicht einmal mit Napoleon. Der Neffe biegt alles für seine Pläne zurecht: die Schweiz, die Geschichte, das Kaisertum — alles, um den Beweis zu erbringen, daß er allein zum politischen Messias, zum Parakleten der Menschheit berufen sei.

Während ihm so jedes Mittel recht war, um seine Ansprüche auf den französischen Thron zu begründen, wurde ihm im Jahre 1834 die Hand der jungen und reizenden Königin von Portugal, Maria da Gloria, angetragen. Vor dem Tod des Herzogs von Reichstadt wäre ihm dieses Angebot ohne Zweifel erwünscht gewesen. Jetzt war ihm das kleine Land Portugal zu wenig für seinen Ehrgeiz. Jetzt kam nur

noch Frankreich für ihn in Betracht. Er schlug daher ohne langes Zögern aus.

Der Herzog August von Leuchtenberg, sein Vetter, heiratete nun die Königin. Aber schon im nächsten Frühjahr — am 28. März 1835 — starb der Gatte. Man machte dem Prinzen den zweiten Antrag. Die Witwe paßte ihm noch weniger.

Viel wichtiger war in diesem Jahre die Begegnung mit Persigny, die ein Schicksal für beide bedeuten sollte.

Persigny hieß eigentlich Jean Gilbert Victor Fialin und war am 11. Januar 1808 zu Saint Martin d'Estraux bei Roanne im Departement Loire geboren. Woher der Name Persigny stammte, den der junge Fialin angenommen hatte, wußte kein Mensch. Noch weniger, woher der Titel „Comte".

Später wurde über seinen „Adel" viel gesprochen und nicht immer Gutes. Als man ihn einmal fragte, was er so viel mit dem Herzog von Caderouse zu reden habe, antwortete er in vollem Ernst:

„Wir sprechen von unseren Ahnen!"

Im Jahre 1825 ließ sich der junge Fialin beim dritten Husarenregiment anwerben. Er war ein stattlicher Reiter. Bald wurde er Brigadier und als solcher in die Kavallerieschule zu Saumur kommandiert.

1829 trat er als Quartiermeister in das vierte Husarenregiment ein, unter dem Kapitän Kersausie, der später als der größte Barrikadengeneral seines Jahrhunderts bezeichnet wurde. Kersausie warb unter den Offizieren für den Republikanismus. Fialin ließ sich bekehren und tat sich so tapfer hervor, daß er 1831 vom Kriegsminister den Abschied erhielt.

Er ging nach Paris und geriet unter die Saint-Simonisten. Der schwärmerische Messianismus dieser Sekte bekehrte ihn zum zweiten Mal. Aus dem Republikaner wurde ein religiöser Sozialist.

Als die Gesellschaft Saint-Simons 1832 gerichtlich aufgelöst wurde, entdeckte er rasch seine legitimistische Seele. Er begab sich nach der Vendée, wo sich damals die kleine Chouannerie organisierte, und nahm lebhaften Anteil an den Umtrieben.

Beim Tod des Herzogs von Reichstadt wußte Fialin, wie er selbst erzählte, kaum, daß es noch Bonapartes in der Welt gab. Da wurde er durch einen angeblichen Zufall darauf aufmerksam.

Er reiste im Badischen, als ihm eine vierspännige Kalesche begegnete, in der ein Knabe ganz allein saß. Fialins Kutscher erhob sich vom Bocke und zog die Mütze.

„Vive Napoléon!" rief er laut.
„Napoleon?" fragte Fialin überrascht. „Was meinst Du damit?"
„Herr", erwiderte der Kutscher, „es ist der Sohn des Königs Jérôme, der soeben in das Gymnasium gefahren wird."
Es war Prinz Plon-Plon.
Diese Begegnung nannten die Anhänger des Bonapartismus „Persignys Tag von Damaskus".
Um die Legende dieses „Paulus des neuen Glaubens an den Bonapartismus", dieses „Apostels des kaiserlichen Evangeliums" recht mirakulös zu schmücken, erzählte Hippolyte Castille, sein Biograph, im Anschluß an die Begegnung folgendes:
„Herr Fialin verfällt in tiefes Träumen; er schließt sich in seinem Zimmer ein und verharrt dort in innerem Schauen. Vor seiner Seele baut sich die kaiserliche Welt wieder auf, die für immer zerstoben zu sein schien. Die Stunden vergehen und erst mit Tagesanbruch bemerkt er, daß er auf der selben Stelle geblieben ist, unbeweglich an Geist und Körper. Er war gebadet in Schweiß und seine Augen flossen von Tränen über. Jetzt war sein Geschick bestimmt. Es galt, die napoleonische Welt wieder aufzubauen."
Das klingt beinahe saint-simonistisch. Kein Zweifel: die viermalige Bekehrung vom blutroten Republikaner zum mystisch dunkeln Saint-Simonisten, schneeweißen Legitimisten und endlich sonnenstrahlenden Bonapartisten in so kurzer Zeit bedurfte zur Erklärung der Legende, da sie sonst einfach unbegreiflich war.
In Wahrheit war Persigny nicht der Paulus, sondern der „commis voyageur" des Bonapartismus und seine Bekehrung vollzog sich auf eine recht nüchterne Art. Der Schiffskapitän, der Napoleon von Elba zurückgebracht hatte, vermittelte ihm die Bekanntschaft mit Joseph Bonaparte. Und dieser gab ihm wiederum ein Empfehlungsschreiben an Louis Bonaparte, mit dem er nach Arenenberg abreiste.
Wie sehr sich Louis Napoleon und Persigny verstanden, geht nirgends klarer hervor als aus einigen Sätzen der „Revue de l'Coccident français", die es immerhin auf eine Nummer gebracht hat:
„Die Restauration des zweiten Kaiserreichs enthält die Form und die Synthese der Politik des neunzehnten Jahrhunderts."
„In dieser Idee des Kaisertums liegt die so lange gesuchte Tradition des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das wahre Gesetz der modernen Welt, und das ganze Symbol der okzidentalischen Nationalität."

„Die Zeit ist gekommen, der ganzen europäischen Erde dieses kaiserliche Evangelium zu verkünden, das noch kein Apostolat gefunden hat."

Napoleon ist groß und Persigny ist sein Prophet!

Als Persigny auf Arenenberg eintraf, glaubte er noch Mutter und Sohn für die Verschmelzung des Legitimismus mit dem Bonapartismus interessieren zu müssen. Als er Arenenberg verließ, war er überzeugt, daß der Legitimismus überflüssiger Ballast sei.

Wie Enfantin für den Saint-Simonismus, so begann Persigny für den Bonapartismus zu missionieren. Man nannte ihn bald die „Hummel in der Trommel". Die Trommel des Bonapartismus summte um alle Ohren.

Persigny war, wie Louis Napoleon, eine glückliche Mischung von religiöser Schwärmerei und berechnender Geschäftigkeit. Sie waren sich einig, daß der Napoleonkult begründet werden müsse und daß dabei das Geld den höchsten Grad an mystischer Wirkung auslöse.

Zunächst mußte also Geld beschafft werden, da es damit auf Arenenberg ziemlich schlecht bestellt war. Persigny reiste zu diesem Zweck nach London, um Exkönig Joseph zur Öffnung seiner ominösen Geldkiste zu veranlassen. Graf Survilliers — wie er sich nannte — war durch die Überredungsgabe Persignys alsbald besiegt und machte Zusagen.

In seinem Londoner Hotel lernte Persigny einen jungen Franzosen, de Falloux, kennen. Er wollte nach Arenenberg reisen und hatte kein Geld. Natürlich bat er de Falloux darum und erhielt es auch. Überströmend von Dankbarkeit erzählte er diesem, daß er sich mit Louis Napoleon treffe, der die Zukunft des Vaterlandes sei.

Falloux war Legitimist und erhob einige Einwände. Persigny aber erprobte an ihm die unfehlbare Wirkung seines Systems.

„Ihnen werden die Augen schon noch aufgehen", sagte er fanatisch. „Der Prinz wird zur Regierung kommen und sie werden in seinem ersten Ministerium sitzen."

„Sie versprechen mir also ein Ministerportefeuille?" gab de Falloux lachend zurück.

„Ja, ich verspreche es Ihnen!"

Und so ist es später wirklich gekommen.

„Nehmen wir also an, er habe wirklich Vorfahren gehabt", sagte Olivier einmal von Persigny. Und der boshafte Comte de Viel-Castel meinte von ihm, er sehe einem Mann der Gesellschaft so ähnlich wie

die Zichorie dem Kaffee. Als er nach Boulogne vor dem Pairsgericht stand, gab er an, daß Persigny der Name seines Großvaters sei.

Auf die Frage: väterlicher- oder mütterlicherseits? schwieg er.

„War Ihr Großvater Vicomte?"

„Mein Urgroßvater war Graf!"

Schallendes Gelächter erfüllte den Raum.

Louis Napoleon hätte keinen besseren Apostel seiner verworrenen Ideen finden können.

Ununterbrochen richtete der Prinz seinen Blick von der Schweiz nach Frankreich. Er knüpfte Freundschaften an, schrieb Briefe, traf sich mit Verschwörern — alles nur mit dem einen Ziel, das Kaiserreich wiederherzustellen.

Manchmal brachte ihn die Einsamkeit von Arenenberg in verzweifelte Stimmung. Dann schrieb er Lamentationen über das Los der Verbannung, die ergreifend zu nennen wären, wenn sie sich nicht wie die blutige Satire all der Verzweifelten und Verbannten der späteren Zeit läsen.

Ein Brief vom 27. August 1835 begann mit den Sätzen:

„Mein Leben ist bis jetzt nur durch tiefe Traurigkeit und durch unterdrückte Wünsche bezeichnet worden. Das Blut Napoleons empört sich in meinen Adern, daß es nicht für den Nationalruhm fließen kann. Bis jetzt bietet mein Leben noch weiter nichts Merkwürdiges als meine Geburt. Die Sonne des Ruhmes hat über meiner Wiege gestrahlt. Ach, leider ist dies alles! Wer aber kann sich beklagen, wenn der Kaiser selbst so viel gelitten? Das Vertrauen auf das Schicksal ist meine einzige Hoffnung, der Degen des Kaisers meine einzige Stütze und ein schöner Tod für Frankreich mein Ehrgeiz. Adieu, denken Sie an die armen Verbannten, deren Augen stets nach Frankreich gewendet sind und glauben Sie, daß mein Herz stets schlagen wird, wenn man ihm von Ruhm, von Vaterland, von Ehre und Aufopferung erzählt."

Und eine empfindsame Betrachtung „Die Verbannung" hub an:

„O ihr, welche das Glück selbstsüchtig gemacht hat, die niemals die Qualen der Verbannung gefühlt, haltet es für ein Geringes, einen Menschen aus seinem Vaterlande zu verbannen, ihr solltet wissen, daß Verbannung eine beständige Marter, ein Tod ist — nicht der ruhmvolle Tod derer, welche für ihr Vaterland sterben, nicht der noch süßere Tod derer, welche den Geist in den Armen ihrer Lieben aufgeben, sondern der allmählich auflösende Tod, der in langsamer, aber

abschreckender Weise Stunde für Stunde an dir nagt, bis er dich hinunter ins dunkle einsame Grab gebracht hat."

Während er dies niederschrieb, stieg ein fernes, qualvolles Bild der Zukunft aus den Tiefen des Bodensees: zehntausende von Verbannten und Verschickten, die am Heimweh nach Frankreich litten oder unter den brennenden Gluten der Äquatorialsonne elend zugrunde gingen. Hier ertrug ein Einzelner die Verbannung der Nation. Dort trug die Nation die Verbannung durch einen Einzelnen . . .

Die Schweiz war um jene Zeit der Tummelplatz der Emigranten. Das „junge Europa", das „junge Deutschland", das „junge Italien" organisierten von hier ihre verschwörerische Tätigkeit.

Nicht minder groß war die Zahl der Agenten, die sie bewachten. Insbesondere Frankreich hatte eine Horde Emissäre über die Grenze geschickt, um das Treiben der Bonapartisten zu beobachten. Louis Napoleon stand als erster auf ihrer Liste.

Das „junge Italien" hatte sich unter Mazzini gebildet, nachdem Karl Albert König von Sardinien geworden war und sich nicht mehr an seinen Eid und seine Versprechungen als Carbonari gebunden betrachtete. Trotz seiner Wachsamkeit gelang es, zehn geheime Ausschüsse in Toskana, in der Lombardei, in der Romagna, in Neapel, in Sardinien und in der Schweiz zu unterhalten. In Marseille wurde ein Journal gegründet.

Das „junge Italien" war religiös und demokratisch. In der Organisation dem Carbonarismus nachgebildet, unterschied es sich von dessen skeptischer und liberaler Haltung durch das national-religiöse Pathos. Sein Symbol war ein Zypressenzweig. Seine Mittel waren die der Verschwörung. Die italienische Jugend kam in Scharen. Auch in der Armee faßte die Bewegung Wurzel.

In diesen Bund trat Louis Napoleon auf eine recht merkwürdige Art ein.

Ein gewisser Conseil — der sich Hermann nannte und vorgab, für ein Lyoner Haus auf Geschäftsreise in der Schweiz zu sein — näherte sich dem Prinzen und interessierte ihn für das „junge Italien", dem er angehörte. Er überzeugte ihn davon, daß die Mitgliedschaft für seine Pläne wertvoll sein könnte. Eine Demonstration des Bundes an der französischen Grenze konnte ihn vielleicht dem Ziel näher bringen!

Am 14. August 1836 wurde Louis Napoleon auf einem Schloß bei Saint-Julien in Savoyen, nahe der schweizerischen Grenze, durch den angeblichen Herrn Hermann in den schweizerischen Ausschuß des

„jungen Italien" eingeführt. Die Probe, die er zu bestehen hatte, war eigenartig genug.

Während die Verschwörer um einen Tisch versammelt waren, drang plötzlich ein Kommando Soldaten in den unterirdischen Raum und erklärte die Versammelten für verhaftet. Nach einer Ordre, die angeblich von Karl Albert unterzeichnet war, sollte der zehnte Mann sofort erschossen werden. Das Los fiel auf unsern Prinzen.

Acht Soldaten stellten sich ihm gegenüber und er kommandierte selbst mit der größten Kaltblütigkeit zum Feuern.

Acht Schüsse krachten — und Louis Napoleon war nicht getroffen.

Er hatte seinen Mut unter Beweis gestellt und war für würdig befunden, in den Bund aufgenommen zu werden.

Freilich stellte sich später alles als ein Theatercoup heraus. Selbstverständlich war der Prinz von seinem Komplicen vorher über die Aufnahmezeremonie unterrichtet worden. Da konnte er mit der größten Seelenruhe selbst „Feuer!" kommandieren!

Die Rolle, die dieser Conseil spielte, ist niemals aufgeklärt worden. In den Emigrantenkreisen galt er als französischer Spion, der sie aushorchen und als „agent provocateur" in politische Umtriebe verwikkeln sollte, um damit ihre Ausweisung zu erwirken.

Die Flüchtlinge bemächtigten sich seiner und entdeckten bei ihm drei verschiedene Pässe, die auf sein Signalement zutrafen. Der erste Paß war am 22. April 1834 zu Ancona ausgestellt und lautete auf den Namen Cheli Conseil. Der zweite am 15. November 1835 von der französischen Gesandtschaft zu Bern ausgestellt — unterzeichnet von dem Geschäftsträger Frankreichs G. de Belleval — auf den Namen Herrmann. Der dritte am 4. August 1836 zu Besançon — unterzeichnet von dem Präfekten des Doubs — auf den Namen Carelli.

Einige italienische Flüchtlinge —Migliari, Boschi, Primavesi, Berthola— zwangen Conseil unter Androhung des Todes die Erklärung ab, daß er als Spion in Beziehungen zu der französischen Gesandtschaft gestanden habe. Er gestand, daß er monatlich 450 Francs erhielt und beauftragt war, die Pläne Louis Napoleons auszuforschen.

Die Flüchtlinge übergaben Conseil der Polizei und die Berner Blätter veröffentlichten Geständnisse, die den Herzog von Montebello schwer kompromierten. Die Tagsatzung ordnete eine Untersuchung an, die nur skandalöse Zusammenhänge ergab.

Der Herzog von Montebello raste:

„Man preßt einem Abenteurer, indem man ihm einen Dolch an die

Kehle setzt, angebliche Geständnisse aus, oder gibt vor, sie ihm ausgepreßt zu haben. Selbst die, welche ihn zu ihrem Werkzeuge benutzt haben, erneuern unter sich eine Art Femgericht. Durch diese verborgene Justiz wird er der öffentlichen überantwortet, die jene ganze Reihe von geheimen Verbrechen wie den Beginn zu einer Untersuchung betrachtet. Eine solche Untersuchung wird anbefohlen, aber nicht gegen die Mitglieder einer furchtbaren Gesellschaft, sondern über die von ihr geschaffenen und denunzierten Tatsachen. Das Direktorium überträgt diese beispiellose Untersuchung der Tagsatzung, eine Kommission wird ernannt und die Tagsatzung sanktioniert durch ihre Genehmigung die Schlüsse des Berichts, in welchen die Grundsätze des Völkerrechts auf empörende Weise verkannt werden."

Wer war der Betrüger? Wer der Betrogene? Und wer der betrogene Betrüger? Conseil? Montebello? Das „junge Italien"?

Zwischen der Schweiz und Frankreich gab es ein erregtes Hin und Her wegen der Duldung der Emigranten auf ihrem Boden. Es war das Vorspiel zu einem Akt, der später Louis Napoleon tatsächlich zwang, die Schweiz für immer zu verlassen.

Die kleine Schweiz wehrte sich charaktervoll für die Freiheit, politischen Flüchtlingen ein Asyl zu gewähren.

Ob Louis Napoleon sich durch Conseil übertölpeln ließ, wenn er ein französischer Spion war? Es ist kaum anzunehmen. Jedenfalls scheint die französische Regierung von den Absichten auf Straßburg, deren Vorbereitungen bereits im Gange waren, nichts gewußt zu haben.

In diesem Jahr glich Arenenberg mehr einem Taubenschlag als einem ruhigen Landsitz. Die bonapartistischen Parteigänger hatten erheblich zugenommen, vor allem dank der missionierenden Tätigkeit Persignys. Persigny kam und ging. Er reiste nach Paris, nach London, nach Orléans, nach Straßburg, nach Baden-Baden. Er gab sich zu allen Diensten her. Behauptete er nicht, daß das imaginäre Wappen seiner Familie die Devise: „Ich diene", getragen habe? Er machte den Boten des Prinzen, den Verbindungsmann, den Wortführer, den Verteidiger. Oft verschwand er auf Wochen. Immer kehrte er wieder. Niemals war er entmutigt. Sie schlossen sich tagelang in den Räumen des Prinzen ein, schrieben chiffrierte Briefe, durchsuchten die Akten, durchwachten Nächte und umhüllten sich mit dem blauen Dunst des Tabaks. Blauer Dunst — das war das Hirngespinst des Kaiserreichs.

Der alte Lafayette fand sich ein, der vom Ruhme seines Namens zehrte. „Auch Ihnen rate ich, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um nach

Frankreich zurückzukehren", orakelte er. „Diese Regierung wird sich nicht halten können. Wagen Sie es also! Ich werde Sie unterstützen."
Die Attentate der Alibaud und Fieschi auf Louis Philippe schienen dem Orakel recht zu geben.
Major Parquin kam täglich von dem nahen Wolfsberg. Auf ihn konnte man sich verlassen wie auf den treuen Conneau. Mocquart, Advokat und Berater der Königin, erschien auch in diesem Jahr.
„Herr Mocquart", fragte der Prinz, „wie steht es um unsere Freunde? Glauben Sie den Augenblick zum Handeln gekommen"?
„Man muß noch warten, Prinz. Die Orléans stehen trotz aller Schwierigkeiten fester als man glaubt. Sie haben den Bürgerstand, die Finanzwelt, die Angst und das Geld für sich. Das ist viel. Damit regiert man lange."
„Aber das Volk haben sie nicht, werden sie niemals haben. Sie werden niemals sein Vertrauen gewinnen."
„Ach, das Volk! Was vermag das Volk? Es zählt nicht."
„Es zählt nicht, nein. Aber es weiß auf den Barrikaden zu sterben. Man hat sie niederkartätscht. Andere werden aufstehen. Sie glauben nicht an das Volk, Herr Mocquart? Da tun Sie unrecht. Nur das Volk zählt auf die Dauer. Das Volk wird uns zurückrufen. Sie werden es sehen!"
Mocquart machte eine zweifelnde Gebärde.
Auch Onkel Jérôme, der Exkönig Lustik von Westfalen, meldete seine Ankunft mit den beiden Kindern, dem Prinzen Plon-Plon und der fünfzehnjährigen, recht anmutigen Prinzessin Mathilde. Er lebte als Graf von Montfort bei seinem Schwager, dem König Wilhelm von Württemberg. Eben war seine Frau Katharina gestorben.
Zwischen Jérôme und Hortense bestand zweifellos der Plan, aus Mathilde und Louis ein glückliches junges Paar zu machen. Und alles schien nach Wunsch zu gehen, denn die beiden fanden Gefallen aneinander. Sie sprangen unter den Bäumen des Parkes oder faßten sich am Tisch heimlich die Hände.
Sie verlobten sich und schworen, solange zu warten bis Louis seinen Ruhm durch eine Tat errungen habe.
Hortense ließ sich des Morgens kokett im Bette finden, in Rosa und Weiß, in einer Wolke von Bändern, Volants und Festons. Sie sprach zu der unerfahrenen Nichte von der noch unbestimmten ehelichen Zukunft oder erteilte beiden Kindern Lektionen im Geiste der Madame Campan:

„Diese vollendete Erzieherin lehrte, daß die Anzahl der Gesprächsteilnehmer den Gegenstand der Debatte bestimme. War man zu zwölf, so sprach man von Reisen und Literatur. Zu acht über die schönen Künste, die Wissenschaften, die Erfindungen. Zu sechs durfte man bei der Politik und der Philosophie landen. Zu viert wagte man sich ins Romantische, sprach von Gefühlen und Träumen. Zu zweit sprach man nur von sich selbst."

Die Jugend nutzte weidlich die letzte Kategorie des Gesprächs aus und die Philosophie der Madame Campan bewährte sich.

Wenn Louis freilich mit Persigny unter vier Augen sprach, so zeigte sich die Brüchigkeit des aufgestellten Schemas: es ging zu zweit entschieden besser als zu viert.

Louis war inzwischen ein zwar nicht hübscher, aber immerhin interessanter junger Mann geworden. Er trug gescheiteltes kastanienbraunes Haar, hatte die interessante Blässe, von der die Mädchen schwärmen, und eine Barttracht, die er bis zuletzt beibehielt, wenngleich die koketten Spitzen des Schnurrbartes noch fehlten. Sie waren das Privileg eines Kaisers, nicht eines Prinzen.

Am Abend öffnete Cottreau gewöhnlich das Clavicembalo und begleitete die Königin, die mit ihrer hellen Stimme sentimentale Romanzen sang, die blauen Augen zur Zimmerdecke gerichtet:

> Du verläßt mich, um zum Ruhm zu eilen,
> Mein traurig Herz folgt Deinen Schritten ...

Dabei blickte sie abwechselnd ihren Sohn und ihre Nichte an. Sie kannte seine Pläne und ahnte ihren Schmerz.

Mathilde hat ihren Vetter wirklich geliebt. Als man später versuchte, sie von ihm abzubringen, erwiderte sie:

„Wirklich, es lohnt sich, daß man sich, um ihn zu erreichen, den Hals bricht."

Und als man das Gespräch auf seine Taten brachte, sagte sie:

„Deswegen liebe ich ihn um so mehr."

Wir werden sehen, welche Rolle Mathilde am Tuilerienhofe noch spielen sollte — auch ohne daß sie seine Gattin wurde.

Als Mathilde wieder abgereist war, unterhielt sich der Bräutigam wieder mit seiner anderen Liebe, die viel stärker in ihm war: mit dem Kaisertraum.

Die Ahnfrau der Familie, Letizia Bonaparte, „Madame Mère", war im biblischen Alter in diesem Jahr zu Rom gestorben. Ihr kleines

napoleonisches Museum hatte sie Louis vermacht. Im Schenkungsschreiben hatte sie hinzugefügt, daß nach dem Heimgang des „Aiglon" er allein berufen sei, die Familie wieder zu Glanz und Ehren zu bringen.

Da lagen und hingen alle die Gegenstände um ihn herum:

Eine Marmorbüste Napoleons aus der Hand Canovas; ein Porträt der Kaiserin Josephine von Isabey; ein Porträt der Königin Hortense, seiner Mutter; ein schwarzes Sammetkästchen, das die Miniaturbilder der kaiserlichen Familie enthielt; eine dreifarbige Schärpe, die Napoleon als General Bonaparte in der Schlacht bei den Pyramiden getragen hatte; ein Kaschmirschal, den der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Ägypten der Königin Hortense zum Geschenk gemacht hatte; der Rubinring, den Pius VII. dem Kaiser bei der Krönung an den Finger gesteckt hatte; ein Medaillonbild von Isabey, das auf der einen Seite den Kaiser, auf der anderen Marie Luise darstellte; zwei Miniaturbilder von Marie Luise und dem König von Rom, welche der Kaiser nach Sanct Helena in die Verbannung mitgenommen hatte; das Taschentuch, mit dem der Abbé Vignali dem sterbenden Kaiser den Todesschweiß von der Stirne gewischt hatte. Mit dieser Reliquie in der Hand war Mutter Letizia selig entschlafen.

Das war seine Welt. Mit ihr lebte er auf Du und Du. Mit ihr unterhielt er sich, wenn er allein war.

Die Gegenstände waren kalt wie Gespenster aus dem Jenseits. Er hauchte sie an mit dem warmen Odem seines Lebens und sie begannen sich zu bewegen.

Manchmal wurde diese Bewegung der Gespenster zum rasenden Tanz der Mänaden. Dann schwindelte ihm der Kopf. Angstschweiß lief ihm von der Stirne. Er griff nach dem kleinen Wundertuch, das den letzten Gedanken des Kaisers und das letzte Gebet aus den gefalteten Händen der Kaiserin-Mutter barg und verbarg . . .

Leise pochte es an die Türe. Es war der Kammerdiener Thélin.

„Hoheit, Herr von Persigny ist angekommen."

STRASSBURG

Der Vorstand des Vereins Thurgauer Schützen — er war nebenbei noch Großrat und Hauptmann im Berner Artillerieregiment und führte das Leben eines braven schweizer Spießers — liebte leidenschaftlich

die Jagd. Er schoß gut — wie hätte er sonst Vorstand des Schützenvereins werden können? — wenn man auch von seiner Jagdbeute nie etwas zu sehen bekam.

Seine Jagden fanden nie in den Alpen statt, sondern immer in den Wäldern der Rheinebene — zwischen Straßburg und Baden — und sein Jäger-Domizil war in der Regel der Pavillon der verwitweten Großherzogin Stephanie zu Baden-Baden. Er fand, daß hier die Jagd ein besonderes Vergnügen war.

Dieser kreuzbrave Vereinsvorstand und Jagdliebhaber war — es ist nicht schwer zu erraten — Prinz Louis Napoleon.

Während er ganz bescheiden in diesem Pavillon wohnte, hatte er Wagen und Pferde, samt Dienerschaft im großherzoglichen Schloß untergebracht. Aber diese Bescheidenheit hatte ihre Gründe. Er wußte genau, daß er und Stephanie von den Spionen Louis Philippes überwacht wurden. Der geringste Verdacht hätte seine Ausweisung zur Folge gehabt, denn die badische Regierung hätte sich in diesem Falle Frankreich fügen müssen.

Der Prinz mied die große Gesellschaft, und das einzige Vergnügen, das er hatte, war, wie gesagt, die Jagd. Fast täglich ritt er mit seinen Begleitern hinaus in die Rheinebene, in die Gegend von Stollhofen und Bischofsheim, um — Hasen zu jagen. Wer konnte es ahnen, daß er sich hier mit Freunden und Helfershelfern aus Straßburg heimlich traf, und daß die eigentliche Jagdlust nicht auf Hasen, sondern auf die Krone von Frankreich gerichtet war?

Selbst Stephanie war in seine Pläne nicht eingeweiht, denn ohne Zweifel hätte sie sich ihnen widersetzt. Das wußte er genau, und deshalb wählte er die abgelegenen Jagdgebiete.

Persigny warb in Straßburg geeignete Personen und erstattete dem Prinzen auf der Jagd Bericht. Es war ihm bald gelungen, den ehemaligen Schwadronchef Grafen Frédéric de Bruc, einen heruntergekommenen Legitimisten, und den Infanterieleutnant Vicomte de Querelles zu gewinnen, der seiner Schulden wegen entlassen worden war. Für diese Entgleisten erschien der bonapartistische Thronerbe als eine Art höhere Vorsehung, dazu berufen, ihre zerrütteten Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen.

Nach und nach gelang es auch, ehrgeizige Offiziere der Straßburger Garnison, Bonapartisten und Republikaner, in die Verschwörung zu verwickeln.

Bei dem obersten Befehlshaber von Straßburg freilich glitt man ab.

General Voirol verweigerte jede Beteiligung. Um so erstaunlicher, daß er nichts verriet.

Weniger Widerstand leistete der Oberst Vaudrey vom 4. Artillerieregiment, mit dem der Prinz Ende Juni 1836 eine geheime Unterredung von zwei Stunden hatte. Vaudrey hielt sich, unter dem Vorwand einer Kur, mit einigen französischen Militärs in Baden-Baden auf. Er ließ sich zwar nicht auf Versprechungen ein, aber es war schon ein großer Erfolg, mit einem aktiven Offizier die Aussichten der Verschwörung erörtern zu können, ohne Gefahr zu laufen, verraten zu werden.

„Wenn es mir gelingt", sagte der Prinz zu Vaudrey, „ein Regiment für mich zu gewinnen, wenn Soldaten, die mich nicht kennen, sich bei dem Anblick des kaiserlichen Adlers begeistern, dann sind alle Aussichten für mich. Meine Sache ist moralisch gewonnen, selbst wenn untergeordnete Hindernisse hinzutreten und sie scheitern lassen sollten."

„Das würde aber Revolution bedeuten", warf Vaudrey ein.

„Eine Revolution ist nicht zu entschuldigen. Sie ist aber dann legitim, wenn sie im Interesse der Majorität einer Nation geschieht. Davon, daß man in diesem Sinne handelt, ist man überzeugt, wenn man sich nur eines moralischen Einflusses bedient, um sie dem Gelingen entgegenzuführen."

„Es ist wahr, das Volk ist sehr unzufrieden."

„Wenn die Regierung so viele Fehler begangen hat, daß eine Revolution dem Volke abermals wünschenswert ist, wenn die napoleonische Sache tiefgewurzelte Erinnerungen in dem französischen Herzen zurückgelassen hat, dann werde ich mich den Soldaten und dem Volke nur zu zeigen und es an seine gegenwärtigen Bedrängnisse und den Ruhm der Vergangenheit zu erinnern brauchen, und man wird unter meine Fahne eilen."

„Die Erinnerung an den großen Kaiser ist sicher groß im Volke. Ich weiß allerdings nicht, ob das Volk auf der Seite Cäsars oder Brutus steht, ob es das Kaisertum wünscht oder die Republik."

„Der Mann des Altertums, den ich am meisten hasse, ist Brutus. Nicht bloß weil er einen feigen Meuchelmord beging, nicht bloß weil er den einzigen Mann tötete, welcher Rom hätte regenerieren können, sondern weil er eine Verantwortlichkeit auf sich nahm, die niemandem zusteht, die Verantwortlichkeit, die Regierung seines Landes durch

ein einziges von dem Willen des Volkes unabhängiges Faktum zu verändern."

Die Argumente des Prinzen verfehlten nicht eine gewisse Wirkung. Oberst Vaudrey war allerdings insofern schon etwas empfänglich, als er sich in seinem Ehrgeiz beleidigt und zurückgesetzt fühlte. Er war im Jahre 1806 aus der Ecole polytechnique hervorgegangen, hatte sich drei Jahre später im Tiroler Feldzuge ausgezeichnet und war dort verwundet worden. 1810 zum Hauptmann befördert, nahm er drei Jahre später eine feindliche Batterie und wurde abermals verwundet. Er erhielt eine Ordensauszeichnung und wurde 1814 Schwadronchef. Der Sturz des Kaiserreichs zerstörte jäh seine glänzende militärische Zukunft.

Es war klar: ein solcher Mann mußte für die Verschwörung gewonnen werden. Der unbefriedigte Ehrgeiz bot alle Chancen. Vielleicht hatte der Herr Oberst aber noch eine andere schwache Seite?

Am 16. Juli 1836 finden wir im „Badeblatt" die folgende Notiz:

„Im Pavillon der Großherzogin Stephanie Prinz Napoleon Louis Bonaparte und Herr Reinhard aus Weinburg."

Diesmal suchte der Prinz nicht die Gefilde der Jagd auf, er zeigte sich im Gegenteil auf den Bällen des Conversationshauses. Bei der Sommerhitze nicht minder verdächtig als früher die Jagd! Auf den Bals parés, die auf 24. Juli, 6. und 20. August angesetzt waren und bei denen der Prinz tanzte, spielte die Musik der Rastatter Garnison. Es war keine schlechte Introduktion zu einem Putsch!

Am 31. Juli 1836 finden wir im gleichen Blatt als Gäste im Hôtel de la ville de Paris verzeichnet: "Mme. Gordon Archer aus Paris, Mme. Voudrais aus Straßburg."

Madame Gordon Archer war eine lustige Witwe von neunundzwanzig Jahren, die unter dem Namen Eleonore Brault von Kurort zu Kurort zog, um sich als Schauspielerin und Sängerin den Unterhalt zu verdienen. Als Tochter eines Hauptmanns der kaiserlichen Garde war sie mit dem ganzen Feuer ihrer Leidenschaft dem Napoleonkult ergeben. „Sie besaß ansehnliche körperliche Reize und ihr Geist stand zu ihrer Schönheit im Einklang", sagte später die Anklageschrift.

Wer aber war Madame Voudrais? Es ist leicht zu erraten, daß es sich hier um einen Schreib- oder Setzfehler handelt und daß sich hinter diesem Namen die Gattin des Obersten Vaudrey verbirgt.

Madame Gordon Archer gab auch in Baden-Baden ein Konzert. Zu diesem Konzert erschien im Badeblatt eine Vorrede, die der Einsender,

wie er bemerkte, am liebsten mit: „Ein Engel, ein Genie", überschrieben hätte.

Aus dieser Vorrede entnehmen wir weiter, daß „die ebenso junge als schöne Witwe ihr Talent, das ist der vollkommenste Contrealt, den man seit der Pisaroni hörte, sich abermals dem Publikum Europas zuzuwenden begann, und nun sehr regeneriert ihren eigentlichen artistischen Weltgang von neuem beginne. Eben haben die Hauptstädte des westlichen Kontinents ihre Kränze gewunden. Da kommt ihr, Deutschlands musikalischen Sinn verehrend, der Gedanke, jenseits des Rheines ihre Töne zu tragen und — ihrer Augen Sterne; denn im Vorbeigehen gesagt, was bei diesem mittäglichen Gesangshannibal die Kehle zu entzücken vergißt, das erobern die andalusischen Augen, die in ihrem Juliakopf wohnen. Lady Gordon Archer hat das Projekt, Napoleons Fehler zu verbessern. Sie will Deutschland durchziehen, dann nach Moskau und Petersburg gehen, um den Franzosen Rußland wieder zu erobern."

Es ist, als habe der Enthusiast eine leise Ahnung gehabt. Vorläufig trachtete Lady Gordon jedoch dahin, mit dem Neffen des Kaisers einen neuen Fehler zu machen — nicht in Moskau und Petersburg, aber in Paris und Straßburg. Vom Hotel Stadt Paris gedachte man die Stadt Paris zuerobern.

Louis Napoleon lernte die Sängerin in Baden-Baden kennen. Sie war im Jahre 1808, wie er, geboren. Ihr Gatte, Sir Gordon Archer, war Kriegskommissar der englisch-spanischen Legion und erst vor einigen Monaten in London gestorben.

Wahrscheinlich in London lernte sie Persigny kennen. Seine Religion des Bonapartismus fiel bei der exaltierten Dame auf fruchtbaren Boden. Das wird aus den Sätzen deutlich, die sie später zu ihrer Rechtfertigung sprach:

„Die Sache, die ich verteidige, ist so edel, so groß, so heilig, daß sie meine ganze Religion darstellt, eine Religion, der ich immer eine treue und ergebene Schülerin sein werde."

Im Juni 1836 sang Eleonore in Straßburg, wo General Voirol ihr zu Ehren einen Abend gab. An diesem nahm auch Oberst Vaudrey teil. Er faßte sogleich eine heftige Leidenschaft zu ihr. Persigny erkannte hellsichtig die Bedeutung dieser Leidenschaft für die bonapartistische Sache. Sein Plan stand alsbald fest.

„Fialin macht bei Vaudrey am Tage Propaganda, Mme. Gordon in der Nacht", sagte ein scharfer Beobachter.

Mit Bezug darauf sagte der Anklageakt später über seinen Charakter: „Der Oberst Vaudrey fand, obgleich Gatte einer Frau, die der allgemeinen Achtung würdig ist, und Vater einer interessanten Familie, noch Zeit für andere Neigungen. Seine Sitten entsprachen weder seinem Alter noch seiner Stellung."

Das Hotel Stadt Paris wurde bald zum Mittelpunkt einer Verschwörung. Die niederen Räume, die zu ebener Erde in einer Seitenstraße lagen, gaben die richtige Atmosphäre.

Gewiß wurde Lady Gordon auch die Geliebte des Prinzen. Die gegenseitige Zuneigung war jedoch sicher in politicis stärker als in eroticis. Louis empfand in ihr das Männliche, Eleonore in ihm das Weibliche.

„Haben Sie den Prinzen jemals geliebt?" fragte sie Louis Blanc.

„Nicht so sehr", entgegnete sie lächelnd, „er machte mir mehr den Eindruck eines Weibes als eines Mannes."

Madame Gordon Archer, genannt Eleonore Brault, war in der Tat das, was jener Kunstbegeisterte schrieb: ein Engel, ein Genie. Als Engel erschien sie immer wieder Vaudrey und als Genie verstrickte sie ihn immer stärker in die Maschen der Verschwörung.

Die politische Mission, die Eleonore durch den Prinzen übernommen hatte, führte sie über Straßburg zurück nach Paris. Es war für sie nicht mehr schwierig, Vaudrey zu einem willfährigen Werkzeug zu machen. Es ist sicher, daß Eleonore bei ihrer Begegnung in Straßburg gerade so weit gegangen ist, daß sie Vaudrey in Dingen der Liebe wie der Politik völlig in Händen hatte. Als sie nach Paris weitergereist war, ließ sie ihn zunächst ohne jede Antwort verzweiflungsvoll schmachten, um ihn dann durch Vorwürfe, Drohungen, Beschwörungen aller Art um so sicherer auf die eigentlichen Pläne festzulegen.

Nichts ist in diesem Betracht aufschlußreicher als der nachstehende Brief Vaudreys, der das ganze Spiel aufdeckt, das mit ihm getrieben wurde:

„10 Uhr abends.

Meine liebe Eleonore!

Ich habe Deinen Brief erhalten ... was für ein Brief, Eleonore, und von Dir! Ich erkenne jetzt, vielleicht mehr, als Du gewünscht hättest, die Ursache Deines unbegreiflichen Schweigens und den Grund, warum es Dir beliebt hat, Dein Wort nicht zu halten. Ich habe die Offenherzigkeit gern; die Deinige gefällt mir und Du gebrauchst sie ergiebig. Das ist gut, ist sogar ein seltenes Verdienst. Es ist Deiner

Feder entschlüpft, welche andere beeinflußten, davon bin ich überzeugt, Ausdrücke, welche mehr als Grobheiten sind. Ich muß schweigen, denn Du bist ein Weib, und zwar das Weib, das ich über alles liebe. Was kann ich antworten? Dein Schweigen war scheinbar eine Strafe, ebenso ohne Zweifel Dein verlängerter Aufenthalt in Paris. Welch klägliches System! Es ist kaum gut für Kinder. Du kanntest ja meine Lage, sie war recht peinlich. Warum das noch den Beängstigungen und dem bitteren Kummer hinzufügen? Hältst Du mich für unempfindlich? Du beschuldigst mich, meine Freunde zu verlassen, sie im Stiche zu lassen! Diese häßliche Beleidigung ist nicht von Dir. Sag denen, die Dir Deinen letzten Brief eingegeben haben, der voll Mißtrauen war — was in mir ein noch größeres erweckt hat — sag ihnen, ich flehe Dich an, daß ihr Mißtrauen, ihr Verdacht Beleidigungen sind und daß ich nicht gewohnt bin, so etwas zu dulden. Lehre sie, daß ich zu der kleinen Zahl derer gehöre, welche sagen können: Prüfe mein Leben und bedenke, wer ich bin. Du, jene, kurz ihr alle seid nicht errötet bei dem Gedanken, daß Deine Drohung irgend einen Einfluß auf mich haben könnte, und Du wendest dieses Mittel der Schwachen an. Ihr denkt, daß mein Wille nachgeben werde . . . wem denn? Großer Gott! Den Drohungen — ach, Du kennst mich nicht! Wahnwitzige, wendet Euch an meine Überzeugung, verändert sie, wenn es nötig ist, und Ihr werdet sehen, ob mein Wille nicht dem Eurigen gewachsen ist, und ob ich zurückbleiben werde, wenn es gilt zu handeln und sich zu zeigen. Die größte Probe der Liebe, die ich Dir geben kann, ist die, zu glauben, daß die Beeinflussungen Deines Briefes nicht von Dir sind, denn die Beleidigung, obwohl vermummt und mit unverdienter Schmeichelei verziert, gibt sich da zu sehr zu erkennen. Solche Schläge vollführt nicht die Hand eines Weibes, einer Freundin. Aber Du wirst bald erfahren, ob ich auf eine solche Herausforderung zu antworten weiß: verlaß Dich nur darauf, daß ich in Straßburg bin. Nach alledem ist eine Zusammenkunft zwischen uns unerläßlicher denn je; sei es auch nur, um möglichst die verdrießlichen und verhängnisvollen Vorurteile zu zerstören, die uns beschäftigen . . . Trotz Deines ganz kriegerisch drohenden Briefes liebe ich Dich noch immer unverändert mit meiner ganzen Seele. Und, was Du auch sagen mögest, ich habe die Gewißheit, daß Du Dich meiner niemals zu schämen haben wirst. Auf Wiedersehen also, teure Freundin, und zwar so bald wie möglich. Obgleich recht leidend, möchte ich zu Dir eilen! Dir einen süßen Kuß aus aller Kraft meiner Seele!"

Der reichlich geschwätzige Brief läßt uns die Taktik der Frau genau durchschauen: durch Schweigen und Drohen mürbe machen und zum Bekenntnis locken. Mag auch der Stolz des Kriegsmannes dabei verletzt werden — die Liebe ist stärker als der Stolz, dessen war sie von vorneherein gewiß.

Nun gab es keine Zweifel mehr: Vaudrey wird auf dem Posten sein, wenn es zum Schlag kommt. Einen Grund zu schweigen oder sich zu versagen, gab es nicht mehr. Die beiden trafen sich zu Dijon, um dort die letzten Vorbereitungen zu verabreden.

Am Morgen des 26. Oktober stieg Hortense Lacroix, die Gespielin und Freundin Louis Napoleons, wie gewöhnlich zum Zimmer des Prinzen empor. Er war am Tage vorher mit Thélin zu einer Treibjagd in der Nähe von Hechingen abgereist und nicht zurückgekehrt.

Das wäre auch ganz unmöglich gewesen, da es ins Hohenzollersche eine gute Strecke Weges war. Trotzdem war das Mädchen beunruhigt. In der letzten Zeit waren immer wieder Leute heimlich gekommen oder war der Prinz verreist — meist nach Baden-Baden — so daß die Vermutung nahe lag, er habe irgendwelche Absichten, von denen er zu niemandem sprach, nicht einmal zu seiner Mutter.

Hortense Lacroix schaute sich in dem Zimmer um. Sie sah auf dem Schreibtisch ein aufgeschlagenes Buch liegen, was weiter keine Besonderheit war. Der Prinz brachte ja immer halbe Nächte über den Büchern zu, wenn er allein war. Sie las den Titel des Buches: „Die römischen Revolutionen." Verfasser: Abbé de Vertot.

Wäre nicht eine Stelle, die offen lag, mit einem farbigen Zeichen versehen gewesen, das Mädchen hätte sicher das Buch zugeschlagen und es an seinen Platz gestellt. So wurde es neugierig und las:

„Der junge Neffe des Caesar ist in Apollonia, an der Küste von Epirus. Geächtet, fern von Rom, siecht er, ein Raub des Schmerzes und der Trauer, dahin. Aber seine brennende Seele trachtet danach, das beschimpfte Andenken seines Oheims zu rächen, und bald wird er durch eine öffentliche Tat das Ziel seines Strebens enthüllen. Seine Verwandten, seine Freunde flehen ihn an, in der Verbannung zu bleiben. Aber der junge Octavianus weist diese kleinmütigen Ratschläge von sich, er erklärt, lieber tausendmal sterben zu wollen, als dem großen Namen und dem Ruhm Caesars zu entsagen. Verurteilt durch unbillige Gesetze, fürchtet er nicht, diesen Gesetzen zu trotzen und bei der kleinen Stadt Lupia an Land zu steigen, nur von seinen Dienern und wenigen Freunden begleitet, aber unterstützt von dem

großen Namen Caesar, der allein ihm bald Legionen und ganze Heere zuführen wird. Und wirklich, kaum hatten die Befehlshaber und Soldaten von Brundisium gehört, daß der Neffe des Caesar, ihres früheren Führers, nahe ihren Mauern sei, so eilen sie in Massen zu ihm und, nachdem sie ihm Treue geschworen haben, geleiten sie ihn nach der Stadt, zu deren Herrn sie ihn machen."

Hortense Lacroix verstand. Louis hatte die Stelle für sie angestrichen. Octavianus ging an Land. Wo mochte er nur jetzt weilen? Und welche Stelle hatte er zur Landung ausersehen?

Unter dem Namen eines Emil Mine war Louis Napoleon von Dietfurt im Sigmaringischen durch das Höllental nach Freiburg gefahren, wo er am 26. Oktober übernachtete. Am folgenden Tag fuhr er in der Richtung auf Lahr. Ein Achsenbruch an seinem Wagen zwang ihn, hier einen Tag zu verweilen.

Am 28. früh reiste er von Lahr ab, fuhr den selben Weg zurück nach Freiburg, Neubreisach, Colmar und langte abends 11 Uhr ohne jedes Hindernis in Straßburg an. Der Wagen fuhr nach dem Gasthof zur Blume, während der Prinz selber in einem kleinen Zimmer in der Brunnenstraße Wohnung nahm, das ihm die Freunde besorgt hatten.

Am 29. traf er sich mit dem Obersten Vaudrey, um mit diesem den Operationsplan zu besprechen, den er entworfen hatte. Dieser Plan, der offensichtlich auf reine Gewalt angelegt war, erschreckte den Obersten.

„Es handelt sich hier nicht um einen Waffenkonflikt", sagte er. „Ihre Sache ist zu französisch und zu rein, um sie durch Blutvergießen zu besudeln. Es gibt nur ein Mittel, das Ihrer würdig ist, weil dadurch jeder Zusammenstoß vermieden wird. Wenn Sie an der Spitze meines Regiments stehen werden, gehen wir zusammen zum General Voirol. Ein alter Krieger kann beim Anblick des kaiserlichen Adlers nicht widerstehen, wenn er erfahren wird, daß die Garnison Ihnen folgt."

Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Louis Napoleon zog zwei Dokumente aus der Tasche, jedes über 10 000 Francs Rente, und sagte zu Vaudrey:

„Oberst, es kann sein, daß Sie bei unserer edeln Sache das Leben lassen müssen. Für diesen Fall habe ich, zur Sicherstellung Ihrer Familie, die beiden Papiere ausgestellt. Und sollte ich selbst dabei umkommen, so wird meine Mutter diese Papiere bestimmt anerkennen."

„Prinz," sagte der Oberst stolz, „ich gebe mein Blut für Sie hin, mein Leben gehört Ihnen, aber ich verkaufe es nicht."

Mit diesen Worten nahm er die Dokumente und warf sie in den offenen Kamin.

Um 11 Uhr abends wurde Louis Napoleon von einem Freunde in die Wohnung Persignys geholt. Der volle Mond beleuchtete die alten Straßen, und die Giebelhäuser warfen gespenstische Schatten auf sie herab. Der Prinz empfand nicht die Stimmung. Er beobachtete alles scharf und prägte sich die Wege ein.

In der Waisenhausstraße waren alle Verschworenen in zwei Zimmern des Erdgeschosses versammelt: Oberst Vaudrey, die Herren von Persigny, von Gricourt, von Schaller, von Bruc, der Escadronchef Parquin, die Herren Lombard, Gros, Petry, Dupenhouat und die Leutnants von Querelles und Laity.

Man beriet noch einmal den Operationsplan.

„Wozu das, mein Prinz?" rief Parquin heftig. „Wir bedürfen keiner Dispositionen. Wir pflanzen zehn bis zwölf Geschütze auf, und wehe denen, die uns nicht folgen! Das ist die beste Taktik."

Schließlich drang auch hier die Ansicht Vaudreys durch.

Einer der Offiziere brachte einen Adler. Es war der selbe, der dem siebenten Linienregiment gehört hatte.

„Der Adler von Labédyère!" riefen alle aus.

Dann wurde er von allen geküßt und an die Brust gedrückt. Der Wein, der in reichen Strömen floß, sorgte für die Begeisterung.

Louis Napoleon hielt eine Ansprache. Mit champagnertrunkenem Pathos zeigte er, daß keine Partei in Frankreich stark genug sei, die Macht an sich zu reißen oder gar, wenn sie diese erhielte, zu behaupten, und fuhr dann fort:

„Bei diesem Stande der Dinge gibt es nur eine einzige Fahne, um welche alle Parteien sich scharen können, weil es nicht die Fahne einer Partei, sondern die Fahne Frankreichs ist. Die Fahne ist der Adler des Kaiserreichs. Unter diesem Banner, welches so viele ruhmreiche Erinnerungen deckt, gibt es keine ausgeschlossene Klasse. Es vertritt die Interessen und Rechte aller.

„Der Kaiser Napoleon hat seine Macht vom französischen Volk erhalten. Viermal empfing seine Machtvollkommenheit die Weihe des Volkes. Im Jahre 1804 ward die Erblichkeit in der Familie des Kaisers mit vier Millionen Stimmen anerkannt. Seitdem ist das Volk nicht wieder befragt worden. Ich bin der älteste Neffe des Kaisers Napoleon. Demzufolge kann ich mich als Repräsentanten der Volkswahl betrachten, ich will nicht sagen des Kaiserreichs, weil seit zwanzig Jahren

die Ideen, die Bedürfnisse Frankreichs sich notwendigerweise verändert haben...

„Das napoleonische System besteht darin, die Zivilisation ohne Zwietracht und ohne Ausschreitungen ihren Gang gehen zu lassen, den Ideen einen Aufschwung zu geben und die materiellen Interessen zu entwickeln, die Staatsgewalt zu befestigen, indem man sie achtbar macht, die Massen nach ihren geistigen Fähigkeiten zu schulen, mit einem Worte, die Franzosen aller Parteien um den Altar des Vaterlandes zu versammeln, indem man die Ehre und den Ruhm zu Triebfedern ihres Handelns macht. Geben wir daher dem Volke seine Rechte zurück, unseren Fahnen den Adler und unseren Staatseinrichtungen die sichere dauernde Grundlage!"

Die Stunden der Nacht krochen bedächtig und schwer. Man zählte zuletzt Minuten und Sekunden. Der Prinz beschäftigte sich damit, die Proklamationen zu schreiben, in denen die Gedankengänge seiner Ansprache wiederkehrten:

„Franzosen, möge das Andenken an den großen Mann, der so viel für den Ruhm und das Wohl des Vaterlandes tat, Euch wieder beseelen! Vertrauend auf die Heiligkeit meiner Sache erscheine ich vor Euch, das Testament des Kaisers Napoleon in der einen, den Degen in der anderen Hand...

„Franzosen, Napoleon ist größer als Caesar, er ist das Sinnbild der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Treu den Grundsätzen des Kaisers, kenne ich keine anderen Interessen als die Euren, keinen anderen Ruhm als den, Frankreich und der Menschheit nützlich zu sein. Ohne Haß, ohne Groll, frei von Parteigeist, rufe ich unter den Adler des Kaisers alle, die ein französisches Herz in ihrer Brust schlagen fühlen. Ich habe mein Leben der Erfüllung einer großen Mission geweiht. Von dem Felsen von St. Helena ist ein Strahl der sterbenden Sonne in meine Seele gefallen. Ich werde dieses heilige Feuer zu bewahren, ich werde für die Sache des Volkes zu siegen oder zu sterben wissen..."

Zuletzt schrieb der Prinz zwei Briefe an seine Mutter, von denen der eine seinen Triumph, der andere seine Niederlage meldete. Die Briefe, merkwürdig genug vor der Tat, übergab er Herrn von Schaller, den er zu seinem Adjutanten bestimmte. Je nach Ausgang sollte er den einen oder den anderen nach Arenenberg bringen.

Gegen fünf Uhr morgens geschah fast ein Unglück. Aufgeweckt durch den Lärm der Verschwörer, standen die Bewohner des oberen Stock-

werkes auf und öffneten die Fenster. Zum Glück wurden die Bewegungen vernommen. Man nahm sich nun doppelt in acht.

Endlich schlug es sechs Uhr. Niemals schlugen die Töne einer Glocke so stark an das Herz des Prinzen. Der große Augenblick war gekommen. Heute noch wird Frankreich das Kaiserreich wieder haben!

Die Trompete des Quartiers von Austerlitz tönte. In den Straßen erhob sich ein großer Lärm. Soldaten zogen schreiend vorüber. Reiter flogen im Galopp an den Fenstern vorbei.

Nach einigen Augenblicken wurde der Prinz benachrichtigt, daß ihn Oberst Vaudrey erwarte. Hoffnungsvoll stürzte er auf die Straße. Ihm zur Seite Parquin in der Uniform eines Brigadegenerals und ein Bataillonchef, den Adler in der Hand haltend. Etwa zwölf Offiziere folgten in Abständen. Der Prinz trug die Uniform eines Artillerieoffiziers.

Als Louis Napoleon die Kaserne von Austerlitz am Metzer Tor betrat, fand er das Regiment in zwei Linien aufgestellt. Auf dem Rasenplatz standen vierzig reitende Kanoniere.

Warum riefen sie nicht: „Vive l'Empereur!" War nicht der große Kaiser mit Jubel empfangen worden, als er von Elba zurückkehrte?

Der Prinz ging auf den Obersten Vaudrey zu, der in der Mitte des Hofes stand. Dieser umarmte ihn, ergriff seine Hand und zog den Säbel.

„Soldaten des vierten Regiments!!" rief Vaudrey dann. „In diesem Augenblick beginnt eine große Revolution. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch — er will sich an Eure Spitze stellen. Er hat den französischen Boden betreten, um Frankreich seinen Ruhm, seine Freiheit wiederzugeben. Er ist der Mann, um den sich alle, die den Ruhm und die Freiheit Frankreichs lieben, scharen sollen. Er folgt einem glorreichen Rufe, er handelt für eine große Sache, für die Freiheit des Volkes zu siegen oder zu sterben. Das Volk und die Armee können auf ihn zählen. — Soldaten des vierten Regiments, ich frage Euch: kann der Neffe des Kaisers auf Euch zählen?"

„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!" riefen die Soldaten.

Bei diesem Geschrei hielt der Prinz seine Sache für gewonnen. Er befahl dem Regiment, einen Kreis zu schließen und stellte sich in dessen Mitte.

„Soldaten! Freunde! Kameraden!" rief er. „Entschlossen, für die Sache des französischen Volkes zu siegen oder zu sterben, habe ich zuerst vor Euch erscheinen wollen, weil zwischen Euch und mir große

Erinnerungen bestehen. In Eurem Regiment diente mein Onkel, der Kaiser Napoleon, als Hauptmann. Mit Euch hat er sich bei der Belagerung von Toulon ausgezeichnet, und ebenso war es Euer braves Regiment, das ihm bei der Rückkehr von Elba die Tore von Grenoble öffnete. Soldaten! Neue Geschicke sind Euch vorbehalten. Ihr sollt den Ruhm haben, ein großes Unternehmen zu beginnen. Ihr sollt die Ehre genießen, die ersten Adler von Austerlitz und Wagram zu begrüßen!"
Bei diesen Worten nahm der Prinz den Adler aus der Hand Querelles und hob ihn hoch empor.
„Soldaten des vierten Regiments!" fuhr er fort. „Seht diesen Adler! Er ist das Symbol des französischen Ruhmes und er soll von jetzt an auch das Symbol der Freiheit werden! Fünfzehn Jahre hat dieses Sinnbild unsere Väter zum Siege geführt. Es hat auf allen Schlachtfeldern geglänzt und alle Hauptstädte Europas durchschritten. Soldaten! Werdet Ihr Euch nicht um das erhabene Banner scharen, welches ich Eurer Ehre und Eurem Ruhme anvertraue? Werdet Ihr nicht mit mir gegen die Verräter und Unterdrücker des Vaterlandes marschieren unter dem Rufe: Es lebe Frankreich! Es lebe die Freiheit?"
„Ja, ja!" riefen die Soldaten.
„Es lebe Frankreich! Es lebe die Freiheit!"
„Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon!"
Der Jubel wollte nicht enden. Die Regimentsmusik fiel schmetternd ein. Louis Napoleon zog den Degen und salutierte.
Auf Kommando des Obersten Vaudrey ordnete sich das Regiment und setzte sich, das Musikkorps an der Spitze, in Bewegung. Der Adler wurde vorangetragen. So zogen sie zum Quartier des General Voirol.
Straßburg lag noch, nichts ahnend, im Schlafe. Da und dort öffneten sich Fenster und Türen. Erstaunte Gesichter sahen den Adler, ohne sich erklären zu können, was vorgegangen sei.
Der Prinz erteilte ununterbrochen Befehle.
Leutnant Lombard erhielt den Auftrag, die Proklamationen drucken zu lassen, Leutnant Laity, die Pontonniers herbeizuführen, Leutnant Schaller, sich des Marschalls de Camp zu bemächtigen, Persigny, den Präfekten Chopin d'Arnouville zu arretieren.
Der Prinz ordnete an, sich der Telegraphen zu versichern und die Tore zu sperren, damit nicht vorzeitige Kunde von der Erhebung in das Land dringen könne.
Als man vor dem Hotel des Generals Voirol ankam, das zugleich das

Hauptquartier der Militärdivision war, präsentierte der Posten vom sechsundvierzigsten Linienregiment das Gewehr und rief:
„Es lebe der Kaiser!"
Die Türen des Hotels wurden von der Dienerschaft geöffnet. Louis Napoleon ging mit Vaudrey, Parquin und zwei anderen Offizieren die Treppe hinauf. Der General war noch nicht angekleidet.
„General", sagte der Prinz, „ich komme als Freund zu Ihnen. Es wäre mir durchaus nicht lieb, wenn ich unsere alte dreifarbige Fahne erheben müßte, ohne einen so braven Soldaten, wie Sie sind, dafür gewonnen zu haben. Der Thron Louis Philippes ist unhaltbar geworden. Die Garnison hat sich für mich erklärt. Entschließen Sie sich und bestimmen Sie selbst den Rang, unter dem Sie kommandieren wollen!"
Er hielt ihm den Adler dicht vor das Gesicht und erwartete die Zustimmung des Generals.
„Prinz", entgegnete dieser ruhig, „Sie sind getäuscht worden. Die Armee kennt ihre Pflichten und ich werde Ihnen dies sofort beweisen".
Er griff nach der Glocke, um zu läuten. Vandrey hinderte ihn daran.
„Die Garnison steht nicht mehr unter Ihrem Befehl!„ rief Vaudrey. „General, Sie sind unser Gefangener!"
Voirol sah den Obersten sehr ernst und eindringlich an.
„Ihnen, Herr Oberst, hätte ich mehr Besonnenheit zugetraut", erklärte er einfach.
Louis Napoleon befahl Parquin, mit einem Piquet Artillerie den General zu bewachen. Dann ging er sichtlich verstimmt die Treppe hinunter. Wenn auf einen Offizier, der alle Schlachten des Kaisers mitgemacht hatte, weder der Name Napoleon noch der kaiserliche Adler den alten Zauber auszuüben vermochte — war dann die Sache nicht schon halb verloren?
„Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon der Dritte!" schrien die gedungenen Claqueure. Das Geheul gab ihm die Illusion zurück.
Laity und Persigny konnten die Ausführung der Befehle melden.
Nun galt es, die Infanterie zu gewinnen. In der Finkmattkaserne lag das 46. Regiment. Die Kaserne selbst befand sich zwischen der Petersvorstadt und dem Wall, in einer mit diesem parallel laufenden Linie. Ein kleines Gäßchen stellte die Verbindung zwischen der Vorstadt und dem Haupteingang der Kaserne her.
Die Spitze der Artilleristenschar drang ohne Widerstand in den Kasernenhof ein. Oberst Vaudrey befahl dem Trommler der Wache,

die Trommel zu rühren. Die Soldaten sprangen aus ihren Betten und eilten auf den Hof. Sie stellten sich den Artilleristen gegenüber.

„Es lebe der Kaiser!" riefen auch schon einige Infanteristen.

Ein alter Korporal des Regiments, der schon in der Kaisergarde gedient hatte, wurde von Enthusiasmus hingerissen. Er eilte auf den Prinzen zu und umarmte ihn.

„Folgt mir, Kameraden!" rief er. „Es lebe der Kaiser!"

Einige ahmten das Beispiel nach.

„Kameraden!" rief der Prinz, „Halb Frankreich hat sich bereits für mich erklärt. Folgt mir, des Kaisers Adler leuchten Euch voran auf dem Wege der Ehre und des Ruhms!"

Der Jubel stieg. Infanterie und Artillerie begannen sich zu vermischen.

„Nach Paris! Nach Paris!" hörte man vereinzelt rufen.

Inzwischen hatte sich auf dem Wall der Kaserne ein Haufe Neugieriger versammelt. Ab und zu drangen auch aus ihren Reihen zustimmende Rufe in die Szene.

Da sah der Prinz einen alten Soldaten, die Brust voller Ehrenzeichen, den Sergeanten Delabarre. Blitzschnell zuckte es durch sein Hirn, daß dieser ein Bonapartist sein müsse. Er klopfte Delabarre auf die Schulter und sagte:

„Sie sind ein alter, tapferer Krieger!"

„Ich habe fünfundzwanzig Jahre Dienstzeit und ich habe immer mit Ehren gedient", entgegnete dieser.

„Sie haben unter meinem Vater gedient. Ich bin der Sohn des Kaisers!"

Diese plumpe Lüge wurde dem Prinzen verhängnisvoll.

Vergebens versuchte er, seine Worte zu berichtigen, daß er nicht der Sohn, sondern der Neffe des Kaisers sei. Delabarre war mißtrauisch geworden und glaubte auch die Richtigstellung nicht.

Während so der Prinz sich Mühe gab, seine Dummheit wiedergutzumachen und damit unnötig Zeit verlor, wurde mit einem Mal laut gerufen:

„Kameraden! Man täuscht Euch, Derjenige, den man für den Sohn des Kaisers ausgegeben hat, ist nur ein verkleideter Hampelmann!"

„Das ist der Neffe des Obersten Vaudrey!" riefen andere.

„Seht den Menschen nur an, hat er einen Zug von dem Kaiser im Gesicht?"

Die Offiziere der Sechsundvierziger kamen herbeigelaufen.

Leutnant Pleignier befahl seinen Leuten, die Anführer zu verhaften.

Er selbst ging mit gutem Beispiel voran, indem er zweimal versuchte, den Prinzen festzunehmen.
Oberst Vaudrey versuchte umgekehrt, den Leutnant zu arretieren. Die Sechsundvierziger griffen aber rechtzeitig ein.
Die Situation drohte sich zuzuspitzen. Die Artilleristen zogen die Säbel. Blutvergießen schien unvermeidlich.
Der schwer verschuldete Infanterieleutnant a. D. de Querelles, der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, zeigte den Sechsundvierzigern den kaiserlichen Adler und küßte ihn, indem er rief:
„Da ist Euer Vaterland! Da ist unser Retter!"
Die Ankunft des Obersten Taillandier machte allem Zaudern ein Ende. Hingerissen von seiner Stimme, warfen sich die Sechsundvierziger auf die Artilleristen. Ein wirres Handgemenge wogte hin und her. Das am Staden zusammengelaufene Volk ermutigte die Artilleristen und bewarf die Infanteristen mit Steinen. Ein paar blinde Schüsse genügten, es zu verjagen.
Bald war der Prinz mit seinem Gefolge in einen Winkel des Kasernenhofes gedrängt. Die Artilleristen rüsteten zum Angriff, unterstützt von den Schwadronen, die von draußen nachdrängten.
Gricourt und Querelles, die nicht von der Seite des Prinzen wichen, machten jetzt den Vorschlag, sich mit dem Degen in der Hand einen Weg durch die Reihen zu bahnen.
„Nein", entgegnete Louis Napoleon, „noch ist nicht alles verloren, aber Flucht würde alles verderben".
Der Prinz fand weder den Mut zum Angriff noch zur Flucht. Er versagte in einem Augenblick, in dem es auf das Letzte ankam.
Da trat ein Dunzenheimer, der Tambourmajor Jakob Kern, auf ihn zu, faßte ihn am Kragen und riß ihm die goldenen Fangschnüre ab.
Inzwischen nahte der Festungskommandant General Voirol, den einige Offiziere aus der Zitadelle befreit hatten, an der Spitze des 16. Infanterieregiments.
„Es lebe der König!" erscholl es plötzlich laut.
Der Putsch hatte ein klägliches Ende gefunden.
Eben kam auch Parquin, um dem Prinzen die Befreiung des General Voirol zu melden. Er wurde sogleich festgenommen.
„Prinz", rief er aus, „Man wird uns erschießen, aber wir werden gut sterben!"
„Ja", erwiderte Louis Napoleon, „unser Unternehmen ist gescheitert, aber es war gut und edel".

Die Soldaten des 4. Artillerieregiments mußten ihre Waffen ablegen. Sie wurden in ihre Kaserne eskortiert. Die Offiziere und Unteroffiziere, die an dem Aufstand teilgenommen hatten, wurden verhaftet und auf die Zitadelle gebracht.

In der Straße Nuée-Bleue saß inzwischen erwartungsvoll eine Frau, um die Sieger zu beglückwünschen: Madame Gordon Archer. Sie hatte alles getan, was zu tun war, und am guten Ausgang der Sache war kaum zu zweifeln.

Mit einem Male kam Persigny, bleich, verstört und atemlos herbeigestürzt und berichtete stammelnd die Niederlage in der Finkmattkaserne, die er rechtzeitig vernommen hatte, um noch fliehen zu können.

Er hatte kaum mit seinen Berichten begonnen, als es an der Tür laut klopfte.

Persigny verlor den Kopf. Er machte bereits Miene, die Türe zu öffnen, wodurch nicht nur er sondern alle wichtigen und belastenden Papiere in die Hände der Polizei gelangt wären.

Da schob Madame Gordon den Riegel rasch vor und verweigerte den Gensdarmen den Eintritt.

Und nun flogen alle Briefe, Dekrete, Proklamationen, Ernennungen und Verschwörerlisten, die auf dem Tische durcheinanderlagen, ins Feuer. Sie nötigte Persigny, sich in ihrem Schlafzimmer zu verbergen. Man drohte, die Türe einzurennen. Madame Gordon schob seelenruhig eine Kommode davor, um sich bei ihrem Auto de fe nicht stören zu lassen. In diesem Augenblick bewies sie, wer der Mann des Unternehmens war!

Als die Türe endlich unter den Axthieben herbeigeholter Zimmerleute in Stücke fiel, waren alle Dokumente zu Asche geworden.

Persigny entkam durch das Fenster.

Madame Gordon ließ sich charmant lächelnd verhaften.

Nachdem alle Verhaftungen vorgenommen waren, unterzog man den Prinzen in dem Auditoriat einem kurzen Verhör.

„Was hat Sie zu diesem Unternehmen bewogen?" fragte man ihn.

„Meine politischen Meinungen und mein Wunsch, mein Vaterland wiederzusehen, dessen die fremde Invasion mich beraubt hatte. Im Jahre 1830 verlangte ich als schlichter Bürger behandelt zu werden, man behandelte mich aber als Prätendenten. Darum bin ich jetzt als Prätendent aufgetreten."

„Sie wollten vermutlich eine Militärregierung einführen?"

„Nein, ich wollte eine auf die Volkswahl begründete Regierung einführen."

„Was würden Sie getan haben, wenn Ihr Anschlag gelungen wäre?„

„Ich würde einen Nationalkongreß berufen haben."

Louis Napoleon erhielt im Gefängnis Besuch vom General Voirol. In seinen Unterredungen mit diesem sprach er seine Ansicht über das Mißlingen seines Unternehmens aus:

„Ich weiß, General", sagte er, „man wird mein Unternehmen, nachdem es mißlungen ist, ein phantastisches, abenteuerliches nennen. Aber man hat unrecht, sehr unrecht. Man urteilt nach dem Erfolge, ohne sich, wie es immer zu geschehen pflegt, um die Verhältnisse zu kümmern, ohne die Tatsachen zu würdigen und ohne alle jene Zufälligkeiten in Anschlag zu bringen, deren Eintritt jeder menschlichen Berechnung Trotz bietet. Es hat sich bei meinem Unternehmen jene ewige Wahrheit offenbart, daß in wichtigen Momenten, welche bestimmt sind, weltgeschichtliche Umwälzungen hervorzubringen, das Gelingen oder Mißlingen sehr oft das Resultat der geringfügigsten Zufälligkeiten erscheint. Ein unzeitiger Eifer, ein mißverstandenes Wort, der Verlust einer Sekunde, ja, der Fall eines Strohhalmes genügen häufig, der tiefsten Berechnung, der weisesten Vorsicht zu spotten und das entfesselte Rad des Verhängnisses zum Stillstehen zu bringen. Eine solche geheimnisvolle Fügung der Dinge, in der man die sichtbare Hand der Vorsehung zu erkennen glaubt, ist zuweilen nur die Wirkung unbedeutender, zufälliger Ursachen. Wohlan, die Wirkung einer solchen Ursache war es, die mein Unternehmen scheitern machte."

Dieser recht dunkeln Philosophie der Verschwörung stellte er später eine sehr helle und präzise Erklärung gegenüber:

„Hätte ich damals den Pleignier niedergeschossen, so würde meine Sache eine ganz andere Wendung genommen haben. Ich zog aber für die Zukunft die Lehre, daß in Verfolgung meiner Pläne Menschenleben nicht in Betracht kommen können."

Eine kleine Reminiszenz, die mit dem Straßburger Putsch zusammenhängt, wollen wir zum Schluß nicht vorenthalten.

Bald nachdem Louis Napoleon das Ziel des Kaiserreichs erreicht hatte, erinnerte er sich jenes Mannes, der ihn damals in der Finkmattkaserne festnahm: des ehemaligen Tambourmajors Jakob Kern aus Dunzenheim im Elsaß. Kern war für seine mutige Tat dadurch belohnt worden, daß er nach Paris in Garnison kam, wo er nach fünfundzwanzig-

jähriger Dienstzeit seinen Abschied nahm und als städtischer Beamter Anstellung fand.

Die Verwandten Kerns sahen mit Besorgnis dem Schicksal des mutigen Mannes entgegen. Tatsächlich erhielt er auch bald eine Aufforderung, sich in den Tuilerienpalast zu dem Kaiser zu begeben.

Kern sprach vorher mit einem berühmten Advokaten, einen richtigen blagueur, um dann unerschrocken wie früher vor Napoleon zu treten.

Der Kaiser empfing Kern sehr gnädig.

„Warum haben Sie mich damals so unglimpflich behandelt?" fragte er ihn unvermittelt.

„Majestät, ich habe meinem König die Treue geschworen und weiter nichts getan als meine Soldatenpflicht."

Napoleon hatte diese Antwort erwartet.

„Gut", sagte er, „wollen Sie mir auch so treu dienen wie dem König Louis Philippe?"

Kern bejahte natürlich, froh über die günstige Wendung der Dinge. Zu seinem noch größeren Erstaunen sah er, wie ihn der Kaiser eigenhändig mit dem Ritterkreuz der Ehrenlegion dekorierte.

Später hat ihn der Kaiser noch öfters durch eine Ansprache ausgezeichnet. Dabei sagte er immer: „Mon cher Kern."

Es gab allerdings böse Zungen, die diese Liebenswürdigkeit des Kaisers gegen Kern damit zu erklären suchten, weil dieser damals den Prinzen bei einem Gasthof der Steinstraße auf den — Misthaufen geworfen habe. Für einen Kaiser zweifellos eine allzupeinliche Erinnerung!

Aber niemand weiß, ob die Geschichte tatsächlich passiert ist.

AMERIKA

Am 9. November 1836, abends sieben Uhr, erschien der General Voirol mit dem Präfekten d'Arnouville bei dem gefangenen Prinzen, um ihn nach der Präfektur zu bringen. Man hatte ihm bedeutet, daß er in ein anderes Gefängnis überführt werden solle.

Er hatte sich damit abgefunden, daß sein Leben verwirkt sei. Um so erstaunter war er, als er vor der Präfektur zwei bequeme Postchaisen, mit Pferden bespannt, stehen sah.

„Steigen Sie ein, Prinz", sagte der General auf den ersten Wagen deutend, „dieser Wagen ist für Sie bestimmt".

„Wohin will man mich führen?" fragte der Prinz, ohne sich zu rühren.

Man gab ihm keine Antwort. Der General deutete nur auf die Chaise. Es blieb Louis Napoleon nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Er stieg ein und zwei Gensdarmerie-Offiziere nahmen neben ihm Platz. In dem zweiten Wagen setzten sich vier Gensdarmerie-Unteroffiziere.

„Werden Sie mir nicht sagen, wohin man mich bringt?" fragte der Gefangene einen der Offiziere.

„Nach Paris", entgegnete dieser knapp.

Der Prinz protestierte heftig gegen dieses Verfahren, durch das er offenbar von seinen Mitverschwörern getrennt werden sollte. Er verlangte, mit diesen in Straßburg abgeurteilt zu werden.

Die einzige Antwort war der Befehl zur Abfahrt.

In den ersten Morgenstunden des 11. November fuhren die beiden Chaisen in Paris ein. Vor der Polizeipräfektur wurde Halt gemacht. Der Polizeipräfekt Delessert empfing den Prinzen mit ausgesuchter Höflichkeit.

Delessert eröffnete ihm sogleich, daß seine Mutter hier gewesen sei, um für ihn Gnade zu erflehen. Der König habe sie zwar nicht empfangen, aber er habe beschlossen, seine verdiente Strafe in Verbannung nach den Vereinigten Staaten umzuwandeln.

Louis Napoleon war empört. Er hatte gehofft, in einem großen Schauprozeß die Gemüter der Bonapartisten zu erhitzen, um dadurch vielleicht die unabwendbare Todesstrafe zu vereiteln oder doch als Märtyrer für die Sache zu sterben. Die Verbannung war zwar für ihn eine verhältnismäßig milde, aber für seine Sache entehrende Strafe.

Gerade das war es, was Louis Philippe bezweckte, der die Gefahr eines Prozesses sehr wohl erkannte. Er hoffte damit, den Bonapartismus zu treffen. Der Prinz selber war ihm dabei nicht so wichtig. Dieser hatte sich durch die Straßburger Harlekinade lächerlich genug gemacht.

Louis Napoleon wiederholte seine Argumente. Delessert entgegnete: „Alles, was Sie mir sagen, kann nichts an dem Ihnen bestimmten Geschick ändern. Sie haben binnen zwei Stunden nach Lorient abzureisen, wo eine Fregatte segelfertig wartet, um Sie nach New York zu bringen. Hier ist Papier, wenn Sie dem König oder Ihrer Mutter schreiben wollen."

Louis Napoleon sah ein, daß seine Reden aussichtslos waren.

„Prinz", nahm Delessert noch einmal das Wort, „im Namen des

Königs verlange ich von Ihnen Ihr Ehrenwort, in den ersten zehn Jahren Amerika nicht mehr verlassen zu wollen."
Nach kurzer Besinnung gab Louis feierlich das verlangte Ehrenwort. Er war sich klar darüber, daß er es niemals halten werde.
Delessert hatte seinen Auftrag ausgeführt und war zufrieden.
Immer wenn Louis Napoleon die Absicht hatte, sein Wort zu brechen, wiederholte er es mehrfach. Er nahm das angebotene Papier und schrieb an den König, daß er nie mehr einen Versuch zum Sturze der Dynastie Orléans unternehmen werde. Da er seines Lebens sicher war, schrieb er, daß ihm an diesem gar nichts gelegen sei, er bitte aber um Gnade für die alten Soldaten, die ihr Leben in Erinnerung an die glorreiche Zeit seines Onkels aufs Spiel gesetzt hätten.
Einen zweiten Brief richtete er an den berühmten Odilon Barrot, in dem er diesen bat, die Verteidigung des Obersten Vaudrey zu übernehmen.
Als Louis Napoleon am 12. November in Lorient ankam, lag die Fregatte „Andromeda" in der Tat segelfertig vor Anker. Ein Zeichen guter Vorbedeutung schien sich jedoch einzustellen: ungünstige Winde verzögerten die Abfahrt. Vielleicht durfte er doch in Frankreich bleiben?
Man brachte ihn einstweilen auf die Festung Port Louis und stellte ihn unter starke Bewachung. In den täglichen Besuchen glaubte der Prinz ein Zeichen der Anhänglichkeit an Napoleon zu sehen. Diese Illusion verließ ihn keinen Augenblick in seinem Leben.
Am 21. November endlich wurde die Zugbrücke der Festung herabgelassen. In Begleitung des Kommandanten und des Maire von Lorient betrat der Gefangene den Weg zum Einschiffungsplatz. Von der Festung bis zum Hafen waren zwei Reihen Soldaten aufgestellt, durch die er gleichzeitig Spießruten laufen mußte.
Eine Menge Fischer und alte Weiber waren zusammengelaufen, die nur mit Mühe zurückgehalten werden konnten. Wie Don Quijote in der Hammelherde Ritter, so sah der Ritter vom goldenen Adler in der Menschenherde Bonapartisten.
Man bot ihm noch im Namen des Königs 16 000 Francs an, die er ohne Zögern entgegennahm. In Dingen des Geldes war er immer ohne Skrupel. Mochten die Zeitungen hinterher schreiben, was sie wollten — es war immerhin einfacher, mit Geld in Amerika anzukommen, als sich durch der Hände Fleiß empor zu arbeiten.
Noch immer schien das Schicksal ihn an Frankreich zu binden. Vier-

zehn volle Tage fuhr die Fregatte im Kanal hin und her, vom Sturme gehindert, in den atlantischen Ozean einzulaufen. Immer wieder sah der Prinz die Küste Frankreichs und hoffte zu ihr zu gelangen.

Als die „Andromeda" endlich auf hoher See war, zog der Kapitän Villeneuve die versiegelte Order aus der Tasche, um sie, den Befehlen folgend, erst jetzt zu öffnen. Darin stand, daß er zunächst Kurs auf Rio de Janeiro zu nehmen habe — wohin die beiden anderen Passagiere fahren wollten — und dann erst auf New York.

Hoffte Louis Philippe, die Beschwerlichkeit der Reise und das ungesunde Klima Südamerikas werde dem Verschwörer nicht zuträglich sein? Wollte er ihn auf diese Weise strafen? Oder dachte er gar an seine physische Vernichtung?

Louis Napoleon war davon überzeugt, und sicher nicht ganz mit Unrecht, was schon die Seltsamkeit der Anordnung vermuten läßt. Er ließ es sich freilich trotz allem wohl gehen, schlief in der besten Kajüte und aß am Tisch der Offiziere.

Von den beiden Passagieren war der eine Bibliothekar des Kaisers Dom Pedro von Brasilien, der andere ein französischer Gelehrter, der in Südamerika elektromagnetische Studien machen wollte. Der Gelehrte, im Besitz prophetischer Gaben, orakelte dem Verbannten:

„Prinz, ein Glied Ihrer Familie wird bald in Frankreich erscheinen, Louis Philippe entthronen und das Kaiserreich wiederherstellen, für welches die französiche Nation große Sympathien hegt."

Louis Napoleon war von der seherischen Gabe des Propheten überzeugt, da dieser doch niemanden meinen konnte als ihn selbst!

Mit dem Umwege hatte er sich bald abgefunden, bot er ihm doch die Hoffnung, von der Ferne Sankt Helena zu schauen, den Ort der Verbannung seines großen Onkels. War er jetzt nicht in der gleichen Lage? Er saß auf dem Deck und blickte unverwandt nach Süden. Aber die Insel wollte sich nicht sehen lassen. In seinem Berichte spricht er dann wenigstens von einem Winde, der ihn von Sankt Helena her angeweht habe!

Er begann, sich mit der Heimat zu beschäftigen. Mit der Mutter und mit der Braut. Wie reizend die Idylle in Arenenberg. Die Alpen und der Bodensee. Als er vor einigen Monaten mit Mathilde in den Park trat, fand er einen vom Sturm gebrochenen Baum. Damals sagte er sich, daß ihre Ehe durch das Los getrennt werden würde. Heute war es zur Wirklichkeit geworden.

Er las Chateaubriand und Rousseau und begann, durch sie angeregt,

seine Empfindungen zu analysieren. In seinen Reiseberichten an die Mutter ist dies die schönste Stelle:

„Übrigens sind unser Empfindungen nicht von den inneren Ursachen unabhängig genug, als daß unsere Ansichten sich nicht ein wenig, den uns umgebenden Gegenständen gemäß, ändern sollten; die Klarheit der Sonne oder die Richtung des Windes haben einen großen Einfluß auf unseren moralischen Zustand. Wenn das Wetter schön ist wie heute; wenn das Meer ruhig ist wie der Bodensee, auf welchem wir oft abends spazieren fuhren; wenn der Mond, derselbe Mond, mit dem selben bläulichen Licht uns bescheint; wenn die Atmosphäre endlich ebenso milde ist wie im Monat August in Europa, dann bin ich trauriger als gewöhnlich; alle Erinnerungen, die freudigen wie die schmerzlichen, fallen mit dem selben Gewicht auf meine Brust; das schöne Wetter erweitert das Herz und macht es eindrucksvoller, während das schlechte Wetter es zusammenschnürt; nur die Leidenschaften stehen über dem Witterungswechsel. Als wir die Kaserne von Austerlitz verließen, stürmte ein Schneegestöber auf uns ein. Der Oberst Vaudrey, welchen ich darauf aufmerksam machte, sagte mir: ‚Trotz dieses Sturmes wird dieser Tag ein schöner sein'."

In dieser „Klimatologie der Seele" spricht sich das ganze Wesen Louis Napoleons hellsichtig aus: das tief pathische Naturell, das sich, echt weiblich, von allen Stimmungen hin und her werfen läßt und das nur eine Konstante hat: die Leidenschaft für Napoleon.

Während Louis Napoleon auf hoher einsamer See der neuen unbekannten Welt entgegenfuhr und in Gedanken bei seiner Mutter und bei seinen Freunden weilte, konnte er nicht ahnen, daß im Justizpalast zu Straßburg am 6. Januar 1837 vor den Geschworenen die Justizkomödie gegen die Teilnehmer des Putsches abrollte, der vorausgegangenen Komödie keineswegs unwürdig.

Unter den dreizehn Angeklagten waren Oberst Vaudrey und Madame Gordon die wichtigsten. Persigny hatte sich der Verantwortung durch Flucht entzogen. Den dreizehn Angeklagten — von denen nur sieben anwesend waren — standen vierzehn Geschworene gegenüber. Die Verhandlungen wurden französisch geführt, allein die Geschworenen verstanden zum Teil nur die deutsche Sprache.

Parquin wurde von dem Präsidenten gefragt:

„Aber wie kommen Sie, ein Beamter der Juli-Regierung, dazu, sich einer Verschwörung anzuschließen, welche den Umsturz der selben

Regierung bezweckte, die Sie angesellt hat, weil Sie ihre Grundsätze teilten?"

Parquin antwortete darauf, ohne sich lange zu besinnen:

„Vor dreiunddreißig Jahren habe ich als Bürger und Soldat dem Kaiser Napoleon und seiner Dynastie den Eid geleistet. Ich bin nicht wie jener Diplomat, der dreizehn Eide geleistet hat. Nun, an dem Tage, an welchem ein Neffe des Kaisers Napoleon in Frankreich erschien, erhielt mein Eid vom Jahre 1804 wieder seine frühere Gültigkeit."

Dieser Begründung steht ein Schreiben des Angeklagten Gricourt gegenüber, das während einer Verhandlung verlesen wurde und in dem es unter anderem heißt:

„Ich will Geld, Orden, Titel und den gestickten Generalsrock; und mein Degen wird mir dies alles erobern. Wir werden zwar keine Millionen bekommen, denn des Geldes bedarf unser künftiger Gebieter, wie ich weiß, für sich selbst, aber ich denke, wir werden doch 20 000 Franken Rente machen können, die wir täglich vermehren werden. Wir werden es recht behaglich haben: schnelles und hohes Avancement, Titel, Federhüte, Geld und schöne Frauen — den Wein nicht zu vergessen . . ."

Es waren die beiden Mittel, mit denen Louis Napoleon sein ganzes Leben lang gearbeitet hat: die Magie des Namens Napoleon und des — Geldes.

In der Sitzung am 10. Januar ereignete sich ein Vorfall, der auf den ganzen Prozeß ein bezeichnendes Licht warf. Barrot, der Verteidiger des Obersten Vaudrey, erhob sich plötzlich von seinem Platz und rief:

„Herr Präsident! Mein Klient, der Oberst Vaudrey, hat soeben einen Brief aus Paris erhalten, der dem Gesetze gemäß an den Herrn Generalprokurator hätte abgeliefert werden sollen, den dieser aber uneröffnet dem Obersten zugesandt hat. Das ist gegen alle Regel. Nun hören Sie aber, was dieses Schreiben enthält."

Darauf verlas Barrot folgendes:

„Freund, Dein Versuch ist mißlungen, aber ich werde mehr Glück haben. Es bedarf nur eines Schusses; nach Meunier will ich es tun. Genug!

Persigny."

Meunier hatte kurz vorher ein Attentat auf Louis Philippe ausgeführt. Barrot behauptete, daß der Brief offenbar geschrieben sei, um die An-

geklagten noch mehr zu belasten. Er verlangte, daß man das Schreiben zu den Akten lege. Der Gerichtshof entschied jedoch, daß es dem Generalprokurator zu überweisen sei.

Damit war die Angelegenheit erledigt. Es wurde nie nachgeforscht, ob der Brief echt war oder unterschoben.

Am 18. Januar 1837 gaben die Geschworenen das Urteil ab:

„Die Angeklagten sind nicht schuldig!"

Sie beriefen sich dabei, durchaus verständlich, auf die Tatsache, daß die Mitschuldigen nicht verurteilt werden können, wenn der Hauptschuldige von der Regierung freigelassen wird.

Die Angeklagten wurden im Triumphzuge zum Gasthofe „Stadt Paris" geführt. Man brachte ihnen ein Ständchen. Ebenso dem Vorsitzenden der Jury. Auf einem Bankett wurden Toaste ausgebracht. Die Orgie war Louis Napoleons würdig.

Um diese Zeit hatte die „Andromeda" den Hafen von Rio bereits angelaufen. Sie segelte gen Norden, an den Antillen, an Martinique vorbei. Josephine und Hortense! Wenn auch nicht Sankt Helena, so doch wenigstens Martinique! Das blasse Gesicht des Verschwörers strahlte verklärt.

Am 30. März erreichte das Schiff Norfolk. Als freier Mann betrat der Verbannte den Boden Virginias.

Hier erfuhr er von dem Straßburger Freispruch. Zu seiner Freiheit die Freiheit der Freunde! Es war kaum zu fassen. Würde er auch einmal so milde gegen die Verschwörer des Staates verfahren? Man solle ihm nur erst einmal den Staat überlassen, dann würde man schon sehen!

Beglückt schrieb er an den Obersten Vaudrey einen Brief und mahnte ihn, ihm seine Freundschaft zu bewahren, im Namen Napoleons.

„Während zweier Monate unter dem Wendekreis, unter dem Winde von Sankt Helena, konnte ich des historischen Felsens nicht ansichtig werden. Aber es schien mir stets, als ob die Winde mir die letzten Worte des sterbenden Kaisers zuwehten, die er an seine Unglücksgefährten richtete: — Ich habe allen Grundsätzen der Revolution Gesetzeskraft gegeben. Meine Gesetze, meine Handlungen sind von ihnen durchdrungen; es gibt keinen einzigen, den ich nicht geheiligt habe. Unglücklicherweise waren die Umstände ernst. Frankreich richtet mich mit Nachsicht, es würdigt meine Absichten, es hält meinen Namen, meine Siege in Ehren. Ahmt es nach, seid der Lehre, die wir verteidigt, dem Ruhme, den wir erworben haben, treu! Sonst gibt es nur Schande und Verwirrung."

Louis Napoleon hatte die Absicht, von den geschworenen zehn Jahren wenigsten eines in Amerika zu verbringen, um dort die demokratischen Einrichtungen kennen zu lernen. War nicht der Bonapartismus eine reine Demokratie? Und war der französischen Revolution nicht die amerikanische vorausgegangen?

Daß sein Aufenthalt nur einige Monate dauerte, daran war nicht seine Absicht schuld, vielmehr die schwere Erkrankung seiner Mutter. Dennoch hat diese Zeit genügt, um ihn einige Methoden des Geldverdienens zu lehren, die er einmal brauchen konnte. Die Allmacht des Geldes kannte er ja schon längst, in Amerika lernte er seinen skrupellosen Erwerb kennen.

Er betätigte sich als Spieler, Spekulant, Zuhälter, Abenteurer, er ließ sich zur Schau stellen, trat im Zirkus auf: kurz, er war auf dem besten Wege, ein amerikanischer Finanzkönig zu werden. Aber Kaiser war immerhin mehr als König!

In Amerika lebten seine beiden Vettern Achille und Lucien Murat, die Söhne des Exkönigs von Neapel. Achille hatte von der französischen Regierung die Erlaubnis erhalten, nach Amerika auszuwandern, unter der Bedingung, daß er nie mehr zurückkehre. Die Bedingung hatte er zwar unterschrieben, im Jahre 1823 ging er jedoch nach Liverpool, um sich den Revolutionären Spaniens und Portugals anzuschließen.

Der Wortbruch kam die Mutter teuer zu stehen. Sowohl Frankreich als auch Neapel erklärten, daß sie den Anspruch auf Herausgabe ihrer Güter nicht anerkennen könnten bei einer Familie, die ständig auf Schädigung der legitimen Königshäuser ausgehe.

Achille, einst Herzog von Cleve und Kronprinz von Neapel, war als armer Auswanderer nach Amerika gekommen, war Postmeister in einer kleinen Stadt, Advokat in Georgien, Pflanzer in Florida, heiratete 1826 Karoline Dudley, eine Nichte Washingtons, wurde Obrist in der amerikanischen Armee und ging mit seiner Familie nach Baltimore, wo er mit Hilfe seiner Verwandten, den Pattersons, ein einträgliches Geschäft führte.

Achille überschwemmte Australien mit Puppen und New York mit Papierblumen und verdiente dabei enorme Summen. Er war auch der Verfasser eines Buches, das im Jahre 1833 erschienen war: „Exposition des principes du gouvernement républicain tel qu'il a été perfectionné en Amérique". Geschäft und Buch verschafften ihm großes Ansehen.

Lucien war ebenfalls nach Amerika gekommen. Er hatte mit schweren Finanznöten zu kämpfen und sah sich gezwungen, ein Mädchenpen-

sionat zu begründen, nachdem er sich 1831 auch mit einer Amerikanerin, Georgine Fraser, verheiratet hatte. Als Louis Napoleon nach Amerika kam, bekleidete er ein einträgliches Zivilamt und war mit einer Vermessungskommission nach Philadelphia gegangen.

Er trieb sich in den höchsten und niedrigsten Kreisen herum. Er wurde in Newyork vom General Watson Webb empfangen, der ihm eine Wohnung verschaffte und ihn in die ersten Kreise einführte. Er kam mit den Kents, Clintons, Scotts, Hamiltons, mit Washington Irving und Fitz Greene Halleck in gesellschaftliche Verbindung.

Er traf auch den Grafen Arese, seinen besten Freund aus der italienischen Zeit, und durch seine Vettern Achille und Lucien Murat die geflüchteten Carbonari, die von der Einheit Italiens träumten. Die Insurgenten des Romagna-Aufstandes nahmen ihm aufs neue den Schwur ab, daß er für die Einheit Italiens sorgen werde, wenn er je einmal zur Macht komme. Der Verschwörer fand seine Brüder wieder. Von seiner Verwandtschaft kamen unangenehme Stimmen über den Ozean. Die Mutter hielt zu ihm und übersandte ihm durch Thélin Geld. Der Vater sagte ihm gründlich die Meinung. Onkel Joseph sah durch den dummen Streich die Wiederkehr des Kaiserreichs als aussichtslos an. Onkel Jérôme glaubte seine Rückkehr nach Frankreich vereitelt. „Man kann sich doch nicht Frankreichs wie eines Besens bemächtigen", raisonnierten sie.

„Was ist Ihnen nicht recht an mir?" schrieb Louis Napoleon an Onkel Joseph verärgert. „Habe ich etwa Ihren Aufenthalt in der Schweiz oder in Italien unmöglich gemacht? Wenn man sich immer vor der Kompromittierung fürchtet, gibt man jede politische Idee auf. Habe ich etwa Ihren oder meines Vaters Platz einnehmen wollen? Keinesfalls habe ich mich als Prätendent aufgespielt — ich wollte einfach die Nation in Stand setzen, sich auszusprechen, und hätten Sie das Kaiserreich wiederhergestellt, so hätte es Ihnen gehört."

Das war doppelt unwahrhaftig. Louis Napoleon hatte sich als Prätendent aufgespielt und er wollte das Kaiserreich durch seine Person wiederherstellen. Betrachtete er sich seit dem Tod des Herzogs von Reichstadt nicht als den einzigen legitimen Erben der Kaiserwürde?

Er ging an den Ufern des Delaware auf Jagd. Er ging mit Arese zu den Niagarafällen, deren Ungeheuerlichkeit alles kleinliche Gezänk mit der Verwandtschaft in ihm vergessen machte. Er wanderte bis zum Rand der Savanne, deren Unermeßlichkeit ihm wie die romantische Ferne seines Kaisertraumes vorkam.

Sollte er nicht besser hier bleiben und ein Stück Erde bebauen? Die Mutter würde zu ihm kommen und sie würden inmitten der Wildnis ein friedliches Dasein führen.

In Mount Vernon besuchte er den Wohnsitz George Washingtons. Da erwachte wieder in ihm das Gefühl der Größe für den geschichtlichen Auftrag. Vor Washingtons Grab sprach er pathetisch:

„Die Könige haben ihre Grabmäler in Westminster oder in St. Denis, aber nichts ist so groß wie dieser Grabhügel."

Wir wollen nicht den seltsam verschlungenen und dunkeln Wegen nachspüren, die Louis Napoleon in seiner kurzen amerikanischen Zeit gegangen ist. Es mag genügen, wenn wir das Wort zitieren, das ein berühmter Advokat, der spätere Herausgeber des „Brooklyn Daily Advertiser", in seinem Blatt schrieb, kurz nachdem Louis Napoleon Kaiser der Franzosen geworden war:

„Wir vermuteten zu jener Zeit (1837) nicht im geringsten, daß dieser junge, ausschweifende Mensch, der unser Klient war und uns noch das Honorar für unsere Ratschläge, sowie die Kosten und die Auslagen für seine Angelegenheit schuldig ist, Kaiser von Frankreich werden würde. Wir glauben indes, daß die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Hoffnungen nur den fürchterlichen Urteilsspruch beschleunigen wird, der offenbar über seinem Haupte schwebt."

Nur zwei Episoden wollen wir noch berichten, da sie, obwohl ergebnislos, seine Skrupellosigkeit im Geldverdienen und seinen Hang zur Schaustellung glänzend illustrieren. Das Zirkushafte des zweiten Kaiserreichs wird durch diese Episode schlagartig beleuchtet.

Louis Napoleon hatte mit wechselndem Glück die Spielhöllen aufgesucht und war wieder einmal ohne Geld. Die Zeitungen hatten von seiner Ankunft berichtet und ihn als Prätendenten gefeiert. In allen Kreisen sprach man von dem abenteuerlichen Prinzen. Die republikanischen Herzen flogen dem künftigen Kaiser zu. In einem Land der demokratischen Gleichheit liebte man die Sensationen um die vermeintliche und wirkliche Aristokratie.

In der Überzeugung, daß es für die Lüsternheit des Publikums nichts Sensationelleres geben könne als seine Person, schloß Louis Napoleon mit einem spekulativen Gastwirt einen Vertrag ab, der zunächst sechs Wochen Gültigkeit hatte und nach dem ihm völlig freie Station, Equipage und täglich zwanzig Dollars zustanden. Seine einzige Gegenleistung bestand darin, daß er sich täglich wenigstens einmal an der Table d'hôte zur Schau stellte.

Es zeigte sich allerdings nur zu schnell, daß der Prinz in seiner Eitelkeit die Anziehungskraft seiner Person überschätzt hatte. Als nach acht Tagen kein einziger Gast mehr gekommen war, kratzte sich der Wirt hinter den Ohren und machte die verfehlte Spekulation rückgängig. Den Schaden hatte er allein zu tragen.

Die Bekanntschaft mit dem Schnelläufer Snow führte dazu, daß der Prinz zu einer Attraktion im Zirkus wurde. Er selbst war ein passionierter und guter Schnelläufer.

Snow bestritt die Möglichkeit, in 140 Minuten eine Strecke von 18 englischen Meilen zu Fuß zurückzulegen. Louis Napoleon aber kannte weder in seinen Kaiserträumen noch im Schnellaufen das Wort „unmöglich". Hatte er in Straßburg nicht mit einem Schnellauf den Thron Frankreichs erobern wollen? Er schloß unbedenklich eine Wette ab.

Am 7. Juni 1837 fand im Vauxhallgarten in der Bowery der Austrag statt. Der Stadtbaumeister Ewen hatte den Kreis des Zirkus abgemessen und festgestellt, daß 116 Umläufe in 140 aufeinanderfolgenden Minuten notwendig seien, wenn der Prinz die Wette gewinnen wolle. Ein unternehmender Yankee hatte sich bereit erklärt, die Summe für den Prinzen zu wagen.

Große Anschlagzettel und Inserate verkündeten eine Doppelvorstellung, wobei es wörtlich hieß:

„Zuerst wird die Gesellschaft spanischer Toreadores, die auf einer Speculationsreise durch Amerika begriffen ist, Stierkämpfe zum Besten geben.

Dann wird Louis Napoleon Bonaparte vor den Augen des Publikums eine Wette austragen, die er mit dem besten Schnelläufer Newyorks eingegangen ist, und bei welcher ein Preis von tausend Dollars auf dem Spiele steht."

Diesmal war halb New York auf den Beinen. Omnibusse und Equipagen brachten die Massen zur Vauxhall. Bei Beginn der Vorstellung waren längst alle Plätze besetzt. Auf den Galerien saßen die schönsten Damen, die das Herz dem Prinzen schenkten, bevor sie ihn gesehen hatten.

Punkt vier Uhr traten die Toreadores ein. Ihre Tracht war phantastisch bunt. Ein Stier wurde hereingelassen und der blutige Kampf nahm seinen Verlauf.

Dann erschien Louis Napoleon, von seinen Anhängern beklatscht. Er verneigte sich grüßend nach allen Seiten, als ob er sein ganzes Leben im Zirkus aufgetreten wäre. Dann begann er zu laufen.

Die ersten sechzig Runden legte er in immer gleichen Zeiträumen zurück. Bei dem dreiundsechzigsten Lauf blieb er jedoch schon zehn Sekunden hinter der festgesetzten Zeit zurück. Seine Anhänger suchten ihn durch Zurufe aufzumuntern. Andere, die es gut mit ihm meinten, rieten ihm, die Wette aufzugeben.

Nach weiteren fünf Umläufen, die sich immer mehr verlangsamten, mußte er schließlich völlig erschöpft und halbtot aus der Arena getragen werden. Die durchlaufene Strecke betrug 10½ englische Meilen, weniger 80 Fuß, zu der er 97 Minuten gebraucht hatte.

Wer die Wahrheit dieser phantastisch klingenden Angaben kontrollieren will, braucht nur in der „New York Gazette" vom 7. Juni 1837 nachzulesen. Dort ist der ganze Verlauf geschildert.

Der Prinz hätte gewiß seine amerikanischen Abenteuer noch lange ausgedehnt — er hatte sich zuletzt die Villa Beau Cottage gemietet und trieb mit dem zufällig gewonnenen Geld großen Aufwand — wenn ihn nicht ein Brief der Mutter bestimmt hätte, so schnell wie möglich zurückzukommen. Der Brief, der ohnehin verspätet ankam, lautete:

„Mein lieber Sohn, ich muß mich einer unumgänglich notwendigen Operation unterziehen. Für den Fall, daß sie nicht gelingt, schicke ich Dir mit diesem Brief meinen Segen. Nicht wahr, wir werden uns in einer besseren Welt wiederfinden, in die Du mir aber recht spät nachfolgen sollst. Und Du wirst daran denken, daß mir, wenn ich diese Welt verlasse, nur nach Dir bange ist, nur nach Deiner guten Zärtlichkeit, die mich hienieden allein noch hat ein wenig Freude finden lassen. Es wird ein Trost für Dich sein, mein lieber Freund, zu denken, daß Du durch Deine Fürsorge Deine Mutter so glücklich gemacht hast, als sie es überhaupt noch sein konnte. Du wirst an alle Deine Zärtlichkeit für mich denken, und Du wirst Mut haben. Bedenke, daß man mit liebevollem und hellem Blicke über das wacht, was man hienieden zurückgelassen hat — aber ganz gewiß, wir sehen uns wieder . . ."

Auf den Brief hatte Dr. Conneau heimlich hinzugeschrieben: Kommen! Kommen! Louis Napoleon wußte, wie es um seine Mutter stand. Vor der Abreise waren noch allerlei Schwierigkeiten zu überwinden. Der französische Konsul hatte den Auftrag, alle seine Schritte heimlich zu bewachen und insbesondere darauf zu achten, daß er nicht zurückkehrte. Louis Philippe schätzte sein Ehrenwort richtig ein.

Außerdem hatte er seiner „lustigen Bande" gegenüber noch allerlei

finanzielle Verpflichtungen und weder für diese, noch für die Heimreise Geld. Seine Vettern Murat mußten wieder einspringen. Sie besorgten ihm das Reisegeld, einen Platz auf dem Dampfboot „John Adams" und einen Paß, der auf den Namen „John Smitt, amerikanischer Verwaltungsbeamter", lautete. Seine Schulden kümmerten sie allerdings nicht.

Am 11. September 1837 früh zehn Uhr verließ der Prinz seine Wohnung. Er hinterließ dem Wirt, daß er für einige Tage aufs Land gehe. Vorher gedachte er noch, sich von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu verabschieden, überzeugt, daß sich der Präsident sicher gefreut hätte, den künftigen Kaiser von Frankreich kennen gelernt zu haben:

„Herr Präsident, ich wollte die Vereinigten Staaten nicht verlassen, ohne Ihnen mein Bedauern darüber ausgedrückt zu haben, daß ich nicht nach Washington kommen konnte, um Ihre Bekanntschaft zu machen. Obgleich es das Mißgeschick war, das mich nach Amerika führte, so wollte ich mein Exil doch gut benützen und Ihre großen Männer kennen lernen. Gerne hätte ich auch die Sitten und Institutionen eines Volkes studiert, das durch seinen Handel und seine Industrie mehr Eroberungen macht, als wir in Europa mit den Waffen."

Es ist leider nicht bekannt, welches Gesicht der Herr Präsident zu diesem Schreiben gemacht hat, doch läßt es sich leicht vorstellen.

Im übrigen hatte die Zeit vollkommen ausgereicht, um die „amerikanische" Seite seiner Seele zu voller Entfaltung zu bringen. Wir werden sehen, daß er in den wenigen Monaten seines Aufenthaltes mehr „gelernt" hat, als ihm in der Eile der Abreise bewußt werden konnte.

Am 26. September früh, also nach fünfzehn Tagen, kam der „John Adams" in Hull an. Mit dem Dampfer „Canning" fuhr er sogleich nach Ostende weiter. Drei Stunden nach seiner Ankunft rasten die Kurierpferde ununterbrochen über Brüssel, Lüttich, Koblenz, Mannheim, Konstanz. Am 30. September abends traf er in Arenenberg ein. Die letzten paar Tage verbrachten Mutter und Sohn auf der kleinen Terrasse. Hortense lag in den weißen Schal eingewickelt, den ihr Kaiser Alexander nach Malmaison gebracht hatte. Louis hatte den Don Quijote auf den Knien und las manchmal daraus vor. Über die Berge des Thurgau fielen violette Herbstschatten. Der See zu Füßen spiegelte auf seiner Fläche das Grauen der Tiefe — den Tod.

Hortense wußte von ihrem Ende. Die Majestät des nahen Todes hatte in ihrem Antlitz zum erstenmal ganz die königliche Majestät

gezeichnet. Die Schimmer des großen Kaisers verklärten es. Mochten die Menschen ihr noch so viele Schwächen nachsagen und nachtragen, in einem war sie stark und unerschütterlich geblieben: in ihrem Glauben an den Kaiser!

Louis schwor, den Don Quijote auf den Knien, diese Flamme ihres Herzens so lange weiter zu tragen, bis sie die Herzen aller Franzosen entzündet hätten. Hortense lächelte und schwieg. Sie hatte dazu nichts mehr zu sagen.

Die Freunde waren auf dem Schloß versammelt: Frau Salvage, die Vieillards, Arese, Parquin, Conneau. Sie sahen, wie sie am Krebs dahinsiechte und sie konnten ihr nicht helfen. Conneau, der Carbonaro, schwor ihr, Louis nie zu verlassen. Das war ihr genug. Mehr Hilfe verlangte sie nicht.

Am 5. Oktober 1837 verschied sie in den Armen des Sohnes. Graf Tascher und Frau Salvage begleiteten ihre Leiche, als sie nach Rueil überführt wurde, wo ihre Mutter schlief.

Louis erbte außer 120 000 Franken Rente nur kostbare Andenken. Darunter einen „Talisman", von dem sich die Mutter nie getrennt hatte: ein Stückchen Holz vom Kreuze Christi, das am Halse Karls des Großen gefunden worden war und das die Aachener Geistlichkeit Napoleon I. bei der Kaiserkrönung geschenkt hatte.

Merkwürdige Verkettung: Karl der Große als Statthalter Christi und Louis Napoleon als Statthalter Napoleons I. Die Reliquie der gesamten abendländischen Geschichte war in diesem Augenblick in Louis' Händen. Mußte er nicht ihr Vollstrecker und Vollender sein?

Noch mehr interessierte ihn ein schwarz gebundenes Buch, das allein für ihn bestimmt war und das gleichsam das politische — und machiavellistische — Testament der Mutter darstellte:

„Sie sind Fürst, vergessen Sie das nicht . . .

„Empfangen Sie jedermann, stoßen Sie niemanden zurück, selbst die Neugierigen nicht, die Projektemacher: alles das nützt . . .

„Die Rolle der Bonaparte besteht darin, mit aller Welt gut Freund zu sein. Sie sind Mittler . . .

„Werden Sie niemals müde zu bekräftigen, daß der Kaiser unfehlbar war und daß er bei allen seinen Handlungen einen nationalen Beweggrund hatte . . .

„Was man bis zum Überdruß sagt, wird schließlich geglaubt . . .

„In Frankreich fällt es nicht schwer, bei Gesprächen das Übergewicht zu erlangen, sobald man die Geschichte zum Zeugen anruft. Kein

Mensch kennt sie und jeder glaubt ihr. Man hat leichtes Spiel, sie nach Bedarf zurechtzumachen . . .

„Ich wiederhole: beobachten Sie den Horizont. Es gibt keine Komödien oder Dramen, die, rollen sie vor Ihren Augen ab, Ihnen nicht irgendeinen Anlaß liefern sollten, wie ein Theatergott dazwischenzutreten . . .

„Geben Sie sich erst dann offen, wenn Ihre Stunde gekommen ist . . .

„Die Welt kann in der gleichen Schlinge zweimal gefangen werden."

Das war zur Bibel des Bonapartismus so etwas wie der Katechismus. Louis nahm sich vor, ihn auswendig zu lernen und danach zu handeln. Er allein hatte die Schlinge in der Hand, die Welt zweimal zu fangen. Er allein war der Theatergott, der deus ex machina.

Dem Vater Louis teilte er das letzte Wort der sterbenden Mutter mit: Möge er wissen, daß mein größter Kummer war, ihn nicht beglückt zu haben! Der Vater war gerührt, nannte den Prinzen seinen „lieben Sohn" und riet ihm, „die trügerische Welt zu verlassen, sich Gott zu weihen und Eremit zu werden". Er selbst verheiratete sich mit einer hübschen Italienerin, noch ehe die Gattin in der Gruft ruhte.

Louis Napoleon verbrachte den Winter in schweren Depressionen. Die Mutter war für ihn der größte Verlust. Er hielt sich im nahen Schloß Gottlieben auf, in dem Johannes Hus und Papst Johann XXIII. als Gefangene gelebt hatten. Conneau blieb bei ihm. Perquin, Persigny, Vaudrey, Laity kamen oft. Die Verschwörung brach nicht ab.

„Umgeben von Parquin, Gricourt", berichtete Rochow nach Berlin, „den mailändischen Flüchtlingen Visconti und Arese, beschäftigt er sich unablässig mit dem Gedanken, von neuem von sich sprechen zu machen . . ."

Die französische Regierung, erbittert über die vorzeitige Rückkehr des Prinzen, ließ seinen Verkehr sorgsam überwachen, um so bald wie möglich einen Vorwand zu finden, von der Schweiz seine Ausweisung fordern zu können. Dieser Vorwand stellte sich im Dezember des Jahres ein.

Eines Abends kam von London ein Paketboot nach Boulogne. Der Zollbeamte Pauchet, der am Quai Dienst tat, bemerkte einen Herrn, der zu den Passagieren des Bootes gehörte und im Vorbeigehen ein Portefeuille fallen ließ. Vergebens rief ihm Pauchet nach. Er war schnell in der Dunkelheit verschwunden.

Das Portefeuille wurde geöffnet. Man fand darin verschiedene Dinge, die auf ein Komplott gegen Frankreich hindeuteten. Unter anderem

einen Brief, in dem zu lesen stand: „Das ganze Material ist in Paris konzentriert; den Plan, welchen man fordert, überbringe ich. N.... ist in der Schweiz angekommen."

Zwei Stunden später wurde der Unbekannte in einem Hôtel garni verhaftet. In seinem Hutfutter fand man den kolorierten Plan einer Maschine von sehr verdächtigem Aussehen. Die Behörden kamen zu dem Schluß, daß die Maschine zu einem Attentat auf Louis Philippe angefertigt werden sollte. N.... war natürlich Napoleon, dessen Beteiligung an dem Komplott man als erwiesen ansah.

Die französische Regierung erhob durch den Herzog von Montebello beim schweizerischen Bundesrat Vorstellungen. Sie war zwar in ihren Forderungen sehr zurückhaltend, doch ließ sie indirekt durchblicken, daß eine „Extradition" nicht ungern gesehen würde.

Als Antwort machte der Kanton Thurgau den Prinzen zu seinem Bürger. Dieses Bürgerrecht besaß er übrigens noch, als er längst Kaiser geworden war. Bei einer Volkszählung des Kantons im Jahre 1860 wurde er mit vollem Namen aufgeführt, mit der Anmerkung: „momentan abwesend".

Louis Napoleon konnte also seine Tätigkeit als Verschwörer ungehindert fortsetzen. Bei einem Festschießen in St. Gallen trafen sich die Revolutionäre halb Europas. Der Prinz versprach, „der Freiheit oder doch wohl eher dem Aufruhr und der Unordnung seinen Arm zu leihen".

Dazu kam die Broschüre: „Historischer Bericht über die Ereignisse des Monat Oktober 1836", deren Verfasser Laity war und die sich bemühte, den Putsch lediglich als ein Zeichen der Erinnerung an den großen Kaiser hinzustellen. Die Regierung verurteilte den Verfasser zu fünf Jahren Gefängnis und zehntausend Franken Geldstrafe.

Nun verlangte die französische Regierung offen die Ausweisung. Im Falle einer Verweigerung war Montebello beauftragt, die Pässe zu verlangen. Die Vertreter Preußens, Österreichs und Rußlands schlossen sich der französischen Aufforderung an.

Die kleine Schweiz wehrte sich. Der Boden der Kantone sei für Flüchtlinge aller Art. „Derjenige aber, dessen Ausweisung Frankreich vor allen Dingen verlangt, genießt unsere Gastfreundschaft nicht mehr — er ist schweizer Bürger. Und dieser Ehrentitel verleiht ihm einen Anteil an den Rechten, auf deren Gesamtheit die schweizerische Unabhängigkeit beruht. Daher erachtet die Schweiz diese Forderung für

eine solche, deren Zurückweisung ihre Pflicht ist, die sie niemals unerfüllt lassen wird . . ."

Die Forderung Frankreichs erhielt schließlich ultimativen Charakter. Zugleich wurde ein Armeekorps von fünfundzwanzigtausend Mann unter dem General Aymar an der schweizer Grenze zusammengezogen, die ganze Garnison Lyons erhielt Ordre, sich marschfertig zu machen.

Auch die Schweiz begann zu mobilisieren. Die Artillerie von Bern ging so weit, Louis Napoleon demonstrativ zum Hauptmann zu wählen. Dieser aber schrieb heuchlerisch: „Ich lebe beinahe in dem Hause allein, in welchem meine Mutter gestorben, und mein fester Wille ist, ruhig zu bleiben."

Der Bundesrat sandte unter dem 29. August eine geharnischte Note an Frankreich, in dem er sich gegen den Vorwurf verwahrte, daß die Verschwörungen gegen Frankreich alle von der Schweiz ausgingen. Dann hieß es wörtlich:

„Der Bund kann nicht zugeben, daß andere als er selbst sich das Recht anmaßen, sich gegen die Flüchtlinge, welche in der Schweiz konspirieren, Recht zu verschaffen und der von ihm geübten Toleranz ein Ziel zu setzen. Die Schweiz würde, gestützt auf das Recht eines souveränen und unabhängigen Staates, sowie auf den Beistand der ganzen Nation, eine solche Verletzung der Bundes-Souveränität auf das kräftigste zurückweisen."

Louis Napoleon konnte das gefährliche Spiel nur recht sein. Der Bürgerkönig trug nur zur Popularisierung einer Sache bei, die ihm selber mehr schaden mußte als dem Verschwörer. Als dieser allerdings sah, daß es wirklich ernst wurde, schien es ihm doch richtiger, das Feld zu räumen.

Vielleicht war es unklug, in diesem Augenblick zurückzuweichen. Der Prinz hätte sich sagen können, daß Frankreich doch nicht wagen werde, seinetwegen mit der Schweiz einen Krieg zu beginnen. Ein Rückzug aber hätte den Bürgerkönig vollends unmöglich im Lande gemacht.

Anderseits stand immerhin die Schweiz auf dem Spiel. Vielleicht hätte auch sie den Rückzug antreten müssen, was für Louis Napoleon und seine Sache einen starken Prestigeverlust mit bedeutet hätte. Es war daher wohl das Beste, selber die Niederlage einzustecken. Damit war die Schweiz vor einem Konflikt bewahrt und Louis Philippe dupiert.

Louis Napoleon war entschlossen, nach Engand zu gehen. Niemand

konnte ahnen, daß sich dahinter ein ganz bestimmter Plan verbarg. Lag nicht auf der anderen Seite des Kanals Boulogne? War nicht der französische Thron von London aus weit besser zu erobern als von der Schweiz?

„Welche Dummheit! Welche Dummheit!" wiederholte der Bürgerkönig oft, als er sah, daß sein Vorgehen ihm nur Einbußen gebracht hatte.

Die Freunde bereiteten die Abreise des Prinzen vor. Als Conneau fragte, ob er das Memorial von Sankt Helena zu den Büchern packen solle, die der Prinz mit nach England nehme, erwiderte er:

„Warum denn, ich kenne es auswendig."

ENGLAND

Der Kammerdiener Jeofron war eben dabei, das Brenneisen zu erwärmen, um dem krausen Schnurrbart seines Herrn die Form zu geben, die allein eines vollendeten Dandy würdig ist, als dieser gleichgültig seine Zeitung fallen ließ und gähnend fragte:

„Ist irgend etwas vorgefallen, Jeofron, irgend etwas angekommen?"

„Es sind wieder einige unverschämte Handwerker und Kaufleute dagewesen, die ihre Rechnungen präsentiert haben, Monseigneur!" entgegnete der Kammerdiener. „Die Leute werden immer aufdringlicher. Ich fürchte, sie werden die Nachbarschaft alarmieren und uns den letzten Kredit rauben."

„Hm, das ist fatal! Wie hoch schätzen Sie meine kleinen Hausschulden, Jeofron."

„Auf etwa 200 000 Franken, Monseigneur. Nach englischem Gelde sind es kaum 10 000 Pfund, also eigentlich eine Bagatelle. Aber es partizipieren daran eine Menge kleiner Leute, und das macht die Sache unangenehm."

„Nun, ich werde Rat schaffen."

Um diese Zeit war Louis Napoleon bereits ziemlich weit heruntergekommen. Das zeigte sich rein äußerlich im Wechsel seiner Wohnungen. Bei seiner Ankunft hatte er sich mit seinen Freunden in einem prunkvollen Hotel am Soho-Platz etabliert. Dann bezog er als Dandy in Carlton Terrace No. 17 das Haus des Lord Cardigian. Von hier Carlton Gardens No. 1, das Haus des Grafen Ripon. Und schließlich

landete er, als ihm die Schulden über den Kopf gewachsen waren, in King Street, St. James.

Nun drohte ein neuer Wohnungswechsel: Kingsbeach, das Schuldgefängnis von London.

Seine Mutter hatte ihm eine Rente von etwa 120 000 Francs hinterlassen. Damals erfuhr er erst von Madame Salvage, der Testamentsvollstreckerin, daß er einen Halbbruder hatte. Das betrübte ihn sehr — wohl vor allem deshalb, weil er nicht der einzige Erbe war.

Die Summe war längst dahingegangen. Er führte das Leben eines Dandy à la Byron oder Brummel oder d'Orsay — Disraeli verwendete ihn in seinem Roman „Endymion" als Modell — und vergaß offenbar nicht nur, daß er England beim Tode seines Oheims ewige Rache geschworen hatte, vielmehr auch, daß er gekommen war, um von hier aus Frankreich zu erobern.

„Wissen Sie, wer der Löwe des Tages ist?" schrieb Anfang 1839 Lord Kirkwell an Sir Warren Pryce. „Ewig der schöne Brummel höre ich Sie sagen. Nein und abermals nein. Brummel ist garstig, schmutzig, idiotisch geworden. Der Comte d'Orsay? Bei Gott, Sie hätten gestern noch recht gehabt. Aber heute ist der Löwe ein junger Adler, der sympathischste, der angenehmste der Neffen unseres lieben alten Feindes Boney, der Prinz Louis Napoleon Bonaparte."

Der Prinz trug die Modetracht eines Stutzers: blauen, in die Taille gearbeiteten Frack, Samtweste, Hosen, die unten eng anlagen. Bei seiner kleinen, mehr weiblichen als männlichen Figur stand ihm dieser Aufzug nicht schlecht.

Er hatte Zugang zu allen Gesellschaften — nur nicht zum Hofe. Er hatte — außer dem Exkönig Joseph, den er mied — Verwandte und alte Freunde genug: den Herzog von Hamilton, der seine Cousine Marie von Baden geheiratet hatte, die romantische, närrische und köstliche Lady Blessington, die ihm ehemals in Rom begegnet war, die Grey, Douglas, Eglington. Die ganze Pairschaft wollte die Königin Hortense gekannt haben und nun ihren charmanten Sohn feiern.

Alle fashionablen Clubs nahmen ihn als Fellow auf. Er gab ihnen Soupers und Jagden. Auf den Pferderennen fehlte er nie. Die Zeitungen befaßten sich mit ihm und seinen noblen Passionen spaltenlang. Wenn er zu Fuß oder im Wagen das Haus verließ, wurde er von einer Menge begeistert begrüßt.

Die Herzogin von Somerset gab ihm zu Ehren ein glanzvolles Diner. Der kleine Mann mit den breiten Schultern und dem schweren, schlep-

penden Gang fiel allen auf. Mit Lord Oxford, Lord Kirkwell, dem alten Iron Duke, Sir Buwler Lytton unterhielt er sich über seine politischen Hoffnungen.

„Glauben Sie, dieser junge Mann wird sich nicht nachsagen lassen, daß er niemals Kaiser werden soll," sagte der Herzog von Wellington. Und Sir Buwler Lytton, der große Romancier, faßte seinen Eindruck in den Worten zusammen:

„Louis Bonaparte ist ein bemerkenswerter Mann, was seine Feinde auch behaupten mögen. Seine Gedanken sind weit und groß. Er weiß zu schweigen und zu handeln. Er wird Fehler begehen, aus Stolz oder Unvorsichtigkeit, aber er wird sie durch seine Willenskraft und seine Begeisterung ausgleichen. Besitzt man eine derartige Selbstsicherheit, so fällt es schwer, zu glauben, daß man sich nicht eines Tages an eine große Sache macht."

„Wenn er etwas längere Beine hätte, wäre er der reinste Märchenprinz", sagte Lady Holland echt weiblich.

Bei Lady Blessington, in Gore-House, in dem Feenpalast, wo die Millionen zu Wasser werden, hatte der Prinz die meisten Bekanntschaften. Ihr Prügelknabe Alfred d'Orsay wurde sein Intimus. Durch ihn lernte er die Weisheiten des vollendeten Stutzertums kennen.

In dem prachtvollen Studio d'Orsays war der Prinz zur Teestunde von berühmten Schriftstellern und Künstlern umgeben. D'Orsay hatte eine Büste von ihm in Angriff genommen. Das wird bestimmt etwas Schauerliches geben, denn d'Orsay hat nur eine Begabung: sich lieben zu lassen.

Da sah man die Romanciers Dickens und Thackeray, den Tragöden Macready, den Dichter Thomas Moore, den Maler Landseer, den französischen Schriftsteller Alfred de Vigny, der in London durch die Regelung der Nachlassenschaft des Bunburry, seines so wunderlichen Schwiegervaters, zurückgehalten wurde.

Die Eglington, in ihrer Vorliebe für Mittelalter und Rittertum, gaben romantische Ritterfeste. Bei einem prachtvollen Turnier erschien der Prinz in der Rüstung und Rolle des Schwarzen Prinzen. Unter dem Beifall des Publikums brach er zwei Lanzen. Dabei regnete es ununterbrochen. Von den Federn der armen Ritter tropfte es nur so auf die Harnische. Der Prinz unterhielt sich wie ein König auf Ferien!

Bei dem Turnier, das Lord Eglington im Sommer 1840 in Ayrshire veranstaltete, erschien Napoleon mit großem Gefolge im Kostüm des Oraniers Wilhelm III.

Die Maske war im Hinblick auf den bevorstehenden Boulogner Putsch absichtlich gewählt. Wie der Oranier von Holland herübergekommen war, um das faule Regiment der Stuarts in England zu stürzen, so wollte er über den Kanal gehen, um die Orléans zu Fall zu bringen.
Bald wurde heimlich geklatscht, daß ihm einige englische Schönheiten Liebespfänder gegeben hätten. Sicherlich hatte Louis Napoleon nichts von einem Karthäuser. „Il apprécie le cotillon", er ist in jede Schürze verliebt, wie man auf der anderen Seite des Kanals sagt.
Es würde niemanden überraschen, stünde er in sehr engen Beziehungen zu Miß Ettie King, die in die erste Reihe der Sternbilder aufrückt und die Dandies betört. Man behauptete auch, daß er in der Gnade seiner Cousine, der Herzogin von Hamilton, sehr gestiegen sei. Was alles natürlich nur Klatsch war!
Hinter den brokatenen Vorhängen müßigen Dandytums verbarg sich ein um so emsigeres Treiben. Mochte er sich in der Rolle des angebeteten Stutzers noch so sehr gefallen, so war sie doch in erster Linie darauf angelegt, seine wahren Absichten zu verschleiern.
Dies gelang restlos. Guizot, der französische Botschafter in London, wurde durch das gesellschaftliche, an sich schon aufreibende Leben irregeführt. Noch Ende Juli 1840 ließ er nach Paris berichten:
„Louis Napoleon denkt weniger denn je daran, nach Frankreich zurückzukehren. Er ist mit nichts anderem als mit seinen Vergnügungen beschäftigt."
Dabei arbeitete der Prinz fieberhaft. Persigny, Vaudrey und Conneau waren ständig unterwegs. Ihr Meister las alle Zeitungen, alle Schriften, die aus Frankreich kamen, redigierte anonyme Aufsätze oder zeichnete sie mit dem Namen Persignys. Die zahlreichen Berichte von französischen, italienischen und polnischen Geheimbünden versah er mit Anmerkungen. Er schrieb Werbebriefe und Werbeschriften.
Er befleißigte sich, sein mangelhaftes Französisch zu vervollkommnen. Jeden Morgen las er Conneau einige Seiten aus Voltaire und Montesquieu vor und ließ sich verbessern. Nach und nach wurde sein Stil flüssiger, seine Aussprache echter und sein Satzbau frei von allen Germanismen, die ihm von der Schulbildung her noch anhafteten.
Nicht nur das. Hatte er sich früher schon in Deutschland, in der Schweiz, in Amerika Kenntnisse von der politischen und wirtschaftlichen Struktur dieser Länder angeeignet, so wollte er auf diesen Gebieten auch in England, dem größten Weltreich seit den Tagen der Römer, nicht müßig sein.

Er besuchte die Docks, die Werften, das Arsenal von Woolwich, begab sich nach Lancashire, dem größten Industriezentrum der Welt, fuhr nach Manchester, Liverpool, Birmingham. Er eignete sich dabei Anschauungen über die Arbeiterfrage an, die in seiner Studie über den Pauperismus wiederkehrten.

Er finanzierte die beiden in Paris erscheinenden bonapartistischen Journale „Capitole" und „Journal du Commerce", die ohne seine Geldzuschüsse überhaupt nicht lebensfähig gewesen wären, da sie nur eine kleine Leserschaft hatten. Die „Londoner Briefe", die er auf eigene Kosten herausgab, sollten in Frankreich für seine Kandidatur auf den Kaiserthron werben.

Vor allem aber veröffentlichte er bereits im Juli 1839 die „Idées Napoléoniennes", eine Art bonapartistischer Programmschrift, deren bombastischer Phrasenschwulst die guten politischen Gedanken verdeckt, die sich darin befinden. Eine Zeitschrift mit dem gleichen Titel brachte es nur auf eine Nummer.

„Meine Stimme ist frei, wie mein Gedanke —und ich liebe die Freiheit!"

Diesen Satz könnte man herausnehmen und paradigmatisch an die Spitze stellen, denn Louis Napoleon wird nicht müde, den Bonapartismus als Evangelium der Freiheit anzupreisen. Im Hinblick auf seine späteren Taten immerhin bemerkenswert!

„Die Freiheit wird die selbe Bahn durchlaufen wie die christliche Religion", behauptete er.

„Der Kaiser Napoleon trug mehr als irgendjemand dazu bei, die Herrschaft der Freiheit schneller herbeizuführen, indem er den moralischen Einfluß der Revolution rettete und die Furcht, die sie anfangs Völkern und Fürsten einjagte, beschwichtigte . . .

„Und was war denn sein Ziel? — Die Freiheit. Ja, die Freiheit! Je aufmerksamer man die Geschichte Napoleons studiert, desto mehr wird man sich von dieser Wahrheit überzeugen . . ."

Louis Napoleon wußte natürlich genau, daß dieser Religion der Freiheit die Tyrannis gegenüberstand. So machte er die Freiheit gleichsam unsichtbar — und siehe da, sie war gerettet!

„Man wird sagen, die Freiheit sei durch die von dem Kaiser erlassenen Gesetze nicht gesichert gewesen. — Allerdings bildete ihr Name nicht mit großen Buchstaben die Überschrift aller Verordnungen; er stand nicht an allen Straßenecken angeschlagen, aber dennoch bereitete jedes

Gesetz des Kaiserreichs die friedliche und sichere Herrschaft der Freiheit vor.

„Wenn in einem Lande wild aufgeregte Parteien und grimmiger Haß sich um die Herrschaft streiten, so müssen diese Parteien erst entfernt werden und der Haß muß schwinden, ehe die Freiheit möglich ist.

„Wenn es keine öffentliche Meinung, keinen religiösen Sinn, keinen politischen Glauben mehr gibt, dann muß erst wenigstens eine von diesen dreien neu geschaffen werden, ehe die Freiheit möglich ist.

„Wenn durch mehrere nacheinander stattgehabte Umwälzungen der Staatsverfassung die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht erschüttert worden ist, so muß der gesetzliche Einfluß erst von neuem geschaffen werden, ehe die Freiheit möglich ist.

„Wenn die alten Sitten durch eine Revolution der Gesellschaft vernichtet worden sind, so müssen erst mit den neuen Grundsätzen übereinstimmende neue geschaffen werden, ehe die Freiheit möglich ist.

„Wenn es in einem Volke keine Aristokratie mehr gibt und nichts geordnet ist als die Armee, dann muß eine auf ein fest bestimmtes und regelmäßiges Fundament gestützte bürgerliche Ordnung geschaffen werden, ehe die Freiheit möglich ist.

„Wenn endlich ein Land mit seinen Nachbarn im Kriege begriffen ist und wenn es in seinem Schoße noch Anhänger des Fremdlings nährt, dann müssen erst die Feinde besiegt und sichere zuverlässige Verbündete gefunden werden, ehe die Freiheit möglich ist."

Die Revolution hatte das Prinzip der Freiheit in der Anarchie ad absurdum geführt. Das ist zweifellos richtig. Ebenso richtig ist es, daß es keine Freiheit ohne Ordnung gibt. Aber das bonapartistische System als System der Freiheit zu preisen, ist schon beinahe mehr als blutige Ironie.

Wenn wir genauer in diese und andere Sätze der Schrift hineinhören, so vernehmen wir aus dem „. . . ehe die Freiheit möglich ist" eine hintergründige Absicht: die Notwendigkeit der Unfreiheit für Frankreich zu begründen.

Nachdem Louis Napoleon am Beispiel der „beiden Riesen, die an den Enden der Welt stehen" — Amerika und Rußland — den Fortschritt zur Freiheit aufgezeigt hat, beginnt er emphatisch auszurufen:

„Du aber, o Frankreich Heinrichs des Vierten, Ludwigs des Vierzehnten, Carnots, Napoleons, du, welches du für den Westen Europas stets der Anstoß zu jedem Fortschritt warst, du, welches die beiden Hauptstützen aller Staaten — den Genius der friedlichen Künste und

den Genius des Krieges — besitzest, hast du keine Aufgabe zu lösen? Willst du deine Hilfsquellen und deine Tatkraft in einem unaufhörlichen Kampfe gegen deine eigenen Kinder vergeuden? Nein, das ist nicht deine Bestimmung. Bald wird der Tag kommen, wo die, welche dich regieren, begreifen müssen, daß es deine Aufgabe ist, bei allen Verträgen mit fremden Nationen das Schwert des Brennus in die Waagschale der Zivilisation zu werfen."

In der „Napoleonischen Idee" ließ er keinen Zweifel mehr darüber, wer allein dieses Schwert des Brennus trug:

„Sollte aber in diesem Chaos keine Idee erhaben genug sein, um die Mehrzahl um sich zu scharen; sollte es keinen Mann mehr geben, der, von dem Volke geliebt, sich zum Träger eines großen Interesses aufwürfe? . . .

„Wohlan, auch wir tappten und irrten umher, aber wir fanden einen Weg, einen Führer.

„Dieser Führer ist der außerordentliche Mann, der wie Josua der Sonne Stillstand gebot und die Finsternis verscheuchte. Dieser Weg ist die Furche, welche er von einem Ende der Welt bis an das andere zog, und aus welcher Fruchtbarkeit und Überfluß hervorgehen müssen. Auf dem schwierigen Wege, den unser Zeitalter durchzumachen hat, scheint es uns der Vernunft weit angemesener zu sein, wenn wir, anstatt akademische Professoren als politische Autoritäten anzuerkennen, die Apostel eines Mannes werden, dessen eigentliche Größe, wie furchtbar sein Feldherrntalent auch sein mochte, in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber lag . . .

„Die napoleonische Idee ging aus der französischen Revolution hervor wie einst Minerva aus dem Haupte Jupiters — behelmt und gepanzert. Er kämpfte, um sich zu behaupten; er siegte, um zu überzeugen; er mußte unterliegen, um wieder neu aus seiner Asche emporzusteigen . . .

„Die napoleonische Idee ist wie die des Evangeliums; sie flieht die Pracht, sie bedarf nicht des Glanzes, um sich Geltung und Zutritt zu verschaffen, und nur im äußersten Falle ruft sie den Gott der bewaffneten Entscheidung an . . .

„Die napoleonische Idee ist sich ihrer Kraft bewußt und deshalb verschmäht sie Bestechung, Schmeichelei und Lüge — diese gemeinen niedrigen Mittel der Ohnmacht . . .

„Die napoleonische Idee will vor allen Dingen überzeugen und überführen. Deshalb predigt sie Eintracht und Vertrauen und beruft sich vorzugsweise auf die Vernunft anstatt auf die Gewalt. Würde sie je-

doch, sie, die einzige Hoffnung der unglücklichen Nationen und zugleich das letzte Asyl des Ruhmes und der Ehre des Landes, durch unerbittliche Verfolgungswut zum äußersten getrieben, dann würde sie zu Helm und Speer greifen, den Thron des Vaterlandes besteigen und wie Sankt Remigius dem stolzen Sugambrer zurufen:
‚Zerbrich deine falschen Götzen und deine aus Ton geformten Bilder! Verbrenne, was du bisher angebetet, und bete an, was du bisher verbrannt hast!'"
In summa: die napoleonische Idee ist das Evangelium der Freiheit durch die Gewalt. Ihr Apostel ist Louis Napoleon. Er predigt Eintracht und Vertrauen und meint Helm und Speer. Und wenn man ihm nicht freiwillig den Thron des Vaterlandes räumt, so wird er mit dem Schwert des Brennus die falschen Götzen zerschlagen und sich als personifizierte napoleonische Idee inthronisieren lassen.
Bevor wir uns mit den weiteren, recht dunkeln Umtrieben des Prinzen beschäftigen, müssen wir der Begegnung mit einer Frau gedenken, die in einem ähnlichen Sinne wie Madame Gordon Archer im Straßburger Putsch bei den Vorbereitungen zum Boulogner Attentat eine Rolle spielt: Miß Howard. Über sie wird berichtet:
Eines Abends begab sich Louis Napoleon gewohntermaßen in die nahe Regent-Street. Er war in einem langen Überrock gekleidet, den er wegen des feuchten Nebels bis zum Halse zugeknöpft hatte.
Mit einem Male huschte eine junge Dame an ihm vorüber, vornehm gekleidet, elastisch im Schritt und hinreißend in der Figur. Sie war gewiß aus der hohen Aristokratie — obwohl solche Damen um diese Zeit selten allein ausgingen —. Er wagte nicht, sie anzusprechen.
Die schöne Unbekannte wollte gerade den Weg über den Damm nehmen, als plötzlich ein Wagen dahergesaust kam, über dessen Gespann der Kutscher die Herrschaft verloren hatte. Die Dame wäre sicher unter die Hufe der Pferde geraten, wenn der Prinz nicht schnell hinzugesprungen wäre, um sie der drohenden Gefahr zu entreißen.
Die Bekanntschaft war gemacht, die in der Folge für beide Teile schicksalhafte Bedeutung haben sollte.
Louis Napoleon erfuhr, daß die junge Dame Elise Howard heiße, die Tochter eines ehrbaren Landgeistlichen sei, der allerdings gestorben war, und nun die Verlobte eines Steuermanns Namens Sampair, der das ganze Jahr auf den Weltmeeren herumfahre.
Es bedurfte keiner großen Umstände, das Mädchen dem fernen Seemann abspenstig zu machen. Um so weniger, als Louis Napoleon dem

Märchenprinzen glich, der seiner Prinzessin einen Kaiserthron versprechen konnte.

Die fatale Lage Louis Napoleons erfuhr durch die Bekanntschaft mit Miß Howard alsbald eine wesentliche Besserung.

Er kannte einen gewissen Jack Young Fitz-Roy, Inhaber eines Spielhauses, in dem er selber erhebliche Summen gelassen hatte. Miß Howard wurde auf seinen Vorschlag für das Etablissement gewonnen, was ihr selber ein bedeutendes Honorar, dem Unternehmer eine erhöhte Einnahme und dem Prinzen eine beachtliche Tantieme einbrachte.

Bald fuhr Miß Howard in einer eleganten Equipage mit prachtvollen Rassepferden und zeigte sich fast täglich im Hydepark, in fashionabler Toilette, nachlässig in den Wagen gelehnt. Die Zahl der Anbeter wuchs, die allabendlich erschienen, um sich an Mister Jacks grünem Tische rupfen zu lassen.

Hier machte Louis Napoleon durch Miß Howard die Bekanntschaft mit allerlei zweifelhaften Existenzen, Aktienwucherern und Schwindelunternehmern, die für sein Projekt von Bedeutung wurden. Wir werden darüber gleich einiges zu berichten haben. Zunächst wollen wir aber das spätere Schicksal der Miß Howard noch kurz betrachten.

Als Louis Napoleon Präsident geworden war, folgte ihm Miß Howard nach Paris. Hier hoffte sie bis zur Wiederherstellung des Kaiserreichs mindestens die Rolle einer zweiten Pompadour zu spielen. Sie zog in die Rue du Cirque 14, von wo aus ein geheimer Gang ins Elysée führte. 1849 erhielt sie sogar eine Parterrewohnung im Schloß von Saint Cloud.

Die Maitresse begleitete ihren Freund auf Reisen. In Tours mietete er ihr ein Zimmer im Hause des biederen Generaleinnehmers André, der gerade abwesend war. Als dieser nach seiner Rückkunft davon erfuhr, schrieb er einen entrüsteten Brief an Odilon Barrot. Barrot spielte den Brief in die Hände des Präsidenten, der sich sehr ungehalten darüber zeigte.

„Wenn Herr André sein Haus durch die Gegenwart einer Frau, die nicht verheiratet ist, beschmutzt glaubt", schrieb der Präsident zurück, „so bitte ich ihm zur Kenntnis zu bringen, daß ich sehr bedaure, daß eine Frau von reiner Hingabe und so schönem Charakter durch Zufall in ein Haus geriet, in dem unter der Maske der Religion das Protzen mit aufgeblasener Tugend ohne christliches Mitleid herrscht. Was mich betrifft, ich klage niemanden an. Jedoch erkläre ich mich

für schuldig, daß ich in illegitimen Beziehungen eine Neigung suche, deren mein Herz bedarf. Da bis jetzt meine Stellung mich an einer Heirat verhindert hat, da ich weder gute Freunde noch Beziehungen habe, noch Eltern, die mir die Süßigkeit einer Familie bieten können, kann man mir wohl, wie ich glaube, eine Neigung, die niemandem wehtut, verzeihen, die ich ja gar nicht an die große Glocke zu hängen suche."

Louis Napoleon hatte übrigens von Miß Howard zwei Söhne, die bei einem Pastor in der Nähe von Heidelberg erzogen wurden. Als Hofmeister figurierte bei diesen bonapartistischen Sprößlingen Briffault, ein ehemaliges Mitglied der Constituante.

Miß Howard hat nicht nur bei dem Boulogner Attentat, vielmehr auch bei dem Staatsstreich bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt. Sie hat mehrfach seine Schulden bezahlt. Unter anderen im Jahre 1851 Wechsel, die bei Montant, dem bekannten Wechsler im Palais Royal, protestiert waren.

Sie wurde so wenig wie Madame Gordon Archer Kaiserin der Franzosen. Als Louis Napoleon die Absicht hatte, sich mit Fräulein von Montijo zu verheiraten, da kaufte er seiner Maitresse die zwischen Paris und Versailles gelegene Besitzung Beauregard und machte sie zur Gräfin von Beauregard. Ein kleines Pflaster auf die große Wunde.

Zu den täglichen Gästen in Fitz-Roys Spielhaus zählte ein gewisser Beaumont Smith, Beamter bei der Schatzkammer und Neffe des berühmten Admirals Sidney Smith, der den General Bonaparte bei St. Jean d'Acre bekämpft und gezwungen hatte, die Belagerung der Stadt aufzugeben.

Dieser leichtsinnige Beamte hatte von dem Börsenmakler Rapallo mehrere hundert Pfund Sterling geliehen, die er bereits verspielt und für die er einige Wechsel unterschrieben hatte. Da Smith, wie vorauszusehen war, nicht zahlen konnte und Rapallo ihn mit gerichtlicher Verfolgung und Schuldgefängnis drohte, machten ihm zwei Freunde des Prinzen einen verhängnisvollen Vorschlag.

Smith sollte seine Stellung beim Schatzamt dazu benutzen, um sich eine größere Anzahl von Schatzscheinen anzueignen. Rapallo sollte diese dann für Smith an der Börse verkaufen und den Betrag seiner Forderung von dem Erlös abziehen. Die Schatzscheine sollten rechtzeitig aus dem Umlauf zurückgezogen werden, damit ihr Verschwinden nicht entdeckt werden könnte.

Smith unterhandelte mit vier Londoner Wucherern, und das Projekt

erweiterte sich folgendermaßen: Louis Napoleon sollte die Summe, die er zu dem geplanten Putsch auf das Festland benötigte, erhalten unter der Bedingung, daß der Tag rechtzeitig genannt wurde, an dem das Unternehmen stattfinden sollte. Es sollte dann eine große Börsenoperation auf den großen Handelsplätzen Europas durchgeführt werden. Selbst wenn das phantastische Unternehmen scheiterte, schien es doch vollkommen geeignet zu sein, einen gewaltigen Eindruck auf den Geldmarkt des Festlandes zu machen.

Diese Spekulation mißglückte aber ebenso kläglich wie der tollkühne Streich des Prinzen, und der arme Teufel Smith ging dabei zugrunde. Er wurde zur Deportation auf Lebenszeit verurteilt und nach der Verbrecherkolonie Botany-Bay verschickt, wo er dem mörderischen Klima erlag.

Um so besser gelang ein Coup, bei dem der Prinz selber mitwirkte und über den die „Times" vom Herbst 1839 berichtet.

Louis Napoleon hatte sich mit einem der Wucherer, einem gewissen Mr. Rowland, eingelassen, um durch ihn das Geld für den Putsch zu erhalten. Mr. Rowland war ein Mann, der in allen Fällen Rat wußte.

„Sie sagten mir heute", bemerkte Mr. Rowland während eines Gesprächs, „daß Sie im Begriffe seien, gewisse Ansprüche geltend zu machen. Ich kann mir denken, was Sie beabsichtigen. Aber die Sache erfordert starke Mittel, die Sie nicht besitzen. Angenommen nun, ich verschaffte Ihnen diese Mittel — können Sie mir eine Garantie für die Sicherheit der Summe bieten, derer Sie bedürfen?"

„Keine andere als mein Wort und die Aussicht, daß mein Unternehmen einen glücklichen Erfolg haben werde."

„Verzeihen Ew. Herrlichkeit, — darauf hin wird sich niemand entschließen, Ihnen auch nur tausend Pfund zu leihen."

„Sie mögen nicht unrecht haben."

„Sie müssen also, um zum Ziele zu kommen, einen anderen Weg einschlagen oder die ganze Sache aufgeben."

„Zeigen Sie mir diesen Weg!"

„Ew. Herrlichkeit müssen die erforderlichen Summen zu erlangen suchen, ohne nötig zu haben, für deren Sicherheit eine besondere Bürgschaft zu bieten."

„Wie ist das möglich?"

„Das werde ich Ihnen sagen. Sie werden indes finden, daß ich mit dem Vorschlag, den ich Ihnen machen werde, er möge von Ihnen an-

genommen werden oder nicht, eine große Diskretion voraussetze. Darf ich auf die Ihrige unbedingt rechnen?"

„Unbedingt."

„Nun, so hören Sie. Vor sechs Monaten hat sich hier eine Aktiengesellschaft gebildet, um in der Gegend von Glasgow ein Kohlenfeld auszubeuten. Das Kapital der Gesellschaft besteht aus zwei Millionen Pfund Aktien. Davon ist eine Million gezeichnet und eingezahlt worden. Die zweite Million befindet sich noch im Portefeuille der Unternehmer. Der Grund und Boden, die Vorarbeiten, die Bauten, die Maschinen sind von dem Gelde der eingezahlten Aktien bestritten worden, so daß der Bestand nur noch ein geringer ist. Dies würde nichts ausmachen, da die Unternehmer, wie gesagt, noch eine Million in Aktien besitzen. Aber nachdem die Arbeiten etwa drei Wochen im Gang gewesen, hat sich gezeigt, daß das Unternehmen ein völlig verfehltes ist. Man findet keine Kohlen, — mindestens ist die Ausbeute so gering, daß sie bei weitem nicht die Betriebskosten deckt. Diese Kalamität ist indessen noch ein Geheimnis der Entrepreneurs, welche nun daran denken, sich auf die eine oder andere Art aus der Sache herauszuziehen. Da sie aber auf das Unternehmen ein ansehnliches Kapital verwendet haben, so wird es ihnen niemand verdenken können, daß sie sich zu decken suchen. Zu diesem Zweck beabsichtigen sie den Verkauf der Aktien von einer Million Pfund, welche sich noch in ihren Händen befinden. Dies ist aber sehr schwer zu bewerkstelligen, denn die Aktien haben an der Börse keinen Kurs und können daher nur bei Privaten untergebracht werden. Um dies auszuführen, haben die Unternehmer mich ins Vertrauen gezogen und mich beauftragt, die Sache auf die bestmöglichste Art zu realisieren."

Mr. Rowland hielt einen Augenblick inne, um die Wirkung seiner Sätze auf Louis Napoleon zu beobachten. Dessen Gesicht blieb jedoch maskenhaft und undurchdringlich.

„Dies sind nun die Umstände", fuhr Mr. Rowland fort, „die mich veranlassen, Ew. Herrlichkeit eine Proposition zu machen, durch welche Sie in den Besitz der Summe, welcher Sie bedürfen, gelangen könnten, ohne daß dabei von einer Garantie für deren Wiedererstattung die Rede sein würde."

„Lassen Sie hören", sagte jetzt der Prinz.

„Welche Summe würde zur Ausführung Ihres Unternehmens erforderlich sein?"

„Fünfzigtausend Pfund würden ausreichen."

„Gut, nehmen wir fünfzigtausend Pfund an. Ich bin bereit, Ew. Herrlichkeit 150 000 Pfund in Aktien der erwähnten Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, unter der Bedingung, daß Sie fünfzig Prozent darauf bezahlen. Die übrigen fünfzig Prozent kreditiere ich Ihnen gegen einen einfachen Revers. Sie werden die Aktien ohne große Mühe bei ihren Freunden oder sonstwo mit zehn Prozent unter Pari unterbringen können. Es bleibt Ihnen also der Betrag von vierzig Prozent übrig, was die Summe von 65 000 Pfund gibt, welche ich Ihnen mit 75 000 Pfund in Rechnung stelle."

„Und in welcher Art würden Sie die Zahlung der fünfzig Prozent beanspruchen?"

„Der Art, daß ich Ihnen zunächst Aktien im Betrage von 5000 Pfund zustelle, nach deren Verkauf Sie mir dafür 2500 Pfund zahlen. Sie erhalten dann aufs neue für 5000 Pfund Aktien, bis auf diese Weise die 150 000 Pfund untergebracht sind."

Obwohl dem Vorschlag eine grobe Betrügerei zugrunde lag, trug Louis Napoleon keine Bedenken zuzusagen. Der Zweck heiligt die Mittel. Die Entdeckung des Betrugs war unvermeidlich, doch konnte der Prinz sich den gebrandschatzten Freunden gegenüber jederzeit auf den Standpunkt stellen, daß der zuerst Betrogene er selber war.

Es gelang ihm in der Tat, bei seinen Freunden wie dem Grafen d'Orsay, dem Lord Wallmoore — der bei seinen Rennwetten zu Newmarket sein vorzüglichster Gegner gewesen war — und zahlreichen anderen die Aktien unterzubringen und damit die erforderliche Summe für den geplanten Streich sicherzustellen.

Eine Nachricht aus Paris beschleunigte das Unternehmen. Die Regierung Louis Philippes hatte sich entschlossen, zur Vermehrung ihrer Popularität die Asche des großen Kaisers von St. Helena nach Frankreich überführen zu lassen.

„Ich wünsche, daß meine Asche an dem Ufer der Seine ruhe, in der Erde Frankreichs, das ich so sehr geliebt!" hatte der Kaiser in seinem Testament gesagt.

England zeigte sich geneigt, und der Sohn des Königs, der Prinz von Joinville, wurde beauftragt, nach St. Helena zu gehen. Damit gewann Louis Philippe zweifellos an Popularität, aber noch viel mehr Louis Napoleon. Unter dieser Asche glimmte noch das bonapartistische Feuer.

General Bertrand, der treue Gefährte des Kaisers, besaß den Degen

Napoleons. Erfreut über die großmütige Geste des Königs, glaubte er diesem die kostbare Waffe übergeben zu müssen.

Louis Napoleon schäumte. Unter dem 9. Juni 1840 schickte er einen Protest ab, in dem es u. a. hieß:

„Der General Bertrand hat den Degen des Kaisers Napoleon, des Hauptes meiner Familie, dem König Louis Philippe übergeben und damit bewiesen, daß er nur das Opfer einer Täuschung ist, die man beklagen muß. Der Degen von Austerlitz darf nicht in den Händen des Feindes bleiben, sondern muß am Tage der Gefahr für den Ruhm Frankreichs blitzen. Man lasse uns in der Verbannung, man beraube uns unserer Güter und Besitzungen, man spiele den Großmütigen bloß gegen den toten Napoleon und wir werden uns, solange man unsere Ehre unverletzt läßt, in unser Schicksal fügen.

„Aber die Erben des Kaisers des einzigen Erbteiles berauben, welches das Schicksal ihnen gelassen, einem Glücklichen von Waterloo die Waffen des Besiegten schenken, dies heißt: die heiligste aller Pflichten verraten und den Unterdrückten die Verbindlichkeit auflegen, dereinst zu den Unterdrückern zu sagen: ‚Gebt uns wieder, was Ihr Euch angemaßt habt!'"

Der Protest sollte zugleich eine Entlastung für die folgende Tat sein. Ein König, der ein solches Geschenk nicht zurückwies oder es an den weitergab, der allein seiner würdig war, der konnte nicht überrascht sein, wenn aufs neue der Versuch unternommen wurde, ihn zu stürzen.

Im übrigen war der ganze Vorgang der Überführung symbolisch: mit dem toten Kaiser mußte auch der lebende wieder in Frankreich einziehen! Und in einem gewissen Sinne hat Louis Napoleon recht behalten. Wenn auch der plumpe Theatercoup von Boulogne scheiterte, so war doch mit der Asche die Idee des Kaisertums wiedergekehrt.

Louis Napoleon ließ durch seine Freunde die Anwerbung gewisser Subjekte betreiben, die dazu ausersehen waren, als Soldaten der großen Armee siegreich in Frankreich einzuziehen. Als er sich freilich ihre Galgenphysiognomien bei Ramsgate näher betrachtete, war er doch einigermaßen niedergeschlagen.

In diesem Augenblick schien ihm Hilfe von einer Seite zu kommen, von der er sie am wenigsten erwarten konnte.

In London lebte ein Agitator und Republikaner aus Leidenschaft, der wie Louis Napoleon dem „Bund des jungen Italien" angehörte und wie dieser ehemaliger Carbonari war: Giuseppe Mazzini. Mazzini hatte

verschiedene revolutionäre Versuche unternommen — so vor allem 1834 gegen Piemont — die gescheitert waren. Anfänglich in der Schweiz seine wilde Agitation betreibend, wurde er des Landes verwiesen und ging nach England, wo er die „Internationale Liga der Völker" gründete.

Mazzini und Louis Napoleon waren erbitterte Gegner. Sie hatten sich seit 1831 nicht mehr gesehen. Um so überraschter war der Prinz, als sich der Italiener in seiner Wohnung melden ließ.

Der erregte Signore lehnte gewohnheitsmäßig den Stuhl ab, der ihm angeboten wurde und begann ohne jede konventionelle Förmlichkeit: „Monseigneur, ich habe Ihnen nur wenig zu sagen. Ich kenne Ihr Geheimnis — Sie stehen an dem Punkte, die Komödie von 1836 zu wiederholen. Aber das Stück, welches Sie in Boulogne aufzuführen gedenken, wird tragischer endigen als das von Straßburg. Louis Philippe wird Sie erschießen lassen, und das hieße diese zweite Harlekinade zu teuer bezahlen. Sie würden keine dritte mehr aufführen können."

„Mein Herr", erwiderte der Prinz, nachdem er sich ein wenig von seinem Staunen erholt hatte, „ich finde Ihre Sprache so impertinent, daß kein Mann von Ehre sie Ihnen ungestraft hingehen lassen kann."

„Monseigneur", gab Mazzini zurück, ohne sich um den Einwand zu kümmern, „ich spreche ohne Phrase. Ich sage, was ich denke — und darum verschweige ich Ihnen nicht, daß mein Besuch kein uneigennütziger ist. Sie können mich brauchen — ich brauche Sie. Auf die Umwälzung in Frankreich kann die in Italien folgen. Sie sehen, Prinz, wir können uns in die Hände arbeiten."

Louis Napoleon hätte den Italiener am liebsten zur Türe hinausgeworfen. Aber die Andeutung machte ihn neugierig. Vielleicht konnte er ihn wirklich brauchen.

„Ich besitze, woran es Ihnen mangelt", fuhr Mazzini fort. „Mit den fünfzig oder sechzig Landstreichern, die Sie haben anwerben lassen, würden Sie ein klägliches Schauspiel aufführen. Verfügen Sie über dreihundert meiner Freunde, welche in Boulogne zu siegen oder zu sterben wissen werden. Sie werden siegen — und dann werden Ihnen 50 000 meiner Bundesbrüder in Frankreich den Weg nach Paris öffnen. Nehmen Sie mein Anerbieten an?"

„Signore, ich weiß Ihr Anerbieten zu schätzen; allein ich weiß nicht, zu welchem Gegendienst mich die Annahme verpflichtet."

„Das will ich Ihnen sagen. Zuerst müssen Sie die Spekulation auf

Wiederherstellung des Kaiserreichs aufgeben. Werfen Sie sich aufrichtig den Republikanern in die Arme — werden Sie der erste Bürger der Republik. Glauben Sie nicht, daß Ihre Dynastie von Dauer sein werde, wenn es Ihnen gelänge, den Kaiserthron wieder aufzurichten. Ehe zehn Jahre vergehen, würden Sie aufs neue jene Koalition entstehen sehen, die Ihren Oheim ins Verderben stürzte. Doch Ihnen, Monseigneur, wird man nicht die Ehre erweisen, auf St. Helena Ihr Grab zu graben. Man wird kürzeren Prozeß mit Ihnen machen — darauf verlassen Sie sich. Vor solchem Ende, Prinz, kann Sie nur die Republik bewahren."

„Und weiter?"

„In Frankreich zur Macht gelangt, müssen Sie Italien befreien. Das ist alles."

„Und wenn ich diese Bedingungen annehme — welche Bürgschaft verlangen Sie für ihre Erfüllung?"

„Keine, Prinz. Und wollen Sie wissen weshalb?"

„Ich bin begierig."

„Weil das Wort, der Handschlag, die Ehre — diese Dinge, welche Ehrenmännern heilig sind, Sie nicht binden. Und Eide? Fragen Sie meine Landsleute, Prinz, fragen Sie meinen Freund Orsini, von welcher Art Eide sein müssen, die Sie nicht brechen könnten! Sehen Sie, Monseigneur, darum erlasse ich Ihnen jede Bürgschaft. Sie wissen jetzt, was ich von Ihnen verlange und was ich Ihnen leisten kann. Dies muß uns genügen. Und nun, Monseigneur, erklären Sie sich!"

Der Zynismus, mit dem Mazzini sprach, wirkte ebenso niederschmetternd wie imponierend auf den Prinzen. Er mußte sich sehr beherrschen, um sich nicht die eigene Sache zu verderben.

„Signore", sagte er, „Ihre Sprache, Ihre Art und Weise von Dingen zu reden, welche ich allein mit meinem Gewissen abzumachen habe, hat mich konsterniert. Ich bedarf der Sammlung, der Überlegung. Bis wann verlangen Sie meine Antwort?

„Ich werde sie morgen um diese Stunde in Empfang nehmen, Prinz."

„Sie sollen sie erhalten."

Mazzini grüßte flüchtig und ging.

Am folgenden Tag stellte er sich pünklich wieder ein.

„Ich hoffe, Sie haben Ihren Entschluß gefaßt, Monseigneur", sagte er ohne Umschweife.

„Ich bin entschlossen", erwiderte der Prinz.

„Wozu?"

„Ich nehme Ihr Anerbieten an."
„Und sie erfüllen meine Bedingungen?"
„Ja."
„Damit wir uns verstehen, Prinz, — antworten Sie mir auf diese Frage: Ihre Expedition nach Boulogne hat die französische Republik zum Zweck?"
„Nichts anderes."
„Sie haben die Idee einer Wiederherstellung des Kaiserreichs aufgegeben?"
„Ich habe sie aufgegeben."
„Ihre Kundgebungen in Boulogne und wo sonst immer in Frankreich werden republikanisch sein?"
„Republikanisch."
„Und nun noch eins. Wenn Sie zur Macht gelangt sein werden, werden Sie es als Ihre unverletzliche Pflicht betrachten, zur Befreiung Italiens mitzuwirken?"
„Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, der italienischen Nation die Freiheit zu geben."
„Gut. Nehmen Sie diese Liste! Sie enthält die Namen der Personen, welche von Morgen ab zu Ihrer Verfügung stehen. Es sind ihrer dreihundert. Bestimmen Sie Ort und Stunde, wo Sie die Leute sehen und sich mit ihnen verständigen können! Ich werde Sorge tragen, daß sie erscheinen."
„Ich werde mich Morgen um ein Uhr nach Ramsgate begeben und hoffe dort Ihre Freunde zu treffen."
Die Leute erschienen wirklich. Die beste Auslese revolutionärer Truppen: Italiener, Franzosen, Polen, Deutsche. Ihr Anblick war so ermutigend, wie der des angeworbenen Gesindels entmutigend gewesen war. Der Prinz hatte sich freilich zu früh gefreut. Ebenso pünktlich wie die Dreihundert angetreten waren, blieben sie im entscheidenden Augenblick fern. Mazzini hatte die Proklamationen gelesen, in denen die alten Phrasen vom Kaisertum standen . . .

BOULOGNE

Am Abend des 4. August 1840 setzte auf der „City of Edinburgh" lebhafte Bewegung ein. Man schaffte Kisten mit Waffen und Uniformen, neun Pferde, zwei Wagen und unzählige Flaschen Champagner

und Weine an Bord. Zu den merkwürdigen Gegenständen zählten ferner ein hölzerner, vergoldeter und ein gezähmter junger Adler.
Um keinen Verdacht zu erregen, fuhr das Dampfboot die Themse entlang und nahm an verschiedenen Orten kleinere Gruppen Menschen auf. Mancher hatte wohl Verdacht geschöpft und war nicht erschienen. Immerhin betrug die Gesamtzahl der Fahrtteilnehmer sechsundfünfzig. Als unmittelbares Gefolge umgaben den Prinzen siebzehn Personen. Darunter befanden sich Persigny, Montholon, Parquin, Voisin, Lombard, Desjardins, Montauban, Conneau, Thélin.
Das Dampfboot erreichte ungehindert das Meer, hatte aber zunächst einen heftigen Sturm auszuhalten. Louis Napoleon ließ die Leute sofort mit Speise und Trank reichlich bewirten. Sie waren der Meinung, eine Vergnügungsfahrt zu machen, und ließen es sich daher wohl sein. Bald jedoch erschien der Prinz in glanzvoller Generalsuniform und seine Freunde in Uniformen minderen Ranges. Das Erstaunen der Leute wurde rasch mit Champagner begossen. Sie kamen in die ausgelassenste Stimmung und wunderten sich auch gar nicht mehr, als man aus den Kisten Uniformen zog, deren Knöpfe die Zahl 40 trugen.
Im Nu hatte sich die zerlumpte Schar in Soldaten verwandelt, die kaum mehr aufrecht stehen konnten. Was der Champagner eingeleitet hatte, das vollendeten die Geldrollen. Als der Prinz sich anschickte, die Leute durch eine kleine Ansprache über seine wahren Absichten aufzuklären, da waren sie alle gefügige Werkzeuge geworden.
„Freunde!" begann der Prinz auf einer improvisierten Rednertribüne, „der Neffe des Kaisers steht vor Euch! Frankreich ruft mich, um ihm seine Freiheit wiederzugeben. Ich folge seinem Rufe, und Euch, meine Freunde, ist die ehrenvolle Aufgabe geworden, mich zu begleiten. Ihr werdet Ruhm, Auszeichnung und Belohnung ernten. Die französische Nation erwartet Euch als ihre Befreier. In Boulogne wird die Armee, wie das Volk Euch als ihre Retter grüßen. Freunde, wollt Ihr dem Neffen des Kaisers folgen?"
„Ja!" brüllte es aus allen Kehlen.
„Wohlan", fuhr der Prinz fort, „man wird Euch zu den Uniformen Waffen geben, die Ihr, ich bin überzeugt davon, mit Ehren tragen werdet. Und nun noch eins, meine Freunde, des Soldaten erste Pflicht ist der Gehorsam. Gehorchet denen, die ich Euch zu Führern geben werde — sie werden Euch zum Siege, zum Ruhme führen. Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Es lebe der Kaiser!" brüllte es wieder.
Die Begeisterung wollte kein Ende nehmen. Einige schrien sogar: „Nach Paris! Nach Paris!" Der Alkohol hatte seine Schuldigkeit getan. „Meine Sachen stehen gut", sagte der Prinz zu Montholon, „so wird mich auch Boulogne empfangen".
Bei seiner Rechnung hatte er freilich vergessen, daß er es dort keineswegs mit Betrunkenen zu tun haben könnte, sondern mit nüchternen Leuten, und daß ihn dort wirkliche Soldaten empfangen würden, keine kostümierten.
Als der Rausch der Begeisterung oder vielmehr die Begeisterung des Rausches etwas nachgelassen hatte, nahm der Prinz sogleich die Gelegenheit wahr, um seinen „Soldaten" die gedruckten Proklamationen zur Kenntnis zu geben.

„Proklamation an die französische Armee:

Soldaten! Frankreich ist geschaffen, um zu befehlen! Ihr seid eine auserwählte Nation und man behandelt Euch wie eine Herde. Diejenigen, welche Euch regieren, möchten den edlen Stand des Kriegers erniedrigen. Das dürft Ihr nicht dulden, das werdet Ihr nicht dulden.
Ihr habt gefragt, was aus den Adlern von Arcole, Austerlitz und Jena geworden ist? Diese ruhmvollen Adler — hier sind sie! Ich, der Neffe Eures Kaisers, bringe sie Euch wieder — nehmt sie hin! Mit ihnen und mit mir werdet Ihr Ruhm, Glück und Ehre und was mehr als alles ist, die Dankbarkeit und die Achtung Eurer Mitbürger erwerben. Wir — Ihr und ich — werden Frankreich auf die Straße der Größe bringen, welche die Vorsehung ihm bestimmt hat.
Soldaten, zwischen Euch und mir gibt es unauflösliche Bande, wir haben den selben Haß, die selbe Liebe, die selben Interessen, die selben Feinde. Unsere Freunde werden wir beglücken, unsere Feinde werden wir zu Boden werfen.
Soldaten! Der große Schatten des Kaisers Napoleon spricht zu Euch durch mich. Auf denn zu den Waffen! Es lebe Frankreich!"
Louis Napoleon las mit einem Pathos, als habe er schon die Soldaten der Boulogner Garnison vor sich, und die rasende Begeisterung des maskierten Pöbels verwechselte er mit deren Begeisterung. Der Schatten des Kaisers sprach durch ihn. Der Schatten, aber nicht das Licht. Auch hier ahnte der Don Quijote nicht, wie wahr er zu seinem Sancho Panza sprach.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dann folgte die

„Proklamation an das französische Volk:

Im Gefolge einer kleinen Anzahl Tapferer bin ich auf französischem Boden an Land gestiegen. Ich bin der Neffe des Kaisers Napoleon — der Neffe dessen, der Frankreich groß gemacht, seine Bürger auf die höchste Stufe des Ruhmes gestellt hat.
Franzosen! Was ist aus Euch geworden? Man erniedrigt Euch, man plündert Euch. Diejenigen, welche Euch regieren, berauben Euch, behandeln Euch wie Sklaven. Wo sind Eure Rechte, Eure Freiheiten? Ich werde sie Euch zurückgeben. Die Charte, welche eine große Lüge ist, wird durch mich zur Wahrheit werden.
Franzosen! Ich trete unter Euch — nicht als ein Fremdling, nicht als ein Eroberer. Franzose, wie Ihr, komme ich als Befreier. Ich komme auch, um als legitimer Erbe des Kaisers von seiner Verlassenschaft Besitz zu nehmen. Wehe denen, welche es wagen, mir mein heiliges Recht streitig zu machen — ich werde sie niederschmettern!
Franzosen! Stark durch Euer Vertrauen habe ich keinen Feind zu fürchten. Freisinnige Institutionen, wie sie der aufgeklärtesten Nation der Erde geziemen, werden Eure Wohlfahrt sichern. Wir werden gemeinsame Interessen haben, und indem wir die Gewerbe, den Ackerbau, die Künste befördern, werden wir die Segnungen des Friedens genießen, dessen Erhaltung die vorzüglichste Sorge meiner Regierung sein wird.
Franzosen! Das erste Kaiserreich hat seine Lorbeeren auf den Schlachtfeldern gesammelt — das zweite Kaiserreich wird sie in den Werken des Friedens finden. Ich habe keinen anderen Ehrgeiz als den, meinem Vaterlande zu dienen — keinen anderen Stolz als den, berufen zu sein, Euch glücklich zu machen. Es lebe Frankreich!"
Aber siehe da: unter den Hörern befand sich einer, der den 2. Dezember des Jahres 1851 mitgemacht hatte und der plötzlich laut rief:
„Lügner! Wo sind unsere Rechte? Wo sind unsere Freiheiten? Wer hat uns mehr erniedrigt, mehr geplündert, mehr versklavt als Du? Wo sind die Segnungen des Friedens, die Du uns versprochen hast? Immer wenn Du von Frieden gesprochen hast, hast Du im geheimen einen Krieg vorbereitet! Das erste Kaiserreich war Krieg — um des Friedens willen! Das zweite Kaiserreich ist Frieden — um des Krieges willen!"

Louis Napoleon lächelte, als er solche Worte hörte. War das nicht Victor Hugo, ein einfältiger Poet? Ach, Poeten sind immer trunken — trunken von Champagner.

Nach diesem kleinen Zwischenfall, den merkwürdigerweise niemand außer dem Prinzen wahrgenommen hatte, stieg dieser von seinem improvisierten Podest herunter und überreichte seinen Freunden noch ein drittes Manifest, das sie mit großen und erstaunten Augen lasen:

„Die Dynastie der Bourbons und Orléans hat aufgehört zu regieren. Das französische Volk ist wieder in seine Rechte eingetreten. Die Truppen sind vom Eid der Treue entbunden. Die Pairskammer und die Deputiertenkammer sind aufgelöst. Unmittelbar nach der Ankunft des Prinzen Napoleon in Paris wird ein Nationalkongreß zusammenberufen werden. Der Conseilpräsident Thiers wird zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt. Marschall Clauzel ist Oberkommandant der in Paris versammelten Truppen. Der General Pajol behält das Kommando der ersten Militärdivision. Alle Chefs, die sich diesen Befehlen nicht unverzüglich fügen, erhalten den Abschied. Alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten dagegen, welche ihre Sympathie für die Sache der Nation auf tatkräftige Weise zeigen, sollen im Namen des dankbaren Vaterlandes glänzend belohnt werden."

Dieses Dokument war geeignet, auf verschiedene namhafte Persönlichkeiten den Verdacht zu werfen, als ob sie mit der Verschwörung im Bunde seien. Weder Thiers noch Pajol hatten eine Ahnung davon. Nur Clauzel war im Bilde. Aber wie der Prinz den Namen Napoleon brauchte und mißbrauchte, so tat er es auch mit diesen Namen, da er durch sich selber nicht das geringste bedeutete.

Währenddessen langte die trunkene Schar am 6. August gegen zwei Uhr früh bei Boulogne an. Louis Napoleon wollte am liebsten in den Hafen von Boulogne einfahren. Der Kapitän Crown weigerte sich jedoch mit dem Hinweis darauf, daß die Hafenbatterien keinen Spaß verstünden. Das Schiff ankerte daher eine viertel Meile vor Wimereux. Gegen drei Uhr sah der Zollwachtmeister Oudinot mit seinen Leuten ein Boot mit etwa fünfzehn Bewaffneten an den Strand anlegen. Diese sprangen ans Land, bedrohten die Zollbeamten mit ihren Seitengewehren und zwangen sie, sich ruhig zu verhalten. Dreimal kehrte das Boot zum Schiff zurück, bis der ganze Trupp gelandet war.

Jetzt stellte sich freilich die erste Ernüchterung ein. Man hatte Louis Napoleon versprochen, daß am Ort der Landung mindestens dreihundert ihm ergebene Soldaten stehen würden. Er sah sich vergebens

nach ihnen um. Endlich näherten sich fünf Menschen: der Leutnant Aladenize und vier Begleiter.

„Aber wo sind die anderen, Herr?" fragte der Prinz erregt.

„Prinz", entgegnete der Leutnant, „die anderen sind in Boulogne."

Das klang allerdings recht zweideutig. Natürlich waren die anderen in Boulogne!

Montholon übernahm das Kommando der „Eroberungsarmee". Mit Blechrollen und Lederbeuteln voll Gold wurde der „Marsch" angetreten. Der hölzerne Adler wurde auf eine Stange gesteckt und vorausgetragen. Den lebenden Adler hatte man offenbar vergessen. Der Theatereffekt, der ihm zugedacht war — er sollte freiwillig auf dem Haupte des Prinzen Platz nehmen — erschien wohl bei der Ernüchterung überflüssig.

Parquin bildete mit zehn Mann den Vortrab. Er traf auf die Zollwache und hielt sie auf. Der inzwischen herbeigekommene Prinz zwang die Zollwächter, sich dem Zug anzuschließen. Unterwegs wurde noch einmal Halt gemacht und reichlich Burgunder getrunken. Dann ließ der Prinz zwei Fahnen mit den kaiserlichen Insignien entfalten und hielt noch einmal eine Ansprache.

„Meine Freunde! Der Augenblick ist gekommen, wo es gilt, den ersten Sieg zu erringen. Wir werden siegen, denn der Schatten meines großen Oheims wird mit uns sein. Der Name Napoleon hat stets gesiegt!

Freunde! bedenkt, daß jeder von Euch den unvergänglichen Ruhm haben wird, an meiner Seite Frankreich befreit zu haben! Die Nation wird Euch segnen, Eure Namen werden auf die Nachwelt kommen. Auf denn, Kameraden! Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!"

„Es lebe der Kaiser!" schrien die Leute.

Die Wache am Tore der Stadt versperrte den Weg. Es waren Soldaten des 42. Regiments. Aladenize eilte auf sie zu und sagte ihnen, der Neffe des Kaisers sei gekommen, um sich an ihre Spitze zu stellen und sie zu Sieg und Ruhm zu führen. Parquin trat hinzu und streckte seine mit Gold gefüllten Hände aus.

Umsonst. Die Soldaten rührten sich nicht.

Nun schlug man schnell den Weg zur Kaserne ein, die außerhalb lag. Ein Trupp Arbeiter begegnete dem Zug und blieb gaffend stehen. Man warf ihnen ein paar Hände Fünffrancsstücke zu und forderte sie auf, „Es lebe der Kaiser!" zu rufen.

Die Arbeiter hoben das Geld auf und gingen lachend weiter. Auch

die verteilten Proklamationen wurden achtlos wieder weggeworfen. Montholon wurde besorgt. Er sah in dieser Teilnahmslosigkeit eine schlechte Vorbedeutung:

„In dieser kleinen Stadt, wo die Soldaten mit den Bürgern in täglichem Verkehr leben, kann in den Gesinnungen beider kein wesentlicher Unterschied bestehen", meinte er.

Der Prinz bestritt dies. Wenn man die Garnison habe, komme es auf das Volk nicht mehr an. Persigny stimmte ihm bei.

Der phantastische Zug traf um fünf Uhr, beim Wecken, in der Kaserne des 42. Regiments ein. Aladenize ließ Appell schlagen. Die Unteroffiziere und Soldaten sammelten sich im Hof und stellten sich auf Befehl des Leutnants in Reih und Glied.

Louis Napoleon hielt eine kurze Ansprache und log, daß Lille, Tournay und andere Städte bereits die kaiserlichen Zeichen aufgepflanzt hätten. Gleichzeitig ließ er Proklamationen und Geldstücke verteilen. Offiziere eilten herbei. An ihrer Spitze Kapitän Col Puygellier. Mesonan, der diesen gut kannte, erklärte ihm, was hier vorgehe.

„Kapitän", schloß er, „erklären Sie sich für uns und Ihr Glück ist gemacht!"

Der Kapitän zog den Säbel und wandte sich den Soldaten zu, um ein Kommando zu geben. Die Verschworenen umringten ihn und riefen fortwährend:

„Es lebe Napoleon! Es lebe Napoleon!"

„Aber wo ist er denn?" fragte Puygellier.

„Hier bin ich", sagte Louis Napoleon, dicht vor ihn hintretend. „Folgen Sie dem kaiserlichen Adler und Sie können meiner Dankbarkeit gewiß sein! Alles, was Sie fordern, soll Ihnen bewilligt werden."

„Nein", erklärte der Kapitän verächtlich, „ich halte Sie für nichts als einen unsinnigen Verschwörer. Verlassen Sie augenblicklich die Kaserne!"

Die Verschwörer richteten die Pistole auf ihn, um ihn zu schrecken. Der Kapitän blieb furchtlos.

„Werden Sie aus Verschwörern zu Meuchelmördern!" rief er. „Ermorden Sie mich, ermorden Sie einen Mann, der seine Pflicht getan hat!"

„Schießen Sie nicht auf den Kapitän!" sagte Aladenize zum Prinzen. „Ich muß für sein Leben haften."

„Ich bin der Sohn des Kaisers!" schrie Louis Napoleon.

„Laßt Euch nicht verführen!" entgegnete der Kapitän. „Es lebe der König! Es lebe Louis Philippe!"

Die Soldaten stimmten in den Ruf ein. Die Sache des Prinzen war verloren.

„Augenblicklich verlassen Sie die Kaserne!" forderte Puygellier den Prinzen noch einmal auf.

Dieser hob seine Pistole, zielte auf den Kapitän und drückte ab. Die Kugel verfehlte ihr Ziel und traf einen Grenadier, der tödlich verwundet niederstürzte.

Erbittert warfen sich die Soldaten jetzt auf die Verschwörer, welche die Flucht ergriffen. Der Generalmarsch wirbelte. Das Militär, die Nationalgarde, die Gendarmerie griff zu den Waffen.

Nun eilte der Prinz mit seinen Getreuen durch die „große Straße" zur Napoleonssäule. Im Zeichen dieser Säule hoffte er noch alles zu retten. Lombard stieg hinauf und pflanzte die kaiserliche Fahne auf.

„Ich bleibe auf französischem Boden", rief der Prinz am Fuße der Säule stehend, „tot oder lebendig!"

Als er jedoch von allen Seiten Nationalgardisten und Gensdarmen herbeikommen sah, floh er doch lieber an den Strand nach Wimereux. Das Schiff war nicht mehr zu sehen. Der vorsichtige Kapitän hatte wohl wenig Vertrauen in seine merkwürdigen Gäste gehabt und es daher vorgezogen, sich auf hoher See unsichtbar zu machen.

Alles sprang jetzt in den einzigen Kahn, der noch vorhanden war. In diesem Augenblick prasselte eine Salve auf die Flüchtlinge. Der ehemalige Militärintendant Faure und der polnische Graf Dunin wurden getötet, der Oberst Voisin schwer verwundet. Das Feuer war von einer Abteilung Nationalgarde abgegeben worden.

In der furchtbaren Verwirrung schlug der Kahn um und die ganze Verschwörung fiel ins Wasser, buchstäblich und sinnbildlich gesprochen. Louis Napoleon bot alle Kräfte auf, um durch Schwimmen das hohe Meer zu erreichen. Er wäre jedoch sicher ertrunken, wenn ihn der Matrose Lallet nicht gerettet hätte.

Von diesem Lallet wurde später folgende Episode berichtet:

Lallet wohnte 1850 als armer Mann in einer Gemeinde des Departements Vogesen, Mattaincourt genannt. Ein Landpastor, dem die Stelle eines Almoseniers im Elysée versprochen worden war, beging die Unvorsichtigkeit, mit dem Präsidenten über Lallet und seine Lage zu sprechen.

„Wer ist das, Lallet?" fragte der Präsident.

„Monseigneur, es ist der Matrose, der Sie zu Boulogne aus dem Wasser gezogen hat", entgegnete der Pastor naiv.

Der Präsident wurde zornig, biß sich auf die Lippen und wandte dem Pastor den Rücken. Die Pforten des Elysée blieben ihm von diesem Tage an verschlossen.

Aber siehe die Moral der Geschichte:

Achtzehn Monate später erhielt Lallet die Einladung, sich nach Boulogne zu begeben. Dort fand er den Kaiser, der ihn vor der Menge umarmte und ihm versprach, für seine Zukunft zu sorgen.

Der Pastor hatte zu früh gesprochen. Während der Präsidentschaft war die Erinnerung an Boulogne gefährlich. Jetzt, da das Ziel erreicht war, konnte sich der Monarch erkenntlich zeigen, ohne sich lächerlich zu machen. Im Gegenteil: jedermann konnte die Dankbarkeit des Kaisers öffentlich bewundern.

Louis Philippe befand sich auf dem Schlosse d'Eu, als er von dem Putsch und seinem Zusammenbruch erfuhr. Ein Ministerrat unter dem König beschloß, die Verschwörer vor die Pairskammer zu bringen, die sich als Staatsgerichtshof konstituieren sollte.

Aus den Berichten des preußischen Gesandten nach Berlin geht auch hervor, daß das Dokument über die Absetzung der Regierung die darin benannten Persönlichkeiten belastete. Bei dem Fürsten Crouy-Chanel — der bei einem Komplott im Dezember 1839 eine besondere Rolle gespielt hatte — wurden angeblich Briefe gefunden, die Thiers, Pajol, Clauzel und Mauguin kompromittierten. Es unterlag jedoch keinem Zweifel, daß insbesondere der Ministerpräsident Thiers von Louis Napoleon einfach mißbraucht wurde.

Das Gericht setzte sich, merkwürdig genug, aus Bonapartisten zusammen: den Vorsitz hatte Pasquier, Expräfekt der ehemaligen kaiserlichen Polizei. Molitor, Daru, Déjean, Claparède, Exelmans folgten der Aufforderung, während Davous, Marmont, Lannes, Grouchy, Lauriston fern blieben, um sich die Peinlichkeit zu ersparen, über den Neffen ihres Kaisers zu Gericht zu sitzen. Die Verteidigung übernahmen Berryer und Favre.

Am 12. August wurden die Verschwörer aus der Festung Ham in die Conciergerie überführt. Louis Napoleon erhielt die selbe Zelle, in der ehedem der berüchtigte Fieschi, der Erbauer der Höllenmaschine, untergebracht worden war. Man stellte ihn mit diesem auf die gleiche Stufe.

Der Vater des Prinzen schrieb aus Florenz und beschuldigte die Regierung, seinen Sohn in eine Falle gelockt zu haben. Er fand es zudem empörend, daß man diesem ein Gefängnis zugewiesen habe, in dem

vorher ein gemeiner Mörder gewohnt habe. Es war ihm jedoch mehr um die Reputation seiner Familie als um die seines Sohnes zu tun.

Am 28. September standen die Verschwörer vor dem Pairsgericht. Noch bevor das Verhör begann, bat Louis Napoleon den Präsidenten um das Wort. Das bleiche Gesicht stach von dem schwarzen Frack mit dem Großadler der Ehrenlegion besonders ab. Die wohldurchdachte Rede wurde nicht frei gesprochen, sondern abgelesen:

„Zum ersten Male in meinem Leben ist er mir vergönnt, in Frankreich meine Stimme zu erheben und frei und unverhohlen zu Franzosen zu sprechen . . .

„Seit den fünfzig Jahren, wo das Prinzip der Volkssouveränität durch die gewaltigste der Revolutionen, die jemals in der Welt vorgegangen sind, geheiligt worden, ist der Wille der Nation niemals so feierlich erklärt, niemals durch eben so zahlreiche als freie Stimmen bestätigt worden, als durch die Annahme der Grundsätze des Kaiserreichs.

„Die Nation hat diesen großen Akt ihrer Souveränität niemals zurückgenommen und der Kaiser hat erklärt: Alles, was ohne diese Souveränität geschehen ist, ist ungesetzlich.

„Auch dürfen Sie nicht glauben, meine Herren, daß ich, indem ich der Bewegung eines persönlichen Ehrgeizes folgte, in Frankreich dem Willen des Landes entgegen eine kaiserliche Restauration habe versuchen wollen. Ich bin durch die erhabensten Lehren gebildet worden und habe die edelsten Beispiele vor Augen gehabt . . .

„Was mein Unternehmen anbetrifft, so wiederhole ich, daß ich keine Teilnehmer gehabt habe. Ich allein habe alles beschlossen. Niemand hat weder meine Pläne, noch meine Hoffnungen, noch meine Mittel gekannt . . .

„Ich vertrete ein Prinzip, eine Sache, eine Niederlage! Das Prinzip ist die Volkssouveränität — die Sache ist das Kaiserreich — die Niederlage Waterloo.

„Das Prinzip haben Sie anerkannt — der Sache haben Sie gedient — die Niederlage wollen wir rächen . . .

„Als Repräsentant einer politischen Sache kann ich eine politische Gerichtsbarkeit nicht als Richter meines Wollens und Handelns anerkennen. Es gibt hier weiter niemanden als einen Sieger und einen Besiegten. Wenn Sie die Männer des Sieges sind, so habe ich keine Gerechtigkeit von Ihnen zu erwarten und Großmut mag ich nicht."

Die Rede war eine oratorische Leistung. Ihre innere Unwahrhaftigkeit

nahm ihr jedoch jede Wirkung. Es wußte niemand von seinen Plänen! Er wollte nicht die kaiserliche Restauration!

Der Gerichtshof hörte gleichgültig zu. Die Galerie spendete keinen Beifall. Das souveräne Volk, dessen Sache hier angeblich vertreten wurde, war ohnehin spärlich erschienen. Im Justizpalast wurde der Prozeß gegen die berüchtigte Giftmischerin Madame Lafarge verhandelt. Dort waren die Galerien brechend voll. Hier im Luxembourg hatten sich kaum ein Dutzend Personen eingefunden.

Der Präsident schritt zur Vernehmung des Prinzen.

„Haben Sie den Soldaten des zweiundvierzigsten Regiments Geld angeboten, wenn sie ihre Fahnen verlassen und mit Ihnen marschieren wollten?"

„Nein. Man hat ihnen Geld angeboten. Wer es gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen."

„Haben Sie die Soldaten aufgefordert, mit Ihnen nach Paris zu gehen, und haben Sie ihnen Orden und Beförderungen angeboten?"

„Ich weiß nicht, ob dergleichen geschehen ist. Ich kann mich nicht darauf besinnen."

„Bleiben Sie darauf bestehen, keine Mitschuldigen gehabt und niemandem den Zweck Ihres Unternehmens offenbart zu haben?"

„Ich werde dabei beharren."

Der Präsident wandte sich zu dem Obersten Voisin.

„Angeklagter Oberst Voisin, sind Sie von dem Zweck des Unternehmens vor Ihrer Ankunft in Boulogne unterrichtet gewesen?"

„Ja", antwortete Voisin offen.

„Wer hat Sie davon unterrichtet?"

„Der Prinz Louis Napoleon Bonaparte."

„Und welches war dieser Zweck?"

„Die Wiederherstellung des Kaiserreichs."

Der Präsident wandte sich an Montholon.

„Sind Ihnen die Absichten des Prinzen bereits in London bekannt gewesen?"

„Ja."

„Auf wessen Veranlassung sind Sie nach London gegangen?"

„Ich hatte mich nach London begeben zufolge gewisser Mitteilungen, die mir Herr von Persigny gemacht hatte."

„Worin bestanden diese Mitteilungen?"

„In einem Schreiben des Prinzen, worin er die Absicht aussprach, nach Frankreich zu kommen, um die Franzosen von dem Drucke der

gegenwärtigen Regierung zu befreien und den Thron zu besteigen, den man durch die Verträge von 1815 ihm geraubt hat."

Der General Magnan berichtete über den Versuch einer Gewinnung seiner Person zu dem Putsch folgendes:

„Am anderen Tage, den 17. Juni — sechs Wochen vor dem Putsch — trat der Kommandant Mésonan, den ich abgereist glaubte, in mein Zimmer. Ich sagte zu ihm:

‚Kommandant, ich glaubte, Sei seien abgereist.'

‚Nein, General, ich bin nicht abgereist. Ich habe Ihnen einen Brief zu übergeben.'

‚Einen Brief? Und von wem?'

‚Lesen Sie, General.'

Ich bitte ihn, sich zu setzen und nehme den Brief; aber als ich ihn öffnen will, bemerke ich, daß er die Aufschrift trägt: A Mr. le Commandant Mésonan. Ich sage ihm:

‚Aber, mein lieber Kommandant, er ist ja für Sie, nicht für mich.'

‚Lesen Sie nur, General.'

Ich öffne den Brief und lese:

»Mein lieber Kommandant, es ist höchst notwendig, daß Sie sofort zu dem besagten General gehen; Sie wissen, er ist ein Mann der Ausführung und auf den man zählen kann. Sie wissen auch, daß es ein Mann ist, den ich mir eines Tages zum Marschall von Frankreich ausersehen habe. Sie werden ihm meinerseits 100 000 Francs anbieten und Sie werden ihn fragen, bei welchem Bankier oder Notar ich ihm 300 000 Francs auszahlen lassen soll, im Fall er sein Kommando verlöre.«

Ich hielt ein. Der Unwille erfaßte mich. Ich wandte das Blatt um und sah, daß der Brief von Louis Napoleon gezeichnet war. Ich gab den Brief dem Kommandanten zurück und sagte ihm, daß dies ein lächerlicher und verlorener Streich sei."

Der Kajütenbursche Hobbs von der „City of Edinburgh" sagte aus: „Ich habe in dem Zimmer viel Gold gesehen. Die Passagiere haben die ganze Nacht gegessen und getrunken. Ich mußte fortwährend Flaschen entkorken."

Der Präsident fragte den Kapitän des Schiffes:

„Haben Sie die Passagiere trinken sehen?"

„Übermäßig. Ich habe nie etwas Ähnliches gesehen", entgegnete er.

Anders antwortete der getreue Persigny:

„Ich gehörte dem Prinzen, ich war sein Soldat. Ich habe meinen Kopf hierher gebracht, ich habe nichts mehr zu sagen."

Berryer hielt schließlich eine glänzende Verteidigungsrede, in der er dem Gerichtshof bittere Wahrheiten sagte:

„Sie sprechen, meine Herren, von der Schwäche der Mittel, von der Armseligkeit des Unternehmens, von der Lächerlichkeit der Hoffnung auf Erfolg. Wohlan, wenn der Erfolg alles ist, dann werde ich Ihnen, die Sie Männer, die Sie sogar die ersten Männer des Staates und die Mitglieder eines großen politischen Körpers sind, sagen: Es gibt einen ewigen unvermeidlichen Richter zwischen jedem Angeklagten und dem, der ihn verurteilt. Ehe Sie daher einen Richterspruch fällen, sagen Sie vor diesem obersten Richter und im Angesicht des Landes, welches Ihren Ausspruch hören wird, sagen Sie, ohne Rücksicht auf die Schwäche der Mittel, und nur das Recht, die Gesetze und die Constitution ins Auge fassend, die Hand auf das Herz und vor Gott und vor uns, die wir Sie kennen, sagen Sie: Wenn sein Anschlag auch gelungen wäre, wenn er auch gesiegt hätte, so hätte ich dennoch das Recht geleugnet, in dessen Namen das Attentat von Boulogne unternommen wurde; ich hätte jede Teilnahme an dieser Macht verweigert; ich hätte sie nicht anerkannt; ich hätte sie zurückgestoßen! Diesen obersten Richterspruch lasse ich allerdings gelten und werde jeden als Richter anerkennen, der vor Gott und dem Lande aufstehen und mir sagen wird: Auch wenn dem Angeklagten sein Anschlag gelungen wäre, hätte ich sein Recht dazu dennoch geleugnet."

Weder die Rede des Angeklagten noch des Verteidigers vermochte irgendwelchen Eindruck auf das Pairsgericht zu machen. Das Urteil über den Hauptangeklagten war zweifellos durch den König vorweggenommen. Es durfte auf keinen Fall auf Todesstrafe lauten, da der König die geheime Macht des Bonapartismus mit Recht zu fürchten hatte.

Am 6. Oktober, nachmittags gegen vier Uhr, verkündete der hohe Gerichtshof: lebenslängliche Festungshaft für Louis Napoleon. Die übrigen Angeklagten erhielten fünfzehn, zehn und zwei Jahre Gefängnis. Aladenize, als einziger aktiver Militär, wurde zur Deportation verurteilt. Vier Angeklagte wurden freigesprochen.

Im Urteilsprotokoll lesen wir über Louis Napoleon im trockenen Amtsstil:

„In Anbetracht der unbestreitbaren Beweise fortgesetzt kindischen Wesens, tatsächlicher Unfähigkeit und vollkommenen Mangels an

Urteilskraft, welche Louis Napoleon mehrmals gegeben hat, weil man diese seine Taten voll größter Undankbarkeit und Treulosigkeit und ohne jedes moralische Empfinden nur dem jede freie Willensbestimmung ausschließenden Einfluß seiner eben genannten geistigen Defekte zuschreiben kann, möge der hohe Gerichtshof Louis Napoleon dazu verurteilen, daß er für den Rest seines Lebens als eine unschädliche Null betrachtet wird, nicht einmal wert, so gefürchtet zu sein wie der ungefährlichste Thronprätendent und Verschwörer der ganzen Welt. Aber im Hinblick auf die Dienste, die sein Onkel Napoleon Frankreich erwiesen, und auf die wissenschaftlichen Studien, die der Angeklagte durchgeführt hat, möge der hohe Gerichtshof nach mehr oder minder langem Aufenthalt des Rubrikaten in einer Heilanstalt oder in einem Erziehungsheim, was zur Reife der Vernunft des Rubrikaten und zum Abschluß seiner Studien nötig ist, und falls die Aufführung des Zöglings ihn dafür würdig erscheinen läßt, die königliche Regierung ersuchen, ihn zum Artillerieunterleutnant oder Unterpräfekten in Beaugency, Pontoise oder einem Ort ähnlicher Bedeutung zuerkennen."

Man behandelte den Prätendenten als armseligen, kranken Narren, der Mitleid verdiente und am besten in einer Heil- und Erziehungsanstalt untergebracht würde. Das „Journal des Débats" hatte geschrieben: „Narren tötet man nicht, man sperrt sie ein." Emile de Girardin hatte ihn in der „Presse" nur als „schlechte Karikatur" bezeichnet.

„Jede Strafe wird ihm gesund und heilsam sein", sagte ein Staatsmann, „am besten aber handelte die Regierung, wenn sie den Verrückten ohne Umstände in ein Narrenhaus stecken ließe. Das bodenlos Lächerliche muß seine Sache gänzlich zugrunde richten".

Die Regierung hörte auf diese Stimme der öffentlichen Meinung und handelte danach. Dennoch beging sie einen psychologischen Fehler, das Urteil so hart ausfallen zu lassen. Damit machte sie aus dem, den sie zum Narren stempelte, einen Märtyrer.

Als Berryer dem Prinzen das Urteil überbrachte, sagte dieser:

„Sie scheinen traurig zu sein, Herr Berryer. Haben sie schlechte Nachrichten?"

„Verurteilt zu ewiger Haft, Prinz!"

„Zu ewiger Haft?" entgegnete er ruhig. „In Frankreich gibt es nichts, was ewig ist. Dieses Wort sollte aus dem Wörterbuch der Franzosen gestrichen werden."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

HAM

Feuchte, sumpfige Wiesen, tiefe, mit Schilf bedeckte Moräste, endlose Ebenen, von der Somme durchzogen, nur selten ein einzelner verkrüppelter Baum und darüber das freudlose Grau eines trüben Horizontes: — das war die Landschaft, aus der Schloß Ham verschlafen und verwunschen emporragte.

Aus der Ferne erschien es als eine ungeheure, dunkle Steinmasse, die von hohen, öden Wällen umgeben war. In der Nähe betrachtet, bildete es ein langes Rechteck mit gewaltigen runden Türmen an den Ecken. Die Mauern roh, kahl und verwittert. Vier Jahrhunderte hatten ihre Spuren darauf gezeichnet.

Die riesenhaften Fenster waren zugemauert. Nur kleine, vergitterte Öffnungen waren zu sehen. Luft und Licht konnten kaum durch sie eindringen. Die Luft war ohnehin mit Fiebern aus den Morästen geladen. Am westlichen Wall erhob sich ein hoher, viereckiger Turm mit Mauern, die sechsunddreißig Fuß dick waren. Über eine Zugbrücke gelangte man an eine schmale Eingangstüre, die durch die Mauern des Turmes in eine Art Vorhof mündete.

Der eigentliche Hof war erst durch ein weiteres schweres Tor zu erreichen. In ihm lag ein langes, kasernenartiges Gebäude, düster, feucht, kalt, ohne jeden architektonischen Reiz. Rechts eine niedrige, mit Eisen schwer beschlagene Türe, durch die man in das Innere der trostlosen Räume gelangen konnte.

Ein grauenhafter Steinsarg. Ein Sumpf, der jeden verschlang. Ein Klima, das jeden tötete.

Im Jahre 1830 war Schloß Ham von der französischen Regierung zum Staatsgefängnis bestimmt worden. Die Exminister Karls X., Fürst Polignac und seine Kollegen, wurden nach der Julirevolution hier gefangen gehalten. Und sie wären ohne Zweifel hier umgekommen, wenn die Ärzte im Jahre 1836 dem König Louis Philippe nicht erklärt hätten, daß er sein Gewissen mit einem vierfachen Mord belade.

Es ist sicher, daß der König mit Bezug auf Louis Napoleon weniger Bedenken trug. Es konnte ihm nicht nur gleichgültig sein, er wünschte es geradezu, daß dieser ständige Bedroher seiner bürgerköniglichen Ruhe am Sumpffieber zugrunde gehen möge.

Um Mitternacht des 6. Oktober, acht Stunden nach Verkündigung des Urteils, verließ ein Wagen unter starker Eskorte Paris und schlug den Weg nach der Picardie ein.

In dem Wagen saßen Prinz Louis Napoleon, Graf Montholon, Dr. Conneau und der Kammerdiener Thélin. Als ob sie den großen Korsen nach St. Helena zu begleiten hätten, so waren die drei Getreuen bereit, mit dem Prinzen die Haft zu teilen.

Am 8. Oktober trafen die Gefangenen in Ham ein.

Hier, in diesem zerfallenen Schloß des Konnetabel von Saint-Pol, sollte sich Louis Napoleon also auf „ewige Haft" einrichten. Er lächelte. Wenn man Louis Napoleon heißt, kennt man die Franzosen besser als wenn man sich Louis Philippe nennt und obendrein ein armseliger Bürgerkönig ist.

Es gibt Menschen, die, gewissen Pflanzen und Tieren gleich, im Sumpfe besser gedeihen als auf der festen Erde. Zu ihnen gehörte ohne Zweifel Louis Napoleon. Ob es der Sumpf der Natur oder der menschlichen Gesellschaft war, das war für ihn gleichgültig. Die dumpfe und faule Luft, die da und dort aus dem Moraste stieg, wirkte wie ein belebendes Element auf seinen Körper und seine Seele.

Zunächst war das Leben freilich keineswegs einfach.

Ein wahres Schreckenssystem wurde um ihn herum errichtet. Überall waren Geheimagenten, die ihn auf Schritt und Tritt überwachten. Selbst die persönlichsten Gegenstände unterlagen der genauesten täglichen Kontrolle. Der kleine Wall, der ihm für seine Spaziergänge zur Verfügung stand, wurde scharf beobachtet.

Auf die unablässigen Vorstellungen des Prinzen und Dr. Conneaus, der zugleich sein Arzt war, ließ sich Louis Philippe alsbald bestimmen, die Bedingungen der Haft zu erleichtern. Er konnte im Schloßhof herumreiten, erhielt einen kleinen Garten, und Thélin durfte sogar Besorgungen im Städtchen machen.

Ein Garten? wird man erstaunt fragen. Gewiß! War nicht Ham sein St. Helena? Und hat der Kaiser auf St. Helena nicht einen Garten bebaut?

Eines Tages unterhielten sich Montholon und Conneau mit dem Prinzen über St. Helena.

„Es hat den Anschein", sagte Conneau, „daß die Gebäude in Longwood zu Ruinen werden. Man kümmert sich um nichts."

„Die englische Regierung begeht da ein Unrecht", bemerkte der Prinz. „Ich habe die Absicht, sobald ich von hier weg bin, nach St. Helena zu gehen und das Wohnhaus Napoleons wiederherstellen zu lassen. Nicht wahr, General, dort unten ist ein Garten, in dem er selbst arbeitete?"

„Ja, diesen Einfall hatte der Kaiser", erwiderte Montholon. „Er ließ die Erde durch chinesische Kulis umgraben und er selbst harkte und säte. In seinem weißleinenen Anzug mit dem großen Strohhut konnte man ihn für einen Pflanzer halten."

„Ich will hier auch ein Stück Land bearbeiten. Im Fort, auf dem Wall ist Platz genug. Kommandant Demarle wird mir sicher die Bewilligung geben. Ich werde in Paris Sämereien bestellen."

In der Einsamkeit der Haft verstieg sich der Neffe bis ins Einzelne in die Rolle des Onkels.

Auch in seinem „Arbeitszimmer" umgab er sich bald mit Reminiszenzen aller Art, wie er dies aus Arenenberg gewohnt war. Auf dem Kamin, zwischen den Büsten des Kaisers und der Kaiserin, stand eine Stutzuhr mit vergoldetem Zifferblatt. An den Wänden hingen einige Kupferstiche und Miniaturen von Napoleon und Hortense.

Sonst enthielt der Raum einen Schreibtisch, Tisch und Stühle, Kommode und Kanapee und einen Wandschirm, der mit Karikaturen aus dem „Charivari" bedeckt war. Die Holzgestelle rechts und links waren mit Büchern und Journalen bis an die Decke angefüllt.

„Ich bin jetzt gut eingerichtet", schrieb er an Madame Salvage, „ich habe ein gutes Bett, weiße Vorhänge, einen runden Tisch und sechs Stühle. Sie sehen, ich habe alles, was ich brauche. Bis auf eines . . ."

Auch dieses Eine gewährte ihm die Großmut Louis Philippes.

Conneau hatte bereits im Jahre 1841 der Regierung ein Attest zugestellt, wonach es die Rücksicht auf die Gesundheit des Gefangenen erfordere, daß er eine Maitresse erhalte. Die Erlöserin nahte alsbald in Gestalt eines Mädchens — „la belle sabotière de Ham" — das erst dreiundzwanzig Jahre zählte.

Eleonore Vergeot, die Tochter eines Webers aus Estouilly, war um diese Zeit bei der Frau des Festungspförtners Renaud als Weißzeugnäherin und Plätterin beschäftigt. Sie wurde mit der Verpflegung des Gefangenen betraut. Man spielte ihm die Eroberung förmlich in die Hand. Ein junges, hübsches Mädchen mit blauen Augen und kastanienbraunem Haar weiß die Ehre zu schätzen, von einem Prinzen geliebt zu werden. Und ein Prinz vergißt nie, empfangene Wohltaten zu belohnen, wenn er einmal Kaiser wird.

Kurz: Eleonore Vergeot wurde 1858 mit Jean Pierre François Bure, dem Generalschatzmeister der Krone, verheiratet und ihre beiden Söhne, deren Vater der spätere Kaiser der Franzosen war, wurden gegraft und erhielten angemessene Pfründen.

Alexandre Louis Eugène Vergeot, am 25. Februar 1843 zu Ham geboren, wurde zum Grafen von Orex ernannt und rückte zum Gesandtschaftssekretär, Vizekonsul in Rosas, Konsul in Sansibar, Maire von Saint André de Saignaux auf. Er starb im Januar 1910 auf Schloß Castets (Pas de Calais).

Alexandre Louis Ernest Vergeot, am 18. März 1845 zu Paris geboren, wurde zum Grafen von Labenne ernannt, hielt sich mehrere Jahre in Puebla (Mexico) auf, wo er eine erste Ehe einging. Im April 1870 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er als Steuereinnehmer lebte. Er starb bereits im Februar 1882 zu Paris.

Eleonore Vergeot selbst starb im August 1886 zu Le Versinet (Seine et Oise). Sie hatte den Glanz und des Elend ihres Märchenprinzen erlebt.

Dem Kaiser Napoleon war es natürlich peinlich, an die Episode mit der „schönen Holzschuhmacherin" erinnert zu werden. Er hat seine beiden Sprößlinge wohl nie empfangen. Das geht aus einem Brief hervor, den der jüngere im Jahre 1870 an ihn schrieb:

„Lieber Vater, empfangen Sie mich in Ihren väterlichen Armen, damit ich wenigstens das Glück habe, Sie zu sehen und als ehrlicher Mann an Ihrer Seite zu leben. Wenn Sie mich lieben, wie ich Sie liebe, wird alle Kälte rasch überwunden sein. Ich wünsche, Sie die Vergangenheit vergessen zu machen und möchte, daß man sagt: Er macht seinem Vater Ehre und trägt seinen Namen mit Würde."

Der Augenblick für eine solche Liebeserklärung war sicher sehr schlecht gewählt, denn die Wolken zogen bereits schwer und drohend am Horizont des Kaiserreichs empor. Der Brief verrät uns jedoch, daß auch früher gewählte Augenblicke nicht besser ausgesucht waren. Die Festungszeit war für Louis Napoleon nicht nur erträglich, sie war für seine geistige Entwicklung schlechthin bedeutsam. Er bezeichnete Ham später als seine „Universität". Und in der Tat: hatte sich sein Leben bisher in einem verhältnismäßig großen Außenraum abgespielt — Frankreich, Deutschland, Schweiz, Italien, Amerika, England — so zwangen ihn jetzt die Verhältnisse, sich ganz dem geistigen Innenraum zuzuwenden. Er studierte jetzt wirklich und vertiefte seine Bildung und seine Kenntnisse.

Wer freilich glaubte, er werde über dem Studieren das Agitieren vergessen, der täuschte sich in seinem Charakter. Der Plan, eine Geschichte Karls des Großen zu schreiben, entsprang — wie bei seinem „Caesar" und „Napoleon" — der agitatorischen Vorstellung, die Wie-

deraufrichtung des Kaiserreichs durch ihn selbst aus der historischen Analogie abzuleiten. Nicht anders war es bei seiner Abhandlung über den Pauperismus oder bei den Fragmenten über die englische Geschichte, wie wir gleich noch sehen werden.

Er war unablässig bemüht, sich Ventile in die Außenwelt zu verschaffen. Er schrieb Briefe und Aufsätze, empfing Besuche und schickte seine Sendboten, und man muß es schon als großen Leichtsinn des Königs bezeichnen, dies alles ungestört geduldet zu haben.

Er schrieb an Lady Blessington, George Sand, Vieillard, Mocquart, Louis Blanc, Barrot, Laity, Ledru-Rollin, Bastide, Sismondi. Er gebärdete sich als Republikaner oder Antirepublikaner, je nach Bedarf. Vertrat der Bonapartismus nicht ebenso die Grundsätze der Volkssouveränität, wie der Monarchie? Unter seiner Feder wurde der Bonapartismus zu einem politischen Chamäleon, das immer die Farben zeigte, die gewünscht wurden.

„Der Triumph des Christentums hat die Sklaverei zerstört, der Triumph der großen Revolution die Leibeigenschaft, der Triumph der demokratischen Ideen die Armut", bekannte er gegenüber den Republikanern.

George Sand mißtraute ihm mit dem Instinkt der Frau:

„Gegen die Verführung, der wir durch Ihren Charakter, Ihre Intelligenz und Ihre Situation ausgesetzt sind, müssen wir uns wehren, indem wir sagen, wir werden keinen anderen Herrscher als das Volk anerkennen. Die Souveränität scheint uns unvereinbar mit der eines Einzelnen, nicht einmal die Personifikation des Volksgeistes in einem Manne würde uns das Recht dieses einen beweisen."

„Ich bin kein Republikaner", mußte er jetzt offen bekennen, „weil ich die Republik angesichts des monarchischen Europa und der Zersplitterung der Parteien für unmöglich halte."

Seine wahre Gesinnung brachte er in einem Brief an Lady Blessington zum Ausdruck:

„Mit dem Namen, den ich trage, bedarf ich der Dunkelheit eines Kerkers oder des Glanzes der Macht."

Er las täglich Zeitungen wie den „Moniteur", das „Journal des Débats", den „Constitutionel". Er konnte zu dem, was in Paris vorging, in den Blättern der Provinz ungestört Stellung nehmen, im „Progrès du Pas de Calais", im „Guetteur de Saint-Quentin", im „Journal du Loiret". Seine journalistische Tätigkeit war zeitweilig so umfangreich, daß er im „Progrès" des Herrn de George innerhalb zehn Tagen vier Leit-

artikel erscheinen lassen konnte, die offen oder geheim gegen die Regierung gerichtet waren.

„Erklären wir zum Schluß denen, die uns regieren: Ihr seid nicht die Männer des Friedens, denn Euch fehlt das Verständnis für ihn, noch habt Ihr die Fähigkeit, eines der großen Projekte zu verwirklichen, die zum Frieden führen! Ihr habt die Zukunft Europas gefährdet! Im eigenen Lande habt Ihr das Volk gespalten, im Auslande habt Ihr alle unsere Feinde durch das gleiche Gefühl des Mißtrauens und Hasses gegen uns, einander in die Arme getrieben!"

Das war die Sprache, die sich der Gefangene von Ham gegen die Regierung erlauben durfte, die den psychologischen Fehler beging, den Körper gefangen zu setzen und den Geist frei herumfliegen zu lassen. Mit dem Gegenteil hätte sie gewiß mehr erreicht.

Mit der Zeit häuften sich die persönlichen Besuche. Madame Gordon Archer, die Helferin von Straßburg. Hortense Lacroix, jetzt Madame Cornu, besorgte ihm die Bücher und kam oft im Wagen direkt nach Ham gefahren. Aus England Lady Hamilton, Lady Cramfort, Lord Malesbury, Sir Robert Peel. Aus Frankreich Dumas, Chateaubriand, Barrot, Berryer und Louis Blanc.

„Weil mich das Glück zweimal betrogen hat, wird sich mein Geschick um so sicherer erfüllen", sagte er zu Lady Hamilton.

Der wichtigste Besucher war ohne Zweifel Louis Blanc, der sozialistische Republikaner. Louis Napoleon beschäftigte sich intensiv mit den Lehren Fouriers, Proudhons und Saint-Simons. Er erkannte die Bedeutung der sozialen Frage, nicht um ihrer Lösung willen, vielmehr für seine ganz persönlichen Zwecke.

Das Proletariat war eine aufsteigende Klasse, die mit der Herrschaft der Bourgeoisie, wie sie das Bürgerkönigtum repräsentierte, am meisten unzufrieden war. Gelang es, den Arbeitern die demokratische, sozialistische, ja, sagen wir ruhig kommunistische Tendenz des Bonapartismus klar zu machen, so mußte Louis Napoleon in ihnen eine Hilfe finden, die mehr wert war als der Royalismus oder Klerikalismus. Der Zufall war den Plänen des Prinzen günstig. Louis Blanc, der immer Gelegenheit suchte, die Regierung anzugreifen, tadelte sie sehr heftig in seinem Journal, daß sie den Kaiserkandidaten den gewöhnlichen Gerichten des Landes entzogen habe. Damit wollte er keineswegs zum Ausdruck bringen, daß er für das Kaisertum sei.

Louis Napoleon las den Artikel in der „Revue du Progrès", hielt den Verfasser für einen brauchbaren Mann und lud ihn dringend

nach Ham ein. Blanc erwirkte die ministerielle Erlaubnis des Besuches. Bei den folgenden Unterhaltungen wies Blanc den Gefangenen auf den inneren Widersinn hin, das erbliche Kaisertum mit den demokratischen Staatsgrundlagen zu vereinigen. Die „napoleonischen Ideen" könne er sich nur als ein Kaiserreich ohne Kaiser vorstellen.

Louis Napoleon soll von dem ehrlichen Republikaner zu Tränen gerührt worden sein. Er beschloß, sich dem Sozialismus zuzuwenden. Später benützte er einen Brief Blancs als Empfehlung seiner sozialistischen Kandidatur bei der Pariser Arbeiterschaft!

Louis Napoleon wurde zum „Messias der arbeitenden Klasse" und sein „sozialistisches Evangelium", das er während der Gefangenschaft ausarbeitete, trug den verheißungsvollen Titel „Extinction du Paupérisme". Ausrottung des Pauperismus — welches arme Proletarierherz schlug da nicht höher? Hätte es nur die „Bekämpfung" oder die „Besserung" geheißen, so wäre die Wirkung nicht halb so groß gewesen. Aber „Ausrottung"? Das bedeutete, daß der Verfasser das Übel radikal beseitigen wollte, daß er es an der Wurzel faßte und diese ausriß.

Das Projekt ist interessant genug, um etwas näher betrachtet zu werden. Doppelt interessant im Hinblick darauf, was sein Schöpfer getan hat, als er die Macht in Händen hatte.

Es handelt sich um den Plan einer inneren Kolonisation, dessen Verwirklichung nicht nur die Aufhebung der Armut, vielmehr noch die Hebung des Reichtums zur Folge haben sollte. Der Staat sollte bestimmen, daß alle wüsten und unangebauten Ländereien Frankreichs, die auf 6 127 000 Hektar zu veranschlagen seien, an 25 Millionen Arbeiter als gemeinschaftliches Eigentum übergeben würden.

Um die Organisation in Gang zu bringen, solle der Staat sofort 300 Millionen Francs bewilligen und außerdem auf Jahre einen laufenden Zuschuß. Binnen zwanzig Jahren könnten die Ländereien kultiviert sein.

Dazu bemerkt der Verfasser ironisch, der Staat könne dies sehr gut, denn er gebe jetzt im Jahr 46 Millionen für die Polizei aus, „um das Eigentum zu schützen und zu rächen"; er opfere ferner jährlich 300 Millionen, um das Land unter Waffen zu halten; und er habe soeben 120 Millionen gefordert für die Errichtung neuer Gefängnisse. Das alles sollte also dann überflüssig sein? Unter der Herrschaft Napoleons III. verschlang die Armee jährlich mehr als 700 Millionen Francs und die mit 120 Millionen gebauten Gefängnisse erwiesen sich bereits im Jahre 1851 als viel zu klein!

Die Organisation bestehe in einem System von Ackerbaukolonien oder „Lagern", die über ganz Frankreich verteilt seien. Zunächst sollen die Arbeiter Unterkunft finden, die dieser Lebensweise den Vorzug geben oder bei der Privatindustrie keine Arbeit finden können. Das Eigentumsrecht verbleibe jedoch der Gesamtheit der französischen Arbeiter und alle sollen das Recht haben, in den Kolonien Aufenthalt zu nehmen, wenn es ihnen beliebe.

Diese Ackerbaukolonien könnten 206 400 Familien und 153 166 Arbeiter beschäftigen und ernähren. Der Nettogewinn dieser „Nationalarbeit" könne auf 816 072 522 Francs, 12 000 Stück Vieh und 37 Millionen neue Steuern berechnet werden.

Die Arbeiter in den Kolonien können die Ländereien auch pachten, zunächst zu acht Francs den Hektar und später, wenn der Boden viel „vorgetane Arbeit" enthalte, bis zu achtzig Francs. Schließlich könnten sie diese auch kaufen, und zwar zum dreiunddreißigfachen Ertrag des Pachtgeldes oder zu 2640 Francs den Hektar.

Der Verfasser bedenkt dabei allerdings nicht, daß dann die Armut bei sechs Millionen Hektar eine Schuldenlast von 15 440 000 000 Francs auf sich zöge!

Zur Verwaltung dieses kolossalen Eigentums würden die 25 Millionen Arbeiter sogenannte Vermittler, auch „prud'hommes", nach dem Verhältnis von eins zu zehn wählen, welche Unteroffiziersrang einnähmen. Die „prud'hommes" und die Arbeiter wiederum würden eine Anzahl Direktoren wählen, welche Offiziersrang erhielten und selbstverständlich bezahlt werden würden. Die Direktoren und „prud'hommes" würden Gouverneure der Kolonien wählen, welche den Oberstenrang bekämen. Diese Gouverneure endlich träten in unmittelbare Beziehung mit dem Minister des Innern und versammelten sich jährlich einmal zu Paris.

Die Arbeiter müßten Abzüge für eine Pension, für das Hospital und die sonstigen Wohltätigkeitseinrichtungen bezahlen. Sie würden mit ihren Familien in den Kolonien „auf das allereinfachste" unterhalten. Wohnung, Kleidung, Nahrung empfingen sie nach bestimmten Tarifen.

Das Resultat dieses großzügigen Projektes wäre dann die Ausrottung der Armut. Die arbeitende Klasse würde zu Eigentümern gemacht werden. Überdies entstünde ein Gewinn, der dem Projekt den Charakter einer „prachtvollen Kapitalanlage" gäbe und der von der physischen und moralischen Verbesserung der großen Masse des französi-

schen Volkes begleitet sein würde, denn „sie erhält einen Platz in der Gesellschaft angewiesen; ihre Interessen werden an die des Bodens gebunden; man hebt sie in ihren eigenen Augen".

Das Projekt schließt mit der Erwägung, daß nach Urbarmachung aller wüsten Ländereien Frankreichs, Zweigkolonien in Algerien angelegt, ebenso unbenutzt liegende Länderstrecken in Amerika angekauft werden sollten.

So würde aus der ehemaligen Armut Frankreichs ein Reichtum hervorgehen, der die ganze Welt beglückte!

Das phantastische, völlig indiskutable Projekt verrät unbewußt nur eines deutlich: daß die Arbeiter zu einer großen Armee — zu einer Art „levée en masse" — gemacht werden sollten, befehligt von Unteroffizieren und Offizieren, die wahrscheinlich durch ihre Gehälter den dürren Ertrag der mühsamen Arbeit aufzehren würden.

„Dieser kasernierte Drangsalsmensch", schrieb daher die ‚Sphynx' mit dreißig Centimes pro Tag und pro Kopf kauft stets neues Land an, für fünfzehn und eine halbe Milliarde Francs, und das ist das ganze Evangelium. Im Namen des ‚Sozialismus' ist viel an der gesunden Vernunft gefrevelt worden; aber solch ein Pasquill war dem Sohne der Hortense, dem kaiserlichen Prätendenten, dem zweimal arretierten, transportierten, wortbrüchigen Kaiserkandidaten vorbehalten."

Die Arbeiter vernahmen, daß sie „Eigentümer" am französischen Boden werden sollten, und sie richteten an den Verfasser eine Dankadresse, „der sich ihrer Sache auf so edle Weise" angenommen habe. Eine Deputation machte sich auf den Weg nach Ham.

Louis Napoleon hatte erreicht, was er bezweckte.

„Ein Beweis von Sympathie", sagte er, „der mir von Männern des Volkes zuteil wird, dünkt mir hundertmal kostbarer als jene offiziellen Schmeicheleien, welche von den Stützen der Regierungssysteme an die Gewalthaber verschwendet werden. Auch ich werde mich stets bemühen, diese Lobsprüche zu verdienen und im Interesse jener überwiegenden Mehrzahl des Volkes zu arbeiten, welche gegenwärtig weder politische Rechte noch eine gesicherte Existenz hat, obschon sie die anerkannte Quelle aller Rechte und aller Reichtümer ist."

Als Kaiser hat Louis Napoleon diese Worte auf seine Weise wahr gemacht: er hat sich nur mit Schmeichlern umgeben und die überwiegende Mehrzahl des Volkes um alle Rechte gebracht. Aber das Projekt hat seinen Sinn erfüllt: ein großer Teil der Arbeiterschaft gab die Stimmen für ihn ab, als er Präsident der Republik wurde.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aber nicht nur die Zukunft benützte er zu agitatorisch-demagogischen Zwecken, vielmehr auch die Vergangenheit. Versuchte die Abhandlung über den Pauperismus aus Frankreich ein utopisches Wolkenkuckucksheim zu machen, so bemühte er sich in den „Fragmenten zur englischen Geschichte", in der Maske Wilhelms III. von Oranien als — Napoleon III. aufzutreten.

„Während man in Paris die Asche des Kaisers vergöttert", schrieb er im Vorwort, „werde ich, sein Neffe, lebendig in einem engen Raume begraben. Ich lache aber über diese Widersprüche der Menschen und danke dem Himmel, daß er mir nach so vielen schweren Prüfungen wenigstens ein Gefängnis auf französischem Boden zum Asyl angewiesen hat."

Diesen Satz hatte er schon in dem Brief geschrieben, den er bei der Überbringung der Asche des großen Kaisers an die Zeitungen gesandt hatte und in dem er sich nicht scheute, den Toten selbst für ihn sprechen zu lassen:

„Sire! Der 15. Dezember ist ein großer Tag für Frankreich und für mich. Aus der Mitte Ihres feierlichen Zuges warfen Sie für einen Moment Ihre Blicke zu meiner traurigen Wohnung und, sich erinnernd der Zärtlichkeiten, die Sie mir in meiner Knabenzeit zuteil werden ließen, sagten Sie zu mir: ‚Freund, Du leidest für mich? Ich bin mit Dir zufrieden!'"

Diese reichlich abgeschmackte Apostrophierung ließ er dann doch aus dem Vorwort weg. Dafür benützte er die englische Revolution von 1688 um die kommende Revolution von 1848 (deren Datum er natürlich eher noch früher ansetzte) auszumalen, den Sturz der Stuarts mit dem Fall der Orléans gleichzusetzen und sich selbst in die Rolle Wilhelms III. hineinzusteigern.

„Wilhelm III.", schrieb er, „ging nach England mit folgendem Motto: Die Revolution, die ich mit meiner Armee herbeiführen werde, wird den Vorzug haben, daß sich der Wille des Volkes ohne Gefahr für das Land frei offenbaren kann. Ich werde eine Regierung stürzen, indem ich den Glauben an die Macht erhalte; ich werde die Freiheit ohne Störung fest sichern, wie die Macht ohne Zwang. Um mein persönliches Dazwischentreten in einem schweren Kampf zu rechtfertigen, werde ich den einen gegenüber mein Erbrecht, den anderen gegenüber meine Grundsätze geltend machen, doch werde ich nichts annehmen, was nicht aus dem freien Willen des Volkes hervorgeht, denn niemals drängt man einem großen Volke seinen Willen oder seine Persönlichkeit auf."

Ist es schon in diesen Sätzen unverkennbar, daß das Kostüm des Oraniers nur für seine eigene Rolle gedacht war, so scheute er sich nicht in den folgenden Sätzen seinen schauspielerischen Hang zu offenbaren:

„Auf Erden sind alle Menschen in größerem oder geringerem Grade Schauspieler. Jeder wählt aber seine Bühne und sein Publikum für sich und bietet alle von seinem Ehrgeiz aufgestachelten Kräfte auf, um den Beifall dieses selbstgewählten Parterre zu erwerben — gleich Alexander dem Großen, der an den Ufern des Indus an den Beifall der Athenensier dachte und diesen als den schönsten Lohn seiner Mühe betrachtete."

Der berühmte Romanschriftsteller Cooper erzählt eine kleine Reminiszenz von einem Maskenballe zu Florenz, die vielleicht deutlicher als alle psychologische Betrachtung das komödiantenhafte Wesen Louis Napoleons entschleiert:

„Der Herzog Charles Louis von St.-Leu (so nannte sich der zweitgeborene Sohn der Hortense) sagte im Verlaufe einer längeren Unterhaltung zu mir: ‚Die Welt ist wenig mehr als eine Maskerade. Schon als kleiner Knabe habe ich eine Maskerade gespielt, und zwar das erste Mal ohne Absicht. Während der wenigen Tage zwischen der Thronentsagung meines Vaters und der Einverleibung Hollands in Frankreich war ich Titularkönig von Holland und wurde als solcher eines Morgens, als ich eben im Begriffe war, mich über einiges Zuckerwerk herzumachen, aufgefordert, eine Deputation zu empfangen.

Während der Redner der Deputation vieles von den Tugenden des nunmehr vom Schauplatz abgetretenen Königs, meines Vaters, sprach, wirkte der Gedanke an die gezwungene Entbehrung des Zuckerbrotes so heftig auf mich, daß ich in lautes Weinen ausbrach. Die Herren der Deputation und sämtliche anwesende Höflinge überboten nun einander in Ausrufen des Entzückens über mein vortreffliches und weiches Gemüt, als sei es von der Liebe zu meinem Vater so sehr bewegt. Ich hatte aber meine erste Maskerade gespielt'."

So verherrlicht er immer nur sich selbst, wenn er in den Antithesen von Wilhelm spricht:

„Die Stuarts trachteten bloß nach dem Beifall einer Partei — Wilhelm dagegen suchte seinen Ruhm in dem Beifall der Nachwelt.

„Die Stuarts beriefen das Parlament, um es zu hintergehen — Wilhelm, um es zu überzeugen.

„Die Stuarts regierten durch Heuchelei und Ränke — Wilhelm durch Aufrichtigkeit.

„Die Stuarts sprachen fortwährend Besorgnisse aus, um ihre strafbaren Hoffnungen zu verhehlen — Wilhelm dagegen verkündete stets Hoffnungen, um die Furcht zu beschwichtigen.

„Während die von dem großen Haufen beherrschten Stuarts nur Verwirrung um sich her sahen, hatte Wilhelm bereits das Ziel erkannt, sich in die Kampfbahn gestürzt und die Menge angezogen."

Während er so versteckt Revolution predigte, verliefen seine Tage ziemlich gleich- und mittelmäßig.

Um sechs Uhr stand er auf, um bis zehn Uhr zu arbeiten. Dann frühstückte er in Gesellschaft mit Conneau und Montholon. Nach dem Frühstück ging er auf dem Wall spazieren oder stieg aufs Pferd. Das Tier machte kühne Volten auf den Mittelwällen und das Publikum von Ham bestaunte den Reiter. So hatte er wenigstens eine Bühne und ein kleines Parterre, das ihm Beifall klatschte.

Bald kehrte er ins Arbeitszimmer zurück, um sich in die Journale zu vertiefen. Zuweilen kam der Apotheker von Ham, mit dem er in einem Winkel chemische Experimente machte. Um fünf Uhr wurde gespeist. Den Abend verbrachte er mit Schachspiel oder Whist.

Am Sonntag kam der Pfarrer von Ham, um im Erdgeschoß die Messe zu lesen. Der Prinz nahm regelmäßig daran teil. Er machte durchaus den Eindruck eines guten Katholiken.

„Sie werde ich zum Bischof machen, wenn ich Kaiser bin", sagte er zu dem Pfarrer.

In der Tat erhielt der biedere Mann später einen Brief mit kaiserlichem Siegel, in dem ihm die Ernennung zum Bischof und Almosenier der Tuilerien mitgeteilt wurde.

„Ich werde Ihnen das in den Tuilerien zurückgeben", sagte er überzeugt zu einer Dame.

Er hat auch dieses Versprechen nicht vergessen, als er in die Tuilerien eingezogen war.

Der Gleichlauf der Tage wurde nur gestört, wenn fremde Besuche kamen. Als Barrot nach Ham fuhr, um dem Prinzen die Verlobung seiner Cousine Mathilde mit Demidoff mitzuteilen, war er sichtlich erschüttert.

„Das ist der letzte Schlag, der härteste, den mir das Schicksal zugedacht hat", sagte er zu Barrot.

Es war der Ausbruch ehrlicher Empfindung. Er liebte Mathilde noch

immer und glaubte, sie warte auf ihn. Einige Tage ging er nervös in seinen Filzschuhen über die Steinböden, sprach nicht, rauchte unaufhörlich Zigaretten und vermied es auch, auf den Wall zu steigen.

Manchmal erfaßte ihn die Lesewut. In seinen Regalen standen die Bücher wahllos durcheinander. Er hatte keinen literarischen Geschmack. Noch immer liebte er Rousseau und Chateaubriand. Von den Romanciers las er Balzac und Dumas. Von den Dichtern Hugo und Musset, die er jedoch beide nicht mochte. Lamartine verachtete er. Hatte dieser nicht bei der Heimkehr der Asche seines Onkels die frevelhaften Worte gesprochen:

„Diese Vergötterung eines Menschen erfüllt mich mit einiger Unruhe. Auf sein Grab soll man nur diese drei Worte setzen: ‚Für Napoleon allein'."

Die Kleidung des Prinzen war beinahe malerisch zu nennen: blauer Waffenrock mit goldenen Knöpfen, graue Hosen, rotes Käppi, braune Pantoffeln. Dazu das bleiche Gesicht mit der dunkeln Barttracht. Eine förmliche Palette.

Von den zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen, die er während der Jahre schrieb, hatte einer eine besondere Geschichte.

Gott weiß, wie man in Mittelamerika auf den Gedanken kam, der Gefangene von Ham müsse ein Ingenieur von besonderer Bedeutung sein. Jedenfalls kam eines Tages eine Abordnung nach Ham und überbrachte dem Prinzen den Antrag, die Oberleitung über den geplanten Kanal von Nicaragua zu übernehmen.

Louis Napoleon sah die Freiheit winken und nahm mit Freuden an, obwohl er wenig Ahnung hatte. Er schickte die Abordnung nach Paris, um seine Freilassung zu erwirken.

Louis Philippe witterte Hintergründe. Er lehnte ab:

„Der Gefangene mag in Ham bleiben und eine Broschüre schreiben, da kommen Sie besser weg, als wenn er selbst in Amerika wäre", sagte der König.

Also blieb der „Ingenieur" in Ham und schrieb eine Broschüre. Es ist sicher, daß Nicaragua besser dabei weg kam.

Als die Jahre vergingen, ohne daß der erhoffte Umsturz in Frankreich eintrat und auch sonst wenig Aussicht bestand, daß die ewige Haft irgendwie abgekürzt werden könnte, beschäftigte sich Louis Napoleon immer mehr mit dem Gedanken einer Flucht.

„Ich werde Ham nur verlassen, um es mit dem Friedhof oder mit den Tuilerien zu vertauschen", hatte er anfänglich stolz gesagt.

Dieser Stolz wurde nach und nach gebrochen. Jedes Mittel erschien richtig, wenn es zur Freiheit verhalf. Madame Gordon Archer arbeitete fieberhaft. Mit Conneau wurden allerlei Pläne erwogen. Der Vater Louis in Florenz wurde mobilisiert.

Es scheint sicher, daß das bevorstehende Ableben des Exkönigs Louis in Florenz von den Freunden des Prinzen benützt wurde, seine Freiheit zu erwirken. Jedenfalls ist es mehr als erstaunlich, daß der Gefangene zu Beginn des Jahres 1846 von dem Vater, der nichts mehr von ihm wissen wollte, einen Brief erhielt, in dem von dem Wunsche die Rede war, ihn noch einmal vor dem Ableben zu sehen.

Louis Napoleon schrieb sogleich an den damaligen Minister des Innern, Duchâtel, die Regierung möge ihm gestatten, den letzten Wunsch seines Vaters zu erfüllen. Mit feierlichem Ehrenwort verpflichtete er sich, sobald man es verlange, sich wieder in die Gefangenschaft zu begeben.

Die Regierung wußte den Wert eines feierlichen Ehrenwortes entsprechend zu schätzen und überließ daher dem König die letzte Entscheidung.

„Sire!" schrieb der Prinz an den König, „nicht ohne lebhafte Gemütsbewegung wende ich mich an Ihre Majestät, Sie um die Erlaubnis zu bitten, Frankreich auf kurze Zeit zu verlassen. Seit fünf Jahren hat das Glück, die Luft meines Vaterlandes einatmen zu dürfen, mich für die Qualen der Gefangenschaft entschädigt, das Alter und die Kränklichkeit meines Vaters aber rufen mich gebieterisch zu ihm ..."

Odilon Barrot unterstützte das Gesuch, aber der König sagte zu seinen Ministern:

„Auf das Wort des Prinzen gebe ich keinen Sou."

Er ließ dem Gefangenen mitteilen, daß er „in Anbetracht seiner kindlichen Liebe" nicht gegen die Reise nach Florenz sei, aber gewisse Bedingungen stellen müsse. Diese Bedingungen verlangten ein förmliches Gnadengesuch und Bürgschaften dafür, daß er während der Zeit der Entlassung die Ordnung des Staates nicht irgendwie störe.

Louis Napoleon spielte nun den tief Gekränkten, daß man es wage, an der „Heiligkeit seines Ehrenwortes" zu zweifeln, und er erklärte, „das Bürgschaftsverlangen sei für ihn so demütigend, daß er es vorziehe, in der Gefangenschaft zu bleiben, als sich durch Annahme dieser Bedingungen zu entwürdigen."

Louis Philippe hatte seinen Zweck erreicht: er hatte nicht Nein gesagt und der Vogel mußte doch in seinem Käfig bleiben.

Von diesem Augenblick an stand es bei Louis Napoleon fest, daß er nur durch Flucht Aussicht auf baldige Befreiung hatte. Er weihte Conneau und Thélin in den Plan ein.

Das Unternehmen schien mehr als toll. Er mußte an den beiden Polizisten Dupin und Issaly vorbei, den Hof durchschreiten, über die Zugbrücke und den Posten, sowie die Wache von dreißig Soldaten passieren. Nur ein glücklicher Zufall konnte hier überhaupt helfen.

Dieser glückliche Zufall stellte sich alsbald ein. Im Schlosse wurden bauliche Veränderungen vorgenommen. Arbeiter gingen aus und ein. Sollte er sich nicht als Arbeiter verkleiden und so unauffällig ins Freie gelangen können?

Die Arbeiter wurden früh, wenn sie kamen und abends, wenn sie gingen auf dem Hofe versammelt, gezählt, gemustert und untersucht. Am Tage, wenn sie bei der Verrichtung ihrer Arbeit die Festung verließen und wieder zurückkehrten, fand man eine Vorsichtsmaßregel für unnötig.

Auf diese Beobachtung wurde der Plan aufgebaut. Thélin besorgte aus dem Städtchen das Kostüm eines Zimmermanns, der den Namen Badinguet trug. Dieser Name sollte später noch in einem anderen Sinne historisch werden.

Am 23. Mai erschienen mehrere Engländer, die der Prinz von London her kannte. Unter den Besuchern soll sich in männlicher Kleidung Madame Gordon Archer befunden haben.

Der Prinz unterhielt sich mit seinen Besuchern in völliger Unbefangenheit, erkundigte sich über Menschen und Ereignisse in London. Niemand, außer den Vertrauten, ahnte wohl, daß London wieder sein Ziel sein werde.

„Apropos", warf er wie zufällig ein, „da fällt mir plötzlich ein, daß übermorgen mein Kammerdiener in meinem Auftrage eine kleine Reise machen muß. Es hält aber immer schwer für ihn, Postpferde zu bekommen. Wollen Sie mir Ihre Pässe leihen, damit Thélins Reise keine Hindernisse erfährt?"

Die Engländer liehen ihm selbstverständlich ihre Pässe.

Am 25. Mai erhob sich Louis Napoleon bei der Morgendämmerung, zog ein Hemd aus grobem Leinen an, blaue Hose, vielfach geflickt, blaue Bluse, von Schmutz und Kalk starrend. Dann schnitt er den Bart ab, bestrich Gesicht und Hände mit Pulver und Kalk, setzte eine schwarze Perrücke auf, schlang ein buntes Tuch um den Hals, band eine schmutzige Schürze um und drückte eine alte Mütze ins Gesicht.

Als es sieben Uhr schlug, erschienen die Arbeiter im Hof. Thélin stand im Reisekostüm unter ihnen und erzählte, daß er auf einige Tage verreisen müsse. Er habe ein paar Flaschen Wein für sie bereitgestellt. Ob sie gleich trinken wollten?

Natürlich war man gerne dabei, obwohl es bedenklich früh war.

Unterdessen eilte Thélin auf das Zimmer des Prinzen und rief:

„Es ist Zeit!"

„Ich bin ein Apostel, ich müßte eigentlich bleiben", sagte der Prinz, einen Augenblick zögernd.

Dann steckte er eine Pfeife in den Mund, nahm ein schweres Brett von den Bücherregalen auf die Schulter und schlurfte in Holzschuhen über die Treppe in den Hof.

Unter der Bluse trug er einen Dolch, denn er war entschlossen, „sich eher zu töten als nocheinmal in die Hände seiner Peiniger zu fallen und dazu die Lächerlichkeit eines in einer Verkleidung Erwischten zu ertragen".

Im Hofe schritt ein Offizier auf und ab, der ihn genau kannte. Wenn dieser ihm ins Gesicht blickte, war er verraten. Der Offizier hatte jedoch gerade einen Brief erhalten, dessen Inhalt ihn offenbar die ganze Umgebung vergessen machte. Jedenfalls sagte er später aus, daß er keinen Mann mit einem Brett auf den Schultern bemerkt habe.

Thélin unterhielt sich unterdessen mit dem Torwärter. Während sie scherzten und lachten, erhielt er fast einen Stoß mit dem Brett ins Gesicht. Dieses Manöver hatte Louis Napoleon mit größter Kaltblütigkeit berechnet, um auf diese Weise den Torwärter zu hindern, ihm ins Gesicht zu sehen.

„Verdammter Flegel!" schrie der Torwärter dem scheinbar unachtsamen Arbeiter wütend nach.

„Warum gibst Du nicht acht!" brummte der Prinz grob.

Der Torwärter wandte sich wieder dem Diener zu und beklagte sich über die Rücksichtslosigkeit der Arbeiter. Wenn der Kerl zurückkomme, werde er ihm schon eine Lehre erteilen.

„Man muß diesen Burschen schon etwas nachsehen", sagte Thélin lachend. „Wenn er indes wiederkommt, kann eine gute Lehre nicht schaden."

Der Torwärter verstand die zweideutige Bemerkung nicht. Er verabschiedete sich von dem Kammerdiener und wünschte ihm glückliche Reise.

Nun war noch die letzte Schildwache zu passieren. Hier hätte leicht

ein kleines Vorkommnis verhängnisvoll werden können. Louis Napoleon erzählte später selber darüber.

„Ich fühlte mich so gut verändert durch diese Verkleidung, daß ich beim Passieren der verschiedenen Posten gar keine Aufregung empfand. Nur vor der letzten Schildwache fiel mir meine Pfeife aus dem Mund. Dieses Ereignis verursachte mir eine sehr unangenehme Empfindung. Aber blitzschnell machte ich mir klar, daß, wenn ich sie liegen ließ, dies wohl die Aufmerksamkeit des Postens erregen könnte, da die Maurer doch nicht die Gewohnheit haben, ihre Pfeifen auf dem Werkplatz liegen zu lassen. Ich bückte mich also und hob sie langsam auf."

Draußen ging der verkleidete Prinz entlang dem Festungswall, durch die noch schlafende Vorstadt Saint-Sulpice, über die Landstraße, die nach St. Quentin führte, immer noch das Brett auf der Schulter. Vor dem Friedhof von Ham warf er endlich die Last ab, kniete nieder und sprach ein Dankgebet.

Bald rollte ein Wagen von Ham her über die Straße. Thélin hatte ihn am Abend vorher bestellt. Louis Napoleon sprang hinein. Dann begann er sofort mit der Umkleidung. Ein Stück um das andere flog auf die Straße. Aus dem Badinguet wurde ein vornehmer Engländer. Über St. Quentin, Beauvais ging die rasende Fahrt nach Valenciennes. In Paris bestiegen die beiden Engländer den Zug nach Brüssel. Von Ostende ging der Dampfer nach London. Am 28. Mai traf Louis Napoleon in seinem alten Asyl ein.

Unterdessen saß Conneau am Bett des Prinzen und hütete — eine Puppe. Er hatte sie aus Polstern bereitet.

Der Festungskommandant Demarle war ein gewissenhafter Mann, der täglich nach dem Gefangenen sah. Heute hielt ihn Conneau zurück. Den Finger auf dem Mund, sagte er mit leiser Stimme:

„Treten Sie nicht ein, er ist krank und schläft."

Der Kommandant glaubte es und ging. Als er zur Mittagszeit wieder kam, erzählte ihm Conneau eine kleine Geschichte. Der Prinz bedürfe eines langen Schlafes zur Genesung. Er habe ihm daher ein narkotisches Mittel gegeben.

Wieder ließ sich der Kommandant abhalten. Als er jedoch des Abends zum dritten Mal erschien und der schlafende Prinz immer noch nicht erwacht war, sagte er entschieden:

„Mein Herr, meine Pflicht verlangt, daß ich den Prinzen wecke und einige Worte mit ihm spreche. Ist das geschehen, so mag er schlafen, so lang er will."

Conneau protestierte als Arzt und machte den Vorschlag, es den Kommandanten wissen zu lassen, wann der Prinz erwacht sei. Der alte Offizier wies jedoch den Vorschlag barsch zurück und öffnete rasch die Türe des Schlafkabinetts.

„Mein Herr", rief Conneau, „ich mache Sie für die Folgen dieser Störung verantwortlich."

„Ich tue meine Pflicht und dem Prinzen wird es nicht schaden", beharrte der Kommandant.

Er schritt auf das Bett zu, in dem die leblose Puppe lag. Starr vor Schrecken schrie er:

„Herr, was ist das für ein Spiel? Der Prinz ist fort?"

„Sie sehen es, Herr Kommandant!" sagte Conneau gelassen.

„Wann ist er entflohen?"

„Heute früh um sieben Uhr."

Demarle sah ein, daß es zu spät war. Trotzdem setzte er, wie es seine Pflicht war, alles in Bewegung, ließ die Gegend, jeden Strauch und jedes Haus absuchen. Es war nichts zu finden. Auch die Telegraphen kamen zu spät.

Conneau kam günstiger davon, als er selber glauben konnte. Er wurde gefesselt nach Péronne gebracht, wo ihm der Gerichtshof eine Gefängnisstrafe von weiteren drei Monaten zusprach.

Der gewissenhafte Kommandant Demarle aber erhielt zwei Jahre später von dem Präsidenten der Republik die Ernennung zum Schloßgouverneur von St. Cloud mit den Worten:

„Sie haben mich so gut in Ham bewacht, daß Sie mich ebenso gut in St. Cloud bewachen werden."

LONDON

„Haben Sie ihn gesehen?" fragte Lord Malesbury den Attaché der französischen Gesandtschaft in London.

„Wen denn?" gab dieser gespannt zurück.

„Louis Napoleon! Gerade ist er in London angekommen."

Der Attaché sprang sogleich von der Tafel auf, um seinen Chef zu benachrichtigen.

Graf Flahaut lächelte. Er hatte bereits ein Schreiben des Flüchtlings erhalten, dessen Wortlaut er dem Attaché zur Kenntnis gab:

„Mein Herr Graf! — Ich erkläre dem Manne, welcher der Freund

meiner Mutter gewesen ist, aufrichtig und offen, daß ich, indem ich dem Gefängnis entflohen bin, durchaus nicht die Absicht habe, gegen die französische Regierung die Versuche zu erneuern, die sich für mich so verderblich gezeigt haben. Meine einzige Absicht dabei war, meinen greisen Vater wiederzusehen. Ehe ich den Entschluß der Flucht faßte, erschöpfte ich alle Mittel der Bitten, von der Regierung die Erlaubnis zu erhalten zu der Reise nach Florenz, und ich bot alle mit meiner Ehre nicht in Widerspruch stehenden Garantien. Meine Bitte wurde abgewiesen, und ich tat nun, was die Herzöge von Guise und Nemours unter der Regierung Heinrichs IV. unter ähnlichen Umständen taten. Ich bitte Sie, mein Herr, die französische Regierung davon zu unterrichten, daß meine Absichten durchaus friedliche sind, und ich hoffe, daß die vollkommen freiwillige Erklärung dazu dienen wird, die Gefangenschaft meiner noch im Kerker schmachtenden Freunde abzukürzen."

Gleichzeitig hatte Louis Napoleon an Sir Robert Peel einen Brief gerichtet und den Minister gebeten, seinen Einfluß bei der französischen Regierung für seine Freunde zu verwenden.

Ein dritter Schritt galt der toskanischen Gesandtschaft, um einen Paß nach Florenz zu erhalten. Der Gesandte weigerte sich, ihn auszustellen. Auch die englischen Minister lehnten das Ansinnen ab.

„Die französische Regierung", sagte ein hochgestellter Staatsmann, „hat dem Prinzen keinen Paß nach England ausgestellt, und wir werden einem erklärten Unruhestifter ebenfalls keinen Paß nach Frankreich oder einem seiner Nachbarländer geben."

Bei seiner Ankunft in London war Louis Napoleon im Hotel Brunsvig abgestiegen. Er hatte noch zwölf Louis'dor und das reichte kaum einige Tage. Aber hatte er nicht Freunde genug in der höchsten und in der niedrigsten Gesellschaft Londons? Das sollte seine geringste Sorge sein!

„Das Glück", sagte der Prinz, „ist eine Kokotte, der man den Hof machen und große Aufmerksamkeit zuwenden muß, wenn man von ihr etwas erlangen will. Je mehr man sich den erklärten Günstlingen des Glückes nähert, desto mehr empfindet man auch den wohltätigen Widerschein ihrer Gunst."

Dieser Maxime getreu, fuhr er nach Gorehouse, um den Grafen d'Orsay zu besuchen. Der Herr Graf hatte allen Grund, gewisse Leute nicht zu empfangen, die ihn von Zeit zu Zeit mit Mahnungen aller Art beschwerten. Da der Prinz sich weigerte, dem Diener seinen

Namen zu nennen, ließ ihm d'Orsay ausrichten, daß er ihn, der recht verwahrlost aussah, nicht empfangen könne, wenn er seinen Namen nicht sage.

Louis Napoleon ahnte recht wohl die Gründe und beschloß, den Scherz zu Ende zu führen.

„Sage Deinem Herrn", gab er daher dem Diener zu verstehen, „daß ich Geschäfte halber gekommen bin, daß ich ihn auf jeden Fall sehen muß und daß ich nicht fortgehen werde, bis ich es getan habe."

„Wie sieht er aus?" hörte er den Grafen fragen.

„Wie ein Ausländer", sagte der Mann, „mit einem sonderbar aussehendem Munde und einem sehr starken Schnurrbart."

„Es ist Louis Napoleon!" rief d'Orsay erfreut aus, stürzte in das Vorzimmer und umarmte seinen alten Freund stürmisch.

Louis Napoleon schilderte ausführlich seine Flucht und ließ dabei durchblicken, daß er vollkommen mittellos sei.

„Das trifft sich sehr glücklich, Prinz", sagte der Graf und zog ein kleines Portefeuille hervor, „mein Bankier hat mich soeben mit einigem Gelde versehen und ich kann Ihnen etwas davon anbieten. Nehmen Sie diese zweihundert Pfund, die Sie zu Ihrer Einrichtung benötigen werden ... Machen Sie keine Umstände — unter Freunden bedarf es solcher nicht."

Louis Napoleon nahm das Geld trotz seiner schamhaften Geste recht beglückt und mietete in Bedford Street sogleich eine feudale Wohnung, um seine feudalen Freunde empfangen zu können. Er war schon früher ein gelehriger Schüler des Grafen d'Orsay gewesen!

Nun ließ er sich wieder im Salon der Lady Blessington sehen. Dort war er sicher, einer erlesenen Gesellschaft zu begegnen. Lady Bessington hatte mit dem Gefangenen von Ham einen Briefwechsel unterhalten. Sie schrieb Romane, die in der guten Gesellschaft viel gelesen wurden und jagte allen Abenteurern nach, um Stoff für diese zu erhalten.

Auch Louis Napoleon, der sich übrigens Graf von Arenenberg nannte, war für sie ein Abenteurer. Sie erkannte dies mit echt weiblichem Instinkt. Die phantastische Geschichte seiner Flucht war so recht dazu angetan, den Zug ins Abenteuerliche zu unterstreichen.

Es wird berichtet, daß der Prinz im Salon der Lady Blessington um diese Zeit zum erstenmal Eugénie von Montijo, seiner späteren Gattin, begegnet sei, die sich mit ihrer Mutter in London aufgehalten habe. Es ist aber wahrscheinlich, daß es Mathilde war, welche ihre Bekanntschaft erst viel später in Paris vermittelte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auch die Gerüchte, die damals auftauchten, Lord Palmerston sei in Wahrheit ihr leiblicher Vater, sind in den Bereich der Fabel zu verweisen. Eugénie war ihrem ganzen Charakter nach Spanierin. Allerdings stammte ihre Mutter, die Gräfin de Téba, aus einer schottischen Adelsfamilie. Das könnte manchen herben, männlichen Zug im Wesen Eugénies erklären.

Mit einer Empfehlung d'Orsays suchte Louis Napoleon den Lord Palmerston auf. Palmerston versicherte, daß die geglückte Flucht nicht nur seine Bewunderung, vielmehr die aller Kreise Londons errege. Ob er irgend etwas für ihn tun könne?

Louis Napoleon verriet, daß es sein geheimer Wunsch sei, eine angemessene Stellung in England zu finden.

Der Lord wurde nachdenklich.

„Wenn ich Sie recht verstehe, Monseigneur", sagte er nach einer Pause, „so wünschen Sie Ihren Zweck durch eine geeignete Verwendung im Staatsdienste zu erreichen."

„Ja, Mylord."

„Das ist unmöglich, Prinz, selbst wenn eine solche Verwendung nur eine indirekte wäre. Ich will Ihnen meine Gründe sagen. Unsere Institutionen, welche den Flüchtlingen aller Nationen die Küsten Englands öffnen, sind weise und menschenfreundlich, indem sie dem Staate zur Ehre gereichen, den Verfolgten Schutz und Sicherheit zu gewähren. Aber die selben Institutionen lassen es als höchst unpolitisch erscheinen und verbieten es, wichtige Stellen in der Armee oder auch nur minder wichtige in der bürgerlichen Verwaltung, Fremden zu übertragen. Es liegt hierbei die Ansicht zugrunde, daß Fremde, selbst aus Ländern, deren Verfassung auch nur um ein Geringeres weniger frei wäre als die unsrige, vor unseren Einrichtungen keine Achtung, keine Liebe fürs Volk und in den meisten Fällen wenig oder gar keine Anhänglichkeit an unsere Institutionen haben können. Ich gebe zu, daß diese Ansicht nicht überall zutreffend ist, aber ich bin nichtsdestoweniger außerstande, Prinz, in dieser Richtung etwas für Sie tun zu können. Denken Sie auf etwas anderes, und Sie werden mich gerne bereit finden, Ihnen nützlich zu sein."

Louis Napoleon begriff den Sinn der gewundenen Erklärung. Es war eine harte Zumutung an England. Im Grunde war er jedoch froh, die Rolle des Lebemanns spielen zu können und dabei gegen Frankreich zu konspirieren.

Auch die Bemühungen um einen Paß blieben weiterhin erfolglos. Ex-

könig Louis hatte ihm schreiben lassen, er habe sich nach Livorno bringen lassen, um eine Zusammenkunft zu erleichtern. Aber kein Mensch traute den Versicherungen und Beteuerungen des Prinzen.

Unterdessen traf die Todesnachricht aus Florenz ein. Am 25. Juli 1846, ein Jahrzehnt nach der Mutter, beschloß der Vater sein wechselvolles Leben, ohne den Sohn noch einmal gesehen zu haben. Louis war im Grunde seines Herzens ein gütiger Narr, der den Größenwahn seiner Brüder verschmähte und doch am Verfolgungswahn scheitern mußte.

Er wurde vorläufig in der Kirche Santa Catharina in Livorno beigesetzt. Im Jahre 1848 war es eine der ersten Handlungen seines Sohnes, die sterbliche Hülle in der Kirche von Saint-Leu-Taverny beisetzen zu lassen, neben Carlo Bonaparte, dessen Reste einst Louis aus Montpellier hatte überführen lassen.

Louis Napoleon unternahm noch einmal den Versuch, in England eine politische Rolle zu spielen. Er glaubte dies durch ein Eindringen in die Hofkreise zu erreichen. Aber kein Mitglied der königlichen Familie, am allerwenigsten die Königin Victoria selbst, wollte etwas von dem Abenteurer wissen.

Ein hochgestellter Staatsmann, den man anging, die Vorstellung des Prinzen bei der Königin möglich zu machen, erwiderte achselzuckend: „Für Abenteurer hat Saint James keine Tore."

Daß Saint James doch noch einmal seine Tore weit öffnen werde, um den Abenteurer von Straßburg und Boulogne als Kaiser von Frankreich nicht nur zu empfangen, sondern sogar glänzend zu empfangen — das gehört mit zu den Paradoxien der Weltgeschichte, die schon manchen Hintertreppenroman in Vordertreppenwirklichkeit verwandelt haben.

So blieb dem Prinzen kein anderer Weg, als das Doppelleben seines ersten Londoner Aufenthaltes getreu zu kopieren. An der Oberfläche spielte er den hohlen Dandy nach dem erlauchten Vorbild seines Freundes Alfred d'Orsay — der seinerseits wieder nur das erlauchte Vorbild eines Brummel kopierte — in Wahrheit aber schickte er nach wie vor die Agenten des Bonapartismus nach Frankreich, um das Gefüge des ohnehin morschen Staates Louis Phiilppes auszuhöhlen und zum Zusammensturz reifzumachen.

Es ist wahr, daß er sich diesmal vornahm, keinen Putsch mehr von außen zu inszenieren. Daraus den Schluß zu ziehen, daß er überhaupt auf verschwörerische Tätigkeit verzichtete und nur das Leben

eines Dandy führte, wäre jedoch mehr als naiv. Er verlor nicht einen Augenblick das Ziel seines Lebens: das Kaisertum, aus den Augen.
Die Berichte, die ihm aus Frankreich überbracht wurden, machten ihm klar, daß die Zeit besser für ihn arbeitete, als es das Risiko eines neuen Theatercoups vermocht hätte. Es genügte vollkommen, das unsichtbare Netz seiner Agenten immer dichter zu knüpfen und im übrigen etwas Geduld zu üben.
In den Zeitungen erschienen von ihm inspirierte „Briefe aus London", in denen schwarz und weiß zu lesen stand, er arbeite von früh bis spät, wie es sich für den Neffen des großen Kaisers und einen guten Republikaner gezieme. Dabei unternahm er lediglich eine neue Ausgabe seines Artilleriehandbuches.
Man brauchte nur einen Blick in seinen Salon zu tun, um sogleich aus der Atmospäre zu erkennen, womit er sich beschäftigte. Da thronte die Büste Napoleons von Canova. Da hingen die Portraits Josephinens und Hortensens. Da sah man die Orden des Kaisers aufgesteckt. Da flatterte die Schärpe aus der Schlacht bei den Pyramiden. Da lag der Ring, den der Papst dem Kaiser bei der Krönungszeremonie in Notre Dame angesteckt hatte und in den säuberlich eingraviert stand: „Napoléon Bonaparte et Josephine de Tascher". Da sah man die berühmte Reliquie Karls des Großen.
Auch das alte Gefolge kam nach und nach wieder zusammen: Persigny, Vaudrey, Montauban, Conneau, Thélin und Miß Gordon. Persigny schwirrte wieder wie eine Hummel geschäftig zwischen London und Paris hin und her, verteilte Gelder und Aufrufe: Napoleon ist groß und Persigny ist sein Prophet!
Im übrigen läßt sich wohl verstehen, daß ihm das fashionable Leben Londons sehr behagte. Sechs Jahre Gefangenschaft stauen die Kräfte einer ungeheuren Vitalität und lassen den Strom hemmungslos alle Ufer überschwemmen, wenn er endlich einen Ausgang gefunden hat. Die schöne Miß Howard hatte den etwas schwermütigen Kaiserträumer nicht vergessen. Hatte er ihr nicht versprochen, sie selbst dereinst zur Kaiserin zu machen? Freilich! Er versprach es vielleicht allen Frauen! Und doch ist eine schöne Illusion mehr als eine schöne Wirklichkeit!
Schön war Miß Howards Leben in den abgelaufenen sechs Jahren der Trennung ohne Zweifel gewesen. Sie hatte noch einige Zeit mit ihrem Partner Fitz-Roy die einträgliche Industrie des Spieles fortgesetzt. Aber dann hatte sie die Woge des Erfolges hoch geworfen und sie

war zur viel umworbenen Kurtisane der hohen Aristokratie geworden. Nachdem sie die Maitresse eines berühmten Rennstallbesitzers gewesen war, wurde sie von dem sagenhaft reichen Montoje-Martyn, einem Major der königlichen Leibgarde, auf das freigiebigste protegiert. An ihrer Tafel vereinigte sie die markantesten Persönlichkeiten der hohen Aristokratie. Man sah den Grafen d'Orsay, den Herzog von Beaufort, Lord Chesterfield und wenigstens ein Dutzend elegante Stutzer des high life.

Man rühmte ihre kostbare Einrichtung und ihre edlen Rassepferde. Man bewunderte sie im Hydepark wie auf der Jagd als eine der glänzendsten Reiterinnen. Man sah sie auf der Rennbahn und in den Modesalons. Kurz: sie war eine große Dame geworden, von hohen Herren bewundert, von boshatten Frauen beklatscht.

Und merkwürdig: diese schöne, reich gewordene, viel bewunderte Frau wartete sehnsüchtig auf den Gefangenen von Ham und legte ihm, als er sie wieder aufsuchte, ihren ganzen verschwenderischen Reichtum an Schönheit und Geld zu Füßen.

Waren es die Seelen der Parvenus, die sich einstmals gefunden hatten und nun wiederfanden?

Die Freude des Wiedersehens sollte für Miß Howard, die in Dingen der Liebe gewiß großzügig zu denken gewohnt war, rasch getrübt werden. Der Prinz verliebte sich bald nach seiner Ankunft in eine ebenso schöne wie reiche junge Dame von untadeligem Rufe, Miß Emily Rowles. Er bewarb sich ernsthaft um ihre Hand.

Sicher wäre es zu einer Heirat gekommen, wenn die Verlobte nicht rechtzeitig von der Existenz der heimlichen Geliebten erfahren hätte. Den Vorurteilen der englischen Gesellschaft verdankte es Miß Howard, daß die Verbindung gelöst wurde.

Im Grunde seines Herzens war Louis Napoleon froh, daß die Verbindung nicht zustande kam. Sie hätte ihn ja gezwungen, ebenso sein politisches Ziel wie seine erotischen Neigungen aufzugeben. Auf beides hätte er aber niemals verzichten können.

So konnte er ungestört sein tolles Treiben fortsetzen. Er trieb sich unter Schauspielerinnen und Tänzerinnen herum. Die Welt der Komödie — das war seine wahre Welt. Manches davon sickerte im Gesellschaftsklatsch durch und hatte später noch einige Folgen.

Als er sich nämlich 1848 um die Präsidentschaft der französischen Republik bewarb, wurde er von der Pariser Presse wegen seiner Ausschweifungen in London heftig angegriffen. Man bestritt dem

Don Juan das Recht, ehrenwerter Präsident einer Republik zu sein. Man nannte ihn einen „Adonis von vierzig Jahren", der ein „ganzes Gefolge von Maitressen" um sich habe. Zahlreiche Karikaturen zeigten ihn hinter den Kulissen der Theater und Zirkusse oder umgeben von englichen Tänzerinnen, die sich um seine Gunst stritten. Ja, man scheute sich nicht, ihn mit einer Tänzerin auf dem Schoße abzubilden, eine Flasche Champagner in der Hand haltend.

Dabei erzählte die Fama eine kleine Geschichte von einer Tänzerin, die durchaus geeignet ist, seine Würde als kommender Kaiser von Frankreich im allerbesten Lichte zu zeigen.

Eines Tages saß im Théâtre Français von Saint James ihm gegenüber die damals berühmteste Londoner Tänzerin Taglioni. Im Zwischenakt schickte Louis Napoleon seinen Adjutanten in ihre Loge und ließ ihr ausrichten, er würde sich sehr freuen, sie in seiner Loge begrüßen zu dürfen. Die Taglioni war stolz und ließ ihm erwidern, es würde für sie eine große Freude sein, den Prinzen in ihrer Loge zu empfangen. Die Begegnung fand trotz mehrfachem Hin und Her nicht statt, da beide Teile sich hartnäckig weigerten nachzugeben.

Die Londoner Jahre sind prall gefüllt mit Sensationen und Abenteuern. Alle menschlichen Höhen und Tiefen wurden wie im Amoklauf durchmessen. Gesellschaft, Club, Spielsaal, Rennbahn, Ball, Liebesaffären, Duelle, dunkle Geldgeschäfte und was dergleichen mehr zum Leben eines Snobs gehört. Nichts blieb unversucht und unberührt. Die Linie verlief ständig zwischen Halbwelt und Unterwelt.

Wie wenig jedoch der Abenteurer hinter allem Getriebe und Gehabe sein Ziel aus den Augen verlor, das bezeugt ein Brief, den er im Jahre 1847 an eine französische Freundin schrieb:

„In allen meinen Abenteuern bin ich von einem Prinzip geleitet worden. Ich glaube, daß von Zeit zu Zeit Menschen erschaffen werden, die ich schicksalhafte nennen möchte: in ihren Händen vereinigt sich das Geschick ihres Landes. Ich glaube, daß ich selber einer dieser Männer bin. Wenn ich mich täusche, mag ich nutzlos zugrunde gehen. Wenn ich aber recht habe, wird mich das Schicksal in den Stand setzen, meine Sendung zu erfüllen."

Die ganze Zweideutigkeit seiner Londoner Jahre offenbart sich nirgends klarer und eindeutiger als aus dem Tagesbericht Persignys, den dieser im Auftrag des Prinzen in die französische Presse lancierte:

„Der Prinz ist ein Mann der Arbeit und der Aktivität. Von sechs Uhr früh an ist er in seinem Kabinett, wo er, wenn nötig, bis zwölf Uhr,

der Stunde des Déjeuners, bleibt. Nach dieser Erholung, die nie länger als zehn Minuten dauert, liest er die Zeitungen und macht sich Aufzeichnungen. Um zwei Uhr empfängt er Besuche. Um vier Uhr geht er aus. Um fünf Uhr reitet er aus. Um sieben Uhr ist Diner. Und dann findet er noch Zeit, gewöhnlich mehrere Stunden am Abend zu arbeiten. Er kennt den übermäßigen Aufwand nicht. Von seinem ganzen Haus ist er am einfachsten gekleidet. Seit seiner frühesten Jugend verachtet er die Gewohnheiten eines verweichlichten Lebens und die flüchtigen Freuden des Luxus. Sein ganzes Geld ging auf in wohltätigen Handlungen, um Schulen und Asyle zu gründen, den Kreis seiner Studien zu erweitern. Physisch wie moralisch unermüdlich, streng, arbeitsam, ist der Neffe des Kaisers ein wahrer Römer der Republik."

Wozu alle diese Behauptungen, die kein Mensch kontrollieren konnte? Wenn er wirklich soviel arbeitete — was arbeitete er dann? Doch nur Dinge, die mit seinen geheimen Plänen in Verbindung standen. Also verriet der Tagesplan mehr als er verraten sollte.

Er kannte keinen Aufwand und Luxus? Er war von allen am einfachsten gekleidet? Aber er hatte eine luxuriöse Wohnung, gab prunkvolle Feste, trug Anzüge von Staub, Handschuhe von Jouvin, Schuhe von Sakoski, wie dies alle Snobs und Dandys taten.

Er verwendete sein ganzes Geld zu wohltätigen Handlungen? Wann hat er je Schulen und Asyle gegründet? Ergossen sich nicht alle Ströme Geldes, die oft reichlich flossen, für den Luxus oder die Verschwörung?

Die Tendenzmache ist mehr als durchsichtig. Man spekulierte auf den einfachen Mann, den Arbeiter. Ihm mußte der Prinz selbst als Vorbild der Arbeitsamkeit und Wohltätigkeit erscheinen. Er mußte in den Stand gesetzt werden zu sagen: Seht, es ist alles Lüge, was man über das tolle Treiben des Prinzen aus London berichtet.

Wenn Persigny aber in den gleichen offenen Briefen die Bemerkung einstreut, daß „im Antlitz des Prinzen der napoleonische Typ mit erstaunlicher Treue wiedergebildet ist", so steuert er mit dieser wenig geschmackvollen Unwahrheit auf das wahre Ziel los: auf die Restauration des Kaiserreichs.

Man erzählt aus dieser Londoner Zeit eine hübsche Anekdote.

Einmal begleitete Louis Napoleon eine Dame der Gesellschaft in die Gegend von Windsor. Man sprach über politische Dinge, auch über die Restauration vergangener Staatsformen.

„Mich interessiert weder die Vergangenheit, noch die Zukunft", sagte Louis Napoleon ironisch, „ich lebe ganz in der Gegenwart."
Die Dame aber hielt ihren Blick schwärmerisch nach rückwärts gewendet und führte ihren Begleiter zu einem nahen Walde, von dem sie ihm folgende denkwürdige Geschichte berichtete:
„Unmittelbar nach der Hinrichtung Karls I. wurden nach dem Befehl eines Unbekannten die Spitzen aller der prächtigen Bäume abgehauen, damit es scheinen möchte, als teilten sie das Schicksal ihres Königs. Allein um die Restauration im voraus zu versinnbildlichen, änderte die Natur sogleich das Werk des Zerstörers, indem sie ihre überreichen und treibenden Säfte durch die Stämme der Bäume trieb, bis die Bäume neue Kronen erhielten, viel üppiger und prächtiger als jene, welche abgehauen waren."
Louis Napoleon begann nun mit einem Male nachdenklich zu werden. War dieser Wald nicht Sinnbild seiner eigenen Träume? Wollte er das zerschlagene Kaiserreich nicht viel üppiger und prächtiger wiedererstehen lassen als es je gewesen war?
„Sie haben mich besiegt, Mylady", sagte er galant zu der Dame. „Vergangenheit und Zukunft sind doch weit interessanter als unsere häßliche Gegenwart."
Er blieb sich in allen Situationen bewußt, der Neffe des großen Kaisers zu sein.
Einmal gab der britische „Club der Marine" ihm zu Ehren ein Diner. Er konnte nicht umhin, eine Ansprache zu halten. Wie sollte er seinen Gastgebern eine Schmeichelei sagen, ohne dabei die Würde einzubüßen, der Neffe des selben Kaisers zu sein, der in England seinen größten Feind sah?
„Meine Herren", sagte er in seiner kurzen Rede, „ich spreche hier nicht von Ihren kriegerischen Taten, denn alle Ihre ruhmreichen Erinnerungen bilden für mich Gegenstände der Tränen. Aber ich spreche mit Freuden von dem schöneren und dauernderen Ruhm, den Sie errungen haben, indem Sie Tausenden von barbarischen Völkern und in die entferntesten Länder die Zivilisation brachten."
Er hatte sich glänzend aus der Affäre gezogen.
Nicht minder großes Geschick bewies er in der Angelegenheit eines Duells mit dem Grafen Léon, einem natürlichen Sohn Napoleons I., der ja blutsmäßig dem Kaiser näher stand als er selbst.
Graf Léon war nach London gekommen wegen der Erbschaft eines Onkels des Kaisers, des Kardinals Fesch. Die Familie Bonaparte wies

ihn ab. Darauf schrieb er beleidigende Briefe an Louis Napoleon, die dieser zunächst unbeantwortet ließ. Als ihn jedoch ein englischer Oberst im Namen Léons neuerdings beleidigte, zögerte er nicht länger, diesen zu fordern.

Graf Léon hatte das Recht der Waffenwahl. Er entschied sich für den Säbel. Als der Kampf beginnen sollte, wünschte er die Pistole. Es kam zu Verhandlungen, die jedoch zu keinem Ende führen wollten. Schließlich erklärte sich Louis Napoleon mit dem Vorschlag einverstanden.

Als das Duell beginnen sollte, erschien die Polizei und verhinderte seine Ausführung.

Louis Napoleon hatte das Einschreiten veranlaßt, um sich nicht mit einem Abkömmling des Kaisers schlagen zu müssen!

Es ist niemals ganz aufgeklärt worden, welche Rolle Louis Napoleon bei der englischen Polizei gespielt hat. In den Verschwörerkreisen Londons stand er bei seinem zweiten Aufenthalt im Verdacht, daß er Spitzeldienste für die geheime Polizei leiste. Die Carbonari gingen ihm daher aus dem Wege.

Victor Hugo spricht in „Napoléon le Petit" davon und vergleicht ihn übertrieben mit dem berühmten Vidocq, dem Organisator des Geheimdienstes unter Louis Philippe.

Eugène de Mirecourt macht sich allerdings über seine Rolle als Polizist lustig und behauptet, nach angeblich sicherer Quelle, man habe ihn unter die „special constables" aufgenommen und ihm, da alle Stäbe verteilt gewesen seien, den dritten Teil eines—Besenstieles übergeben. Wahrscheinlich ist beides eines Übertreibung. Sicher scheint nur, daß er bei dem Charisten-Aufstand des Jahres 1848 eine gewisse Rolle als Constabler gespielt hat.

Darüber lesen wir bei Lucian Herbert in „Napoleon III.":

„Am zehnten April 1848 war London Zeuge eines eigentümlichen Schauspiels. Auf den Straßen drängte sich das Volk, die tausendköpfige Schar der Charisten zog nach Trafalgarsquare und, von da vertrieben, nach Kennington Common, um unter freiem Himmel zu beraten, was im Interesse der fünf Punkte, welche die Partei auf ihre Fahne geschrieben, zu geschehen habe.

Den Charisten auf dem Fuße folgten aber die Constabler.

Die Volksredner mochten sich und andere noch so sehr erhitzen — ihre Haranguen waren ebenso viele Schläge ins Wasser, denn sobald das Volk die ernsten Männer sah, welche mit ihren weißen Stäben

die wogende Volksmenge teilten, daß sie sich alsbald nach rechts und links verlief, kehrte ihm auch schon die volle Besinnung und das Rechtsbewußtsein wieder zurück.

Die Constabler schlugen am zehnten April durch ihre friedliche, bei aller Einfachheit imponierende Intervention die fünfzigtausend Charisten Londons in die Flucht.

Hier berührten sie den Redner, der auszuarten und revolutionär zu werden drohte, mit ihrem Stabe und der Fanatiker verstummte alsbald.

Dort stellten sie sich mit ihren kurzen Stecken, moderne Davids, einem heranstürmenden Volkshaufen entgegen, der nichts weniger beabsichtigte, als eine mit zehntausend Unterschriften bedeckte Sturmpetition dem Abgeordnetenhause auf einem gegen die Geschäftsordnung dieses Hauses verstoßenden Wege zu überreichen — und siehe da, der Haufen stob auseinander und als sich die einzelnen Elemente desselben wieder zusammenfanden, waren sie schon bedeutend abgekühlt und beschlossen, ihre Monstrepetition auf einem geeigneteren Wege zur Kenntnis des Parlamentes zu bringen.

Die Constabler ersetzten, kaum dreihundert an der Zahl, eine Armee — kein Soldat rückte aus, kein Trommelwirbel, kein Trompetensignal wurde gehört, die zwei Reiter, welche vor dem House Guards Schildwache standen, waren die einzigen Kavalleristen, welche die Regierung an dem bewegten Tage in den Sattel steigen ließ. Das Pflaster erdröhnte nicht unter der Wucht dahinrasselnder Kanonen — kein Belagerungszustand wurde proklamiert — die Männer mit den weißen Stäben machten und schlichteten alles — es gelang ihnen sogar, den furchtsamen Kaufleuten, welche bereits in der Angst vor einem ernsten Zusammenstoße ihre Läden zu schließen Miene machten, Zuversicht einzuflößen und sie zu bestimmen, nach wie vor ihren Geschäften nachzugehen.

Das Merkwürdigste an diesem Tage war aber, daß sich unter den Constablern, welche sich als solche freiwillig hatten in die Listen eintragen lassen, Louis Napoleon Bonaparte befand.

Der Revolutionär von Rom, Straßburg und Boulogne durchzog mit dem weißen Friedensstabe die Straßen von London und wirkte dahin, daß die Charisten die Ruhe von London in keine Gefahr brachten."

Diese harmlose Geschichte ist freilich keineswegs dazu angetan, die Rolle, die Louis Napoleon möglicherweise beim Geheimdienst gespielt hat, irgendwie zu beleuchten.

Er war ohne Frage skrupellos genug,, gegen Entgelt die selben Kreise zu bespitzeln, in denen er vorzugsweise verkehrte. Er kannte das Handwerk des Verschwörers besser als jeder andere. Daß ihm die Verschwörer mißtrauten, spricht sehr für die Annahme seiner Rolle.

Wie zahlreiche der besten Kriminalisten aus den Kreisen der Kriminellen selbst hervorgegangen sind, so stammen auch zahlreiche der besten Spitzel aus den Kreisen des Verschwörertums. Man könnte es beinahe als natürliches Gesetz bezeichnen, daß beides in einem komplementären Verhältnis zueinander steht.

Allein es gibt noch eine zweite Möglichkeit des Vergleiches.

Selten hat ein Herrscher mit so meisterhaftem Raffinement den Staat gegen das Verschwörertum gesichert wie dieser Verschwörer par excellence. Das System der „Mouchards" und des „schwarzen Cabinets" — der Überwachung aller mündlichen und schriftlichen Äußerungen — immunisierte das Zweite Kaiserreich nahezu vollkommen gegen das politische Verschwörertum.

In der Tat hat sich der Sturz Napoleons III. nicht von innen her — durch die Revolution — vielmehr von außen her — durch den Krieg — vollzogen. So gewaltig auch das revolutionäre Element im Innern war — ohne den Konflikt mit außen hätte die napoleonische Diktatur noch lange Dauer haben können, da ihr Herr und Meister das Instrument der Verschwörung virtuos beherrschte.

Der Schöpfer eines Polizeistaates ist immer ein zur Macht gelangter Anarchist. Er muß die An-archie vorbereiten, um die Mon-archie begründen zu können. Durch den coup d'état gelangt er dann zur Herrschaft, die Gewalt und Vergewaltigung bedeutet.

So mag zwar der Vergleich mit Vidocq, einem ehemaligen Räuber, reichlich übertrieben sein — er zeigt uns aber, rein psychologisch, den antinomischen Punkt, an dem der Kriminelle zum Kriminalisten, der Verschwörer zum Polizisten werden kann.

Im übrigen legt der Vergleich noch einen anderen Schluß nahe: nichts war schlimm genug, als daß man es Louis Napoleon nicht zugetraut hätte.

In all das bunte, vielfältige Wirrwarr von Abenteuer und Verschwörung drang plötzlich die Nachricht vom Sturze Louis Philippes. Obwohl die bonapartistischen Agenten selbst dazu beigetragen hatten, wurde der Bonaparte doch von der Plötzlichkeit überrascht.

Kein Zweifel — jetzt war der Weg für ihn frei. Republik? Pah, Republik! War sie nicht schon einmal der Weg zum Empire? Die

Geschichte tanzt im Kreise, man muß nur ihren Rhythmus kennen: Königtum — Republik — Kaisertum. Jetzt war das Königtum wieder gefallen. Die Republik im Anmarsch. Das Kaisertum natürliches Ende. Der Prinz befand sich gerade in Schottland bei seiner Cousine Lady Douglas, Herzogin von Hamilton, als die Nachricht ankam. Sogleich war er entschlossen, nach Paris zu fahren.

„Meine Pflicht, Mylady, ruft mich nach Paris", schrieb er rasch auf ein Billett. „Ich folge derselben. In weniger als einem Jahre werden Sie mich an der Spitze der französischen Regierung sehen. Leben Sie wohl!"

Die Herzogin vertrat dem Heißsporn den Weg.

„Ich reise, ich fahre nach Paris", rief er, „wo man die Republik proklamiert. Jetzt ist die Zeit für mich gekommen, Herr zu sein."

Lady Douglas machte ein wenig zustimmendes Gesicht.

„Sie haben keinen Glauben an mich, aber Sie tun unrecht. Schon heute lade ich Sie zu mir ins Elysée ein", sagte er halb erzürnt, halb prophetisch.

Die Herzogin lachte laut auf. Dann streckte sie ihm die Hand zum Abschied hin und sagte beinahe voll Mitleid:

„Sie träumen wie immer, mein Vetter!"

DER PRÄSIDENT

REPUBLIK

Am 24. Februar 1848, morgens gegen halb elf Uhr, versammelte sich die königliche Familie, ihrer täglichen Gewohnheit folgend, in der Dianengalerie der Tuilerien zum Frühstück.

Der König zeigte eine heitere Miene, denn er fühlte sich nach den aufregenden Tagen wieder ganz sicher, seit er Thiers zum Ministerpräsidenten berufen und dessen Forderungen ohne Einschränkung bewilligt hatte. Guizot gefallen, der verhaßte Odilon Barrot im Ministerium, die Befugnisse des Marschalls Bugeaud eingeschränkt: — nun konnten alle Wünsche der unzufriedenen Pariser Bevölkerung erfüllt werden.

Selten hatte dem König ein Frühstück so gut geschmeckt. War er nicht der gute Bürgerkönig, der die Wünsche seiner Bürger immer erfüllte? Daß freilich hinter dem Bürgertum das Proletariat die blutrote Fahne schwang, das war ihm eigentlich unverständlich. Nun, das mußten die Herren Thiers und Barrot besser wissen als er. Die Hauptsache war die gute bürgerkönigliche Ruhe.

Mit einem Mal ging die Türe zum Dianensaal auf und drei sehr aufgeregte und sehr blasse Herren traten ein. Es waren die beiden Deputés Rémusat und Duvergier de Hauranne, gefolgt von einem Ordonnanzoffizier. Sie wünschten den Herzog von Monpensier dringend zu sprechen.

Der Prinz erhob sich und machte eine beruhigende Geste. Der Königin kam die Sache jedoch nicht ganz geheuer vor. Sie veranlaßte den König, sich ebenfalls an die Herren zu wenden.

„Sire", sagte Rémusat, „Ihre Majestät wissen wohl nicht, was eben vorgeht?"

„Nein. Was geht denn vor?" fragte der König erstaunt.

„Nun, kaum dreihundert Schritte von den Tuilerien entfernt läßt sich die Kavallerie von dem Volke die Säbel aus den Händen reißen und die Infanterie überliefert ihm die Gewehre."

„Aber das ist ja unmöglich!" rief der König aus.
„Ich bitte um Verzeihung, Sire, ich habe es selbst gesehen", bemerkte der Ordonnanzoffizier.
Louis Philippe verließ in Begleitung seiner Familie sogleich den Saal und lenkte seine Schritte nach seinem Kabinett.
„Sire", sagte die Königin bestimmt, „steigen Sie zu Pferde, zeigen Sie sich den Truppen und sterben Sie, wenn es sein muß! Ich und Ihre Kinder werden von dem Balkon der Tuilerien Ihnen mit den Augen folgen."
Der König legte sofort seine Uniform an und stieg, von seinen Söhnen und einigen Stabsoffizieren begleitet, zu Pferde. Er musterte die Truppen, welche den Tuilerienhof und den Carrouselplatz besetzt hielten. Es waren zwei Bataillone Nationalgarde dabei.
„Es lebe der König!" riefen Infanterie und Kavallerie.
„Es lebe die Reform!" schrien die Nationalgardisten.
Der König kehrte zurück in den Palast. Der doppelte Ruf ließ die Spaltung erkennen. Soviel wurde ihm klar.
Schon erschien auch Thiers wieder und erklärte, nicht länger Ministerpräsident bleiben zu können. Er hatte das Amt vor kaum zwölf Stunden übernommen. Die letzte Möglichkeit, den Thron zu retten, sei die Betrauung Odilon Barrots. Das hieß, den Teufel mit Beelzebub austreiben!
Willenlos nahm Louis Philippe die Feder zur Hand, um die Ernennung Barrots zum Ministerpräsidenten zu unterzeichnen. Aber schon begannen die Fenster der Tuilerien unter dem Feuer der Musketen zu zittern.
Emile de Girardin, der Direktor der „Presse" und Deputé der Opposition, kaum aufgeregt hereingestürzt und zeigte dem König ein gedrucktes Plakat, auf dem das Wort Abdankung hervorstach:

„Bürger von Paris!
Abdankung des Königs.
Regentschaft der Herzogin von Orléans.
Auflösung der Kammer.
Allgemeine Amnestie."

„Sire", sagte Girardin, „was stehen Ihre Majestät im Begriff, hier zu unterzeichnen?"

„Ich unterzeichne die Ernennung des Herrn Barrot zum Premierminister", entgegnete der König umständlich.

„Das ist zu spät, Sire, das ist zu spät! Das Volk begnügt sich nicht mehr mit einer Veränderung des Ministeriums, es verlangt die Abdankung des Königs."

Der König blickte seinen ungerufenen Ratgeber erstaunt an. Begriff dieser nicht, daß dies der Untergang der Juli-Dynastie war?

„Sire", fuhr Girardin fort, „zögern Sie keine Minute, es steht alles auf dem Spiele!"

„Danken Sie ab, Sire, danken Sie ab!" rief der Herzog von Montpensier eifrig dazwischen.

„Nun gut", sagte der König resigniert. „da Ihr es alle wünscht, danke ich ab."

Kaum hatte er diesen Satz ausgesprochen, als Girardin mit seinem Plakat schon auf der Straße war und dem Volk die Absicht des Königs verkündete. In der Eile hatte er vergessen, die Unterschrift zu fordern. Das Volk zweifelte und der Kampf ging weiter.

In der Tat zögerte Louis Philippe, das verhängnisvolle Wort niederzuschreiben. Allein Bugeaud sagte beinahe im Ton des Befehls:

„Unterschreiben Sie, Sire! Es ist zu spät, die begangenen Fehler wieder gut zu machen."

Der König nahm umständlich die Feder, die ihm entfallen war, wieder in die mit seidenen Handschuhen geschützte Hand und schrieb langsam:

„Ich danke ab zugunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Ich wünsche, daß er glücklicher sei als ich.

Louis Philippe."

„Sire", rief der Herzog von Montpensier, dem es zu lange dauerte, „beeilen Sie sich! Beeilen Sie sich!"

„Ich kann nicht schneller schreiben."

Das Phlegma verließ den Bürgerkönig bis zum letzten Augenblick nicht.

Dann legte er Uniform und Orden ab und den Degen auf den Tisch. In einem einfachen schwarzen Frack reichte er der weinenden Königin den Arm:

„Kommen Sie, Madame. Wir müssen einem jüngeren Geschlechte weichen."

Mittlerweile waren zwei Hofwagen bestellt worden. Diese wurden

jedoch angehalten, als sie über den Carrouselplatz fuhren, und verbrannt. Nur durch die Vorsorge eines treuen Dieners waren zwei andere Wagen gerichtet. Das Paar verließ die Tuilerien für immer.

„Es lebe der König!" riefen wieder einige Soldaten.

„Es lebe die Reform!" schrie wieder die Menge.

Fast an der gleichen Stelle, an der das Haupt seines Vaters Philippe Egalité unter der Guillotine fiel, wurde Louis Philippe von der Masse bedroht.

Die Herzogin Helene von Orléans war mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, zurückgeblieben. Wenn die Dynastie der Orléans zu retten war, so konnte dies allein durch sie und ihre Söhne geschehen.

„Es ist Ihnen vielleicht die Rolle einer zweiten Maria Theresia beschieden", sagte der Deputé Dupin, der zu ihr geeilt war.

Die beiden Kinder an der Hand, trat die in Trauer gekleidete Herzogin vor die Deputierten.

„Meine Herren", begann Dupin auf der Tribüne, „Sie kennen die Lage der Hauptsadt. Die stattgehabten Manifestationen haben die Abdankung Louis Philippes zur Folge gehabt, welcher zu gleicher Zeit erklärt hat, er lege die Macht nieder und willige in die Übertragung auf das Haupt Seiner Königlichen Hoheit, Monseigneurs des Grafen von Paris unter der Regentschaft von Madame, der Herzogin von Orléans."

„Es lebe der König! Es lebe die Regentin!" rief es von verschiedenen Seiten des Saales.

„Meine Herren", fuhr Dupin fort, „Ihr Zuruf, das kostbarste Zeugnis für den neuen König und die Frau Regentin, ist nicht der erste, der sie begrüßt hat. Sie hat zu Fuß die Tuilerien, den Platz, die Brükken durchschritten, begleitet von ihren Söhnen, beschützt von der Nationalgarde . . ."

„Es ist zu spät!" unterbracht plötzlich eine Stimme.

„Ich erwarte", fuhr Dupin unbeirrt fort, „daß infolge der Abdankungsakte, die Herr Odilon Barrot wahrscheinlich überbringen wird, die Akklamationen, welche den Grafen von Paris als König der Franzosen und die Herzogin von Orléans als Regentin mit der Garantie des Nationalwunsches bis jetzt begleitet und in diesem Saale begrüßt haben, zu Protokoll nehmen läßt."

„Meine Herren", griff der Präsident ein, „nach meiner Meinung hat die Kammer durch ihre einmütigen Akklamationen . . ."

Weiter kam er nicht. Ein Tumult entstand von rechts und links. Zugleich wurde die bei der Tribüne befindliche Türe von bewaffneten Männern mit lautem Getöse eingeschlagen. Die Flut brach herein und bedrohte die Herzogin mit ihren Kindern.

Der Präsident schrie vergeblich nach Ruhe. Erst als sich der Dichter Lamartine erhob, wurde es still.

„Ich verlange", sagte dieser zum Präsidenten gewendet, „daß die Sitzung aufgehoben werde, aus dem doppelten Grunde des Respektes, den wir der Nationalversammlung und der erhabenen Fürstin schulden."

Der Präsident hob die Sitzung auf, bis sich die Herzogin und der „neue König" entfernt habe. Die Herzogin weigerte sich jedoch hartnäckig, die Kammer zu verlassen. Sie wußte, daß dann die Sache der Orléans verloren war.

„Wenn die Herzogin den Saal verlassen will", rief der General Oudinot mit mächtiger Stimme, „so wollen wir sie begleiten, wohin sie befiehlt. Verlangt sie zu bleiben, so bleibe sie und sie wird recht daran tun, denn hier wird sie durch unsere Treue geschützt werden."

In diesem Augenblick drangen neue Massen in den Raum. Der Tumult wurde immer größer. Der Deputierte Marie, der lange auf das Wort warten mußte, forderte schließlich eine „provisorische Regierung".

Ein ungeheurer Beifall toste durch die Rotunde. Jedermann wußte: „provisorische Regierung" bedeutete Übergang von der Monarchie zur Republik.

Odilon Barrot trat ein. Er hielt eine Rede gegen den Bürgerkrieg und sagte, daß die Julikrone auf dem Haupte eines Kindes und einer Frau ruhe. Er schwamm verzweifelt gegen den Strom.

Plötzlich erdröhnten die Türen des Saales unter neuen Schlägen. Wieder kam eine bewaffnete Rotte und machte Lärm.

„Keine Regentschaft! Es lebe die Republik!" schrien sie.

Bei diesem zum erstenmal ausgestoßenen Ruf: „Es lebe die Republik!" erhob sich der Abgeordnete der äußersten Linken Ledru-Rollin, bemächtigte sich der Tribüne und rief:

„Im Namen des bewaffneten Volkes, im Namen des Volkes, welches, was man auch tun möge, Herr von Paris ist, protestiere ich gegen die Art von Regierung, die man auf dieser Tribüne zum Vorschlag gebracht hat. Seit zwei Tagen schlagen wir uns für das Recht. Wohlan, wenn Sie noch Widerstand leisten, wenn Sie behaupten wollen, daß eine Regierung, die von dem Zorn des Volkes hinweggefegt wurde, noch

existiere, so werden wir uns aufs neue schlagen im Namen der Konstitution von 1791."

Der Redner schloß mit dem Antrag auf Errichtung eines Konvents.

Jetzt stand Lamartine wieder auf, sprach von der Regentschaft, aber auch von der Ehrfurcht vor dem Willen des Volkes und unterstützte schließlich selbst die Forderung einer provisorischen Regierung.

„Ja, das ist recht!" rief die bewaffnete Menge.

Lamartine wollte in seiner Rede fortfahren, als eine letzte Rotte bewaffneten Pöbels eindrang, auf die Galerien stieg, mit den Waffen klirrte und brüllte:

„Es lebe die Republik! Hinaus mit den Bestochenen!"

Die Herzogin wurde mit ihren Kindern durch eine Gruppe Deputierter verdeckt.

„Wo ist sie? Wo ist sie?" rief es von den Galerien. Und schon senkten sich die Musketen gegen sie.

Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren. Im Korridor geriet die Herzogin mit den beiden Kindern in die Fluten des schreienden Pöbels. Der Graf von Paris wurde ihr entrissen. Nur mit Mühe konnte verhindert werden, daß man ihn erwürgte. Der Herzog von Chartres war gefallen und fast zu Tode getreten worden.

Inzwischen hatte sich der Sitzungssaal bis auf die Extremen geleert. Man schleppte den Patriarchen der Revolution, den greisen Abgeordneten Dupont, der schon 1789 mitgemacht hatte, auf den Präsidentenstuhl und schritt zur Wahl einer provisorischen Regierung.

Dupont, Lamartine, Arago wurden ohne Widerspruch proklamiert. Über Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Crémieux entspann sich erst eine Debatte. Schließlich war man auch mit ihnen einverstanden.

„Gehen wir auf das Stadthaus!" sagte Lamartine, um die wilde Versammlung endlich auseinander zu bringen.

Dort zeigte es sich, daß eine andere provisorische Regierung bereits gebildet war. Man einigte sich jedoch, und so wurde der beim Fackelschein vor dem Stadthause wartenden Menge die Liste der einstweiligen Regierung Frankreichs vorgelesen.

Als man sie auch zu sehen wünschte, trat Lamartine auf den Balkon, um eine seiner glanzvollen Reden zu halten.

„Wir", schloß Lamartine, „wir sind die Männer, die sich Euch mit Leib und Seele gewidmet, die sich dem Triumph Eurer Sache ohne Rückhalt angeschlossen haben. Wir haben unsere Schiffe verbrannt, denn wir haben das Königtum gestürzt."

„Also seid Ihr wirklich eine republikanische Regierung?" fragte einer aus der Menge.

„Ja, aber eine provisorische republikanische Regierung. Die Sanktion Frankreichs muß vorbehalten bleiben."

„Frankreich — das sind wir. Alle Provinzen sind hier vertreten. Wir sind das Herz und der Kopf des Landes."

„Dann sei Gott gepriesen, der mir vergönnt hat, diese Sonne aufgehen zu sehen!" schloß Lamartine emphatisch. „Es lebe die Republik!"

„Es lebe die Republik!" widerhallte es einstimmig.

Die Posten, die in dieser Nacht ausgestellt wurden, erhielten die Parole: Freiheit, Gleichheit! Brüderlichkeit!

Die zweite Republik verschmolz sich mit der ersten.

Inzwischen hatte Louis Napoleon, wie wir sahen, den Sturz des Julikönigs von seinem Pariser Vertrauten erfahren. Er war sogleich entschlossen, das Chaos für seine Pläne auszunützen.

In Boulogne traf er sich mit Persigny, der ihm entgegengeeilt war. Als die beiden im letzten Augenblick noch den Zug erreichten, der sie nach Paris bringen sollte, fanden sie im Coupé den Marquis Arragon und den Herrn Biesta. Diese hatten den Herzog von Nemours auf seiner Flucht nach England begleitet.

Merkwürdiger Kreislauf: die Orléans flohen nach England, die Bonapartes kehrten nach Frankreich zurück.

„Glauben Sie, daß die Orléans noch Aussichten auf die Rückkehr haben?" fragte Louis Napoleon Herrn Biesta, den er von Ham her kannte.

„Warum nicht?" erwiederte Biesta. „Es sind unter den Orléans bei dem Volk beliebte Glieder, auf die sich ohne Zweifel die Augen richten werden, wenn die neue Regierung so viele Fehler macht, daß das Volk wieder die Geduld verliert."

„O, die neue Regierung wird solche Fehler vermeiden", sagte Louis Napoleon orakelhaft. Er war sich seiner Sache schon sicher.

In Amiens stellte sich heraus, daß der Anschlußzug nach Paris einige Minuten vorher abgefahren war. Das schien eine schlechte Vorbedeutung zu haben. Bald stellte sich jedoch das Gegenteil heraus. Dieser Zug entgleiste vor Saint-Leu und zwanzig Menschen kamen ums Leben.

Vielleicht wäre der Prinz bei den Toten gewesen. Aber das Schicksal hatte ihn für den Kaiserthron bestimmt.

Es blieb den Reisenden nichts anderes übrig, als in einem elenden

Wirtshaus zu warten, bis sie weiterfahren konnten. Louis Napoleon benützte die Gelegenheit, um an einem halb zerfallenen Tisch einen Brief an die provisorische Regierung zu schreiben, den er bei seiner Ankunft sofort absenden wollte:

„Meine Herren! Das heldenmütige Volk von Paris hat an einem Tage die letzten Spuren der Invasion der Fremdlinge von 1815 zerstört. Als Franzose eile ich aus der Verbannung herbei, um mich unter die Fahne der Republik zu stellen, die Sie proklamiert haben. — Ohne einen anderen Ehrgeiz als den, meinem Vaterland zu dienen, benachrichtige ich die Mitglieder der provisorischen Regierung von meiner Ankunft und versichere Ihnen die aufrichtigste Ergebenheit für die Sache, welche Sie vertreten, wie meiner Sympathien für Ihre Personen. Verfügen Sie über mich, wie über den geringsten meiner Mitbürger!

Louis Napoleon Bonaparte."

Jedes Wort eine Lüge! Wenn man schon von einer Invasion der Fremdlinge sprechen wollte, so waren dies doch die Bonapartes. Aber abgesehen davon, hatte Louis Napoleon weder für die Republik noch für deren Vertreter irgendwelche Sympathien, und als er das Wort vom „geringsten Mitbürger" schrieb, dachte er dabei an den — Kaiserthron!

Als Persigny und der Prinz am 28. Februar 1848 von Saint-Denis her mit dem Wagen in Paris eingefahren waren, taten sie auch alles andere, als sich mit den Vertretern der Republik in Verbindung zu setzen. Sie suchten ihre Anhänger auf, ließen Plakate für den Prinzen anschlagen und besprachen die Pläne für einen neuen Putsch.

Die Regierung gab daher auf das inzwischen abgesandte Schreiben die entsprechende Antwort:

„Monseigneur! Die Lage Frankreichs legt in diesem Augenblick jedem einzelnen seiner loyalen Bürger die Verpflichtung auf, für die Wiederherstellung der Ruhe mitzuwirken. Sie, Prinz, werden diese Pflicht bis dahin, wo die Leidenschaften sich besänftigt und die Zustände sich befestigt haben, am wirksamsten durch Ihre Abwesenheit erfüllen."

Natürlich war der Prinz der loyalste Bürger überhaupt und schrieb daher sogleich an die Regierung die nachstehende Antwort, ohne zu unterlassen, sie als besonderes Zeichen seiner Loyalität den großen Journalen zum Abdruck zu überlassen:

„Meine Herren! Nach dreiunddreißig Jahren der Verbannung und Verfolgung, wie zufolge der Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und

Brüderlichkeit, welches die Devise der von Ihnen proklamierten Republik ist, glaubte ich ein Recht erlangt zu haben, auf dem Boden meines Vaterlandes eine Heimat zu finden. Sie sind indes der Ansicht, daß meine Gegenwart in Paris Veranlassung zu neuen Unruhen geben könnte. — Wohlan, ich werde Frankreich augenblicklich wieder verlassen. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden in diesem Opfer, welches ich dem Vaterlande bringe, die Reinheit meiner Absichten und meines Patriotismus erkennen."

Die berechnete Wirkung des öffentlichen Abdruckes blieb nicht aus: Louis Napoleon erschien als der tugendhafte und folgsame Republikaner, der ohne jeden ersichtlichen Grund zum Märtyrer gemacht wurde.

Er hatte es keineswegs so eilig, Frankreich zu verlassen, wie man nach diesem Schreiben vermuten konnte. Er wartete im Gegenteil seine Wirkung ab, traf allerlei Vorbereitungen für eine Rückkehr und knüpfte zahlreiche neue Verbindungen an.

Zu diesen gehörte der Bankier Achille Fould, dessen spätere Rolle hinreichend erklärt wird durch ein Gespräch, das uns überliefert ist. „Ich bin gegenwärtig ohne Mittel, lieber Freund", sagte der Prinz zu dem Bankier. „Geben Sie mir Ihre Handschrift und einen Kredit von einigen Millionen!"

„Mit Vergnügen", erwiderte der Bankier, „aber nicht, ohne daß Sie mir ebenfalls ein handschriftliches Versprechen geben."

„Was wünschen Sie?" fragte der Prinz.

„Versprechen Sie mir, mich zu Ihrem Minister zu machen und mich unter keinem Vorwand beseitigen zu wollen, wenn Sie einmal Kaiser sein werden!"

„Gut, es sei!"

Damit wurde der Pakt zwischen Mephistopheles und dem Teufel abgeschlossen.

Die Millionen Foulds wurden sofort zu Propagandazwecken verwendet. Man warb Agenten an, die in die Departements geschickt wurden, um die Wahl Louis Napoleons zu betreiben. Man agitierte bei den unzufriedenen radikalen Elementen, um durch permanente Unruhe die Stellung der Regierung unhaltbar zu machen.

Obwohl das Verbannungsdekret gegen die Mitglieder der Familie Bonaparte noch nicht aufgehoben war, waren auch zahlreiche andere Napoleoniden herbeigeeilt, um ihre Wahl zur Nationalversammlung zu betreiben: Jérôme Napoleon, sein Sohn, der dicke Prinz Napoleon,

später Plon-Plon genannt, Graf Walewski, der uneheliche Sohn Napoleons I. Im Salon der Fürstin Demidoff, der Cousine Louis Napoleons, wurde die Taktik der Familie besprochen.

Auch Oberst Vaudrey aus Rouen, Madame Gordon aus Nancy waren gekommen. Leutnant Laity erhielt den Auftrag, den Prinzen durch ausführliche Berichte in London auf dem laufenden zu halten.

Erst am 26. März verließ Louis Napoleon Paris.

Am 27. Mai, am Ostertage, fanden die Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung statt. Louis Napoleon wurde im Departement der Seine zum Volksvertreter gewählt, was soviel bedeutete, als sei er mindestens in drei anderen Departements gewählt worden.

Auch die anderen Glieder der bonapartischen Familie hatten Glück: Graf Walewski wurde in Paris, Prinz Jérôme und Prinz Napoleon in Korsika, Prinz Lucien Murat im Departement Lot gewählt.

Louis Napoleon lehnte ab. Er rechnete mit der Nachwahl, die ihm sicher mehr Stimmen bringen würde. An Lamartine schrieb er, daß er durch die Annahme des Mandats, solange die verfassungsmäßigen Zustände in Frankreich noch nicht fest begründet seien, in eine schwierige Lage käme. Vorläufig könne er sich der Republik nur durch freiwillige Verbannung nützlich machen.

Es wurde wieder dafür gesorgt, daß der Brief in den Journalen erschien. Der gute Republikaner Louis Bonaparte gewann zusehends an Vertrauen.

Am 6. Juni fanden die Nachwahlen statt. Louis Napoleon wurde in nicht weniger als vier Departements — Seine, Yonne, Sarthe, Charente inférieure — in die Nationalversammlung gewählt. Diesmal nahm er die Wahl des Seine-Departements an.

Am 11. Juni schrieb er an seine Wähler einen Brief, in dem es am Schluß heißt:

„Seit dem 24. Februar ist das Volk frei. Es kann alles erlangen, ohne zur rohen Gewalt Zuflucht zu nehmen. Scharen wir uns daher alle um den Altar des Vaterlandes, unter die Fahne der Republik, und geben wir der Welt das erhabene Schauspiel eines Volkes, welches ohne Gewalttat, ohne Bürgerkrieg, ohne Anarchie seine Wiedergeburt bewirkt."

Zur gleichen Zeit traten die Agenten des Prinzen Abend für Abend in den Volksversammlungen an der Porte St. Denis auf, um die Massen gegen die Republik zu hetzen. General Cavaignac, der aus Afrika zurückgekehrt war, um das Portefeuille des Krieges zu übernehmen,

sah in den Kundgebungen bedenkliche Zeichen, die energische Maßnahmen erforderten.

Am 12. Juni wurde bekannt, daß die Exekutivkommission die Wahl Louis Napoleons für ungültig erklären und der Nationalversammlung drei Fragen vorlegen wolle:

1. Ist der Bürger Louis Napoleon wirklich Franzose?
2. Muß er als Prätendent betrachtet werden?
3. Hat das französische Volk das Recht, einen Mann zu wählen, welcher unter der Republik nach der Kaiserkrone trachten wird?

Auf diese Nachricht bildeten die Agenten des Prinzen sofort Gruppen, die den Ruf: „Es lebe Louis Napoleon! Es lebe der Kaiser!" hören ließen.

Die Nationalversammlung nahm erregten Charakter an. Die Umtriebe der Bonapartisten wurden angeprangert. Cavaignac erklärte, er gebe jeden der öffentlichen Abscheu preis, der es wage, seine Hand an die Freiheit zu legen.

„Alles ist nur Erfindung der Legitimisten und Orleanisten", entgegnete Walewski, „um dem tugendhaften Bürger Louis Napoleon zu schaden. Er ist der treueste Freund der Republik."

Die Versammlung lachte und schrie: „Wir wollen keinen Prätendenten, kein Kaisertum, kein Königtum, keine Militärdiktatur."

Auch der Prinz Napoleon erhob sich, um seinen Vetter zu verteidigen. „Es kommt einem Mitgliede der Familie Bonaparte nicht zu, seinen Verwandten mit dieser Bestimmtheit zu verteidigen", erwiderte der Minister Flocon.

Plötzlich hörte man den Generalmarsch schlagen. Die Agenten Louis Napoleons hatten die Nachricht verbreitet, der Prinz werde heute seinen Sitz in der Nationalversammlung einnehmen. Deshalb rückten etwa dreitausend Menschen von den Champs Elysées heran, die den Ruf ausstießen:

„Es lebe Louis Napoleon! Es lebe der Kaiser!"

Lamartine, der gerade angefangen hatte zu sprechen, wurde von den Vorfällen unterrichtet. Er nahm sogleich ein bereitliegendes Dekret zur Hand und rief:

„Bürger, ein unheilvoller Vorfall unterbricht unsere Verhandlungen. Während ich sprach, ist ein Schuß auf einen Nationalgardisten, ein zweiter auf den Kommandanten der Nationalgarde und ein dritter auf einen Offizier der Armee abgefeuert worden, und zwar sämtliche drei mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Es hat nicht in der Macht der Regie-

rung gestanden, diesen Unglücksfällen vorzubeugen. Diesen Morgen haben die Mitglieder der Exekutivkommission alle mit einmütiger Hand das gegenwärtige Dekret unterzeichnet, welches die Umstände mich nötigen, Ihnen augenblicklich mitzuteilen."

Dann verlas er das Dekret, das die weitere Gültigkeit des Gesetzes vom Jahre 1832 gegen die Bonapartes bestätigte.

Jérôme und sein Sohn protestierten. Sie erreichten wenigstens seine Vertagung bis zum nächsten Tage.

Die Debatte an diesem Tage war sehr ausgedehnt.

Jules Favre erklärte, man müsse vor allem den Bericht zur Beratung bringen, der für die Zulassung des Prinzen sei.

„Die Republik fürchtet niemanden!" rief Ledru Rollin.

„Ist Louis Napoleon nicht schon zweimal, in Straßburg und Boulogne, als Prätendent aufgetreten?" fragte Buchez. „Wird er von seinen Anhängern je als Bürger, nicht vielmehr als Prinz und Prätendent bezeichnet, der in die Versammlung tritt?"

Louis Blanc beantragte die Zulassung. Regnaud drohte mit einem Aufstand im Falle einer Nichtzulassung. Das wirkte aufreizend.

Man schritt zur Abstimmung. Zwei Drittel Stimmen waren für die Zulassung des Prinzen — eine schwere Niederlage für die Regierung.

Zwei Tage später verlas der Präsident der Nationalversammlung einen Brief, datiert London, 14. Juni 1848, in dem es unter anderem hieß:

„Ich habe nicht die Ehre gesucht, Volksvertreter zu sein, denn ich kannte den beleidigenden Argwohn, dessen Gegenstand ich war. Noch weniger würde ich zur Macht zu gelangen suchen. Wenn das Volk mir Pflichten auferlegte, so würde ich diese zu erfüllen wissen, aber ich desavouiere alle, welche mir ehrgeizige Absichten unterschieben, die ich nicht habe . . ."

Dieser Brief rief wieder einen Sturm der Entrüstung hervor. Man erkannte mit Recht in der Wendung: „Wenn das Volk mir Pflichten auferlegt . . ." eine Desavouierung der Republik.

Man forderte die Zurücknahme der Zulassung. Andere forderten wieder die Vertagung der Aussprache.

„Keine Verzögerung, Bürger!" rief der Kommandant der Nationalgarde, Clement Thomas. „Wenn die Rapporte, die ich erhalten habe, richtig sind, so haben wir morgen eine Schlacht in den Straßen zu erwarten. Ich verlange, daß jeder, der die Waffen für die Sache des

Despoten ergreift, für einen Hochverräter am Vaterlande erklärt wird."
Die Deputierten gingen ohne Entschluß auseinander.
Mittlerweile lief ein zweites Schreiben von Louis Napoleon ein, datiert London, 15. Juni 1848. Darin teilte der Prinz seine Entlassung mit. „Bald wird, wie ich hoffe, die Ruhe wiederhergestellt sein und mir erlauben, als der einfachste Bürger nach Frankreich zurückzukehren, wo ich mich stets dem Frieden und dem Glück des Vaterlandes ganz widmen werde."
Wie das gemeint war, ging nicht nur aus der Tatsache hervor, daß in der Zeit vom 1.—22. Juni sechzehn bonapartistische Zeitungen mit dem Gelde Foulds gegründet wurden, vielmehr auch aus den Reden, die die Agenten nun in den Schänken und Nationalwerkstätten hielten und in denen sie offen auf den Sturz der Regierung hinarbeiteten.
Die Nationalwerkstätten waren ohne Zweifel die Brutstätten einer neuen Revolution. Hier war so etwas wie ein klassenbewußtes Proletariat, das mit den Ergebnissen der Februarrevolution keineswegs zufrieden war. Den „Girondisten" standen, wie zur Zeit der ersten Republik, die „Jakobiner" gegenüber.
Louis Pujol hatte erst vor wenigen Tagen eine Broschüre erscheinen lassen: „Prophezeiung blutiger Tage." Darin war zu lesen:
„Wehe Euch, die Ihr mit verbundenen Augen einherwandelt, denn Ihr sehet nicht den Abgrund, der Euch verschlingen wird. Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, die Verbrechen finden ihren Lohn. Die Arbeiter sind mit Vertrauen zu Euch gekommen. Ihr aber habt sie mit Verachtung zurückgestoßen. Sie haben Euch die Wunden ihres Elendes gezeigt, aber anstatt sie zu heilen, habt Ihr sie mit der giftigen Waffe der Verleumdung noch tiefer geschlagen. Sie haben die unheimlich dröhnende Stimme des Hungers erhoben, Ihr aber habt ihren Klagen Euer Ohr verschlossen . . ."
Die Regierung hatte in den Nationalwerkstätten versucht, eine Art nationale und soziale Doktrin zu verwirklichen, um dadurch dem Arbeitertum entgegenzukommen. Die Staatsgelder wurden sinnlos verschwendet und kamen nur einem Teil der Arbeiterschaft zugute. Wenn zu einer Arbeit zweitausend Menschen notwendig waren, schrieb man sieben- bis achttausend ein. Sie bekamen hohe Löhne, die sie verleiteten, statt an die Arbeitsstätte in die Kneipen und Spielhäuser zu gehen. Die Nationalwerkstätten waren weiter nichts als Rekrutierungs-Institute für Revolutionäre, die vom Staat bezahlt wurden, damit sie ihn zerstören konnten.

„Das Ergebnis der Nationalwerkstätten", sagte Victor Hugo warnend, „ist in politischer wie in finanzieller Hinsicht ein höchst nachteiliges. Ich will nicht geradezu sagen, daß der Arbeiter dadurch die Lust zur Arbeit verlor, ich will nicht sagen, daß dadurch sein Stolz und seine selbstbewußte Würde vernichtet wurden oder daß man ihn die schimpfliche Macht der ausgestreckten Hand gelehrt habe; aber früher hatten wir bloß den Müßiggang des Reichtums, gegenwärtig haben wir auch den Müßiggang der Armut. Die Monarchie hatte Müßiggänger, soll die Republik Nichtstuer haben?"

Die Nationalversammlung sah ein, daß hier etwas geschehen müsse. Die Arbeiter der Nationalwerkstätten sahen ihre „Freiheiten" bedroht und kündigten daher den 14. Juli, den 59. Jahrestag der Einnahme der Bastille, als „Verbrüderungsfest der Arbeit" an. Jedermann wußte, daß das blutige Revolution bedeutete.

Die Regierung wollte vorbeugen. Am 22. Juni brachte der „Moniteur" eine Bekanntmachung, wonach alle Arbeiter im Alter von 17—25 Jahren in die Armee einzutreten hatten. Die Nachricht war schon am Abend vorher mündlich verbreitet worden.

Am Morgen des gleichen Tages versammelten sich daher etwa 1500 Arbeiter, um im Luxembourg gegen die geplante Maßnahme zu demonstrieren. Am 23. Juni strömten auf dem Pantheonplatze über 4000 Arbeiter zusammen, um nach den Vorstädten St. Marceau und St. Antoine zu marschieren. Eine Flut von roten Fahnen wehte über dem Bastilleplatz. An der Porte St. Denis wurden Barrikaden errichtet.

Die Regierung legte, den Ernst der Lage erkennend, das Kommando der Armee und der Nationalgarde in die Hände des Generals Cavaignac.

Die furchtbare Junischlacht — unter diesem Namen ist der Aufstand in die Geschichte eingegangen — dauerte nur vier Tage. Trotzdem wurden 15 000 Menschen getötet oder verwundet. Unter den Getöteten befand sich auch der Erzbischof von Paris, der als Friedensstifter auf die Barrikaden gestiegen war und aus dem Hinterhalt erschossen wurde.

Die Junischlacht war die blutige Bilanz des Bonapartismus. Seine Agenten waren es, welche die Arbeiter aufgehetzt und reichlich mit Geld versehen hatten, um auf diese Weise zur Macht zu gelangen.

Obwohl es nicht erwiesen ist, daß Louis Napoleon in diesen Junitagen sich in der Nähe von Paris aufhielt, sprechen manche Anzeichen

dafür. Man fand bei einem Arbeiter einen Brief, adressiert an „Louis Napoleon in Auteuil". Und gegen Ende des Aufstandes erschien ein Mann im Kriegsministerium, um dem General Cavaignac ein dringendes Schreiben zu überreichen. Oberst Charras nahm dieses entgegen und las:

„General! Ich kenne Ihre Gesinnungen gegen meine Familie. Stellen Sie sich an die Spitze der Insurrektion! Wenn die Ereignisse günstig für uns ausschlagen, sind Sie Kriegsminister. London, 22. Juni 1848.

Louis Napoleon Bonaparte."

„Allerdings", sagte Charras erstaunt, „das ist wichtig, das muß der General sehen."

„Wie", fragte der Überbringer, „Sie sind nicht der General Cavaignac?

„Nein, ich bin der Oberst Charras. Aber das kommt auf eines heraus."

Charras übergab das Billett dem General Cavaignac. Dieser hielt das Datum für fingiert. Ein Beweis war jedoch schwer zu erbringen.

In der Juninacht waren mehrere Deputierte gefallen. Andere hatten sich durch Flucht der drohenden Gefangennahme entzogen. Es mußten daher auf den 18. September neue Wahlen ausgeschrieben werden.

Jede Wahl bedeutete einen Schritt weiter zur Macht für Louis Napoleon. Er war ein Meister der Propaganda und das Geld Foulds tat seine Wirkung. Die Wahlproklamationen des Prinzen wurden im ganzen Lande blitzartig verbreitet. Die Wahlplakate der anderen Kandidaten wurden in der Nacht von den Mauern gerissen.

Diesmal wurde Louis Napoleon in fünf Departements gewählt. Außerdem zogen außer den Napoleoniden verschiedene einflußreiche Bonapartisten in die Nationalversammlung ein. Darunter befand sich auch Fould, die höchst materielle Seele des Bonapartismus.

Am 23. September reiste der Prinz in Begleitung der anmutigen Miß Howard nach Paris und stieg im Hôtel du Rhin ab. Miß Howard nahm in der Rue Richelieu Quartier.

Am 26. September, Mittags ein Uhr, erschien Louis Napoleon zum erstenmal in der Nationalversammlung.

Herr Clément bestieg die Rednertribüne und stattete das Ausschußgutachten über die Wahlen im Rhonedepartement ab.

„Die meisten Stimmen", sagte er, „zählen für den Bürger Louis Napoleon Bonaparte. Aber da sich der Gewählte weder über Nationalität noch Alter ausgewiesen hat, beantragt der Ausschuß nur dessen provisorische Zulassung."

Das war ein krampfhafter Versuch zur Rettung.

„Es gibt keine provisorische Zulassung". bemerkte der Präsident.

„Ich habe mich geirrt", lenkte Clément rasch ein, „das Bureau trägt nur auf Vertagung der Wahl an."

„Ich halte dies für unnötig", nahm Herr Vivien das Wort, „denn in diesem Falle ist die Kundbarkeit der Wahl vollkommen ausreichend. Ich beantrage also deren Anerkennung."

Da niemand mehr wagte, Einspruch zu erheben, gab der Präsident die Zulassung des Bürgers Louis Napoleon bekannt.

Nun trat Louis Napoleon auf die Tribüne, zog ein Papier aus der Tasche und verlas eine Rede, deren Quintessenz lautete:

„Meine Handlungsweise — daran dürfen Sie nicht zweifeln — wird stets von der ehrerbietigen Achtung vor dem Gesetz durchdrungen sein und allen, die so sehr bemüht gewesen sind, mich zu verleumden, beweisen, daß für die Verteidigung der Ordnung und die Befestigung der Republik niemand von aufrichtigerem Eifer beseelt ist als ich."

Man zuckte die Achseln und ging zur Tagesordnung über.

Die Debatten über den Entwurf einer republikanischen Konstitution zogen sich Wochen lang hin. Artikel fünfundvierzig bezog sich auf die Präsidentschaft. Ein Präsident der Republik sollte durch die Nationalversammlung ernannt werden. Man entschied sich jedoch für die allgemeine Abstimmung durch das ganze Volk.

Die Gefahr, die darin lag, sollte durch einen Zusatzartikel gebannnt werden: kein Mitglied irgendeiner Familie, die bis jetzt über Frankreich geherrscht hatte, sollte für die Kandidatur in Betracht kommen.

Louis Napoleon begriff den Sinn des Antrages. Aller Augen richteten sich auf ihn, als er unsicher zu stottern begann:

„Bürger! Ich für meine Person will diesen Antrag nicht bekämpfen. Ganz gewiß bin ich schon dadurch belohnt, daß ich mit einem Male meine Bürgerrechte wieder erlangt habe, so daß ich jetzt keinen anderen Ehrgeiz kenne. Ebenso wenig will ich in Bezug auf mein eigenes Bewußtsein gegen die Verleumdungen sprechen, welche man sich gefällt gegen den Namen zu verbreiten, den man mir so hartnäckig gibt, nämlich den Namen eines Prätendenten; wohl aber muß ich im Namen der dreihunderttausend Wähler, die mir wiederholt ihre Stimme gegeben haben, gegen das Prädikat protestieren, das man mir wiederholt an den Kopf wirft."

„Nun hege ich keine Besorgnisse mehr!" sagte Antony Thouret ironisch, der den Zusatzartikel beantragt hatte.

Kein Mensch dachte daran, den Antrag noch einmal zu stellen.
Die Frage der Präsidentschafts-Kandidatur veranlaßte die Bonapartisten zur Vorbereitung eines erneuten Putsches. Als die Dinge ruchbar wurden, sahen sich die Napoleoniden veranlaßt, sich öffentlich von den Umtrieben zu distanzieren.
Am 24. Oktober erschien in den Journalen ein Artikel, der aus der Feder des Prinzen Napoleon stammte:
„Nachdem gut unterrichtete Personen den Repräsentanten Louis Napoleon benachrichtigten, daß unsinnige Menschen im geheimen daran arbeiten, einen Aufstand in seinem Namen vorzubereiten, in der augenscheinlichen Absicht, ihn in den Augen der Freunde der Ordnung und der aufrichtigen Republikaner zu kompromittieren, so hat Louis Napoleon es für seine Pflicht gehalten, den Minister des Innern, Herrn Dufaure, davon in Kenntnis zu setzen. Er hat hinzugefügt, daß er auf energische Weise jede Teilnahme an Umtrieben zurückweise, welche seinen politischen Gesinnungen und dem Verhalten, welches er seit dem 24. Februar beobachtet, vollständig entgegengesetzt sind."
In der Sitzung vom 25. Oktober wurde Dufaure über diesen Artikel vor der Nationalversammlung interpelliert.
„Haben Sie keine Sorgen", sagte der Innenminister lächelnd, „ich war an der Quelle der Gerüchte, hörte selbst davon sprechen und kann dem Repräsentanten Louis Napoleon sofort die Versicherung geben, er sei schlecht unterrichtet, denn es besteht keine Verschwörung dieser Art."
Da betrat Plon-Plon die Rednertribüne.
„Was wollen Sie?" rief man ihm laut zu. "Nicht Ihnen kommt es zu, in dieser Sache zu sprechen, sondern Ihrem Cousin! Warum ist er nicht hier?"
Nur unter fortwährender Unterbrechung kam der Prinz Napoleon endlich dazu, zu erklären, daß der an die Journale gesandte Artikel lediglich den Zweck gehabt habe, zu zeigen, daß die Familie Bonaparte nie mit dem Aufstand gemeinschaftliche Sache gemacht habe oder jemals machen werde.
Sofort eilte Clément Thomas auf die Rednertribüne und drückte sein Erstaunen darüber aus, daß Louis Napoleon immer abwesend sei, wenn seine Dinge zur Sprache kommen.
„Er ist niemals da! Er fehlt bei allen Abstimungen!" warf die Linke dazwischen.
„Und wenn ich dieses sage", fuhr der Redner fort, „so weiß ich,

warum ich es sage. Sie können nicht leugnen, meine Herren, daß es unter den Mitgliedern eine gewisse Anzahl gibt, die sich dem Lande als Kandidaten zu sehr hohen Ämtern präsentieren wollen. Wohlan, nicht dadurch, daß man sehr selten ihre Sitzungen besucht, nicht dadurch, daß man sich enthält, an den Abstimmungen teilzunehmen, kann man das Vertrauen eines großen Landes, wie Frankreich, gewinnen wollen. Ich für meine Person mißtraue einem solchen Verfahren. Da Herr Bonaparte sich bereit zeigte, für seinen Cousin zu antworten, so werde ich ihn fragen, ob es nicht wahr ist, daß in diesem Augenblick die Departements bereist werden, um der Kandidatur Louis Napoleons das Wort zu reden? Ich werde ihn fragen, ob es nicht wahr ist, daß man überall in den Departements dem am wenigsten aufgeklärten Teil des Volkes diese Kandidatur einredet, und wenn es wahr ist, so frage ich auch, mit welchem Rechte Herr Louis Bonaparte sich zum Kandidaten aufwirft?"

„Kraft seines Bürgerrechts!" rief der Abgeordnete Isambert.

Furchtbarer Tumult. Es konnte niemand mehr sprechen. Die Sitzung mußte aufgehoben werden.

Am nächsten Tage erschien Louis Napoleon wieder in der Nationalversammlung. Er hatte sich das Konzept einer wohldurchdachten Antwort zurechtgelegt.

Zunächst bedauerte er den Vorfall und überhaupt die Notwendigkeit, von sich zu sprechen, und er beteuerte, daß noch nie jemand Anlaß gehabt habe, an seinen Worten zu zweifeln.

„Wessen beschuldigt man mich?" fuhr er fort, „daß ich von der öffentlichen Meinung meine Kandidatur annehme, die ich nicht gesucht habe? Nun gut, ja, ich nehme sie an, weil wiederholte Wahlen und der einstimmige Beschluß der Nationalversammlung gegen die Verbannung meiner Familie mich berechtigen, zu glauben, daß Frankreich meinen Namen als einen solchen betrachtet, der zur Befestigung der Gesellschaft dienen kann . . .

„Bürger, Repräsentanten, ich weiß, man will meinen Weg mit Klippen und Fallstricken besäen, aber ich werde nicht darein fallen. Ich werde die Bahn verfolgen, die ich mir vorgezeichnet habe, ohne mich zu beunruhigen, ohne stehen zu bleiben. Ich werde stets die Ruhe eines Mannes zu zeigen wissen, der entschlossen ist, seine Pflicht zu tun . . . Aus diesem Grunde erkläre ich denen, die ein System der Herausforderung gegen mich organisieren möchten, daß ich fortan auf keine Interpellation, auf keinen Angriff mehr antworten werde. Ich werde

nicht denen antworten, die mich zwingen möchten zu sprechen, wenn ich schweigen will. Ich werde unerschütterlich bleiben gegen alle Aufreizungen, unempfindlich gegen alle Verleumdungen."

Damit hatte der Prinz seine Kandidatur zur Präsidentschaft öffentlich bekannt. In diesem Augenblick konnte ihm das Bekenntnis mehr nützen, als die Bestreitung. Daß er dabei die Bahn verfolgte, die er sich vorgezeichnet habe, wurde freilich in einem tieferen Sinne nicht verstanden.

Die Konstitution vom 4. November verlieh der Präsidentschaft geradezu den Charakter einer königlichen Würde.

PRÄSIDENT

In den Novembertagen des Jahres 1848 ließ sich bei Herrn Boulard, der Friedensrichter zu Richelieu im Departement Indre und Loire war, ein unbekannter Mann melden, der Empfehlungsbriefe der Herren Crémieux und Naintray vorzeigte.

Die beiden Herren waren dem Richter bekannt. Er nahm also den ihm so warm empfohlenen Mann wohl auf und lud ihn ein, am Tische Platz zu nehmen. Herr Boulard hatte nicht nur den Ruf eines gewissenhaften und einflußreichen Beamten, sondern auch den eines liebenswürdigen Menschen.

Bald brachte der Besucher, der vierzig Jahre zählen mochte, das Gespräch sehr geschickt auf die bevorstehenden Wahlen und die beiden wichtigsten Kandidaten.

„Dieser Bonaparte ist ein Narr und ein Charlatan", sagte Herr Boulard. „Ich gebe meine Stimme dem Cavaignac."

Der Gast verneigte sich. Sein trübes und gläsernes Auge verriet nicht den geringsten Anflug von Unzufriedenheit oder Bedauern. Er nahm alsbald Abschied und sagte zu dem liebenswürdigen Friedensrichter in noch liebenswürdigerer Art:

„Seien Sie ruhig, mein lieber Herr Boulard, Sie werden von mir ein Zeichen der Erinnerung erhalten."

Vierzehn Tage später wurde der ehrenwerte Richter auf brutale Weise abgesetzt. Eine gewisse Ahnung sagte ihm, daß sein Unglück mit dem Besuch in Zusammenhang stehe. Er begab sich daher mit seiner Frau nach Paris und erkundigte sich bei den Bürgern Crémieux und Naintray.

Diese waren wie aus den Wolken gefallen. Sie hatten weder ein

Empfehlungsschreiben gefertigt, noch einen Unbekannten zu Herrn Boulard geschickt. Ohne Zweifel war der Richter von einem Fälscher und Schwindler dupiert worden.

Gegen Abend ging Herr Boulard mit seiner Gattin in den Champs Elysées spazieren. Plötzlich entstand eine Bewegung in der Menge. Der neue Präsident ritt vorbei.

„Sieh! Sieh da!" schrie Madame Boulard auf und klammerte sich vor Schreck an den Arm ihres Gatten.

Der Mann auf dem Pferde war der Tischgenosse vor vierzehn Tagen! Diese kleine verbürgte Geschichte ist nur ein Beispiel dafür, wie Louis Napoleon selbst sich um den Erfolg seiner Kandidatur bemühte. Jedes Mittel war ihm recht, wenn es näher zu seinem Ziele führte.

Nicht minder skrupellos arbeiteten seine Agenten. Sie durchschwärmten die Provinzen wie Schnaken und stachen sich an jedem fest, den sie erwischten.

„Du bist durstig, Bauer? Komm her und trink auf die Gesundheit des Neffen des großen Kaisers. Er ist ein ebenso großes Genie wie sein Onkel, und Du weißt, was das heißen will!

„Seien Sie unbesorgt, Bürger. Sie haben Angst vor den Jesuiten? Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Louis Napoleon sie mit Stumpf und Stiel ausrotten wird!

„Gehorsamer Diener, Herr Pastor! Ich weiß, Ihre Kirche ist arm. Hier nehmen Sie einstweilen diese tausend Francs und beten Sie für uns! Wenn Louis Napoleon erst am Ruder ist, wird sich für Ihre Gemeinde noch weit mehr tun lassen.

„Herr Maire, ich habe bemerkt, daß Ihre Verbindungswege nach den benachbarten Dörfern in schauerlichem Zustande sind. Vorläufig kann ich Ihnen zu den nötigen Ausbesserungen freilich nicht mehr bieten als diese tausend Francs. Aber veranlassen Sie Ihre Gemeinde, für Louis Napoleon zu stimmen und Sie sollen Straßen bekommen, daß es eine Lust sein wird auf ihnen zu fahren.

„Ah, dort steht auch ein Veteran von der alten Garde! Komm her, alter Schnauzbart, und trinke ein Glas mit mir! Du denkst an Marengo, an Wagram, an Austerlitz. Aber Waterloo geht Dir im Leibe herum und es wurmt Dich, daß man uns die Rheingrenze wieder genommen hat. Stimme aber nur für Louis Napoleon, und Du wirst sehen, daß der Neffe des kleinen Korporals der rechte Mann ist, den dickhäutigen Engländern das Fell über die Ohren zu ziehen und den Preußen die Rheingrenze wieder aus den Klauen zu reißen.

„Wie, mein lieber Schneidermeister? Ihr seid Republikaner mit Leib und Seele und fürchtet, der Neffe des Kaisers werde am Ende sich ebenfalls zum Kaiser aufwerfen lassen? Glaubt doch nicht solchen Unsinn! Lest sein Manifest, worin er auf seine Ehre verspricht, nach vier Jahren, in welchen er die Republik für immer befestigt haben würde, seinem Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle Platz zu machen.

„Verstehe ich Euch recht, Gevatter? Ihr meint, die Republik tauge nicht für Frankreich und man müsse sie so bald wie möglich wieder loswerden? Unter uns gesagt, ich glaube das auch. Aber stimmt nur für Louis Napoleon und ich stehe Euch dafür, ehe ein Jahr vergeht, ist Heinrich der Fünfte oder der Graf von Paris König von Frankreich. Mehr kann ich Euch jetzt nicht sagen.

„Was, Väterchen? Ihr meint, es sei am Ende nicht der Neffe, sondern der alte Napoleon selbst? Ich sehe schon, Euch altem Fuchs macht man nicht so leicht was vor, und Euch will ich es im Vertrauen gestehen: Ja, es ist der alte Napoleon. Er ist nicht tot, sondern wieder da und wird uns alle glücklich machen!"

So oder ähnlich redeten alle bonapartistischen Emissäre. Sie versprachen allen alles und machten von den Bestechungsgeldern reichlichen Gebrauch. Sie streuten auch die Legende aus, Louis Napoleon habe aus Amerika ein märchenhaftes Vermögen mitgebracht, das er unter die Franzosen verteilen wolle.

Die einfache Landbevölkerung glaubte übrigens wirklich, der alte Napoleon sei wiedergekommen. War er nicht aus Elba zurückgekehrt? Warum sollte er nicht auch von St. Helena oder gar aus dem Jenseits wiederkommen? Wenn von einem der zahlreichen Napoleoniden die Rede war, so glaubten die einfältigen Menschen, es sei der große Kaiser. Sie wußten weder den einen von dem anderen, noch den alten von dem jungen, ja nicht einmal den lebenden von dem toten zu unterscheiden.

Auch bei der Arbeiterschaft hatten die Emissäre vielfach ein leichtes Spiel. Thiers erzählte Ollivier einmal von der Unterhaltung mit einem Wasserträger, dem er auf der Hintertreppe seines Hauses begegnet war.

„Jetzt gibt es bald Präsidentenwahlen", sagte Thiers zu diesem, „was meinen Sie zu Marschall Bougeaud?"

„Kenne ich nicht!" sagte der Wasserträger.

„Oder zum Prinzen von Joinville?"

„Ah, das ist der Sohn von Louis Philippe?"



Napoleon III.

Photo des Grafen Agnado — Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Und zu Cavaignac?"
„Ich habe von ihm reden hören!"
„Und zu Napoleon?"
„Ja, den da, den kenne ich freilich!" sagte der einfache Mann in entschiedenem Ton.
Die Pariser Presse tobte. Schon bei der letzten Wahl konnte man lesen: „Die neue Partei erschreckt uns nicht. Es gelang ihr durch das Prestige des kleinen Mutes und des Degens von Austerlitz, das Volk zu verwirren. Aber es ist ein Hut ohne Kopf, und von dem Degen blieb nur die Scheide übrig."
„Wie", rief jetzt Proudhon im „Peuple" aus, „dieser leichtsinnige Mensch will über Frankreich regieren? ... Komm nur, komm Napoleon, nimm Besitz von diesem Volk der Kurtisanen! Sie sagen zwar von Dir, daß Du nur ein Kretin, ein Abenteurer, ein Narr seist — komm! Frankreich ist verrückt, es braucht einen Mann."
Man nannte ihn die Personifizierung des grauen Rockes, des kleinen Mutes, den Kandidaten einer Chimäre, einen durch eine glänzende Vergangenheit projizierten Schatten, ein Phantom und bezeichnete seine Kandidatur als eine Schande, ein Verbrechen, einen Wahnsinn.
„Louis Napoleon", sagte George Sand hellsichtig, „ist der Feind der republikanischen Staatsform durch System und Überzeugung, er hat gar nicht das Recht, sich als Präsidentschaftskandidat aufzuspielen. Er soll doch den Mut haben, einzugestehen, daß er Thronprätendent ist, und daß er sich nur einer republikanischen Einrichtung bedient, um damit am Sturz der Republik zu arbeiten."
Die Stimmen der Vernunft wurden nur von wenigen gehört. Die Bauern der Provinz, die das riesenhafte Reservoir des französischen Volkes darstellten, ließen sich, wenn nicht durch Versprechungen und Bestechungen, durch eine Art mystischen Glaubens an den Namen Bonaparte betören, und das war bei einer Wahl, die immer auf den Erfolg der Zahl angewiesen ist, ausschlaggebend.
In einem Bauerngehöft der Normandie hatten die Agenten Louis Napoleons sein Bildnis in Lebensgröße an einer Scheune angebracht und darunter ein Gerüst mit Brettern und Stufen gebaut. Durch Trommelschlag rief man die Bauern zusammen und gab ihnen die „Erlaubnis", die Füße oder die Hände oder das Gesicht zu küssen — was sie auch, teils aus Furcht, teils aus mystischer Scheu taten.
Solcherart waren die Mittel, mit denen der Bonapartismus seinen riesenhaften Fischfang betrieb.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wie sollte es da dem ehrenhaften General Cavaignac möglich sein, sich zu behaupten? Obschon seine politischen Freunde sich nicht scheuten, den Attentäter von Straßburg und Boulogne durch Flugschriften und Karikaturen lächerlich zu machen, so stand der General doch im Verdacht, selber den Diktator zu spielen.

Dazu kam, daß Cavaignac seit der blutigen Junischlacht von der Arbeiterschaft gehaßt wurde. Man warf ihm — ob zu Recht oder Unrecht — vor, den Aufstand erst absichtlich großgezogen zu haben, um ihn dann um so furchtbarer niederschmettern zu können.

Schließlich ließ er sich auch einige taktische Ungeschicklichkeiten zuschulden kommen, die wenig geeignet waren, sein Prestige zu erhöhen.

Er stellte eine Liste für Nationalbelobungen auf, in der man zum allgemeinen Erstaunen die Namen mehrerer Männer las, die unter der Juli-Monarchie dem König nach dem Leben getrachtet hatten.

„Wenn der General Cavaignac", schrieb ein Journal, „zum Präsidenten der Republik ernannt werden würde, so müßte man Voltaire und Rousseau aus dem Pantheon entfernen, um Alibaud und Fieschi hinzusetzen, und die Inschrift über dem Portale so umändern, daß sie lautete: ‚Den Meuchelmördern das dankbare Vaterland'."

Ein andermal rühmte sich der General, er sei stolz darauf, der Sohn des Conventmitgliedes Jean Baptiste Cavaignac zu heißen. Darauf erhoben sich in den Provinzen Stimmen, die darauf hinwiesen, daß Jean Baptiste Cavaignac im Jahre 1793 im Süden sehr viele Todesurteile unterzeichnet habe und daß es für den General besser wäre, wenn er mit Schweigen darüber hinweg ginge.

Louis Napoleon war ohne Zweifel in allem der raffiniertere Taktiker. Er arbeitete mit den dunkeln Mächten des Triebes. Er hatte einen Mythus, der geglaubt wurde. Er machte Versprechungen, ohne daran zu denken, sie je zu halten. Er beinflußte, überredete, überwältigte. Die irrationalen Mächte wucherten in seinem Stil, in seiner Haltung, in seiner Sprache. Er warf sich, mit einem Wort, zum Erlöser der Massen auf.

Auch die Parteien wußte er zu gewinnen. Die Katholiken traten auf seine Seite, weil er ihnen Versprechungen innerer und äußerer Art (Kirchenstaat!) machte. Die Legitimisten sahen in ihm die natürliche Brücke zur Restauration. Die Radikalisten sahen in ihm den Gegner des verhaßten Generals Cavaignac.

Louis Napoleon faßte seine leeren Versprechungen in einem Wahl-

manifest zusammen. Emile de Girardin durfte vor der Veröffentlichung des Manifestes Einblick nehmen.
„Streichen Sie das, streichen Sie das", riet ihm der erfahrene Publizist, „wozu sich zu etwas verpflichten!"
„Was meinen Sie damit?" fragte der Prinz halb naiv.
„Wenn Sie das Versprechen halten wollen, lassen Sie es stehen, wenn nicht, streichen Sie es!"
Louis Napoleon ließ alles unverändert stehen.
„Es darf zwischen Euch und mir nichts Zweideutiges liegen," lesen wir in dem Manifest. „Ich bin kein Ehrgeiziger, der bald an Kaiserreich und Krieg, bald an Verwirklichung von Umsturztheorien denkt. In freien Ländern, in der Schule des Unglücks erzogen, werde ich stets der Pflicht treu bleiben, welche Eure Stimme und der Wille der Nationalversammlung mir auflegen.
„Wenn ich Präsident wäre, so würde ich vor keiner Gefahr und vor keinem Opfer zurückweichen, um die auf kecke Weise angegriffene Gesellschaft zu verteidigen. Ich würde mich gänzlich und ohne Hintergedanken der Befestigung einer durch ihre Gesetze so weisen, durch ihre Absichten so redlichen, durch ihre Taten so großen und starken Republik widmen. Ich würde meine Ehre darein setzen, nach Verlauf von vier Jahren meinem Nachfolger die befestigte Gewalt, die unversehrte Freiheit und einen wirklich vollbrachten Fortschritt zu überliefern . . ."
Louis Napoleon zählte dann die Verbesserungen auf, die er einzuführen gedachte: Ersparnisse im Staatshaushalt, Verminderung der Steuern, Beschränkung der Ämter, Beschaffung von Arbeit, Verringerung der Monopole — „Zentralisation der Interessen und Unternehmungen liegt nur in der Natur des Despotismus" — Freiheit der Presse.
„Der Krieg gewährt keine Abhilfe für unsere Übel und der Friede wäre daher der sehnlichste meiner Wünsche . . ."
Wie in allen anderen Fällen, hat Louis Napoleon auch hier sein Wort so gehalten, wie er es gemeint hat!
Als der 10. Dezember, der Tag der Wahl, endlich heran kam, marschierten die Landgemeinden unter Trommelschlag mit Maire und Abbé an der Spitze an die Wahlurne, um nahezu einstimmig den Zettel für den Prinzen abzugeben. Die bürgerliche Bevölkerung der Städte stimmte vorzugsweise für den General Cavaignac.
Außer diesen beiden Kandidaten waren noch zwei andere Volksver-

treter aufgestellt: Ledru-Rollin, für den die Royalisten, Raspail, für den die roten Republikaner (Kommunisten) ihre Stimme abgaben.
Das Wahlresultat war, wie zu erwarten stand, für Louis Napoleon ebenso ungeheuerlich wie für die anderen Kandidaten niederschmetternd. Louis Napoleon erhielt 5 562 834, General Cavaignac 1 469 166, Ledru-Rollin 377 236, Raspail 37 106 Stimmen.
Als der Ausgang der Wahlen nicht mehr zweifelkaft war, sank der starke General Cavaignac wie ein kleines schwaches Kind vor seiner Mutter in die Knie, legte den Kopf in ihren Schoß und weinte.
„Damit nicht noch mehr Unheil aus dem jetzigen entsteht, ergreife doch Du die Diktatur", sagte sein Freund Bastide zu dem weinenden General.
„Nein", antwortete Cavaignac aufstehend, „das ist ein Staatsstreich, was Du von mir verlangst. Davon will ich nichts wissen. Das würde ich niemals tun. Frankreich hat seit sechzig Jahren genug davon. Äffen wir doch nicht die alten Revolutionäre nach! Wenn sie heute lebten, verstünden sogar die Begeistertsten von ihnen, daß nicht Kühnheit notwendig ist sondern Achtung der Gesetze und daß man die Freiheit nicht mit despotischen Maßnahmen begründet."
Ein Arbeiter brachte Louis Napoleon einen Lithographiestein, auf dem Cavaignac als Henker der Besiegten abgebildet war.
„Wieviel wollen Sie für diesen Stein?" fragte der Prinz.
Als der Arbeiter den Preis genannt hatte, zahlte Louis Napoleon, ließ sich einen Hammer geben und zertrümmerte das Machwerk.
Das waren die Gesten des Siegers und des Besiegten.
Am 20. Dezember trat die Nationalversammlung zusammen.
Es war gegen vier Uhr nachmittags. Die Dunkelheit brach langsam herein und der riesige Saal lag zur Hälfte schon in tiefem Schatten. Da trat ein junger, blasser Mann ein. Er war ganz in Schwarz gekleidet. Auf seiner Brust prangte der Stern der Ehrenlegion.
Aller Augen wendeten sich zu diesem geheimnisvollen Manne. Sein Eintritt machte ohne Zweifel einen tiefen Eindruck. Es war die Zukunft, die da eintrat. Eine unbekannte Zukunft. Es war Louis Napoleon.
Die Kommission, die mit der Prüfung der Wahlergebnisse beauftragt gewesen war, erstattete Bericht. Der Bericht schloß mit dem Antrag an die Versammlung, den Bürger Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik zu proklamieren.
Der Präsident der Versammlung Marrast brachte den Antrag zur Abstimmung. Es war nur noch eine leere Formalität.

Sofort erhob sich der General Cavaignac, meldete den Rücktritt des Ministeriums und gab die ihm bisher anvertraute Staatsgewalt in die Hände der Nationalversammlung zurück.

Nun ergriff der Präsident Marrast das Wort:

„Im Namen des französischen Volkes! In Anbetracht, daß der Bürger Charles Louis Napoleon Bonaparte die Bedingungen der Wahlfähigkeit erfüllt und mit Rücksicht auf die Stimmenmehrheit, die er vereinigt hat, proklamiere ich hiermit den Bürger Charles Louis Napoleon Bonaparte kraft der Verfassung zum Präsidenten der französischen Republik, von diesem Tage ab, bis zum dritten Sonntage des Mai 1852. Ich lade den Bürger Charles Louis Napoleon Bonaparte ein, den Eid auf die Verfassung zu leisten."

Auf den Bänken der Repräsentanten und der Galerien war allgemeine Spannung. Eben wurden zwei Lampen auf die Tribüne getragen, denn inzwischen war es fast dunkel geworden. Aus dem Halbrund der Bänke erhob sich der schwarzgekleidete, leichenblasse Mann mit den scharf markierten Gesichtszügen und dem blonden Schnurrbart, erhob sich der Bürger Charles Louis Napoleon Bonaparte. Er ging mit raschem Schritt zur Rednertribüne.

Armand Marrast verlas feierlich die Eidesformel.

„Ich schwöre es," sagte der blasse, undurchsichtige Mann, ohne mit der Wimper zu zucken.

Dann zog er ein Papier aus der Tasche, wie er es gewöhnlich tat, ließ sein schlaffes, trübes Auge einen Moment über die Versammlung schweifen und verlas seine Ansprache:

„Meine Herren! Die Stimme der Nation und der Eid, den ich soeben geleistet, zeichnen mir mein künftiges Verhalten vor. Meine Pflichten sind mir vorgeschrieben, ich werde sie als ehrlicher Mann erfüllen. Ich werde Feinde des Vaterlandes in allen denen sehen, die versuchen würden, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was ganz Frankreich eingesetzt hat. Zwischen Ihnen und mir, Bürger Repräsentanten, kann es keine wirkliche Meinungsverschiedenheit geben. Unser Wille und unsere Wünsche sind dieselben. Ebenso wie Sie will ich die Gesellschaft wieder auf die richtige Basis stellen, die demokratischen Einrichtungen befestigen . . .

Die neue Verwaltung muß bei ihrem Eintritt in die Geschäfte ihrer Vorgängerin für die Bemühungen danken, die sie aufgewendet hat, um die Gewalt unverletzt zu übergeben und die öffentliche Ruhe zu erhalten, welche die Feinde der Ordnung mit strafwürdiger Ver-

messenheit zu stürzen getrachtet haben. Das Verhalten des ehrenwerten Generals Cavaignac ist der Loyalität seines Charakters und jenes Pflichtgefühles, das die erste Eigenschaft eines Staatsoberhauptes sein muß, würdig gewesen . . ."

Louis Napoleon verließ die Rednertribüne und ging auf Cavaignac zu, um ihm die Hand zu reichen.

„General", sagte er mit affektierter Rührung, „ich bin stolz darauf, einem Mann wie Ihnen folgen zu können."

Cavaignac blieb sitzen, zögerte einen Augenblick und reichte dann, als fürchte er sich zu besudeln, dem neuen Präsidenten zwei Finger seiner Hand. Das war nicht Taktlosigkeit, das war soldatische Haltung.

Nun fuhr der neue Präsident im Triumph, von einer Kavallerieeskorte begleitet, ins Elysée. Hundert und ein Schuß vom Hôtel des Invalides her verkündeten seinen Einzug. Auch das beinahe ein Symbol: die Kanonen bereiteten den Weg vom toten zum lebenden Kaiser. Denn daß der Schritt vom Präsidenten zum Kaiser nicht weiter war als der vom Elysée zu den Tuilerien, das war allen Einsichtigen klar. Ein Symbol war es auch, daß Exkönig Jérôme, der einzige noch lebende Bruder des toten Kaisers, sogleich zum Generalgouverneur des Hôtel des Invalides ernannt wurde. Eine Ruine des Kaiserreichs als Wächter des heiligen Grabes! Die Napoleoniden hatten Stil!

Die erste Amtshandlung Louis Napoleons war die Ernennung eines neuen Ministeriums. Als der Präsident der Nationalversammlung den Präsidenten der Republik aufsuchte, um ihn zu beglückwünschen, wurde diesem sogleich das nachstehende Schreiben überreicht:

"Elysée-National, 20. Dezember 1848.

Herr Präsident! Ich bitte Sie, der Nationalversammlung anzuzeigen, daß ich in Gemäßheit des Artikels 64 der Verfassung, mittels Dekrets vom heutigen ernannt habe:

1. Herrn Odilon Barrot, Volksvertreter, zum Minister der Justiz, mit dem Auftrage, dem Ministerrat zu präsidieren, wenn der Präsident der Republik verhindert ist;
2. Herrn Druyn de Lhuys, Volksvertreter, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten;
3. Herrn Léon de Malleville, Volksvertreter, zum Minister des Innern;
4. Herrn Rulhière, Volksvertreter und Divisions-General, zum Minister des Krieges;

5. Herrn de Tracy, Volksvertreter, zum Minister der Marine und der Kolonien;
6. Herrn de Falloux, Volksvertreter, zum Minister des öffentlichen Unterrichts und der Kulte;
7. Herrn Léon Faucher, Volksvertreter, zum Minister der Staatsbauten;
8. Herrn Bixio, Vizepräsident der Nationalversammlung, zum Minister des Ackerbaues und des Handels;
9. Herrn Hippolyte Passy, Mitglied des Instituts, zum Minister der Finanzen.

Empfangen Sie, Herr Präsident, die Versicherung meiner hohen Achtung

Louis Napoleon Bonaparte
Odilon Barrot, Justizminister."

Scheinbar waren in diesem Ministerium alle Schattierungen von der konstitutionellen Opposition bis zur legitimistischen Meinung vertreten. In Wahrheit wußte der Präsident, daß so gut wie alle offen oder heimlich für seine Sache waren.

Noch eindeutiger war die Zusammensetzung des Generalstabes, der den Präsidenten umgab: Herr Vaudrey, erster General-Adjutant; Ordonnanz-Offiziere die Herren: Baciocchi, Persigny, Edgar Ney, Fleury, Laity, Lepic, Toulongeon, Meneval. Sie hatten alle ihre napoleonische Gesinnung schon längst auf die Probe gestellt.

Vaudrey und Persigny kennen wir. Baciocchi, ein Vetter des Prinzen, war infolge der Ereignisse von Boulogne verhaftet worden. Ney, der jüngste Sohn des Fürsten Moskowa, und Lepic, Sohn des berühmten Generals unter dem großen Kaiser, waren beide treue Bonapartisten. Laity ist ebenfalls bekannt. Meneval, Sohn des ehemaligen Sekretärs des Kaisers, Toulongeon, Sohn eines der berühmtesten Geschichtsschreiber der Kaiserzeit, Bonapartisten aus Tradition. Fleury war als Rittmeister der Spahis aus Afrika zurückgekehrt.

Der Hausstand im Elysée war in zwei Teile geteilt: in das Kabinett und das Sekretariat. Das Kabinett hatte Herrn Mocquard zum Vorstand, einen der ältesten Freunde des Prinzen, das Sekretariat Herrn Briffault, den bisherigen Direktor der Zeitung „Der Napoleon". Als besonderer Vertrauter fehlte selbstverständlich nicht der treue Dr. Conneau.

Das Elysée zeigte noch Spuren der Kommission nationaler Gaben,

die einige Monate darin gehaust hatte. Es wurde sogleich ausgebessert und mit einem Ameublement aus der Kaiserzeit eingerichtet. Ein Bett, in dem der Kaiser während der letzten Tage seiner Regierung geschlafen hatte, wurde für den Präsidenten aufgeschlagen. An die Wände wurden Schlachtenbilder der Kaiserzeit gehängt. Die Lakaien mußten die Livree des Kaisertums tragen.

Die Familien-Erinnerungen wurden alle aufgefrischt. Hatten hier nicht nacheinander Murat, der Großherzog von Berg, Hortense, die Mutter des Präsidenten, Kaiser Napoleon bei seiner Rückkehr von Waterloo gewohnt? Die Niederlage des Kaiserreichs sollte zugleich Symbol seiner glanzvollen Wiedererstehung sein!

Die Anhänger nannten Louis Napoleon vom ersten Tag an den Prinz-Präsidenten. Sie überliefen ihn freilich auf wenig angenehme Weise, um ihren Schergenlohn zu empfangen. Sie wollten Anstellungen, Belohnungen, Berücksichtigungen aller Art. Es war nicht einfach, sie auf eine spätere Zeit zu vertrösten, und doch war es selbstverständlich, daß dazu Zeit notwendig war!

Mademoiselle (oder Madame) Gordon wurde bereits am vierten Tage mit einer jährlichen Pension von 5000 Francs nach Nancy abgeschoben. Sie konnte damit zufrieden sein, wenn es auch nicht viel war. Dagegen erhielt Miß Howard, die englische Geliebte, einen Diamantenschmuck von 30 000 Francs Wert. Sie bezog ein kleines Palais in der Rue de Cirque, von dem bald ein geheimer Gang zum Elysée führte. Hier trafen sich Napoleon, Persigny, Morny, Fleury, Mocquard bei einer Tasse Tee.

Nach den Bestimmungen der Konstitution hatte der Präsident der Republik drei Persönlichkeiten zur Wahl des Vizepräsidenten vorzuschlagen. Er nannte Baraguay d'Hilliers, Vivienne und Boulay. Die Nationalversammlung wählte durch Abstimmung Boulay, einen bescheidenen Mann, der dem Präsidenten sehr ergeben war.

Bevor wir den Gang der Ereignisse weiter verfolgen, müssen wir das verfassungsmäßig festgelegte Verhältnis zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung genauer betrachten. Die grundsätzliche Trennung der beiden Gewalten — der legislativen und der exekutiven — durch die der Nationalversammlung eine unabhängige Stellung garantiert werden sollte, erwies sich in der Folge als Ursache eines tragischen Bruches, der notwendig zu einer Art Selbstmord der Republik führen mußte.

Das Grundgesetz der Republik vom 4. November 1848 war durch ein

Kompromiß zwischen den demokratischen Tendenzen und den monarchischen Traditionen zustande gekommen. Die Reaktion beutete den Eindruck der Junitage geschickt aus und führte auf Schleichwegen das monarchische Prinzip in die republikanische Konstitution ein.

Die Verfassung ließ die ganze despotische Einrichtung, die der Erste Konsul nach dem 18. Brumaire geschaffen hatte, unversehrt bestehen. Sie behielt die vollkommene Zentralisation bei, die Hierarchie des Beamtentums, durch die alles lokale Eigenleben, alle freie Selbstbestimmung der Bürger gelähmt wurde und die vom Ministerium des Innern beherrscht war.

Sie bestätigte der katholischen Kirche die Aufrechterhaltung des Konkordats und stellte die Unabsetzbarkeit der Richter fest. Die Richter wurden durch die Exekutive angestellt und in ihrer Beförderung von dieser abhängig gemacht. Es wurden nur Männer berücksichtigt, deren antirepublikanische Gesinnung sicher war.

Die stehende Armee, die sich durch Konskription rekrutierte, wurde beibehalten. Statt der republikanischen Nationalgarde wurde eine reguläre Armee mit monarchisch gesinnten Offizieren weiter ausgebaut.

Fünfmal hunderttausend Beamte und fünfmal hunderttausend Soldaten stellten das zuverlässige Element der Exekutive dar.

Diese Exekutive ruhte aber ganz in den Händen des Präsidenten, der nicht durch die Nationalversammlung, sondern durch das Volk gewählt wurde. Der Präsident hatte eine vom Parlament unabhängige Legitimation.

Der Präsident war also gleichsam Monarch von Volkes Gnaden. Ja, seine Befugnisse gingen in gewisser Hinsicht noch wesentlich weiter als bei einer konstitutionellen Monarchie in der Art des Bürgerkönigtums. Während der einzelne Volksvertreter nur einige Tausend Wähler vertrat, erhielt der Präsident den Ausweis einiger Millionen.

Dem gegenüber war die Nationalversammlung in Dingen der Finanzen, der Auflagen und Gesetze souverän. Der Theorie nach war der Präsident der Nationalversammlung unterstellt. Die Versammlung war gleichsam der Kopf, der denkt und anordnet, der Präsident der Arm, der gehorcht und ausführt. „Le roi règne, mais il ne gouverne pas", hatte Thiers dieses Prinzip klassisch formuliert.

Die Möglichkeit eines Ungehorsams des Präsidenten hatte die Verfassung sorgfältig bedacht. In diesem Falle stand der Nationalversammlung das Recht zu, den Präsidenten und seine Minister in den

Anklagestand zu versetzen und sie vor einen hohen Gerichtshof zu stellen.

Allerdings hatte die Nationalversammlung keine materiellen Mittel, einen rebellierenden Präsidenten zu zwingen, vielmehr nur moralische. Macht und Recht waren somit unheilbar aufgespalten. Das Recht der Macht stand über der Macht des Rechtes.

Der Ring würde sich ohne Zweifel geschlossen haben, wenn der Präsident sich an den Eid auf die Verfassung gebunden fühlte. Nach dieser besaß der Präsident nicht einmal das Recht der Vertagung oder Auflösung. Dieser Absolutismus des Rechtes hatte zur Voraussetzung einen Automatismus des Menschen, eines Menschen, der gewillt war, den Geist des Gesetzes über die physische Gewalt zu stellen.

Daß Louis Napoleon dieser Mensch nicht war, wußte die Nationalversammlung selbst am besten. Deshalb verankerte sie ja das Recht der Anklage in der Verfassung. Einige Abgeordnete waren sich der Fiktivität der Bestimmung vollkommen bewußt — Grevy und Leblond machten Verbesserungsvorschläge — aber die Mehrheit entschied für die vorhandene Formulierung.

Der Artikel 68 der Verfassung hatte folgenden Wortlaut:

„Der Präsident der Republik, die Minister, die Verwalter und Inhaber der Staatsgewalt sind verantwortlich, jeder so weit es ihn angeht, für alle Handlungen der Regierung und Verwaltung.

„Jede Maßregel, wodurch der Präsident der Republik die Nationalversammlung auflöst, vertagt oder der Ausübung ihres Mandates ein Hindernis in den Weg legt, ist ein Verbrechen des Hochverrats.

„Dadurch verliert der Präsident unmittelbar sein Amt, die Staatsbürger sind gehalten, ihm den Gehorsam zu versagen; die ausübende Gewalt geht mit vollem Rechte auf die Nationalversammlung über; die Richter des Hohen Gerichtshofes treten sogleich zusammen unter Strafe der Verletzung ihrer Amtspflicht; sie rufen die Geschworenen an dem von ihnen bezeichneten Ort zusammen, um zu dem Verfahren gegen den Präsidenten und seine Mitschuldigen zu schreiten; sie ernennen selbst die Beamten, die das Geschäft des öffentlichen Anklägers zu versehen haben.

„Ein Gesetz wird die übrigen Fälle der Verantwortlichkeit, sowie die Formen und die Art und Weise der Anklage festsetzen."

Das war ein leerer Formalismus, der durch jeden beliebigen General ad absurdum geführt werden konnte und erst recht durch einen Präsidenten, dem man alle exekutiven Mittel in die Hand gab und der

ehrgeizig und skrupellos genug war, ihn bei der nächsten besten Gelegenheit ad absurdum zu führen.

Die Verfassung hatte im übrigen mancherlei Vorzüge, die von den Republikanern allein gesehen wurden.

Sie führte das allgemeine Stimmrecht ein. Sie gewährte Pressefreiheit und Versammlungsrecht. Sie blieb für künftige Erfahrungen offen. Der Präsident konnte nur auf vier Jahre, die Versammlung nur auf drei Jahre gewählt werden. Kein Präsident konnte vor Ablauf weiterer vier Jahre wieder gewählt werden. Verfassungsänderungen konnten von jeder dreijährigen Versammlung in ihrer dritten Jahres-Versammlung beschlossen werden. Hierzu war jedoch eine Dreiviertel-Mehrheit erforderlich.

Auch mit der Bestimmung der Wiederwählbarkeit des Präsidenten wollte die Versammlung im besonderen Louis Napoleon treffen. Aber auch damit half sie, ihr eigenes Grab schaufeln. Denn was lag für einen Präsidenten, der sich im Grunde als Prätendenten betrachtete, näher, als daß er vor Ablauf der vier Jahre die Beseitigung dieser Bestimmung erstreben mußte, wenn nicht anders, durch Gewalt?

Die Konstruktion der Verfassung war, rational gesehen, vollkommen lückenlos, sie übersah jedoch geflissentlich die irrationale Seite des Menschen, der im gegebenen Falle entschlossen war, Eid und Verfassung zu brechen, um den machtpolitischen Instinkt triumphieren zu lassen.

Wir sehen also, daß es ein doppelter Mangel war, der schließlich Verfassung und Republik zum Sturze bringen mußte: der tragische Dualismus in der Aufteilung der Gewalten und der rationale Formalismus in der äußerlichen Bindung des Präsidenten an die Verfassung.

Es waren noch keine acht Tage vergangen, so brach der erste Konflikt innerhalb der Regierung aus, ohne daß die Nationalversammlung in der Lage gewesen wäre, irgend ein Wort mitzusprechen.

Am 27. Dezember 1847 schrieb der Präsident an den Minister des Innern folgenden Brief:

„Mein Herr Minister. — Ich habe den Polizeipräfekten befragt, ob er nicht zuweilen Berichte über diplomatische Angelegenheiten erhielte. Er hat mir mit Ja geantwortet und hinzugefügt, daß er Ihnen gestern die Abschriften einer Depesche über Italien zugesendet habe. Diese Depeschen müssen mir, wie Ihnen einleuchten wird, unverweilt zugesendet werden und ich muß Ihnen meine ganze Unzufriedenheit zu erkennen geben, daß Sie gezögert haben, sie mir mitzuteilen.

In gleicher Weise ersuche ich Sie mir die sechzehn Mappen zuzuschicken, die ich von Ihnen verlangt habe. Ich will sie bis Donnerstag haben. Ebenso wenig verstehe ich, daß der Minister des Innern die Artikel redigieren will, welche mich persönlich angehen. Dies geschah nicht unter Louis Philippe und es darf auch nicht sein. Seit einigen Tagen habe ich auch keine telegraphischen Depeschen erhalten. Überhaupt bemerke ich wohl, daß die Minister, welche ich ernannt, mich behandeln wollen, als ob die berüchtigte Konstitution von Sieyès in Kraft sei, aber ich werde es nicht dulden.

Empfangen Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung."

Dieser Brief verdient in manchem Betracht eine Analyse.

Er zeigt zunächst in seiner betonten Ich-Form einen hemmungslosen Subjektivismus, eine Persönlichkeit, die gewillt ist, sich über alle Schranken der Amtlichkeit und Gebundenheit rücksichtslos hinwegzusetzen.

Er zeigt ferner in seinem befehlshaberischen Ton die Mißachtung jeder Höflichkeit und kollegialen Verbindlichkeit, eine Entwürdigung des Menschen zur reinen Kreatur, der man Fußtritte gibt, wenn sie nicht alle Befehle sogleich ausführt.

Er zeigt schließlich eindeutig die selbstverständliche Vorwegnahme der späteren Rolle als Diktator und Kaiser, den Rechthaber und Machthaber, der weder Einwände noch Gründe kennt und nur fordert, ohne daran zu denken, daß der Fordernde auch zu geben hat.

Der Herr Präsident hatte freilich auch allen Grund, mit seinem Minister unzufrieden zu sein. Hatte er ihn nicht gleich zu Beginn aufgefordert dafür zu sorgen, daß die mehr als peinlichen Akten zum Straßburger und Boulogner Putsch unverzüglich in seine Hände gelangten? Nun waren schon acht Tage vergangen und er hatte die Mappen noch nicht erhalten! Das war nicht Verzögerung, das war Insubordination!

Die Folge des Briefes war, daß Malleville seine Entlassung nahm. An seine Stelle trat Léon Faucher, der sein Amt ernster auffaßte und für die sofortige Auslieferung der Akten sorgte — und diese sind seither verschwunden, wahrscheinlich vernichtet.

Am nächsten Tage folgte der Minister des Ackerbaues und Handels. Der Vizepräsident der Nationalversammlung fand es als überzeugter Republikaner zu schwierig, sich mit seinen Kollegen zu verständigen. Nachdem die Regierung so schon nach acht Tagen zum gefügigen

Werkzeug des Präsidenten gemacht worden war, kam sie sogleich mit der Nationalversammlung in Konflikt.

Der Finanzminister wehrte sich gegen die von der Nationalversammlung beschlossene Ermäßigung der Salzsteuer, der Ministerpräsident gegen die Erlassung einer allgemeinen Amnestie:

„Während noch so viel Unordnung in den Gemütern herrscht und unaufhörlich so viele Leidenschaften entzündet werden, ist das Verlangen nach einer Amnestie — es tut mir leid, es sagen zu müssen — weiter nichts als ein Aufruf zur Zwietracht."

Die reaktionäre Tendenz setzte sich überall gegen die soziale Tendenz der Republik durch und verschärfte von Mal zu Mal die unheilvolle Feindschaft zwischen Exekutive und Legislative.

Dabei muß man noch bedenken, daß die Feindschaft der Parteien untereinander die Legislative von innen her aushöhlte. Die Legitimisten, die sich seit der Februar-Revolution zurückgehalten hatten, schlossen sich mehr der Exekutive an, in der Hoffnung auf eine vage Zukunft. Die orleanistische Partei tat dies aus dem gleichen Grunde. Sie sah in der Regierung Louis Napoleons ein Mittel, die bedrohte Ordnung wiederherzustellen, um auf diese Weise möglichst ohne Erschütterungen zu einer Restauration der Familie Orléans zu gelangen.

Den reaktionären Parteien gegenüber standen die revolutionären, die in der Mehrheit waren. Die Partei, die im Februar die Geschicke Frankreichs geleitet hatte, bekämpfte alles, was von rechts kam und mit der Regierung übereinstimmte. Sie besaß in der Versammlung die eigentliche Majorität und hatte noch immer in der Zivil- und Militärverwaltung alle wichtigen Stellen besetzt. Die in den Juni-Tagen besiegte sozialistische Partei setzte sich aus den gefährlichsten Agitatoren und Demagogen zusammen und arbeitete auf offenen Aufruhr hin.

Unter diesen Umständen hatte ein so entschlossener Mann wie Louis Napoleon leichtes Spiel; er verband sich mit den reaktionären Parteien, um ihnen den Todesstoß zu geben und bekämpfte mit Hilfe dieser die republikanischen Parteien, um sie zum Selbstmord zu treiben. Bei alledem konnte er sich auf die direkte Legitimation durch die Massen berufen.

Nichts ist in diesem Betracht aufschlußreicher als das Schreiben, das Louis Napoleon an seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, richtete, der damals Gesandter in Madrid war. In seinem erregten und überheblichen Tone stellt es ein würdiges Seitenstück zu dem vorausgegangenen Schreiben an den Innenminister dar.

„Mein lieber Vetter!" lesen wir darin, „Man behauptet, daß Du bei Deiner Durchreise in Bordeaux eine Sprache geführt hast, die geeignet sei, Uneinigkeit unter den am meisten gutgesinnten Personen zu erregen. Du sollst gesagt haben, daß ich, durch die Häupter der reaktionären Bewegung beherrscht, meinen Eingebungen nicht frei folgte; daß ich, des Joches überdrüssig, bereit wäre, es abzuschütteln, und daß man, um mir zu Hilfe zu kommen, bei den nächsten Wahlen weit eher meiner Regierung feindliche Männer in die Kammer senden müßte, als Männer der gemäßigten Partei.

Eine solche Beschuldigung von Deiner Seite hat das Recht mich zu verwundern. Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich niemals dem Einflusse von wem es auch sein möge unterliegen und daß ich mich beständig bemühen werde, im Interesse der Masse und nicht im Interesse einer Partei zu regieren . . .

Ich hoffe daher, mein lieber Vetter, daß Du von nun an . . . Dich hüten wirst, durch unüberlegte Worte abgeschmackten Verleumdungen Glauben zu verschaffen, die so weit gehen, zu behaupten, daß schmutzige Interessen meine Politik beherrschen . . ."

Am 7. Februar setzte die Nationalversammlung, trotz verzweifelter Gegenwehr der Republikaner, den Zusammentritt der neu zu wählenden Legislative auf den 19. März fest. An diesem Tage sollte sich die Konstituante trennen und bis dahin nur noch das Wahlgesetz, die Gesetze über den Staatsrat, über die Verantwortlichkeit des Präsidenten und der Minister, sowie das Budget fertig machen.

Diese selbstauferlegten Arbeiten, die den Prozeß der Selbstauflösung nur beschleunigen konnten, wurden in sehr gedrückter Stimmung beendigt. Immer schwebte der Staatsstreich unsichtbar über der Republik. Einen letzten Stoß erhielt die Nationalversammlung durch die Beratungen des Budgets. Hier mußte die katastrophale Finanzwirtschaft der provisorischen Regierung aufgedeckt werden. Die Gelder waren für Parteizwecke verschleudert worden. Die tugendhaften Republikaner hatten für ihre eigene Tasche gesorgt. Der geplünderte Staat war mit einer schwebenden Schuld von einer Milliarde Francs belastet worden. Dem gegenüber waren die Mittel, die nun angewendet wurden, wieder nur Methoden einer beschleunigenden Selbstauflösung. Man machte unbarmherzige Abstriche an den öffentlichen Arbeiten, beschnitt die Gehälter mißliebiger Beamter und machte so groteske Vorschläge wie die Umwandlung der Manufaktur von Sèvres in eine Töpferei, die der Gobelins in eine Färberei.

Der Mann im Elysée saß schweigend wie eine ägyptische Sphinx, deren Geheimnisse niemand zu entschleiern vermochte. Die Lider senkten sich über die seltsamen Augen, die zynische Abgründigkeit der Gedanken mit einem Nebel verhüllend.

KOMMUNISMUS

Paris war in der Zeit zwischen der Juli- und Februarrevolution der Schmelztiegel sozialistisch-kommunistischer Ideen und Utopien, Ausstrahlungs- und Sammelpunkt zugleich.

Während die Spekulanten die Devise des Bürgerkönigtum: „Enrichissez-vous!" befolgten und gleichsam über Nacht zu Bergwerksbesitzern und Eisenbahnkönigen wurden, breitete die Riesenspinne der Geheimorganisationen ihr unsichtbares Netz von Paris über das ganze Land aus. In den Volksfreunden, den Menschenrechten, den Vereinigungen der Familien und der Jahreszeiten organisierten Barbès und Blanqui allen voran diese geheimen Gesellschaften.

In der „Société des saisons" sprach man offen über die Diktatur des Proletariats. Von Zeit zu Zeit entlud sich die gestaute Energie in Komplotten und Putschen, die jedoch immer wieder niedergeschlagen wurden. Der Bund der Geächteten, der sich seit 1836 Bund der Gerechten nannte, organisierte sich nach französischem Vorbild. In ihm tat sich der Schneider Wilhelm Weitling aus Magdeburg hervor.

Die Franzosen schlugen am 13. Mai 1839 los. Die Deutschen erklärten sich solidarisch und marschierten mit. Der Zusammenbruch des Putsches führte auch den Zusammenbruch des Bundes herbei. Die Zentrale des Bundes der Gerechten wurde nach London verlegt.

Im Jahre 1840 gründeten die Pariser Flüchtlinge den Kommunistischen Arbeiter-Bildungsverein zu London, dem später auch Marx und Engels beitraten.

Karl Marx siedelte im Jahre 1843 nach Paris über. Moses Heß machte ihn mit den französischen Sozialisten bekannt: mit Proudhon, Blanc, Dezamy, Considérant, Leroux. Sie waren alle mehr oder minder Utopisten und wachten eifersüchtig über ihre individualistischen Theorien. Marx, der den linken Flügel der Hegelschen Philosophie repräsentierte, bemühte sich in diesen Kreisen vergeblich um eine gallogermanische Allianz. Die „Deutsch-französischen Jahrbücher", die

er gemeinsam mit Arnold Ruge herausgab, waren eine Miß- und Totgeburt zugleich.

Die Sozialisten und Kommunisten schienen hoffnungslos zerspalten. Es gab Reste des Saint-Simonismus, von Père Enfantin schwärmerisch geführt, Trümmer der von Considérant geleiteten Phalanx-Bewegung Fouriers, christlichen Sozialismus nach Lamennais, kleinbürgerlichen Sozialismus in den Spielarten von Sismondi, Buret, Pecqueur, Leroux, Vidal u. a. Etienne Cabet war aus England zurückgekehrt und hatte die Utopie des Thomas Morus mitgebracht. Seine „Reise nach Ikarien" eröffnete die Propaganda für den utopischen Sozialismus. Er gab ein kommunistisches Glaubensbekenntnis heraus und eine Zeitung, die sich „Populaire" nannte.

„Ja, Jesus Christus ist Kommunist", rief Cabet aus, „der Kommunismus ist nichts weiter als wahres Christentum."

„Was ist Sozialismus?" fragte Blanc. „Das Evangelium, in die Tat umgesetzt!"

Wir werden sehen, daß sich die Bischöfe diese Phraseologie zueigen machten. Was wunder, daß der Abbé Chatel über dem Allerheiligsten die Trikolore aufrollen wird!

Demgegenüber forderte Dezamy in seinem „Gesetzbuch der Gütergemeinschaft", gegen Fourier, Lamennais und Cabet polemisierend, eine Reinigung des Sozialismus von allen religiösen Beimengungen. Auch er fand seine Anhängerschaft.

Schließlich verknüpfte sich eine Art kleinbürgerlicher Sozialpolitik mit den Namen Blanc, Ledru-Rollin und Flocon. Für sie waren Organisation der Arbeit und Recht auf Arbeit die Angelpunkte ihres Systems, ausgehend von Louis Blancs 1842 erschienener „Organisation der Arbeit".

Unter allen heraus ragte Proudhon, der Schriftsetzer aus Besançon, der die Frage: „Was ist Diebstahl?" lapidar und brutal beantwortete mit: „Eigentum ist Diebstahl!". Von dieser Antwort Proudhons zu Marxens „Expropriation der Expropriateure" verläuft eine logische Linie.

„Während langer, oft übernächtiger Debatten", schrieb Marx später über Proudhon, „infizierte ich ihn zu seinem großen Schaden mit dem Hegelianismus, den er doch bei seiner Unkenntnis der deutschen Sprache nicht ordentlich studieren konnte . . ."

Damit deutete er seine innere Gegensätzlichkeit zu Proudhon an, die allerdings zu einem unüberbrückbaren Abgrund wurde, als 1847

Proudhons „Philosophie des Elends" erschien. Schon die einfache Umkehrung des Titels in das „Elend der Philosophie", zeigte, daß Marx, geschult an der hegelschen Dialektik, hier eine vernichtende Kritik an dem Franzosen übte.

„Ich erwarte die Geißel Ihrer Kritik", hatte Proudhon an Marx geschrieben.

Diese Geißel sauste jetzt auf seinen Rücken, daß er Striemen davontrug, die kaum mehr zum Verschwinden gebracht werden konnten. Als historischer Materialist lief Marx Sturm gegen den Idealismus, der geschichtliche Prozesse als Ausfluß von präexistenten Ideen betrachtet und nicht als Ausdruck von bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen:

„Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten. Aber dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen, diese Kategorien ebensowenig ewig als die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Produkte . . ."

Hier kündigte sich der dumpfe Groll und das noch dumpfere Grollen der Massen an, die gewillt waren, ihr Schicksal nicht nach Ideen gestalten zu lassen, die von oben kommen, vielmehr aus sich selbst, nach dem Gesetz ihrer eigenen Schwere: De profundis. Die Absage an die Ideenwelt bedeutete zugleich Ansage eines Kampfes: des Klassenkampfes.

„Dies ist der Krieg zwischen den Reichen und den Armen", rief Blanqui aus. „Die Reichen haben ihn gewollt, weil sie Angreifer sind, die sich vom Schweiße der Armen mästen."

Proudhon war Sozialist, Blanqui Kommunist.

Wie sehr die Dinge bereits in die Richtung des Kommunismus trieben, das bezeugt ein Wort Heinrich Heines, der bereits am 15. Juni 1843 gegen die utopischen Sozialisten schrieb:

„Die Kommunisten sind die einzige Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, dessen Bekenner unter seltsamen Aushängeschildern noch

immer am Leben sind, sowie auch für die Fourieristen, die noch frisch und rührig wirken, dieselbe Aufmerksamkeit beanspruchen, aber diese ehrenwerten Männer bewegt doch nur das Wort, die soziale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Notwendigkeit, sie sind nicht die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt. Früh oder spät wird die zerstreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalstab der Fourieristen zu dem wachsenden Heere des Kommunismus übergehen und, dem rohen Bedürfnis das gestaltende Wort verleihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen."

Im Herbst des Jahres 1844 fand zu Paris die Begegnung zwischen Marx und Engels statt, die zur Begegnung für das Leben wurde. Als der Bund der Gerechten 1847 zu London tagte und sich Bund der Kommunisten nannte, erhielten Marx und Engels den Auftrag, die kommunistischen Grundsätze zusammenzufassen.

So entstand beim Ausbruch der Revolution jenes flammende Fanal, das den Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat als den notwendigen Klassenkampf zum Übergang in eine klassenlose Gesellschaft bezeichnete: das „Kommunistische Manifest".

Es ist notwendig, sich diese Hintergründe klar zu machen, um die nachfolgenden Ereignisse des Jahres 1848 und den Todeskampf der Zweiten Republik zu verstehen.

In der Februarrevolution siegte der Sozialismus. Zu schwach, diesen Sieg zu halten, wurde er von der Bourgeoisie alsbald wieder verdrängt. In der Junischlacht brach der radikale Kommunismus hervor. Die Angst vor dem „roten Gespenst" trieb die Bourgeoisie in die Arme des Bonapartismus, der in Wahrheit Sieger blieb.

Louis Napoleon erkannte klar seine große Chance. Er brauchte nur die Wühlereien der radikalen Elemente zu unterstützen und die Angst vor dem „roten Gespenst" vergrößern zu helfen, — und Bourgeoisie und Proletariat mußten ihm wie eine reife Frucht früher oder später in den Schoß fallen.

Die Revolution hatte alle sozialistischen Sektenpriester und Wundertäter auf die Beine gebracht. Louis Blanc, Mitglied der provisorischen Regierung, trat für die rote Fahne als Nationalflagge und für die Errichtung von Nationalwerkstätten ein. Proudhon predigte die Organisation des Kredits und der Spekulation. Bakunin, der Anarchist und Nihilist russischer Provenienz, trieb unausgesetzt zu Aufständen.

„Welch ein Mensch!" rief Caussidière, der Barrikadenpräfekt, verzweifelt aus. „Am ersten Tag ist er wunderbar, am zweiten müßte man ihn erschießen lassen!" — Leroux schrieb an Cabet, wie es möglich sei, eine Republik zu gründen ohne sozialistische Idee.

In der provisorischen Regierung saßen außer Louis Blanc die Sozialisten Ledru-Rollin, Flocon und Albert. Durch Schreiben vom 1. März rief Flocon Marx nach Paris. Marx traf am 4. März ein. Er trat sofort gegen Herwegh und seine Legion auf. Engels folgte am 25. März nach. Anfangs April verließen sie Paris jedoch wieder, um nach Deutschland zu eilen.

In den beiden Schriften: „Klassenkämpfe in Frankreich" und „Der achtzehnte Brumaire", hat Marx Aufstieg und Niederbruch der Zweiten Republik messerscharf analysiert. Ohne überhaupt zu ihm oder zu seiner Lehre irgendwie Stellung zu nehmen, müssen wir doch abschließend zwei kleine Abschnitte wiedergeben:

„In der Nationalversammlung", lesen wir in den „Klassenkämpfen", „saß ganz Frankreich zu Gericht über das Pariser Proletariat. Sie brach sofort mit den sozialen Illusionen der Februarrevolution, sie proklamierte rundheraus die bürgerliche Republik, nichts als die bürgerliche Republik. Sofort schloß sie aus der von ihr ernannten Exekutivkommission die Vertreter des Proletariats aus: Louis Blanc und Albert; sie verwarf den Vorschlag eines besonderen Arbeitsministeriums, sie empfing mit stürmischem Beifallsrufe die Erklärung des Ministers Trélat: es handle sich nur noch darum, die Arbeit auf ihre alten Bedingungen zurückzuführen. Es blieb den Arbeitern keine andere Wahl, sie mußten verhungern oder losschlagen. Sie antworteten am 22. Juni mit der ungeheueren Insurrektion, worin die erste große Schlacht geliefert wurde zwischen den beiden Klassen, welche die moderne Gesellschaft spalten. Es war ein Kampf um die Erhaltung oder Vernichtung der bürgerlichen Ordnung. Der Schleier, der die Republik verhüllte, zerriß . . ."

„Die Bourgeoisie", heißt es im „Achtzehnten Brumaire", „hielt Frankreich in atemloser Furcht vor den zukünftigen Schrecken der roten Anarchie; Bonaparte eskomptierte ihr diese Zukunft, als er am 4. Dezember die vornehmen Bürger durch die schnapsbegeisterte Armee der Ordnung von ihren Fenstern herabschießen ließ. Sie apotheosierte den Säbel; der Säbel beherrschte sie. Sie vernichtete die revolutionäre Presse; ihre eigene Presse ist vernichtet. Sie stellte die Volksversammlungen unter Polizeiaufsicht; ihre Salons stehen unter

der Aufsicht der Polizei. Sie löste die demokratischen Nationalgarden auf; ihre eigene Nationalgarde ist aufgelöst. Sie verhing den Belagerungszustand; der Belagerungszustand ist über sie verhängt. Sie verdrängte die Jury durch Militärkommissionen; ihre Jurys sind durch Militärkommissionen verdrängt. Sie unterwarf den Volksunterricht den Pfaffen; die Pfaffen unterwarfen sie ihrem eigenen Unterricht. Sie transportierte ohne Urteile; sie wird ohne Urteil transportiert. Sie unterdrückte jede Regung der Gesellschaft durch die Staatsmacht; jede Regung ihrer Staatsmacht wird durch die Gesellschaft unterdrückt . . ."

Wie man auch zu den Auswirkungen des Marxismus — der Idee des Klassenkampfes und des historischen Materialismus — in der Geschichte stehen mag — eine Tatsache ist hier richtig gesehen: der Selbstmord der Republik. Der Bonapartismus beschleunigte den Prozeß der Selbstauflösung nur, um seine Ziele zu erreichen: das Kaisertum und die Diktatur.

„Was tun wir denn, was tut denn unser Land heute anderes, als die erhabenste aller Poesien zu verwirklichen?" hatte der Dichter Lamartine beim Ausbruch der Revolution emphatisch deklamiert.

„Bis zum Tode werde ich diese blutige Fahne von mir weisen", mußte er schon wenig später den radikalen Elementen zurufen, „und Ihr müßtet sie ebenso verabscheuen wie ich. Die rote Fahne, die Ihr da anbringt, ist nicht weiter als bis zum Marsfeld gekommen und durch das Blut des Volkes gezogen worden. Aber die Trikolore hat mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit des Vaterlandes den Weg in die Welt gemacht."

„Recht auf Arbeit!" rief Louis Blanc.

„Weniger Arbeit und mehr Lohn!" echote der Pöbel.

„Wie berechtigt auch Eure Ungeduld ist", mußte Louis Blanc schon am 5. März zu den Arbeitern sprechen, „so sollten doch Eure Forderungen unseren Untersuchungen nicht zuvorkommen."

Untersuchungen? Was gibt es da lange zu untersuchen? Hast Du uns nicht seit zehn Jahren gepredigt, daß Du das Geheimnis kennst, das uns Glück und Wohlstand verheißt?

„Ihr werdet arbeiten wie einige Brüder!" prahlte die Regierung.

Die Masse aber drohte schon in den Köpfen ihrer Journale: „Robespierre", „Die rote Republik", „Die rote Mütze", „Der Vulkan", „Der Brandstifter", „Der Blutvergießer".

Während die Utopisten das Himmelreich verhießen, organisierte sich die Hölle in den unterirdischen Klubs: Unionklub, Charbonnerie,

Wahrheitsfreunde, und wie man sich immer auch nennen mochte. „Es gibt Klubs für Männer und für Frauen", so wird berichtet, „für Weiße und für Schwarze, für Franzosen und für Ausländer, vor allem für Polen, Deutsche und Italiener, ferner für Schauspieler und Gewürzkrämer, für Schulmeister und für Professoren, für Schriftsteller und für Kammerdiener, für Studenten und für Arbeiter, für Kaufleute und demokratische Offiziere, für Freimaurer und republikanische Protestanten."

Die Regierung entschloß sich zu einem sozialistischen Experiment großen Stiles, das man ebenso als kommunistisch wie als staatskapitalistisch bezeichnen könnte — und erlitt damit furchtbaren Schiffbruch. Es handelt sich um die Nationalwerkstätten, von denen wir früher schon gesprochen haben und die wir um ihres experimentellen Charakters willen in diesem Zusammenhang noch einmal betrachten müssen.

Schon am 25. Februar erließ die Regierung ein Dekret, das „allen Bürgern Arbeit gewährleistet". Arbeit? Wo war denn Arbeit? Und wer wollte überhaupt arbeiten?

Louis Blanc, der Urheber des Dekrets, machte sich darüber keine Gedanken. Ein anderes Mitglied der provisorischen Regierung namens Marie arbeitete den Plan der Nationalwerkstätten aus.

„Junikämpfer!" rief Proudhon später aus, „der Grund Eurer Niederlage liegt im Dekret vom 25. Februar. Diejenigen, die Euch damals im Namen der Obrigkeit ein Versprechen gemacht haben, das die Obrigkeit zu halten unfähig war, haben schlimmen Mißbrauch mit Euch getrieben!"

Der Ingenieur Emile Thomas übernahm die Einrichtung der Nationalwerkstätten. In jeder Mairie von Paris wurden Register aufgelegt, in die jedermann seinen Namen eintragen konnte. Auf der Rue de Bondy stauten sich die Massen aus allen Lagern.

Die Schlangen wurden zu militärischen Einheiten formiert, ob es sich um Sattler oder Schuster, Bauarbeiter oder Anstreicher oder was immer sonst handelte. Alle wurden ohne Unterschied zum Arbeitsdienst beim Bau der Bahnhöfe St. Lazare und Montparnasse verwendet.

Am 9. März begann die Einzeichnung. Am 15. März zählte man 6000, am 31. März 30 000, im April 70 000, im Mai 100 000, im Juni 110 000 Mann. Wer mit Erdarbeiten beschäftigt war, erhielt zwei Francs für den Tag, wer aus Mangel an Arbeit zur Disposition gestellt wurde, anderthalb.

Bald stellte sich dieses Experiment der Arbeitsbeschaffung als ein Leerlauf heraus, der den Staat ungeheure Summen kostete. Die Erde wurde sinnlos hin- und hergekarrt. Man riß Bäume aus und pflanzte neue. Bald war der größte Teil der Leute arbeitslos oder arbeitsunwillig. Die Kaschemmen füllten sich in dem Maße in dem sich die Arbeitsplätze leerten.

In der Provinz war es nicht anders. In den Nationalwerkstätten zu Rouen waren im April schon 11 000 Arbeiter aus Mangel an Arbeit untätig. Die Fabriken wurden stillgelegt und die Arbeitsstätten wurden leer. Was sich füllte, waren allein die geheimen Gesellschaften.

Bis Mitte Juni hatte die junge Republik bereits 14 Millionen Francs zum Fenster hinausgeworfen. Dabei nahmen die staatlichen Kassen in den ersten vier Monaten des Jahres 1848 zwanzig Millionen weniger ein als im vorhergehenden Jahre.

Überhaupt trieb die Finanzlage auf eine Katastrophe zu. Die Julimonarchie hatte als Aktiva 135 Millionen Francs in bar, als Passiva 960 Millionen in Staatsschulden hinterlassen. Die Aktiven waren bald verschleudert und die Passiven wuchsen demgemäß.

Bis Mitte April betrugen die Verluste an der Pariser Börse vier Milliarden Francs. Die fünfprozentige Rente, die im Februar auf 116,10 gestanden hatte, fiel bis zum 7. März auf 97,50, bis zum 5. April auf 50. Die dreiprozentige Rente fiel im gleichen Zeitraum von 73,70 auf 32,50.

Nicht anders war es bei den Eisenbahnaktien, die doch eines der besten Papiere darstellten. Paris-Orléans stand im Februar 1180, am 7. April 385. Paris-Rouen im Februar 863,75, am 5. April 275. Marseille-Avignon im Februar 532,50, am 4. April 275.

Die beiden größten finanziellen Unternehmungen Frankreichs, die Banque de France und die Sparkasse, waren dem einsetzenden Run kaum gewachsen. Die Banque de France hatte im Februar 226 Millionen Francs in den Kassen, fast soviel wie den Betrag der umlaufenden Noten. Jeder rannte, seine Scheine in Bargeld zu wechseln und das Inkasso fiel rapide auf 140 Millionen. Die Sparkasse hatte zwar Einlagen von 670 Millionen, war jedoch dem Ansturm der Rückforderungen nicht gewachsen, da sie die meisten Gelder in Renten oder Kanalaktien angelegt hatte. So entschloß sie sich, auf kein Buch mehr als 100 Francs auszuzahlen, weitere Summen aber in Schuldscheinen oder Rententiteln zum Kurswert.

Der Staatsbankrott stand unmittelbar vor den Augen der Regierung.

Da entschloß sich der Finanzminister Garnier-Pagès zu einer radikalen Kur: er verlieh den Noten einen Zwangskurs und ordnete einen Steuerzuschlag von 45% an.

Die Bourgeoisie war über diesen Raubzug empört. Das Proletariat aber sann auf radikalen Umsturz. Die Regierung mißtraute der Nationalgarde, die aus dem Bürgertum hervorgegangen war, und schuf die Mobilgarde. Marast, der Maire von Paris, und Caussidière, der Polizeipräfekt, stellten sich offen zu der einen oder der anderen Partei.

„Sagt nur Euern dummen Bürgern", erklärte Caussidière seinen Kommissaren, „daß, wenn sie die geringste Reaktion versuchen, 400 000 Arbeiter nur das Signal erwarten, um Paris zu zerstören. Sie werden keinen Stein auf dem anderen lassen, und Ihr wißt doch, daß sie dazu nur Zündhölzer benötigen."

Ein radikales Blatt veröffentlichte eine Liste der großen Vermögen Frankreichs. Das veranlaßte einen Haufen Aufrührer, am 15. Mai die Kammer zu stürmen und eine Extrasteuer von einer Milliarde zu fordern.

„Die Republik ist rein wie ein Gedanke, erhaben wie ein Gefühl, heilig wie eine Tugend", leierte Lamartine die alte Phrase.

„Genug! Genug!" schrie der Pöbel. „Redensarten! Immer Redensarten! Wir haben Deine ewige Leier satt!"

„Das Recht auf Arbeit wird nur von denen verlangt, die nicht arbeiten wollen", sagte Proudhon mit Bezug auf die Nationalwerkstätten.

Und Falloux, der als Berichterstatter über die Nationalwerkstätten von der Kammer beauftragt worden war, erklärte vor dieser am 19. Juni:

„In den Nationalwerkstätten ist der Müßiggang eine Doktrin geworden, die mit Gewalt durchgesetzt wird da, wo sie die Köpfe nicht schon von selbst verdreht hat. Die Nationalwerkstätten sind nichts anderes als ein Dauerstreik zu 170 000 Francs den Tag."

Damit war das Schicksal der Nationalwerkstätten besiegelt, aber auch der Aufstand der kommunistischen Massen eine beschlossene Sache.

„Was wird an dem Tag geschehen, an dem man mir befiehlt, die Nationalen Werkstätten aufzulösen?" hatte der Leiter der Werkstätten zu dem jungen Freycinet voll Besorgnis gesagt. „Es gibt doch brave Leute, die keine andere Existenzmöglichkeit haben und in den Fabriken keinen Platz finden. Was werden sie tun? Sie sind die gegebenen Rekruten für den Aufruhr."

So war es in der Tat. Diese jungen Leute, die man zum Militärdienst zwingen oder in die Provinz abschieben wollte, versammelten sich am 22. Juni auf dem Pantheonplatz.

„Wenn die Arbeiter nicht in die Provinz abrücken wollen, werden wir sie mit Gewalt dazu zwingen!" schrie Marie. „Verstehen Sie? Mit Gewalt!"

„Arbeit, Brot! Arbeit, Brot!" war das wilde Echo.

„Poléon, Poléon! Es lebe Napoléon!" klang es manchmal dazwischen. Die wenigsten waren sich klar, was dieser Ruf zu bedeuten hatte.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurden Fackeln an die Gitter des Pantheon gesteckt. Die roten Flammen fluteten über die erregten Gesichter der lagernden Massen.

Um die gleiche Stunde saß Alfred de Musset im Théâtre Français, wo „der Vorhang sich vor einem von hübschen Frauen und geistreichen Leuten überfüllten Saale hob. Am folgenden Tage adieu Schauspieler, Direktor, Autor, Souffleur. Wir haben das Gewehr in der Faust mit der Kanone als Orchester, der Feuersbrunst als Beleuchtung und einer Bande Vandalen als Parterre."

Am anderen Morgen stand Arago, der Gelehrte und Revolutionär, auf den Barrikaden. 1830 und 1832 hatte er selbst Barrikaden gebaut. Heute wußte er, daß die Liebe mehr vermag als die Gewalt.

„Warum erhebt Ihr Euch gegen das Gesetz?" fragte er.

„Man hat uns schon so viel versprochen", antworteten die Arbeiter, „und man hat niemals Wort gehalten. Jetzt müssen wir uns selbst unser Recht verschaffen."

„Aber warum müssen denn gleich Barrikaden gebaut werden?"

„Aber Herr Arago, wir haben doch selbst zusammen Barrikaden gebaut. Erinnern Sie sich nicht? Es war im Jahre 1832, da unten im Kreuzgang von St. Merry."

Und ein alter Mann hielt den Mund an das Ohr des Gelehrten und sagte kaum hörbar:

„Aber Herr Arago, warum machen Sie uns Vorwürfe? Sie haben ja niemals Hunger gehabt. Sie wissen nicht, was Elend ist."

Am vierten Tag hatte der General Cavaignac diesen ersten Aufstand der Commune niedergeschlagen. Michelet schrieb am letzten Junitag nur einen Satz in sein Tagebuch:

„Exidat illa dies . . ."

Die Bourgoisie triumphierte. Die Republik, die ihr verhaßt war, schien zu Tode verwundet.

„Was braucht die Republik?" lautete eine viel belachte Scherzfrage. „Republikaner, denn sie fehlen ihr", war die Antwort.

Der geschlagene Kommunismus verkroch sich wieder in die Unterwelt, aus der er vorzeitig hervorgebrochen war: in die Geheimbünde, die ihr unsichtbares Spinnweb nach wie vor über alle Provinzen ausgebreitet hielten.

„Kennst Du die Mutter Marianne?" lautete ihre Losung.

„Sie hat guten Wein!" ihre Antwort.

Es war gärender Most, der kein Gefäß finden konnte.

„Nach dem Versuch einer Republik", schrieb George Sand, die hinter den Kulissen zu wirken suchte, „deren eigentlicher Zweck, deren Ausgangspunkt die Absicht gewesen war, soviel wie möglich die Gleichheit der Lebensbedingungen herbeizuführen, mußte man erkennen, daß es leider nicht genügt, alle Bürger vor dem Gesetz gleich zu machen. Ich wage zu vermuten, daß es nicht einmal genügen dürfte, sie im Vermögen gleich zu machen. Man hätte vielmehr die Macht besitzen müssen, sie alle die Wahrheit erkennen zu lassen."

Der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat klaffte weiterhin beinahe sinnlos auseinander. Nur ein geheimnisvoller Mann schien zu wissen, mit welchen Mitteln man eine solche unheilvolle Spannung lösen konnte: Louis Napoleon.

Die Wahl zum Präsidenten der Republik verdankte der Prinz allein seinem Namen. Den Namen Napoleon kannte der einfältigste Bürger und der dümmste Bauer.

„Was will denn diese Martine?" fragten die Bauern der Gironde Haußmann. „Warum sollen wir denn ein Frauenzimmer wählen?"

Sie hatten von dem Dichter Lamartine keine Ahnung.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Prinz-Präsident die tragenden Fundamente des Staates richtig einschätzte: Arbeiter — Bauern — Soldaten. Auf ihnen konnten Bürgertum und Adel ungehemmt Luxus und Laster entfalten.

„Meine aufrichtigsten und ergebensten Freunde", sagte er bei der Eröffnung der Eisenbahn in St. Quentin, „sind nicht in den Schlössern zu finden, sondern unter dem Strohdach, nicht unter vergoldeten Plafonds, in den Werkstätten und auf dem Felde weiß ich sie."

Den Arbeiter suchte er durch Arbeitsbeschaffungs- und Sozialmaßnahmen zu gewinnen. Den Bauer durch die Schützung und Förderung des Klerus. Den Soldaten durch den großzügigen Aufbau einer Wehrmacht, die sich alsbald vor imperialistische Aufgaben gestellt sah.

Wir müssen uns mit der Stellung des Arbeiters in diesem Zusammenhang zunächst beschäftigen. Dabei werden wir manches vorwegnehmen müssen, um ein abgerundetes Bild zu erhalten.

Die Termiten haben die Tendenz, ganze Bäume und Häuser innerlich auszuhöhlen, ohne die Oberfläche zu zerstören. Nach langen Jahren erst vermag ein Sturm den Baum zu brechen oder das Haus zum Einsturz zu bringen. Dann wird erst die unterirdische Wühlarbeit offenbar und man begreift die destruktive Arbeit dieser Millionen kleiner Massenwesen.

Kein Bild könnte treffender das Finanz- und Wirtschaftssystem der Zweiten Republik und des Zweiten Kaiserreichs illustrieren. Louis Napoleon läßt die Fassade des Kapitalismus unangetastet, seine Fundamente jedoch werden unterwühlt und sein Mauerwerk ausgehöhlt — bis ein starker Sturm von außen die Kulissen zum Einsturz bringt. Der Kommunismus hatte einen Frontalangriff auf den Kapitalismus geplant. Das war weder klug, noch richtig. Der Bonapartismus führte Flanken- und Rückenangriffe durch und kreiste ihn so vollkommen ein. Die Staatswirtschaft durchdrang den Kreislauf der Privatwirtschaft und brachte ihn zum Ausbluten. Einem Vampir gleich saugte sich der Staat voll, um die freie Wirtschaft dahin zu lenken, wohin es ihm notwendig schien.

Es war eine Art Staatskommunismus mit kapitalistischen Mitteln. Arbeitsbeschaffungsprogramme und Wirtschaftspläne ließen sich von Staats wegen aufstellen, sozialpolitische Maßnahmen ausführen, ohne daß dadurch die gesellschaftliche Ordnung sichtbar gestört worden wäre.

Wir wissen, Louis Napoleon hatte sich mit Saint-Simon, Fourier, Leroux, Blanc beschäftigt und eine Programmschrift über die „Ausrottung des Pauperismus" geschrieben. Die Ideen des Sozialismus und Kommunismus waren ihm weder fremd, noch gedachte er sie zu ignorieren. Es war ihm zweifellos darum zu tun, die Herzen der Arbeiter zu gewinnen.

Die militante Masse des Proletariats war freilich kein Element, aus dem sich ein Kaisereich wiederherstellen ließ. Um so mehr war er darauf bedacht, ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Als er Präsident geworden war, ließ er einen Plan der inneren Kolonisation ausarbeiten, wie er ihn in seiner Programmschrift entwickelt hatte. Die Ausführung blieb allerdings weit hinter dem Plan zurück. Als er zwölf neue Präfekten ernannt hatte, hielt er vor ihrem Ab-

gang in die Provinz eine Ansprache an sie, in der er hervorhob, daß ihm die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen in den Städten und auf dem Lande sehr am Herzen liege. Die Rede erregte erhebliches Aufsehen unter der Arbeiterschaft.

Er erwog ferner den Plan einer Arbeiterbank, die den Arbeitern Geld auf Ehrenwort vorstrecken sollte. Es ist freilich nie dazu gekommen!

Zu den unausgeführten Plänen zählte auch eine Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter, mit der er sich noch am 3. Juli 1870 — etwas reichlich spät — beschäftigt hat.

Andere Pläne hatten zum Teil wenig Erfolg. Die Produktivgenossenschaften der Arbeiter wurden von der Regierung sehr gefördert. In Paris bildeten sich 32, in der Provinz 27. Im Jahre 1850 gab es bereits 90, die aus Staatsmitteln unterstützt wurden. Mitte der fünfziger Jahre jedoch nur noch 7, obwohl die Republik über zweieinhalb Millionen Francs zugeschossen hatte.

Wie sollten sich Genossenschaften, welche die Emanzipation des Arbeiters vom Kapital herbeiführen sollten, in den gegebenen Verhältnissen bewähren können?

Dabei wurden immer mehr Fabriken geschlossen und immer mehr Arbeiter brotlos. In Paris allein waren vom 1. Januar bis 1. April 1851 137 Fabriken und größere Werkstätten nicht in Betrieb und gegen 20 000 Arbeiter ohne Beschäftigung. In ganz Frankreich belief sich die Zahl der in diesen drei Monaten geschlossenen Fabriken auf rund 1000, die der verdienstlosen Arbeiter auf 250 000. Falliert waren in dieser Zeit an die 2000 Häuser und 3124 standen bei der Handelskammer in Verhandlung.

Den Jahren der Not und Teuerung wurde durch eine sinnreiche Einrichtung gesteuert: durch die Bäckereikassen, eine Art von Kreditinstitut, durch welches das Brot in den schlechten Jahren unter dem Marktpreis abgegeben wurde, in den fruchtbaren Jahren hingegen ein wenig teurer.

Es wurden Arbeiterwohnungen gebaut, in der Rue Cherche-Midi förmliche Arbeiterkasernen. Ihr Zweck war freilich, die alten Häuser für den Abbruch frei zu machen. Die neuen Wohnungen waren nur für Boursiers erschwinglich. Auch Cafés und Cabarets wurden für die Pariser Arbeiter eingerichtet. Die Gewalt suchte den gefährlichen Elementen zu schmeicheln!

Diese und ähnliche Maßnahmen, die man als soziale bezeichnen kann, waren für die Arbeiter nichts anderes als Palliativmittel. Die

soziale Frage war damit keineswegs gelöst. Sie konnte nur — wenn überhaupt — gelöst werden durch großzügige Planungen auf Jahre und Jahrzehnte. Und nur durch Aufführung repräsentativer Bauten und durch die Ausführung riesenhafter Verkehrsnetze.

So wurden Regierungsanleihen aufgelegt und durch sie Kreditinstitute ins Leben gerufen, die selbst die kühnsten Träume der Utopisten aus dem Lager Saint-Simons — der Enfantin, Chevalier, Guéroult oder Pereire — überstiegen, welche die Vermehrung des nationalen Reichtums durch Kreditgewährung gelehrt hatten.

In einem Zeitraum von kaum achtzehn Monaten wurden Regierungsanleihen von 80 Millionen Francs mit dem Namen von 4½- und 3-prozentigen Renten auf den Pariser Geldmarkt geworfen. Zu diesen Regierungsanleihen kamen die Anleihen der Departements oder der Kommunen sowie die Anleihen für Anlagen neuer Eisenbahnlinien.

Das war jedoch nur der zaghafte Beginn. Das Empire ließ jede Hemmung fallen. Im „Crédit foncier" und „Crédit mobilier" wurden zwei Kreditinstitute — unter zahlreichen anderen wie „Crédit industriel", „Crédit agricole", „Crédit communal" — geschaffen, die den Charakter großer Regierungsbanken hatten.

Der „Crédit foncier" hatte hauptsächlich die Aufgabe, die Bauten zu finanzieren, der „Credit mobilier" den Verkehr. Überall waren Napoleon und Morny, Persigny und Haußmann zugleich persönlich beteiligt. Die Aktien der Centralbahn z. B. wurden von Morny zum Ausgabekurs gezeichnet und einige Wochen später mit einem zehnprozentigen Gewinn abgestoßen.

Wir werden auf die Rolle der Börse und der Spekulation später noch ausführlich zu sprechen kommen. Hier interessiert uns nur die Frage der Arbeitsbeschaffung durch staatliche Initiative.

Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß der Geldüberfluß zum Teil darauf zurückzuführen war, daß aus Kalifornien und Australien Ströme von Edelmetallen in die Alte Welt flossen und den Markt revolutionierten. Frankreich hatte 1842—46 jährlich 3 Millionen ausgemünzt. 1848 stieg die Ziffer auf 39, 1851 auf 269, 1854—60 schwankte sie zwischen 447 und 702 Millionen Francs jährlich.

Der Bau der Eisenbahnen hatte durch die Revolution einige Unterbrechung erlitten. 1851 waren jedoch von den 3992 km, deren Bau durch das Gesetz konzessioniert war, 3685 km bereits im Gebrauch. Bis zum Jahre 1858 wurden Schienenwege in der Länge von 18 000 km dem Verkehr übergeben. Die Provinzen rückten der

Hauptstadt des Landes näher. Was das heißt, versteht man nur, wenn man bedenkt, daß Haußmann genau zehn Jahre früher drei volle Tage brauchte, um von Bordeaux nach Marseille zu gelangen.

Die Republik gab für Straßen- und Brückenbau von 1848—51 eine Summe von 156 Millionen Francs aus. Um diese Zeit besaß Frankreich neun Linien elektrischer Telegraphen. Die Post führte die Briefmarke ein und hatte bis 1851 über 44 Millionen Francs eingenommen. Auch die Schiffahrt, früher vernachlässigt, wurde von der Regierung gefördert. Drei vom Staate subventionierte Linien verbanden Frankreich mit Nord-, Mittel- und Südamerika.

Auch mit der Förderung des Baugewerbes werden wir uns noch ausführlich zu beschäftigen haben. Haußmann legte halb Paris in Schutt. Er hatte, wie Ollivier sagte, „das unverschämte Auftreten eines in einer vornehmen Familie bediensteten Lakaien". Diese vornehme Familie saß im Palast der Tuilerien!

„Das ist Philadelphia, das ist Petersburg, das ist nicht mehr Paris", klagte der Dichter Théophile Gautier.

Der Herr der Tuilerien aber sprach von Arbeitsbeschaffung.

In welchem Ausmaß die staatliche Arbeitsbeschaffung unter dem Kaiserreich gefördert wurde, mögen abschließend einige ergänzende Zahlen beweisen.

Im Jahre 1848 betrug die Länge der Staatsstraßen 35 500 km, 1869 war das Straßennetz mit 38 000 km zum Abschluß gelangt. Die Eisenbahn hatte 1851, wie bereits erwähnt, 3685 km in Gebrauch, 1870 waren 25 494 km konzessioniert. Der Pariser Omnibusverkehr war bis zum Jahre 1853 noch ziemlich primitiv. 1854 verfügten die Omnibusgesellschaften bereits über ein Kapital von 12 Millionen Francs. 1854 beförderten sie 34 Millionen Menschen, 1869 über 122 Millionen. Der elektrische Telegraph, der 1851 erst im Entstehen gewesen war, umfaßte 1870 41 000 km.

Dieses riesenhafte Anwachsen des Verkehrs brachte freilich auch ein Anwachsen der Städte mit sich. Wenn man bedenkt, daß noch 1846 nur 4 vom Hundert der gesamten Bevölkerung Frankreichs in den großen Städten wohnten und daß sich der Hundertsatz im Verlaufe von zwanzig Jahren verdoppelte, so kann man sich eine Vorstellung von dem enormen Anwachsen dieser Städte machen. 1846 gab es, Paris mit eingerechnet, überhaupt nur vier sogenannte Großstädte.

Mit den großen Städten nahm auch das Proletariat zu und damit wieder die Gefahr des Aufruhrs. Jedoch der Kaiser war darauf be-

dacht, daß die Arbeiter mehr verdienten und daß sie in den großen Magazinen — Bon Marché 1852, Louvre 1855 — ihre Bedürfnisse zu niedrigen Preisen befriedigen konnten.

Es wurden ferner Konsumvereine und Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung geschaffen. 1851 gab es in Frankreich 2237 derartiger Gesellschaften, die 255 472 Mitglieder zählten und ein Vermögen von 9 649 660 Francs besaßen. 1869 waren es 6139 Gesellschaften mit 794 473 Mitgliedern und einem Vermögen von 16 839 000 Francs.

Es gab auch Geschäfte mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Angestellten, wie sie der Malermeister Leclaire zuerst einführte. Seinem Beispiel folgten die Papierfabrik Laroche-Joubert, die Buchdruckerei Dupont und das Haus Paturlé-Lupin.

Ein anderes sozialistisches Experiment im Sinne der alten patriarchalischen Betriebe wurde seit dem Beispiel von Dollfus und Penot in Mühlhausen durchgeführt. Seit 1853 bauten diese großen Fabrikanten ihren Arbeitern hübsche kleine Häuser, die sie nach und nach erwerben konnten. Das Mühlhausener Modell, seinerzeit berühmt, wurde vielfach von andern Unternehmungen nachgeahmt, von der Compagnie des Mines d'Anzin im Departement Nord, von Schneider & Co. in Creuzot u. a.

Die großzügigsten Wohlfahrtseinrichtungen führte das Verlagshaus Mame in Tours durch. Es baute für seine Arbeiter Häuser und Schulen, beteiligte sie am Gewinn und richtete für sie Pensionskassen ein.

Ein Anhänger Fouriers namens Godin, ursprünglich Arbeiter und später Fabrikbesitzer, gründete in Guise 1853 ein Familistère nach den Grundsätzen seines großen Vorbildes. Das Unternehmen florierte, führte die Gewinnbeteiligung der Arbeiter ein und verwandelte sich später in eine Korporativgenossenschaft.

Betrachten wir schließlich die Lohnverhältnisse der arbeitenden Klasse, so müssen wir feststellen, daß die Löhne unter dem Kaiserreich etwa um 40 vom Hundert gestiegen sind. 1853 betrug der Tageslohn eines Mannes im Durchschnitt 2,06 Francs, einer Frau 1,07. 1871 verdiente der Mann durchschnittlich 2,90, die Frau 1,58.

Diese Statistik ist freilich sehr relativ und bedeutete keineswegs eine Verbesserung der sozialen Lage. Der kalifornische Goldstrom, der das Gold verbilligte, trieb notwendig die Preise in die Höhe. Husson hat ausgerechnet, daß ein Pariser Arbeiter, der 1854 jährlich 379 Francs für seine Nahrung brauchte, zwanzig Jahre später mindestens 589 Francs für die gleiche Beköstigung ausgeben mußte.

Dazu kommt, daß die Erhöhung der Preise keineswegs eine freiwillige Erhöhung der Löhne mit sich brachte. Es kam schon vor der Aufhebung des sogenannten Koalitionsverbotes zu zahlreichen Streiks. Nach 1864 nahmen diese immer drohenderen Ausdruck an. Der Streik von Ricamarie 1869, der von Assi im Januar 1870 in den Schneiderschen Werken in Creuzot angezettelte Ausstand haben im kommunistischen Lager Epoche gemacht. Nach Angabe der Zeitungen büßte Schneider damals täglich 800 000 Francs ein.

Das Bildnis des „sozialen Kaisers" liegt nunmehr abgeschlossen vor uns.

Auf dem Wege der ständigen Regierungsanleihen und Kreditausweitungen — von Steuern und Abgaben gar nicht zu sprechen — wurden dem Staat ungeheure Mittel zur Arbeitsbeschaffung zugeführt, die alle der gesunden kapitalistischen Wirtschaft entzogen wurden, um ihr auf dem Umwege der Finanzspekulation wieder zuzufließen.

Damit vergrößerten sich die Scheinwerte, während die Substanz der wirklichen Werte dahinschmolz. Folgen: Inflation, Deflation, Devalvation. Die Kurse der Papiere schwankten. Die Preise stiegen. Die Löhne blieben zurück. Die Lohnstreiks führten zu blutigen Aufständen. Mit dem unvermeidlich gewordenen Steigen der Löhne stiegen die Preise weiter. Und damit begann der Kreislauf der Devalvation von neuem.

Um die wahre „soziale" Gesinnung Louis Napoleons zu erkennen, muß man an das Schicksal der republikanischen Arbeitergenossenschaften unmittelbar nach dem Staatsstreich erinnern.

Die Arbeiterverbindungen verschwanden beinahe alle. Die Société des Ménages, die Société des Travailleurs unis, die Association fraternelle des Travailleurs unis, die Restaurants societaires, die Société alimentaire, die Association de l'Humanité, die Philanthropie, die Union Fraternelle, die Mutualité, die Concordia, und wie sie alle heißen mochten, wurden geschlossen und vernichtet.

Vergebens bemühten sich die Interessenten, den Behörden klar zu machen, daß die Arbeiter ihre Ersparnisse hierher getragen hatten, statt ins Wirtshaus. Es half nichts: die Genossenschaften wurden aufgelöst und ihre Vermögen meist beschlagnahmt.

Die Genossenschaften der Schuhmacher, Tischler, Fleischer, Schneider, Maler, Zimmerleute, Steinhauer, Friseure, Eisen- und Lederarbeiter wurden im ganzen Lande zerstört. Die Genossenschafts-Schlächtereien, Genossenschafts-Bäckereien, Genossenschafts-Gast-

wirtschaften, Genossenschafts-Magazine wurden kurzerhand geschlossen.
Vor dem Staatsstreich existierten in Frankreich 299 Arbeitergenossenschaften. Von ihnen haben nur 15 den Dezember überdauert.
Aber der Prinz-Präsident war der Erwählte des Volkes und mithin der Vollstrecker seines Willens!
„Ich bin", rief er in Lyon aus, „nicht der Repräsentant einer Partei, sondern der Repräsentant zweier großer nationaler Kundgebungen, welche im Jahre 1804 wie im Jahre 1848 die großen Prinzipien der französischen Revolution haben retten wollen ...
„Die Gerüchte von Staatsstreichen sind vielleicht bis zu Ihnen gedrungen, meine Herren, aber Sie haben nicht daran geglaubt und ich danke Ihnen dafür. Die Überrumpelungen und Usurpationen können das Werk von Parteien sein, welche keine Stütze in der Nation haben, der Erwählte von sechs Millionen aber führt den Willen des Volkes aus. Er verrät es nicht ..."

KLERUS

Der Erzbischof von Paris hatte in einem Hirtenbrief vom 3. März 1848 feierlich verkündet:
„Jesus Christus sagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Damit hat er bewiesen, daß er eine bestimmte Form der Regierung weder empfehlen, noch vorschreiben wollte. Die Kirche lebt unter der Eidgenossenschaft und unter den demokratischen Verfassungen Amerikas, ohne daß der Klerus dieser Gegenden ihnen jemals den geringsten Widerstand entgegengesetzt hätte."
Der Bischof von Châlons hatte die Republik gepriesen:
„Unsere Fahne trägt jetzt die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das ist das ganze Evangelium in seinem einfachsten Ausdruck."
Der Bischof von Gap hatte noch deutlicher geschrieben:
„Die Einrichtungen, welche man uns heute gibt, sind nicht neu, sind sie doch auf Golgatha verkündet worden. Die Apostel und Märtyrer haben sie mit ihrem Blute bekräftigt."
Der Erzbischof von Lyon gar hatte die rote Arbeiterschaft in seinem Hirtenbrief also angesprochen:
„Ihr habt so oft den Wunsch geäußert, die Freiheit zu genießen, welche unsere Brüder der Vereinigten Staaten so glücklich macht.

Diese Freiheit, jetzt habt Ihr sie. Die Fahne der Republik wird immer das schützende Banner der Religion sein."

Wer konnte sich da noch wundern, wenn Louis Veuillot, der ultramontane Sprecher des „Univers", die Februarrevolution als eine „Offenbarung der Vorsehung" bezeichnete und wenn er in seinem Blatte emphatisch ausrief:

„Die Stimme der Ereignisse ist Gottes Stimme, es wird keine besseren und aufrichtigeren Republikaner geben als die französischen Katholiken."

Das Signal der Bischöfe hatte in der Tat lebhafte Resonanz gefunden. Zahlreiche Köpfe, und keineswegs die schlechtesten, waren bemüht, zwischen Christentum und Jakobinismus eine Brücke zu finden. Der Saint-Simonismus hatte ohnehin katholisches Blut in das Geäder seiner sozialistischen Doktrin fließen lassen.

Buchez, ein Carbonaro, war durch die Lektüre des „Neuen Christentums" von Saint-Simon dem Katholizismus zugeführt worden. Gott mit Christus auf der einen, Robespierre auf der anderen Seite, das war die neue Buchezsche Dreieinigkeit. Sie lehrte, daß die französische Revolution nur eine Entwicklung der christlichen Idee und ihre Zivilisation nichts anderes als ein Ausfluß des Katholizismus sei.

Frédéric Arnaud (von Ariège), der gleich Buchez der Revolution anhing, war wieder Ghibelline geworden. Der Papst, sagte er, habe die Aufgabe, die universelle Freiheit zu sichern.

So glaubten alle, der Baum der Freiheit wachse am besten, wenn man ihn mit Weihwasser begieße.

Die junge Republik sollte alsbald Gelegenheit haben, die Gefälligkeiten des Klerus zu erwidern und ihrerseits ihr katholisches Herz zu zeigen.

Wie 1789 und 1830 hatten sich auch 1848 die revolutionären Wellenschläge über Europa ausgebreitet. Italien gehörte zu den Ländern, die erst wieder aus ihrer Zerstückelung zu revolutionärer Einheit strebten. Das Jahr 1830 hat uns dies bereits zur Genüge geoffenbart. Die italienischen Revolutionäre blickten auf Frankreich. Wie hätte es jedoch die schwache Republik wagen können, den Revolutionären zu helfen? Eine äußere Verwickelung konnte ihr leicht den Garaus machen!

Trotzdem ließen Cavaignac und Charras eine Armee — die sogenannte Alpenarmee — an der Südgrenze aufstellen, um die Bewegungen der Österreicher in Italien beobachten zu lassen. Es schien jedoch,

als ob sie eher zum Schutze der eigenen Grenzen als zum Eingriff in die italienischen Verhältnisse bestimmt sei.

Am 15. November 1848 wurde Graf Rossi, ehemals Minister Louis Philippes, jetzt Minister im Kirchenstaat, auf offener Straße ermordet, als er gerade im Begriffe stand, die Treppe zum Kanzleipalast zu betreten.

Das war das Signal zum offenen Aufruhr gegen den Papst. Der einst vergötterte Pio nono hatte viel an Sympathie des Volkes verloren. Der Kirchenstaat stand dem Nationalstaat entgegen. Reformen wurden versprochen, aber niemals gewährt.

Der Zorn des Volkes entlud sich auf Rossi. Nichts ist in diesem Betracht aufschlußreicher als der Bericht des Herzogs von Harcourt, des Gesandten der französischen Republik in Rom, an General Cavaignac, das damalige Oberhaupt der französischen Exekutivgewalt. Darin lesen wir über die Ermordung Rossis:

„Der Ermordung des Ministers Rossi gegenüber ist das Volk kalt und stumm geblieben, und kaum hat der Diener des Ministers jemanden finden können, der ihm die Leiche seines Herrn hat forttragen helfen. Die Versammlung, an deren Stufen der Mord begangen wurde, hat ruhig die Verlesung ihres Protokolls weiter fortgesetzt und während der ganzen Dauer der Sitzung das Ereignis auch nicht mit einem Worte erwähnt. Am Abend sind die Mörder und ihre Anhänger, einige hundert an der Zahl, mit Fahnen an der Spitze in die Kasernen gezogen, um mit den Soldaten zu fraternisieren, und die Behörde hat sich nirgends sehen lassen. Der Polizeidirektor, welcher aufgefordert wurde, einige energische Maßregeln zu ergreifen, hat dies verweigert und sich zurückgezogen. — Soweit ist es mit den Nachfolgern der alten Römer gekommen."

Am folgenden Tag brach die helle Flamme der Empörung aus. Es bildeten sich Zusammenrottungen in den Straßen. Der Generalmarsch wurde geschlagen. Truppen und Bürgergarde versammelten sich, um sich mit dem Volk zu verbünden.

Der Papst wurde in seinem Palaste belagert. Durch die Fenster flogen Kugeln. Eine davon traf den Sekretär des Papstes, Monsignore Palma, gegen den das Volk am allerwenigsten etwas hatte.

Sechstausend Mann Nationalgarde und Linie hatten sich in Schlachtordnung aufgestellt. Die Geschütze waren auf den Haupteingang gerichtet. Dahinter der Pöbel, der Barrikaden baute und Leitern und Stricke herbeibrachte, um den Palast zu stürmen.

Was wollte das Volk eigentlich vom Papste?
Es verlangte Proklamation des Prinzips der italienischen Nationalität, Berufung einer konstituierenden Versammlung, um zu einer Konföderation der italienischen Völker zu gelangen, Ausführung der von dem Parlament mit Bezug auf den Unabhängigkeitskrieg gefaßten Beschlüsse und endlich die Bildung eines neuen Ministeriums.
Die Situation war für Pius IX. hoffnungslos. Er weigerte sich zwar, eine Deputation des Volkes zu empfangen, doch erschien bald einer der Führer der revolutionären Bewegung, Advokat Galletti, auf dem Balkon und verkündete, daß er vom Papst mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt sei. Die Forderungen des Volkes würden der Prüfung des Parlaments unterbreitet werden.
Die Menge war zufrieden und zerstreute sich. Die neue Ministerliste wurde noch am gleichen Abend bekannt gegeben. Sie enthielt Namen von lauter solchen Persönlichkeiten, die dem Papste verhaßt waren.
Man täuschte sich freilich, wenn man glaubte, der mutige und charaktervolle Pius IX. werde kapitulieren. Am 24. November, abends fünf Uhr, verließ er in der Tracht eines schlichten Abbé heimlich den Vatikan.
Der Papst hatte den französischen Gesandten ins Vertrauen gezogen. Während dieser scheinbar eine Audienz hatte, konnte Pius IX., begünstigt von der hereinbrechenden Dunkelheit, den Wagen des bayrischen Gesandten, Herrn von Spaur, erreichen und mit ihm und seiner Familie Rom unbehelligt verlassen.
In Gaeta, auf neapolitanischem Gebiet, angekommen, erließ er sogleich ein Breve, durch das er eine Kommission ernannte, die in seinem Namen regieren sollte.
Die Deputiertenkammer in Rom faßte einen Beschluß, der das von Gaeta ausgegangene Breve für ungültig erklärte. Zugleich bestimmte sie eine Deputation, die sich zum Papst begeben und ihn bitten sollte, nach Rom zurückzukehren.
Die Deputation ging in der Tat unverzüglich nach Gaeta ab, kehrte jedoch nach drei Tagen unverrichteter Dinge zurück, da ihr der Eintritt in das neapolitanische Gebiet verweigert worden war.
Der Papst ließ durch den Kardinal Antonelli sagen, daß er bei seinem Breve vom 25. November bleibe.
Nun faßte die Deputiertenkammer einen entscheidenden Entschluß: sie erließ am 11. Dezember 1848 ein Dekret, das die Ernennung einer provisorischen Kommission von drei Mitgliedern anordnete, der die

Ausübung der Exekutivgewalt bis zur Rückkehr des Papstes übertragen werden sollte.
Damit war der Papst praktisch seiner weltlichen Macht entkleidet. Als daher die am 5. Februar 1849 in Rom eröffnete konstituierende Versammlung am Abend des 8. ein Dekret erließ, durch das ihm auch de jure alle Macht abgesprochen wurde, war dies nur eine Formalität:
I. Das Papsttum ist dem Rechte und der Tatsache nach der weltlichen Regierung des römischen Staates entsetzt.
II. Der römische Papst wird alle für die Ausübung seiner geistlichen Macht notwendigen Garantien der Unabhängigkeit erhalten.
III. Die Regierungsform des römischen Staates ist fortan eine reine Demokratie und führt den glorreichen Namen „römische Republik".
IV. Die römische Republik wird zu dem übrigen Italien in die Beziehung treten, welche die gemeinsame Nationalität verlangt.
In dem benachbarten Toscana hatte die Revolution schon vorher den Großherzog genötigt, zu fliehen. In Florenz wurde fünf Tage nach Erlaß des Dekrets die Republik in gleicher Weise proklamiert. Toscana erkannte Rom als Hauptstadt des neuen Staates an.
Das Leben der beiden Republiken war allerdings sehr kurz. Radetzky drang mit den Österreichern siegreich vor und zwang den König Karl Albert von Sardinien, der die Revolution begünstigte, zugunsten seines Sohnes Victor Emanuel der Krone zu entsagen.
Mit dem Sieg der Konterrevolution erließ auch Pius IX. einen Aufruf an die katholischen Mächte, ihm zu seiner Rückkehr behilflich zu sein. Die französische Republik befand sich schon seit Erhalt der erwähnten Depesche des Herzogs von Harcourt in einer mißlichen Lage. Sie schuldete dem Klerus für seine republikanischen Manifeste ohne Zweifel Dank. Auf der anderen Seite gehörten natürlich alle Sympathien den Revolutionären, die sich anschickten, eine italienische Republik zu schaffen.
Schließlich fand man eine wahrhaft salomonische Lösung.
General Cavaignac meldete der Nationalversammlung, daß er nach Marseille und Toulon den Befehl erlassen habe, 3500 Mann auf vier Fregatten einzuschiffen, um sie Herrn von Corcelles zur Verfügung zu stellen, der mit außerordentlichen Vollmachten nach Rom geschickt worden war. Die Instruktionen dieses Abgesandten lauteten dahingehend, im Notfalle die Freiheit und das Leben des Papstes zu schützen und seinen möglichen Rückzug auf französisches Gebiet zu decken.

Als die telegraphische Meldung von der Flucht des Papstes in Paris eintraf, glaubte man allgemein, er wolle nach Frankreich kommen. Der Kultusminister reiste nach Marseille ab, um den heiligen Vater zu empfangen.

Der Papst hütete sich jedoch sehr, seinen Fuß von einem revolutionären Boden auf den anderen zu setzen.

Unterdessen wurde Louis Napoleon Präsident der Republik.

Man hätte glauben können, daß seine Sympathien noch eindeutiger auf Seiten der Revolutionäre stünden. Hatte er nicht selbst einmal gegen die Macht des Kirchenstaates und für die nationale Einheit Italiens gekämpft? War er nicht selbst einmal Verschwörer gewesen? Er wußte jedoch zu gut, welche Macht der Klerus im eigenen Lande hatte. Hatte dieser schon die Republik begrüßt, um wieviel mehr mußte er das Kaiserreich gutheißen. Und an das Kaiserreich dachte der Präsident, noch bevor er den Schwur auf die Republik abgelegt hatte.

Louis Napoleon war für die entschiedene Intervention zugunsten des Kirchenstaates. Er mußte nur im ersten Augenblick alles vermeiden, was die Republikaner im eigenen Lande mißtrauisch machen konnte. So sprach er von den republikanischen Ideen und betrieb die Intervention.

Als die Schlacht bei Novara geschlagen war und damit die Hoffnung Piemonts vernichtet, machten die Österreicher Anstalten, in den Kirchenstaat einzumarschieren und die alte Ordnung wieder herzustellen. Um ihnen zuvorzukommen, ließ der Präsident die bei Toulon versammelten Truppen auf 14 000 Mann verstärken, ernannte den Divisionsgeneral Oudinot, Herzog von Reggio, zum Oberbefehlshaber und gab der Expedition den Befehl, sich nach Civita Vecchia einzuschiffen.

Am 25. April 1849 ging das Geschwader, das unter dem Befehl des Admirals Tréhouart stand, vor Anker. Der Truppenlandung leistete niemand Widerstand. Oudinot erließ eine hochtönende Proklamation: „Angesichts der Ereignisse, welche Italien bewegen, hat die französische Regierung beschlossen, ein Armeekorps auf Euer Gebiet zu schicken, nicht um die gegenwärtige Regierung zu verteidigen, welche sie niemals anerkennt, sondern um großes Unglück von Eurem Vaterland abzuwenden. Frankreich will sich damit nicht das Recht anmaßen, die Interessen zu regeln, welche vor allen Dingen die der römischen Bevölkerung sind, sich aber in allgemeiner Beziehung auf

ganz Europa und die ganze christliche Welt erstrecken. Es hat geglaubt, daß es durch seine Stellung vorzugsweise berufen sei, zu intervenieren, um die Einsetzung einer Regierung zu erleichtern, welche von den durch die Großmut des heiligen Vaters auf immer abgestellten Mißbräuchen und von der Anarchie der letzten Zeit gleich weit entfernt ist. Die Fahne, welche ich auf Euern Gestaden aufgepflanzt habe, ist die des Friedens, der Ordnung, der Versöhnung, der wahren Freiheit. Um diese werden sich alle scharen, welche zur Verwirklichung dieses patriotischen und heiligen Werkes beitragen wollen."

Wer erkennt hier nicht die Hand des Präsidenten? Er ist nicht für die Revolutionäre und auch nicht gegen sie. Er will eine Regierung, die von Reaktion und Revolution gleich weit entfernt ist. Und er will vor allem die wahre Freiheit bringen. Ein ebenso partriotisches wie heiliges Werk!

Nun rückte Oudinot auf Rom vor. Er hoffte, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, in die „ewige Stadt" einziehen zu können. Er wußte allerdings nicht, daß die Seele der römischen Republik Mazzini hieß und daß ihre unbändige Kraft den Namen Garibaldi trug. Garibaldi war beim Ausbruch der Revolution von Montevideo herbeigeeilt und hatte sich der Republik zur Verfügung gestellt.

Garibaldi empfing Oudinot mit dreitausend erlesenen Kriegern und schlug ihn zurück. Nur der Weigerung des römischen Kriegsministers General Avizzano, Garibaldi neue Truppen zu schicken, verdankte es der General, daß sein Korps nicht völlig aufgerieben wurde.

Als Louis Napoleon von der Niederlage erfuhr, befahl er in aller Eile, Verstärkungen nach Rom einzuschiffen. Das Expeditionsheer wurde auf zwanzigtausend Mann gebracht. Nach Eintreffen dieser Verstärkungen erhielt Oudinot den bestimmten Befehl, den Angriff auf Rom zu wiederholen.

Unterdessen sandte die Nationalversammlung in Paris Herrn von Lesseps nach Rom, um mit den Triumvirn zu verhandeln. Man wollte die rein militärische Aktion des Präsidenten zugunsten der Revolutionäre durchkreuzen. Oudinot richtete sich freilich nach seinem Herrn, nicht nach der Nationalversammlung.

Die Verhandlungen des Herrn von Lesseps gaben dem Präsidenten Zeit, die Verstärkungen zu erhöhen. Anfang Juni zählte das Expeditionsheer 30 000 Mann.

In der Nacht vom zweiten zum dritten Juni rückten die gesammelten Kolonnen zum Angriff vor. Die Villen Pamphili, Corsini, Valentini

wurden genommen. Garibaldi wehrte sich verzweifelt, mußte aber endlich den Kampf aufgeben. Von seiner viertausend Mann starken Division hatte er mehr als tausend verloren.

Am Abend des 21. Juni begann der Sturm, der die Franzosen in den Besitz der ersten Linie setzte. Die konstituierende Versammlung trug sich mit dem Gedanken der Kapitulation, aber Mazzini beschwor sie, unter keinen Umständen nachzugeben:

„Es ist nicht anzunehmen", sagte er, „daß Frankreich für eine auswärtige Fragen den äußersten Ruin aufs Spiel setzen will. Der Widerstand bleibt daher für uns fruchtbar an möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Folgen. Dieser Widerstand wird wirksam sein. Die Fortschritte des Feindes sind von der Art, wie sie natürlich stattfinden mußten. Jeder von uns hatte sie vorhergesehen. Wahrscheinlich werden wir einen Sturm haben, wo der Feind wenigstens vor die Bresche gelangen wird. Dieser Sturm aber wird, wie ich überzeugt bin, mit sehr großem Verlust für die Franzosen zurückgeschlagen werden ..."

Mazzinis Voraussagen erfüllten sich nicht. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni wurde von den Franzosen abermals eine Bastion gestürmt. Nun faßte die konstituierende Versammlung am Morgen des 30. Juni den Beschluß zu unterhandeln.

Die Folge war der Abschluß einer Kapitulation, nach welcher die Franzosen am 3. Juli Rom besetzten. Garibaldi war am Tag vorher an der Spitze seiner tapferen Legion abgezogen. General Rostolan wurde zum Gouverneur der ewigen Stadt ernannt.

Der Papst kehrte alsbald von Gaeta nach Rom zurück.

„Frankreich", erklärte Oudinot, „die heißen Wünsche der Christenheit erfüllend, setzt die weltliche Herrschaft des Oberhauptes der christlichen Kirche in seiner Hauptstadt wieder ein."

Der Präsident der französischen Republik aber empfing den Segen des Papstes und damit den Segen des Klerus.

Die Republikaner waren freilich mit der römischen Angelegenheit mehr als unzufrieden. Sie erinnerten dauernd an den Artikel 5 der Verfassung, der also lautete:

„Frankreich wird die fremden Nationalitäten achten, ebenso wie es die eigene geachtet wissen will. Es unternimmt keinen Krieg und es braucht niemals Gewalt gegen die Freiheit irgend eines Volkes."

Ledru-Rollin beschuldigte den Präsidenten einer groben Verletzung der Konstitution, weil er die Expedition gegen die römische Republik unternommen hatte.

„Die Konstitution ist verletzt", erklärte er heftig, „aber wir werden sie durch alle möglichen Mittel verteidigen, selbst durch die Waffen."
Und man erzählte sich, Ledru-Rollin habe im engsten Kreise seiner Freunde das kühne Wort fallen lassen:
„In einem Monat bin ich Diktator oder erschossen."
In der Folgezeit wurde er allerdings weder das eine noch das andere. Der Prinz-Präsident sah ein, daß der Beifall der Klerikalen in dieser erhitzten Atmosphäre etwas zu laut war. Er hatte seinen Ordonnanzoffizier Edgar Ney nach Rom geschickt, um den zurückgekehrten Papst von allzu reaktionären Maßnahmen abzuhalten. Jetzt schrieb er einen Brief, der als eines der merkwürdigsten Aktenstücke der Geschichte verdient, in seinem vollen Wortlaut festgehalten zu werden:
„Mein lieber Ney. — Die französische Republik hat nicht eine Armee nach Rom geschickt, um dort die italienische Freiheit zu unterdrücken, sondern im Gegenteile, um sie zu regeln, sie vor ihren eigenen Ausschreitungen zu bewahren und ihr eine feste Basis zu geben, indem der Fürst, der sich mutig an die Spitze aller nützlichen Reformen gestellt hatte, wieder auf den päpstlichen Thron zurückgeführt wird. Mit Bedauern höre ich, daß die wohlwollenden Absichten des heiligen Vaters ebenso wie unsere eigene Tätigkeit in Gegenwart feindseliger Leidenschaften und Einflüsse unfruchtbar blieben. Man möchte der Rückkehr des Papstes die Verbannung und die Tyrannei zur Basis geben. Sagen Sie dem General Rostolan in meinem Namen, er solle nicht erlauben, daß im Schatten der dreifarbigen Fahne irgend etwas begangen wird, was den Charakter unserer Intervention in ein falsches Licht stellen könnte. Ich resumiere die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes folgendermaßen: allgemeine Amnestie, Säkularisation der Verwaltung, Code Napoléon und freisinnige Regierung! Ich habe mich persönlich verletzt gefühlt, indem ich die Proklamation der drei Kardinäle las und sah, daß darin der Name Frankreichs ebenso wenig erwähnt worden ist wie die Leiden unserer tapferen Soldaten. Jede unserer Fahne oder unserer Reform zugefügte Beleidigung trifft mich ins Herz und ich bitte Sie, darauf hinzuweisen, daß, wenn Frankreich auch seine Dienste nicht verkauft, es wenigstens verlangt, daß man ihm für seine Opfer und seine Selbstverleugnung Dank wisse. Als unsere Armeen die Runde durch Europa machten, hinterließen sie überall als Spur die Aufhebung der Mißbräuche des Mittelalters und die Keime der Freiheit. Es soll nicht gesagt werden,

daß im Jahre 1849 eine französische Armee in einem anderen Sinne habe handeln, noch andere Resultate herbeiführen können. Sagen Sie dem General, daß er der Armee in meinem Namen für ihre edle Haltung danken solle. Ich habe mit Bedauern erfahren, daß sie selbst in physischer Beziehung nicht behandelt worden ist, wie es sein sollte. Nichts darf vernachlässigt werden, um unsere Truppen gut und angemessen zu verpflegen. Empfangen Sie, mein lieber Ney, die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft."

Wie? Der Papst als Vollstrecker der Revolution? Als bonapartistischer Popanz? Als blutroter Jakobiner mit der Tiara statt der phrygischen Mütze? Und deshalb hatte man die junge Republik erwürgt? Die weltliche Macht des Kirchenstaates wieder eingesetzt?

Die Klerikalen machten erstaunte Gesichter. Die Demokraten aber wußten, was sie von diesem revolutionären Manifest zu halten hatten: nämlich nichts — gar nichts.

Der Prinz-Präsident hatte seinen Zweck erreicht: er hatte gleichzeitig den Republikanern die weichen Pfoten und den Klerikalen die scharfen Krallen gezeigt. Sie sollten ihm beide nicht mehr als gut genug für seine letzten Ziele sein.

„Der Präsident läßt sich nicht regieren", erklärte Tocqueville im Ministerrat zu dem Brief an Edgar Ney.

Um das Verhältnis des Prinz-Präsidenten zu den Klerikalen ganz zu verstehen, müssen wir daran erinnern, daß inmitten der römischen Expedition die Wahlen vom 13. Mai 1849 den reaktionären Parteien einen ebenso eklatanten Erfolg wie den revolutionären Parteien eine eklatante Niederlage gebracht hatten.

Aus Angst vor den „Roten" hatte das Land etwa fünfhundert Vertreter der Rechten gewählt. Ihnen gegenüber standen einhundertachtzig Sozialisten und siebzig gemäßigte Republikaner. Die Bonapartisten zählten kaum. Die bedeutendsten Führer von 1848 — unter denen sich auch Lamartine und Jules Favre befanden — waren ausgeschaltet worden.

„Frankreich will von den Männern, die es durch ihre Unerfahrenheit und ihre Unfähigkeit in Erstaunen versetzt haben, nichts mehr wissen. Es will weder jene, die zu nichts, noch jene, die zu allem fähig sind", sagte der reaktionäre Falloux zur Linken gewendet.

Louis Napoleon war über das Ergebnis der Wahlen enttäuscht. Es gab für ihn nur zwei Möglichkeiten, die er zugleich anwendete: mit den reaktionären Parteien Politik zu machen und aus dem Gegensatz

der Reaktionäre und der Revolutionäre den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Beides handhabte er in der Folge mit wahrer Virtuosität.
Er entließ das Ministerium Odilon Barrot, das an den Kosten für die römische Expedition und an dem Brief an Ney herumkritisierte.
„Ich habe Männer der verschiedensten politischen Richtungen zu den Staatsgeschäften herangezogen, doch ohne die günstigen Ergebnisse zu erzielen, die ich mir von dieser Zusammenarbeit versprach. Inmitten dieser Verwirrung sucht Frankreich, das sich über den Mangel einer Direktive beunruhigt, die Hand und den Willen des Erwählten vom 10. Dezember. Dieser Wille kann nur zum Ausdruck kommen, wenn zwischen dem Präsidenten und seinen Ministern die völlige Gemeinsamkeit der Ideen, Absichten und Überzeugungen besteht ..."
So erklärte der Prinz-Präsident vor dem Parlament. Die Anspielung auf den 10. Dezember bedeutete, daß er fortan gewillt sei, seinen überwältigenden Wahlsieg gegen die Wahl der Volksvertretung auszuspielen. Die Delegierten waren nur die Gewählten einer Partei. Er aber war der Erwählte eines ganzen Volkes!
Die neuen Minister waren völlig unbekannte Leute: für Krieg und Äußeres zwei Generale, Hautpoul und La Hitte, für das Innere ein richterlicher Beamter, Baroche, für die Finanzen ein Bankier, Achille Fould, für die Justiz ein junger Advokat, Rouher, für die Landwirtschaft ein Gelehrter, Dumas.
So wenig die neue Regierung der Zusammensetzung des Parlaments entsprach — und auch entsprechen sollte! — so befriedigt zeigte sich die konservative Mehrheit über den neuen Kurs, der offenbar ganz in die Richtung klerikaler und monarchischer Interessen trieb.
Sie durchschaute nicht das doppelzüngige Spiel des Präsidenten, der zwar mit ihren reaktionären Mitteln einverstanden war, aber keineswegs mit ihren royalistischen Zielen. Seine Monarchie konnte weder bourbonisch noch orléanistisch, sie konnte nur — bonapartistisch sein!
Herr de Falloux, seit dem 10. Dezember Unterrichtsminister, war in der neuen Regierung verblieben. Er hatte ein Gesetz über die Lehrfreiheit vorbereitet, das ganz im Sinne der katholischen Partei war und das nicht mehr und nicht weniger unternahm, als das durch Napoleon I. dem Staat überantwortete Unterrichtsmonopol der Kirche zurückzugeben.
Am 15. März 1850 wurde das berüchtigte Gesetz verkündet, das in der Folge den Namen de Falloux trug. Es bezweckte, die Jugend allen vorzeitigen revolutionären Beeinflussungen zu entziehen und damit die

Macht des Klerus an einer Stelle zu befestigen, die sein Angelpunkt war.

Charles de Montalembert hatte diese Forderung schon unter Louis Philippe vertreten — vergebens. Es blieb dem Neffen des großen Kaisers vorbehalten, die Errungenschaften der großen Revolution und des ersten Kaiserreichs mit ein paar Paragraphen zu beseitigen.

„Der demoralisierenden und anarchischen Armee der Lehrer muß die Armee des Klerus entgegengesetzt werden", erklärte Montalembert.

„Unter der Maske der Freiheit verbirgt Euer Gesetz den Gedanken der Knechtung. Eine Enteignung nennt ihr eine Schenkung", rief Victor Hugo pathetisch.

Thiers schwor allem Liberalismus ab und erklärte zum Schlusse seiner großen Verteidigung des Gesetzes:

„Angesichts der Gefahren, die unsere Gesellschaft bedrohen, habe ich denen die Hand gereicht, welche ich bekämpft hatte. Unsere Hände sind vereint und sollen es, so hoffe ich, bleiben zur gemeinschaftlichen Verteidigung der Gesellschaft, die einigen gleichgültig sein kann, uns aber sehr am Herzen liegt."

„Zum Schutze eines Klüngels!" rief ein Abgeordneter der Linken.

„Was sagen Sie da?" gab der kleine Mann zurück. „Ein Klüngel? Die Gesellschaft soll ein Klüngel sein? Dieser Klüngel heißt Frankreich!"

Das Gesetz wurde mit großer Mehrheit angenommen. Damit war der Allianz zwischen dem Klerus und dem Bonapartismus eine Weihe gegeben, die beide Teile nicht zu bereuen hatten.

Das Gesetz vom 15. März 1850 räumte den religiösen Brüderschaften eine bedeutende Stellung beim höheren Unterricht ein, die sie früher niemals besessen hatten. 1848 unterhielten die Brüderschaften in Frankreich 3690 Elementarschulen. Durch die Revolution ging diese Zahl erheblich zurück. 1852 betrug sie wieder 1749 Schulen und 1866, anderthalb Jahrzehnte später, 7726.

Zu Ende des Jahres 1851 besaß die Kirche in Frankreich 1836 Niederlassungen, unter denen sich 95 Schwesternschaften mit Hauptvorsteherinnen und 82 mit Lokalvorsteherinnen befanden. Die ersten hatten das Recht, in ganz Frankreich Häuser zu gründen, die letzten nur im Umkreis der Diözese. 500 Klöster waren von der Anerkennung dispensiert.

Die Jesuiten leiteten sechzehn freie Unterrichtsanstalten. Die Dominikaner und Benediktiner durften mit Unterstützung der Regierung ihre frühere Arbeit in Unterricht und Wissenschaft wieder aufnehmen.

Eine Enquête im Jahre 1852 ergab, daß neunzehn Zwanzigstel der gesamten dreiprozentigen Rente in den Händen des Klerus war. Die Petits soeurs des Pauvres begannen ihre Tätigkeit mit sieben Francs und besaßen im Jahre 1863 schon 80 Millionen.

Das Verhältnis von Kirche und Staat wurde — nach dem Ausspruch Desdevisses du Dézert — das einer „regelrechten Koketterie".

Das Gesetz vom 15. März gab dem Klerus das Aufsichtsrecht über die Erziehung. Drei von ihren Kollegen erwählte Erzbischöfe oder Bischöfe traten in den Rat für den öffentlichen Unterricht ein. Der Bischof oder sein Delegierter gehörten dem akademischen Rat an, wie der Präfekt und die Generalräte.

Das Gesetz hob die Bestimmung auf, daß die Direktoren der Institute, die Kollaboratoren und namentlich die Oberaufseher akademische Grade besitzen mußten. Die Oberhäupter der vom Staate autorisierten religiösen Körperschaften konnten durch Obödienzbriefe Lehrer schaffen.

Die Harmonie, die zwischen Staat und Kirche ohne Zweifel bestand, konnte die innere Spaltung des Klerus doch nur verdecken, nicht beseitigen. Ein großer Teil des Klerus — darunter der Erzbischof von Paris — war keineswegs für blinde Reaktion, die dem Staat mehr als der Kirche dienlich war, sondern für Annäherung an die arbeitenden Klassen und für die Freiheit des Denkens.

Der Bischof von Cap richtete an den Bischof von Orléans folgendes Schreiben, das ebenso merk- wie denkwürdig zu lesen ist:

„Monseigneur:

Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Universums, aber ich glaube nicht an den guten Glauben derer, die das Univers zerstören wollen.

Ich glaube an Jesum Christum, welcher mit den christlichen Lehrern seine Kirche aufgebaut hat, aber nicht mehr den Gelehrten des Heidentums.

Ich glaube an den heiligen Geist, der gesprochen hat durch die Propheten, aber nicht durch die Sibyllen.

Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, will aber keine Gemeinschaft haben mit denen des Siècle, des Débats, der Presse und des Charivari.

Ich glaube an die Auferstehung der Toten, fürchte aber sehr die des Gallikanismus und Parlamentarismus.

Ich glaube an ein ewiges Leben, will aber nicht das des Elysiums, so schön die heidnischen Poeten es auch ausmalen.

Mit einem Wort, Monseigneur, ich bin dafür, die christlichen Autoren in gewissem Maße anzunehmen, ohne darum auf die Meisterwerke Roms und Athens zu verzichten, sofern sie sorgfältig von allem gereinigt sind, was in ihnen nur zu oft gegen die gute Sitte und den katholischen Glauben streitet."

Welches sind die Hintergründe, die diesen seltsamen Brief veranlaßt haben?

Noch unter der Herrschaft des Generals Cavaignac war der Bischof von Digne, Marie-Dominique-Auguste Sibour, Nachfolger des Erzbischofs Affre von Paris geworden. Kaum in der Hauptstadt angekommen, ließ er es sich angelegen sein, die Werkstätten zu besuchen und den Arbeitern von der Erlösung vom Proletariat zu predigen.

In einem Hirtenbrief legte er seinen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn ans Herz, die Kirche nicht als Einrichtung zugunsten dieser oder jener Regierung zu betrachten. Der Priester habe sich fern von allen politischen Kämpfen zu halten, sich nicht um Wahlen zu bewerben, keine Zeitungsartikel zu schreiben, seine Pflicht sei lediglich, Achtung vor dem Gesetz und Liebe zum Vaterland zu predigen.

Ein vom Konzil in Rom erlassenes Dekret „gegen die Irrtümer, welche die Grundlagen der Gerechtigkeit und Frömmigkeit zerstören", war gewissermaßen als Antwort auf die sozialistischen Theorien der Zeit gedacht.

Sibour erkühnte sich, als er das Dekret den Geistlichen seiner Diözese zur Kenntnis brachte, Namens der Religion eine Allianz mit der Philosophie zur Wiederherstellung der Moral und der Gesellschaft vorzuschlagen. Nach seiner Auffassung bedurfte es einer Vereinigung von Glaube und Wissenschaft, „um die uns umhüllende Finsternis zu zerstreuen und uns einen Ausweg aus dem Labyrinth zu zeigen, das uns gefangen hält".

Als das sterbende Venedig einen Hilferuf nach Frankreich sandte, nahm Sibour keinen Anstand, Gebete für die unglückliche Stadt anzuordnen. Ja, unter dem Klerus von Paris ging das Gerücht, er habe dem Papst nach Gaeta geschrieben und ihm den Rat erteilt, der weltlichen Macht zu entsagen.

Seine ketzerischen Gedanken dehnte er selbst auf das von ihm eingerichtete alljährliche Fest der Schulen aus.

Jedes Jahr am Sonntag vor dem Advent sollten sich der Unterrichtsminister und die vornehmsten Beamten des Ministeriums, die Mitglieder des Instituts, die Notabilitäten der Wissenschaft, der Schriftsteller

und Lehrer, die Professoren, die Eleven der Privatschulen, die vorzüglichsten Schüler der Lyzeen und öffentlichen Institute und die Vertreter der Presse versammeln, eine Messe hören und die Verbindung von Religion und Philosophie feiern.

Für die beste Abhandlung über die Beziehungen von Wissenschaft und Glauben setzte er einen Preis aus. Das Thema des zweiten Schulfestes lautete: „Der Einfluß des Christentums auf das öffentliche Recht in Europa".

Ein solcher Seelenhirt war keineswegs nach dem Geschmack der klerikalen Partei, die sich um das „Univers" gruppierte. Ihr war selbst das Unterrichtsgesetz nicht reaktionär genug. Veuillot hatte im „Univers", wie Sibour selber, die Revolution begeistert begrüßt. Jetzt war die Gesinnung dieses Journals beinahe mittelalterlich geworden.

Auf der Fahne des „Univers" stand der Name des Spaniers Donoso Cortés, den die Königin Isabella zum Marqués von Valdegamas und Gesandten Spaniens in Paris gemacht hatte.

Donosos politische Theologie lautete etwa folgendermaßen:

Es gibt keine Autorität als die der Kirche. Es gibt keine Regierungsform als die der Theokratie. Die „auctoritas" der Kirche ist Gottes, die „libertas" der Politik ist des Teufels. Es gibt in der Gesellschaft keine Rechte, sondern nur Pflichten. Rechte führen zur Empörung, Pflichten zur Unterwerfung.

Das „Univers" war in bezug auf das Unterrichtsgesetz zum Schweigen verurteilt. Um so heftiger warf es sich auf die Literatur und verurteilte alles, was nicht den theokratischen Ideen Donosos entsprach. Der Abbé Gaume übernahm es, in einem Buche: „Der Wurm, der nicht stirbt", die Böcke von den Schafen zu scheiden. Es gab eine gute Literatur, die vom Falle des weströmischen Reiches bis zum Ende des Mittelalters, und eine schlechte, die vom Beginn der Renaissance bis zur Gegenwart reichte. Der Wurm, der nicht stirbt, teilt unserer modernen Gesellschaft die Krankheit mit, an der sie zugrunde geht. Der Streit ging gegen die Klassiker, die durch die Renaissance neu belebt worden waren. Das „Univers" stellte sich auf die Seite des Abbé Gaume, während ein Mann wie der Bischof Dupanloup in Orléans griechische Tragödien aufführte und gegen das „Univers" zu Felde zog. Schließlich untersagte Dupanloup in seiner Diözese die Lektüre des „Univers".

Fünfundvierzig Kollegen traten auf die Seite Dupanloups und setzten sich für das Studium der Klassiker ein. Die anderen Bischöfe stellten

sich mehr oder weniger offen auf die Seite des Abbé Gaume. Andere, die als neutral galten, wie der Bischof von Gap — der sich doch nach der Februarrevolution deutlich genug ausgesprochen hatte — ließen ihre wahren Neigungen in Briefen durchblicken.

Natürlich stand auch Sibour auf der Seite Dupanloups. Da sich das „Univers" jedoch von der einen Hälfte des Episkopats unterstützt sah, dehnte es seinen Streit auch auf den Erzbischof von Paris aus. Sibour sah sich genötigt, das Journal, nachdem er es verwarnt hatte, zu suspendieren.

„Die Unterdrückung, ja selbst die Suspension dieses Journals würde ein Unglück für den Katholizismus sein", rief der Bischof von Moulins aus. Sibour aber wiederholte seinen Tadel und verbot allen Geistlichen und allen religiösen Brüder- und Schwesternschaften seines Sprengels, das Journal zu lesen oder für es zu schreiben.

„In der bürgerlichen Gesellschaft unterdrückt", schrieb der mutige Mann, „ist die Demagogie vermöge einer Partei der Presse, welche sich die katholische nennt, in die Kirche gedrungen. Die Demagogie in der Kirche ist der Presbyterianismus und der Laïzismus, die sich dem Episkopat behufs des Unterrichts und für die Herrschaft über die Seelen substituieren wollen. Die Demagogie geht auf den Umsturz der Kirchenverfassung aus und greift unter der Maske einer weit größeren Ergebenheit für den heiligen Stuhl zuerst das Episkopat an, nur die günstige Stunde erwartend, um sich gegen den heiligen Stuhl selbst zu wenden."

Sibour legte den Brief des Bischofs von Moulins dem Papste zur Entscheidung vor. Die Redakteure des verbotenen Blattes waren ihm jedoch zuvorgekommen und hatten seinen Hirtenbrief dem Vatikan zugeleitet.

Der Papst zögerte zunächst mit der Entscheidung. Aber schließlich konnte man zum allgemeinen Erstaunen an der Spitze des „Univers" unter dem 7. April 1853 lesen:

„Wir, Marie-Dominique-Auguste Sibour, durch die Gnade Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles Erzbischof von Paris; nachdem wir Kunde erhalten von der von unserem heiligen Vater Pius IX. an die Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs gerichtete Enzyklika vom 21. März 1853:

Wollen wir die darin enthaltenen Ratschläge befolgen und unsererseits ohne Rücksicht auf die Intentionen des Oberhauptes der Kirche eingehen;

Von dem Wunsche geleitet, die Diskussionen, welche sich in letzter Zeit erhoben, zu beschwichtigen und das Herz des heiligen Vaters zu erfreuen;

Heben wir daher freiwillig die in unserem Erlaß vom 17. Februar verhängten Verbote auf."

Die Niederlage Sibours erhöhte nur sein Ansehen bei der Bevölkerung von Paris. Die Regierung selbst sah diesen Streitereien des Klerus gerne zu, da sie dadurch um so weniger Streitereien mit dem Klerus selbst zu befürchten hatte.

Es kam nicht selten vor, daß gerade unter dem Schutze des Erzbischofs von Paris gelegentlich andere Töne als lobende von der Kanzel herunter verkündet wurden. Die Kanzeln wurden jedoch scharf überwacht und ein Geistlicher, der aus der Reihe sprang, konnte sehr schnell wieder zur Raison gebracht werden.

So geschah es, daß Lacordaire in St. Roche in Gegenwart des Erzbischofs von Paris eine Predigt hielt, in der folgende bedenkliche Sätze vorkamen:

„Man darf nichts Böses tun, um damit etwas Gutes zu bezwecken, wie mächtig auch die Aussichten seien, welche Resultate auch daraus hervorgehen mögen, selbst wenn es sich um die sogenannte Rettung eines Landes handelt . . .

„Gott läßt zu, daß es Kaiser und Henker gibt, damit es Heilige und Märtyrer gebe . . ."

Die Polizei erstattete Bericht und der Polizeipräfekt begab sich sogleich zu Sibour, um ihn auf die Bedenklichkeit der Sätze aufmerksam zu machen. Natürlich hatte sich der gute Pater Lacordaire nichts dabei gedacht!

Die Regierung gab sich mit den Erklärungen zufrieden. Es war für sie besser, mit dem Klerus nichts zu tun zu haben.

Der tapfere Erzbischof von Paris ist später das Opfer einer Wahnsinnstat geworden:

Ein abgesetzter Priester Namens Vergès hatte sich auf die Treppe der Madeleinen-Kirche gestellt mit einem Zettel auf der Brust:

„Ich habe Hunger und sie haben mich nicht gespeist. Mich friert und sie haben mich nicht gewärmt. Ein abgesetzter Priester."

Sibour hatte das Verbot der Ausübung des geistlichen Amtes darauf aufgehoben, doch zwangen ihn die Exzentrizitäten des Priesters, es aufs neue zu verfügen. Der Unglückliche wußte, daß seine Strafe eine endgültige sei, und beschloß, sich zu rächen.

Am 3. Januar 1857 hatte der Erzbischof eben die Messe in der Kirche St. Etienne du Mont beendigt, als ihm plötzlich ein Mann in den Weg trat, seinen Chorrock aufriß und ein Messer ins Herz stieß.
„Nieder mit den Göttinnen!" rief der Mörder.
Als man ihn auf die Conciergerie gebracht hatte, war sein erstes Wort:
„Gebt mir zu essen, ich bin heute nüchtern."
„Warum haben Sie noch nicht gegessen?" fragte ihn der General-Prokurator.
„Damit meine Hand nicht zittere."
„Was hat Sie zu diesem Verbrechen veranlaßt?"
„Das Zölibat trägt die Schuld daran. Weshalb sollen die Geistlichen nicht heiraten?"
Auf die Frage, was er mit dem Rufe: „Nieder mit den Göttinnen!" gemeint habe, antwortete er, dieser habe sich auf die unbefleckte Empfängnis und auf den Orden der heiligen Genoveva bezogen!
Er wurde zum Tode verurteilt. Als er auf dem Schafott stand, küßte er das Kruzifix und rief:
„Es lebe der Gott der Liebe! Es lebe unser Heiland Jesus Christus!"

ARMEE

Am 29. Januar 1849 vormittags acht Uhr versammelten sich die fünfundzwanzig Kommandanten der mobilen Nationalgarde vor dem General Changarnier. Alle waren pünktlich dem Befehl ihres Chefs gefolgt.
Lafond de Villiers, zweiter Kommandant der mobilen Nationalgarde, führte die Herren in einen großen Saal, ließ sie einen Kreis bilden nach Ordnung der Nummern ihrer Bataillone, und bat sie, in dieser Aufstellung den General zu erwarten.
Einen Augenblick später kam Herr Changarnier.
Er sprach sogleich von dem Dekret, das die mobile Garde auf zwölf Bataillone, also um mehr als die Hälfte herabsetzte und forderte die Offiziere auf, die zur Armee gehörten, sich fortwährend gut zu benehmen, wenn sie belohnt sein wollten und nicht die geringste Bemerkung über diese Maßregel zu machen.
„Wenn sich unter Ihnen einer befände, der sich erlaubte, zu raisonnieren", fuhr er drohend fort,„ so würde ich ihn auf der Stelle zu seinem Corps mit den entsprechenden Noten zurücksenden."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dann wandte sich Changarnier zu den Bataillons-Chefs, die nicht der Armee angehörten, und fügte hinzu:

„Was Sie anbetrifft, so werden Sie dahin zurückkehren, woher Sie gekommen sind. Die mobile Nationalgarde war nur für ein Jahr organisiert, das Ziel ihrer Dauer ist beinahe erreicht, Sie haben daher keinen Anspruch geltend zu machen. Man wird Ihnen einige Monate Sold als Gnadengeschenk geben, und damit ist alles abgemacht."

Nicht ein Wort der Sympathie oder des Dankes für die dem Vaterlande erwiesenen Dienste, obwohl die Offiziere fast alle auf den Juni-Barrikaden dekoriert worden waren und der General Cavaignac ihnen von der Tribüne herab Versprechungen gemacht hatte!

„Ich habe erfahren", fuhr der General mit erhobener Stimme fort, „daß die mobile Nationalgarde gegen das Dekret murrte, das sie verabschiedet, und daß sie die Absicht habe, sich heute bewaffnet auf dem Platze Marigny zu versammeln, um zu protestieren. Gehen Sie, Ihren Leuten zu sagen, daß, wenn sie sich aus ihren Kasernen rühren, ich sie bis auf den Letzten niederhauen lassen werde, und Sie mit, wenn Sie sich anschließen!"

Hierauf wandte er sich an den Kommandanten Duseigneur, einen Offizier der Armee, fuhr ihn barsch an und gab ihm vierzehn Tage Arrest in der Abtei, weil er den Oberkommandanten der mobilen Nationalgarde, den Genral Cuny, nicht gegrüßt habe.

Nach Duseigneur kam die Reihe an die beiden Kommandanten Sinibaldi und Arrighi, beides ebenfalls Offiziere der Armee, und diktierte ihnen die gleiche Strafe wegen Übertretung der Vorschriften und Vernachlässigung des Dienstes.

„Und Sie, Herr Aladenize", wandte er sich dem aus dem Boulogner Putsch bekannten Offizier zu, „Sie, der Freund des Präsidenten, und der Sie sagen, daß Sie ihm ergeben seien, Sie, der Sie durch seine Güte Ihren Grad erhalten haben, Sie haben sich erlaubt, in Ihrer Wohnung mehrere Ihrer Kameraden zu versammeln und den Plan zu bilden, wie man mir sagt, mündlich miteinander Einspruch bei dem Präsidenten der Republik gegen das Dekret zu tun, das die mobile Nationalgarde reorganisiert. Sie werden sich für einen Monat in das Gefängnis der Abtei begeben."

Aladenize wurde bleich vor Wut. Er nahm seinen Tschako vom Kopfe, schritt auf den Tisch zu, hinter dem der General mit seinem Stabe stand, schlug den Tschako auf und antwortete erregt:

„Da wir nichts sind und man uns als Parias behandelt, indem man die

wichtigen Dienste vergißt, die wir dem Vaterlande erwiesen haben, da man davon spricht, uns niedersäbeln zu lassen und man uns ins Gefängnis schickt, so muß ich, der ich kein Militär bin, als Bürger mit Ihnen sprechen. Ich will Ihnen das sagen, was fast alle diese Herren Ihnen an meiner Stelle sagen würden, wenn die Disziplin ihnen nicht den Mund verschlösse."

Nachdem er seinen Tschako auf dem Tisch zusammengedrückt hatte, riß er seine Epauletten ab und warf sie dem General vor die Füße.

Sogleich traten der Oberst Lafont de Villiers und der General Cuny vor, um Aladenize vor unüberlegten Schritten abzuhalten. Sie ergriffen seine Hände und nannten ihn ihren Freund.

„Ziehen Sie sich zurück und lassen Sie mich sprechen", sagte dieser und schob sie heftig zur Seite.

Dann wandte er sich an den General Changarnier und fuhr fort:

„Sie haben mir gesagt, daß ich in meinem Grade erhalten sei. Ich will keine Gunst, die man meinen Kameraden verweigert. Ich gebe meine Epauletten zurück. Nicht Ihnen, sondern den Gardes mobiles meines Bataillons, die sie mir gegeben haben."

Er zog seinen Degen aus der Scheide, suchte ihn auf dem Knie zu zerbrechen und warf ihn ebenfalls dem General vor die Füße.

Erstaunt über diesen unvorhergesehenen energischen Auftritt, ging der General zum Kamin und schellte. Im selben Augenblick öffnete sich eine große Türe und ein Peloton vollständig bewaffneter und von einem Offizier kommandierter Gensdarmen trat ein.

„Gensdarmen, tut Eure Pflicht!" rief der General ihnen zu.

Die Bataillons-Kommandanten der Garde mobile boten durch eine rasche Schwenkung dem Peloton, das auf sie zurückte, die Spitze, legten mit einer einzigen Bewegung die Hände an den Griff Ihrer Degen und riefen gleichzeitig:

„Keine Gensdarmen! Keine Gensdarmen! Niemand wird ins Gefängnis gehen! Oder wir werden alle und vor den Augen aller Welt hineingehen!"

Die Gensdarmen zögerten. General Changarnier überlegte wohl, daß es im Augenblick unvorsichtig war, fünfundzwanzig Kommandanten zu verhaften und sie in Masse und am hellen Tage ins Gefängnis zu bringen. Hinter den Kommandanten standen 12—15000 entschlossene Männer, die bereit waren, zu marschieren und sie zu befreien.

Changarnier mahnte zur Ruhe, erinnerte an Pflicht und Vaterlandsliebe und hob die Strafen auf, die er anfangs ausgesprochen hatte.

Nur Aladenize verlangte die Beibehaltung seiner Strafe und seine Abführung.

Der Auftritt war damit beendigt. Am Abend des gleichen Tages wurden jedoch Haftbefehle erlassen und verschiedene Kommandanten einzeln abgeführt.

Dieser ganze Vorgang, der sich kaum fünf Wochen nach dem Antritt der Präsidentschaft Louis Napoleons abspielte, entschleierte blitzartig die Absichten, die der Präsident mit der Armee hatte. Entscheidend für seine geheimen Pläne war, so schnell wie möglich in den Besitz eines Machtinstrumentes zu gelangen, um auf diese Weise die Nationalversammlung auszuschalten. Einmal soweit, konnte es nicht mehr schwierig sein, durch einen Staatsstreich das Kaiserreich einzuführen.

Eine seiner ersten Amtshandlungen war es gewesen, den General Changarnier zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde und der Armee von Paris zu ernennen. Changarnier war ein Gegner Cavaignacs.

„Es ist politisch, die Feinde unserer Feinde sich zu Freunden zu machen", sagte Louis Napoleon zu einem Vertrauten mit Bezug auf diese Ernennung.

Die Wahl Changarniers war ohne Zweifel geschickt. Cavaignac hatte viel von seinem Ansehen eingebüßt, während Changarnier sich großer Beliebtheit erfreute. Als einfacher Kapitän nach Afrika geschickt, hatte er in weniger denn sieben Jahren alle schwierigen Grade des höheren Kommandos zurückgelegt. Die heldenmütige Verteidigung während des ersten Rückzuges von Constantine, seine glänzenden Unternehmungen in den Tälern des Cheliff und Affroum und zahlreiche andere berühmte Gefechte hatten seine militärischen Fähigkeiten in das hellste Licht gerückt.

Schon die Revue am 24. Dezember hatte dem Präsidenten gezeigt, daß die Nationalgarde nicht auf seiner Seite stand. Die besten Generäle wie Cavaignac, Bedeau, Lamoricière waren nicht erschienen. Der Prinz selber hatte sich die Uniform eines Divisionsgenerals der Nationalgarde zugelegt und damit einen wahren Sturm der öffentlichen Meinung hervorgerufen.

Die Journale schrieben, daß er zum Tragen dieser Uniform nicht berechtigt sei, da die Verfassung ihm das Kommando über die Land- und Seestreitkräfte ausdrücklich vorenthalte. Ein Journal forderte sogar, den Präsidenten in Anklagezustand zu versetzen, da das eigenmächtige Tragen amtlicher Insignien ungesetzlich und strafbar sei.

„Das ist unverschämt", sagte Louis Napoleon. „Ich werde der Presse eine Lektion geben müssen, die ihr das Raisonnieren weniger bequem macht."

Eine Absicht, die er bald in die Tat umsetzte.

Ohne Zweifel steckte die mobile Garde selbst hinter diesem Raisonnement. Es wurde darauf hingewiesen, daß bei der Nationalgarde jeder Offizier durch die Wahl seiner Kameraden ernannt werden müsse. Das war ein Wink, welcher der Presse aus den Kreisen der Offiziere zugegangen war. Die einzige Antwort war daher die Dezimierung der Nationalgarde

Mittlerweile hatten auch die geheimen Clubs ihre Tätigkeit entfaltet. Sie beabsichtigten, die Nationalversammlung aufzulösen, einen Wohlfahrtsausschuß einzusetzen, Louis Napoleon gefangen zu nehmen, die rote Fahne aufzupflanzen und die soziale Republik zu proklamieren. Auf die Hilfe der Nationalgarde konnten sie nach der Ankündigung ihrer halben Auflösung mit Sicherheit rechnen.

Sie rechneten freilich nicht damit, daß der Präsident selber ein Verschwörer war und daher die Taktiken genau kannte, mit denen eine Verschwörung zu verhüten war, wenn sie nicht von ihm ausging. Er ließ daher durch die Regierung bei der Nationalversammlung den Entwurf zu einem Gesetz vorlegen, das die Schließung der Clubs verlangte. Dieser Gesetzentwurf sollte als dringlich sogleich in Beratung genommen werden.

Der Repräsentant Sénard, gemäßigter Republikaner, war Berichterstatter der Kommission. Er verneinte die Frage der Dringlichkeit und erklärte sich gegen die sofortige Beratung des Gesetzentwurfes.

„Die Kommission", führte er aus, „hat weder in der allgemeinen Lage von Paris noch in den vom Minister des Innern vorgetragenen Auseinandersetzungen hinreichende Beweisgründe gesehen, die Nationalversammlung zu veranlassen, ihre Arbeiten zu unterbrechen und sich mit den Clubs zu beschäftigen."

Odilon Barrot erklärte, daß die Regierung auf ihrer Ansicht beharre.

Sogleich eilte Ledru-Rollin auf die Rednertribüne und betonte, daß der vorgelegte Entwurf über die Schließung der Clubs, zum Gesetz erhoben, eine offenbare Verletzung der Konstitution bedeute. Eine, wenn auch geringe, Majorität gab ihm bei der Abstimmung recht.

Ledru-Rollin hatte einen Gegenantrag vorbereitet, der von sämtlichen Mitgliedern der sogenannten Bergpartei unterzeichnet war und verlangte, die Minister in Anklagezustand zu versetzen.

„In Betracht", so lautete der Antrag, „daß die antirepublikanische Politik des Ministeriums sich soeben durch ein Attentat auf die Rechte der Bürger und auf das Grundprinzip dieser Rechte kundgegeben; in Betracht, daß das Versammlungsrecht ein natürliches und in der Konstitution der französischen Republik geschrieben stehendes und geheiligtes Recht ist; in Betracht, daß durch den gestern, am 26. Januar, vorgelegten Gesetzentwurf über die Unterdrückung der Clubs das Ministerium sich eines Aktes schuldig gemacht hat, welcher eine offenkundige Verletzung der Artikel 8 und 51 der Konstitution in sich schließt; in Betracht, daß das Ministerium in Gemäßheit des Artikels 68 der Konstitution für seine Maßnahmen verantwortlich ist, verlangen die unterzeichneten Volksvertreter die sofortige Versetzung der Minister in Anklagezustand und ihre Verweisung vor den Obergerichtshof, um von diesem in Gemäßheit des Artikels 91 der Konstitution gerichtet zu werden."

Das war die Ansage eines offenen Kampfes zwischen Volk und Regierung. Odilon Barrot sah sich in die peinliche Situation versetzt, mit den selben Mitteln angeklagt zu werden, mit denen er am ersten Tage der Februarrevolutioen Guizot in den Anklagezustand gebracht hatte.

Der 29. Januar kam heran. Die Regierung mußte sich davon überzeugen, daß ein Aufstand, gestützt durch die Nationalgarde, unvermeidlich war. Changarnier ließ am Morgen die Kommandanten zu sich rufen: die Szene, die sich zwischen ihm und den Offizieren abspielte, haben wir bereits beschrieben.

Inzwischen begann der Aufstand damit, daß ein Teil der mobilen Garde, der in den Gebäuden der alten königlichen Marställe untergebracht war, in Abwesenheit des Generals Changarnier zu den Tuilerien marschierte, die Fahne des Bataillons holte, um mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" durch Paris zu ziehen.

Als General Changarnier von dem Vorfall Meldung erhielt, stieg er sogleich zu Pferde, ritt mit seinem Adjutanten dem meuterischen Bataillon entgegen und ließ ihm die Fahne wieder abnehmen.

Die Staatsgewalt traf alle Vorbereitungen zur Unterdrückung. General Rébillot ließ in seiner Eigenschaft als Polizeipräfekt den Chef der städtischen Polizei, Carlier, rufen. Sie beschlossen die Verhaftung der hervorragendsten Anführer, namentlich die des Obersten der sechsten Legion der Nationalgarde, Forrestier. Forrestier wurde in der Mairie des sechsten Arrondissements festgenommen.

Nun waren noch zwei Forts der Festungswerke von Paris von den

Bataillonen der Mobilgarde besetzt. Sie fielen durch eine List. General Courtigis ließ sagen, daß in der Stadt alles vorüber sei und daß ein Widerstand nichts mehr helfe. Da die Mobilgardisten keine Möglichkeit hatten, sich von der Richtigkeit der Angaben zu überzeugen, zogen sie es vor, sich kampflos zu ergeben.

Der Präsident hatte die Verschwörung im Keim erstickt.

Die Armee hatte sich als ein brauchbares Instrument erwiesen.

Es erhebt sich hier für alle Folge die Frage: ob die Absichten zu einem Staatsstreich von den Republikanern oder vom Präsidenten genährt wurden. Mit andern Worten: die Frage nach Ursache und Wirkung.

Zweifellos waren die Republikaner gegen den Präsidenten voreingenommen, jedoch nur, weil sie von seiner Seite den Staatsstreich zu befürchten hatten. Es war der verzweifelte Todeskampf der Republik. Der Staatsstreich war nichts anderes als eine Präventiv-Maßnahme gegen den Staatsstreich! Um ihn zu verhindern, mußte er gewagt werden!

Tatsächlich drängte Louis Napoleon schon in den Januartagen zu einem Schlag gegen die Nationalversammlung. Eine geheime Beratung im Elysée zwischen dem Präsidenten, Changarnier, Molé, Broglie und Thiers erörterte die Möglichkeiten, der Konstituante den Garaus zu machen. Nur auf dringendes Widerraten Thiers' unterblieb der Staatsstreich.

„Was mich hauptsächlich beschäftigt", sagte der Prinz-Präsident später in seiner Botschaft an die Nationalversammlung, sich selber verratend, „seien Sie davon überzeugt, ist nicht, zu wissen, wer im Jahre 1852 Frankreich regieren wird, sondern die Zeit, über welche ich verfüge, so zu verwenden, daß der Übergang, welcher er auch sein möge, ohne Aufregung und Unruhe vor sich geht."

Er hat seine Zeit wirklich verwendet! Die Frage, wer im Jahre 1852 regieren werde, bestand für ihn ohne Zweifel nicht. Es bestand für ihn allein die Frage, wie und wann die Armee so weit gebracht werden konnte, daß der Übergang von der Präsidentschaft zum Kaiserreich möglichst ohne Aufregung und Unruhe zu vollziehen war.

„Wenn wir Generäle machten?" sagte er eines Tages zu Persigny.

Dieser begriff die Tiefsinnigkeit der Frage sogleich und gab sie an Fleury, einen der glänzendsten Offiziere der Kavallerie, weiter. Fleury zählte zu jener Klasse der gescheiterten Viveurs, die man im Gymnase oder Théâtre Français täglich bewundern konnte; sie rui-

nierten sich erst an irgendeiner Kokotte und traten dann in die Armee ein, um die Stufen der militärischen Rangordnung zu erklimmen.

Zu dieser Kategorie zählten auch alle, die Fleury gewann und die später beim Staatsstreich so traurige Berühmtheit erlangten: Saint-Arnaud, de Cotte, Espinasse, Marulaz, Rochefort, Feray, d'Allonville, Gardarens de Boisse, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Courtigis, Canrobert, und wie die Divisions- oder Brigade-Generäle, Obersten und Oberstleutnants sonst noch heißen mochten.

Die Anstifter des Staatsstreiches waren davon überzeugt, daß man mittels Reklame ebenso gut einen großen General wie einen großen Schauspieler machen konnte. In Wahrheit konnte man ja auch nur Kreaturen dazu brauchen!

Mit der Zeit zeigte sich, daß die gefährlichste Macht in den Händen des Generals Changarnier lag. Seine Absetzung war unvermeidlich, da er sich immer eindeutiger auf die Seite der Legitimisten stellte.

Nach der Methode: Haltet den Dieb! begann Louis Napoleon den General der Staatsstreich-Gelüste zu verdächtigen. In der „Patrie", einem bonapartistischen Organ, erschienen Auszüge aus den Instruktionen, welche den Corps-Chefs der Armee von Paris durch den Ober-Kommandanten erteilt worden waren:

„Den Abgeordneten nicht gehorchen!"

„Jeder Befehl, der nicht erweislich vom kommandierenden General ausgeht, ist nichtig."

„Jeder Requisition, Sommation oder Aufforderung, welche durch einen Zivil-, richterlichen oder politischen Beamten gestellt wird, ist auf das strengste auszuweichen."

Diese Veröffentlichung geschah in keiner anderen Absicht als mit der, den General Changarnier und die Nationalversammlung zu entzweien. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß jene Auszüge im Oktober 1848 erschienen waren, als Changarnier das Kommando der Armee von Paris übernahm, und daß sie inzwischen längst überholt waren.

Die Spannung, die zwischen Changarnier und dem Kriegsminister Hautpoul, einem der bonapartistischen Sache ergebenen Mann, bestand, war für den Prinz-Präsidenten ein weiterer Grund, die Absetzung des Generals zu betreiben. Die Dinge kamen auf der Tribüne zur Sprache, und der Präsident ließ vorsichtigerweise seinen Minister fallen.

Gleichzeitig sprach er jedoch die Absetzung des Generals Neumayer,

des alter ego Changarniers, aus, um sich auf diese Weise an ihm zu rächen. Neumayer hatte insbesondere im Hinblick auf die Revuen, die auf der Ebene von Sartory stattgefunden hatten, mehrere Male in Gegenwart der Offiziere seiner Division Reden gehalten, die beleidigend für das Staatsoberhaupt waren.

Changarnier war darüber tief betroffen. Er begab sich ins Elysée, um Louis Napoleon zu veranlassen, von seinem Entschluß abzustehen. Dieser weigerte sich, ihn zu empfangen. Von diesem Tage an hörte der General auf, jeden Morgen um elf Uhr ins Elysée zu kommen.

Noch war der Augenblick zu einem direkten Schlag gegen Changarnier nicht gekommen. Die Frage der im Monat Juni 1850 vorgelegten Dotation von drei Millionen war für den Prinzen ein neuer Grund, die Absetzung zu verschieben.

Bald entstanden sonderbare Gerüchte, die durch die Zeitung gingen und auch vor den permanenten Ausschuß der Nationalversammlung gebracht wurden.

„Eines der Mitglieder", hieß es in dem Bericht über die Versammlung, „Herr Baze, hat auf die bestimmteste Weise erklärt, daß ihm bekannt sei, daß am Abend des 29. Oktober sechsundzwanzig Personen unter den überspanntesten Mitgliedern der Gesellschaft des zehnten Dezember eine außerordentliche Sitzung abgehalten haben, in welcher sie offen den Plan verhandelten, den Präsidenten der Nationalversammlung, Herrn Dupin, und den Oberkommandanten der Armee von Paris, Herrn General Changarnier, zu ermorden, da sie alle beide das große Hindernis gegen die Ausführung der Absichten der Gesellschaft seien."

Die Tat sollte angeblich auf echte Verschwörerweise geschehen: man wollte in einem Hut vierundzwanzig weiße und je einen Zettel mit den Buchstaben C. und D. werfen. Wer die beiden Lose zog, war zur unmittelbaren Ausführung verpflichtet.

Der Innenminister erklärte die Beschuldigung für lächerlich. Lamartine stellte sich auf die Seite der Regierung:

„Ich habe mit Schmerz einen Vorfall gesehen, welcher die öffentliche Meinung sehr überrascht und bewegt hat und welcher die ausübende Gewalt auf das höchste entrüsten mußte. Ich will von einer skandalösen Angelegenheit reden, deren Skandal aber so ungeheuer ist, daß er die Bedeutung des Wortes übertrifft. Ich sollte sie weit eher einen schimpflichen Lumpen der Polizei nennen, der unwürdig ist, von dem geringsten Agenten der gemeinsten Polizei in den Gossen einer

Hauptstadt aufgerafft zu werden. Sie verstehen, daß es sich um diese Anklage der Ermordung des Generals Changarnier und des Präsidenten der Nationalversammlung handelt."

Lamartines pathetische Lamentation kann freilich keineswegs darüber hinwegtäuschen, daß die Gesellschaft des zehnten Dezember — die Décembraillarde — ununterbrochen mit Plänen eines Staatsstreiches beschäftigt war und daß daher die Mordabsichten keineswegs außerhalb der Möglichkeit lagen.

Die Gefahr für den Bonapartismus drohte ebenso sehr vonseiten der Republik wie der Monarchie. Changarnier stand zwischen diesen beiden Extremen, wie der Prinz-Präsident selber. Es zeigte sich jedoch immer deutlicher, daß Changarnier den Plänen einer monarchistischen Restauration anhing, die bei Gelegenheit der Neuwahl des Präsidenten ausgeführt werden sollte.

In Wiesbaden befand sich der Graf von Chambord, als Repräsentant der Legitimität, und in Claremont starb Louis Philippe, der Repräsentant der konstitutionellen Monarchie. Die Wallfahrten, die während der letzten Monate des Jahres 1850 nach Wiesbaden stattfanden, dienten, wie Berryer auf der Tribüne erklärte, vor allem der Absicht, die Verschmelzung der beiden Linien der Bourbons zu bewirken.

Um diesen politischen Demonstrationen des Legitimismus besondere Bedeutung zu verleihen, brachten die Zeitungen fast täglich Berichte über Reisen nach Wiesbaden, die den Zweck hatten, dort dem zukünftigen König von Frankreich zu huldigen. In Wiesbaden und Claremont fanden Bankette und Beratungen statt. Man fühlte sich also seiner zukünftigen Rolle ziemlich sicher.

Aber gerade dieses Gefühl der Sicherheit war ein großer psychologischer Fehler. Man mußte wissen, daß der aufmerksamste Leser der Berichte kein anderer war als der Prinz-Präsident selber, der nichts unterließ, was dazu diente, die Restauration zu verhindern.

Am 9. Januar 1851 sah er endlich den Zeitpunkt gekommen, den Schlag gegen Changarnier und die Monarchisten zu führen. An diesem Tage wurde das folgende Dekret unterzeichnet:

„Artikel I. Es sind die Dekrete vom 20. Dezember 1848 und 11. Juni 1849 aufgehoben, welche unter ein und demselben Oberkommando die Nationalgarde der Seine und die in dem Bezirke der ersten Militär-Division stehenden Truppen aller Waffengattungen vereinigten.

Artikel II. Der Divisionsgeneral Perrot ist zum Oberkommandanten der Nationalgarde der Seine ernannt.

Artikel III. Der Divisionsgeneral und Volksrepräsentant Barguay d'Hilliers ist zum Oberkommandanten der Truppen aller Waffengattungen der ersten Militärdivision ernannt.
Artikel IV. Der General Carrelet, Kommandant der ersten Militär-Division, behält die Befugnisse, welche ihm durch die in Kraft stehenden Bestimmungen zuerkannt sind."
Das Dekret verfolgte eine doppelte Absicht: es nahm dem General Changarnier das Kommando und trennte es zugleich in drei Teile, um ihm dadurch jede Selbständigkeit zu nehmen.
Vier Minister weigerten sich, das Dekret anzunehmen. Sie wurden gezwungen, zurückzutreten.
Graf Rémusat bestieg die Tribüne und verlangte die Ernennung einer Kommission, um das Verfahren der Regierung zu untersuchen. Der Antrag wurde mit ungeheurer Mehrheit angenommen. Dem General Changarnier wurde eine öffentliche Danksagung votiert.
Changarnier selbst betrat die Tribüne und erklärte mit soldatischer Einfachheit:
„Meine Herren, als die Regierung, welche der des Herrn Präsidenten der Republik vorausgegangen ist, mein Hauptquartier in den Tuilerien bestimmt hat, trennten fünf Parteien Frankreich und trennen es noch: die gemäßigten Republikaner, die Freunde der alten Monarchie, die Freunde der konstitutionellen Monarchie, die Demagogen, die sich unter anderen Namen unterscheiden, endlich die Männer, welche die kaiserliche Diktatur, selbst ohne den Ruhm, selbst ohne das Genie des unsterblichen Mannes wollen, von dem sich das Weltall noch unterhält . . .
„Trotz der abscheulichen, durch die Undankbarkeit verbreiteten Einflüsterungen habe ich keine Partei, keine Verschwörer begünstigt, und die beiden Parteien, die ich Ihnen als die letzten andeutete — die Demagogen und die Bonapartisten — haben mir wohlverdienten Haß gewidmet, der zu meiner Ehre meinen Sturz überleben wird . . ."
Das waren gerade, aufrichtige Worte, wie man sie schon lange nicht mehr gehört hatte und die sich nicht scheuten, die Dinge beim Namen zu nennen; die Absicht: eine kaiserliche Diktatur aufzurichten, ohne den Ruhm und das Genie des unsterblichen Mannes zu besitzen!
Die Nationalversammlung befaßte sich in den Sitzungen vom 18. und 19. Januar mit den skandalösen Vorgängen. Thiers und Berryer griffen den Präsidenten am heftigsten an.
Baroche, Minister des Innern, machte geltend, daß der Präsident mit

der Absetzung des Generals nur eines seiner konstitutionellen Rechte angewendet habe. Man könne nicht auf die Dauer zusehen, wie der General sozusagen eine dritte Gewalt im Staate bilde. Ein Lob für seine Verdienste habe man ihm auch nicht spenden können, da dies indirekt einem Tadel des Präsidenten gleichgekommen wäre.

Der Mißtrauensantrag Sainte-Beuves: „die Nationalversammlung erklärt, daß sie kein Vertrauen zu dem Ministerium hat und geht zur Tagesordnung über", wurde mit einer Majorität von 417 Stimmen gegen 278 angenommen. Das Ministerium mußte also zurücktreten.

Wer freilich glaubte, daß sich der Prinz-Präsident damit für geschlagen gab, der täuschte sich sehr. Er bildete ein „Ministerium des Übergangs", das sich weder aus Vertretern der Majorität noch der Minorität zusammenstzte, sondern aus reinen Elementen seines Vertrauens.

„Unter diesen Umständen", erklärte er, „und nach vergeblichen Versuchen, habe ich mich entschlossen, ein Ministerium des Übergangs zu bilden, das aus speziellen Männern besteht, keiner Partei der Nationalversammlung angehört und entschlossen ist, sich den Geschäften zu widmen, ohne sich um die Parteien zu bekümmern. Die ehrenwerten Männer, welche dieses patriotische Werk annehmen, werden Ansprüche auf die Dankbarkeit des Landes haben."

Nach den vielen heimlichen Brüchen mit der Konstitution war dies der erste öffentliche, der eindeutig die Tendenz zum Staatsstreich und zur Diktatur erkennen ließ. Jeder Erfolg der Nationalversammlung wendete sich gegen diese selber. Dabei war es noch nicht lange her, da hatte der Präsident erklärt:

„Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Konstitution, die ich beschworen, aufrecht erhalte. Ich will durch meine Loyalität, durch meine Ausdauer, durch meine Festigkeit dem Lande ein solides Vertrauen einflößen, daß man wieder Zutrauen zur Zukunft faßt."

Die Spannung zwischen Präsident und Nationalversammlung steigerte sich bis zur Siedehitze. Am 3. Februar 1851 forderte er einen neuen Kredit von 1 800 000 Francs zur Repräsentation.

„Die Präsidentschaft ist kein Königtum", sagte man, „daß sie solcher Summen bedürfte. Der Präsident hat jährlich 500 000 Francs Gehalt und kann damit sehr gut auskommen, wie denn ja auch der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten mit dem Gehalt von 500 000 Francs ausreicht."

Andere sagten geradeheraus, daß dieser Zuschuß nur verlangt würde, um ihn zu gesetzwidrigen Zwecken zu verwenden.
Der Antrag wurde mit großer Stimmenmehrheit verworfen.
Eine neue Niederlage des Präsidenten, die sich gegen die Nationalversammlung wendete. Louis Napoleon verkaufte Pferde und Equipagen, entließ Diener und schickte seine Agenten unter das Volk, um Subskriptionen zu veranlassen. Millionen von Bittstellern, von vierundachtzig Departementalräten, verlangten eine Revision der Verfassung.
Auch diese Revision wurde von der Nationalversammlung abgelehnt. Louis Napoleon hatte jedoch den Gegenschlag wiederum vorbereitet: er verlangte die Zurücknahme des Gesetzes vom 31. Mai und die Wiederherstellung der allgemeinen Abstimmung. Das war der schrecklichste Schlag, den er der Nationalversammulng versetzen konnte.
„Das Gesetz vom 31. Mai", sagte er, „ist in seiner Anwendung sogar weiter gegangen als der Zweck, den man erreichen wollte. Niemand sah die Aufhebung von drei Millionen Wählern voraus, von denen zwei Drittel ruhige Landbewohner sind . . ."
Er ließ dann durchblicken, daß es sich ihm bei der Aufhebung des Gesetzes um die Neuwahl des Präsidenten handelte. Zu dieser Neuwahl waren zwei Millionen Stimmen erforderlich. Im anderen Falle war die Nationalversammlung befugt, den Präsidenten selber zu ernennen.
Die Nationalversammlung diskutierte die Verfassungsreform und vertagte sich dann auf kurze Zeit. Einige der vertrauten Ratgeber Louis Napoleons wollten diese Pause zu einer gewaltsamen Veränderung der Regierungsform benutzen. Andere rieten dringend ab.
Die Vorbereitungen zu einem Staatsstreich waren ohne Zweifel weit gediehen. Louis Napoleon hatte Saint-Arnaud ins Kriegsministerium und den General Magnan ins Kommando der Armee von Paris berufen, zwei Männer, auf die er sich ohne Zweifel verlassen konnte.
Aber gerade sie widerrieten. Sie machten geltend, daß man sich vor dem Volk den Schein der Ungesetzlichkeit gab, wenn man die Nationalversammlung in einem Augenblick auflöste, wo sie gar nicht beisammen war. Außerdem konnte sie in der Provinz zusammentreten und Dekrete erlassen, die leicht für die Machthaber in Paris verhängnisvoll werden würden.
„Die Nationalversammlung wird schnell genug ihre Komplotte verraten", sagte General Magnan, „warten wir, bis sie uns das Heft in die Hände gibt."

Der Vater dieses Staatsstreich-Planes war der Polizeipräfekt Carlier. Der Plan wurde fast täglich zu Auteuil im Hause des Dr. Véron mit einem anderen Präfekten beraten. Carlier beauftragte den Präfekten sogar mit der Abfassung bestimmter Dekrete, die an einem bestimmten Tage im „Moniteur" erscheinen sollten.

Der Prinz-Präsident wurde über alle Einzelheiten des von Carlier entworfenen Staatsstreiches auf dem laufenden gehalten. In den ersten Tagen des September versammelte er in St. Cloud zur Beratung der Angelegenheit die Herren Morny, Persigny, Rouher und Carlier.

Am Tage fand eine Jagdpartie statt. Hierauf dinierte man. Während der Jagd und während des Diners wurde der Plan Carliers mit keinem Wort erwähnt. Endlich begab man sich in einen der Salons des Schlosses.

„In diesem Salon", sagte der Prinz-Präsident Platz nehmend, „übergab der Herzog von Ragusa nach den Julitagen seinen Degen dem Herzog von Angoulème ... Jetzt, meine Herren, sprechen wir von unseren Geschäften."

Es zeigte sich, daß man unschlüssig war. Trotzdem wollten die Gerüchte über den Carlierschen Plan nicht verstummen. Dies veranlaßte Véron, der vom Mißlingen der Sache überzeugt war, zu folgender Taktik. Eines Morgens erklärte er in Gegenwart der Beteiligten, er werde im „Constitutionnel" einen Artikel gegen Staatsstreiche veröffentlichen. Diese Mitteilung gelangte sogleich ins Elysée.

Der Prinz-Präsident hatte Véron eine politische Broschüre zur Begutachtung übergeben. Die Abholung dieses Gutachtens gab Fleury Gelegenheit, Véron zu fragen:

„Ist es wahr, daß morgen im Constitutionnel ein Artikel gegen Staatsstreiche erscheinen soll?"

„Sehen Sie", erwiderte Véron, „ich lese soeben die Korrektur davon."

Fleury drückte den Wunsch aus, den Artikel dem Präsidenten vorzulegen. Am andern Tag begab sich Véron ins Elysée, wo er von Louis Napoleon sehr liebenswürdig empfangen wurde.

„Ich habe Ihre Antwort auf die politische Broschüre gelesen", sagte er zu ihm, „Ihre Ratschläge sollen befolgt werden. Erlauben Sie mir nun aber auch, Ihnen meine Ansicht über Ihren Artikel gegen Staatsstreiche zu sagen, von dem sie mir gütigst die Probebogen geschickt haben; ich halte diesen weder für opportun noch für nützlich. Erweisen Sie nun meinen Ratschlägen die gleiche Rücksicht, welche ich für die Ihren gehabt habe?"

Véron verbeugte sich und gestand, daß er nichts weiter beabsichtigt habe, als eine Gelegenheit herbeizuführen, um sich offenherzig über den Carlierschen Plan auszusprechen.

Nun erfuhr er, daß der Plan aufgegeben werde. Der Zweck war erreicht und das Erscheinen des Artikels unterblieb.

Wenn der eitle Véron auch sicher die Wirkung seiner Taktik überschätzte, so mag er doch dazu beigetragen haben, daß die Ausführung des Planes in diesem Augenblick zurückgestellt wurde.

Einen Monat später versammelte der General Magnan in seinem Salon alle Stabsoffiziere, die für ein Kommando in Paris ausersehen waren und hielt folgende Ansprache an sie:

„Meine Herren, es könnte sich in kurzer Zeit ereignen, daß Ihr kommandierender General es für angezeigt hielte, sich einem Unternehmen von höchster Wichtigkeit anzuschließen. Sie werden seinen Befehlen ohne Widerrede gehorchen. Sie haben Ihr ganzes Leben hindurch die Soldatenpflicht in dieser Weise verstanden und ausgeübt . . . Sie wissen, um was es sich handelt, die Sachlage ist von unermeßlicher Wichtigkeit. Wir müssen Frankreich retten, es zählt auf uns. Was auch geschehen möge, meine Verantwortlichkeit wird Sie decken . . ."

„Niemand hat mich beauftragt zu sprechen, General", erwiderte der General Reybel, „dennoch tue ich es für uns alle. Sie können darauf zählen, daß wir Ihnen folgen und daß wir unsere Verantwortlichkeit mit der Ihrigen verbinden."

Man war begeistert, reichte sich die Hände, umarmte sich und hatte die Gewißheit, Frankreich sei vom Abgrund gerettet.

Der Monat Oktober war die Zeit, in der gewöhnlich Garnisonswechsel stattfand. In diesem Jahre wurden die vier ältesten Regimenter der Pariser Garnison und die zwei Regimenter Kavallerie durch vier kürzlich aus Afrika zurückgekehrte Regimenter und durch zwei Regimenter Lanciers ersetzt, von denen das eine durch den Obersten Rochefort kommandiert wurde, der sich bei Satory durch den Ruf: „Vive l'Empereur!" besonders hervorgetan hatte.

Rochefort erhielt die Erlaubnis, dem Offizierkorps des 7. Lancier-Regiments und der Eskadron der Guides einen Punsch in den Räumen der Militärschule zu geben.

In seinem Eröffnungstoast, der als ein „Signal des Angriffs gegen die Anarchisten, ihre Anhänger und Führer" zu betrachten war, sagte er am Schluß:

„Ich trinke auf das Wohl des 7. Lancier-Regiments und seines Ober-

sten. Ehe ich jedoch diese Gesundheit ausbringe, fordere ich Sie auf, meine Herren, die Gesundheit des Mannes zu trinken, dessen Mut, Gesetzlichkeit und unerschütterliche Festigkeit ihn gewissermaßen zur Personifikation der Ordnung gemacht haben, deren Verteidiger wir sind. Wir trinken auf das Wohl dessen, der uns die Aufgabe, die wir zu erfüllen haben, so sehr erleichtert hat, auf das Wohl des Prinzen Napoleon, des Staatsoberhauptes!"

Der Oberst des 7. Lancier-Regiments erwiderte mit einem ähnlichen Toast. Auffallend genug bei einem rein kameradschaftlichen Feste!

Um die gleiche Zeit fand eine so beträchtliche Vermehrung des Effektivbestandes der Garnison von Paris und dessen nächster Umgebung statt, daß die Kasernen nicht ausreichten und die Soldaten in den Kasematten der Forts einquartiert werden mußten.

Die Garnisonen dieser Forts wurden jeden Mittag konsigniert, unter dem Vorwand, es könnten plötzlich außerordentliche Befehle für sie kommen. Der Dienst bezog sich hauptsächlich auf die Verwendung für den Fall eines Bürgerkrieges.

Der General Saint-Arnaud hatte bei der Übernahme des Kriegsministeriums einen Tagesbefehl an die Armee erlassen, der nichts anderes darstellte als einen Angriff auf das durch die Verfassung der gesetzgebenden Gewalt verliehene Rechte, die öffentlichen Streitkräfte zu requirieren.

„Die Nationalversammlung bestimmt den Ort ihrer Sitzungen. Sie bemißt die Stärke der zu ihrer Sicherheit notwendigen militärischen Kräfte und verfügt darüber", lautete Artikel 32 der Verfassung.

Der Angriff auf diesen Artikel war, wenn er Erfolg hatte, der Todesstoß gegen die Versammlung. Ohne militärische Mittel war sie der Willkür des Präsidenten ausgeliefert, und jedermann wußte, was das hieß.

Die Quästoren der Versammlung erkannten die Gefahr, wenn auch reichlich spät, und brachten einen Antrag ein, der zum Ziel hatte, das Recht der unmittelbaren Requisition zu erlangen, das heißt, der Armee von Paris und der Nationalgarde zu befehlen:

Artikel I. Der Präsident der Nationalversammlung ist damit beauftragt, über die innere und äußere Sicherheit der Versammlung zu wachen.

Er übt im Namen der Nationalversammlung das durch den Artikel 32 der Konstitution der gesetzgebenden Versammlung bewilligte Recht aus, die Stärke der militärischen Streitkräfte für ihre Sicherheit zu be-

stimmen, darüber zu verfügen und den mit ihrem Kommando beauftragten General zu bezeichnen.
Zu diesem Ende hat er das Recht, die bewaffnete Macht und alle Behörden zu requirieren, deren Mitwirkung er für notwendig hält.
Diese Requisitionen können direkt an alle Offiziere, Kommandanten oder Beamte gerichtet werden, welche gehalten sind, bei den von dem Gesetze bestimmten Strafen auf der Stelle Folge zu leisten.
Artikel II. Der Präsident kann sein Recht der Requisition den Quästoren oder einem von ihnen übertragen.
Artikel III. Das gegenwärtige Gesetz wird auf den Tagesbefehl der Armee gesetzt und in allen Kasernen auf dem Gebiete der Republik angeschlagen werden. —
Der Antrag der Quästoren wurde mit einer Majorität von mehr als hundert Stimmen wider alles Erwarten verworfen
Das war für die Nationalversammlung ein großes Glück. Die Truppen waren bereit zu marschieren. Von Beginn der Sitzung an hatten alle Kommandanten der Corps vom Kriegsministerium den Befehl erhalten, sich auf ihren Posten zu halten. Im Elysée waren alle Ordonnanz-Offiziere in Uniform, die Pferde waren seit drei Uhr gesattelt und gezäumt.
„Ist es wahr", fragte der General Bedeau den Kriegsminister, „daß man seit einigen Tagen in den Kasernen das Dekret der konstituierenden Nationalversammlung vom 12. Mai 1843 abreißen läßt, welches den Präsidenten der Nationalversammlung berechtigt, die bewaffnete Macht für die Verteidigung des gesetzgebenden Körpers zu requirieren?"
„Ja!" sagte der Kriegsminister nach einigem Zögern und gab zu, daß der Befehl von ihm selbst ausgegangen sei.
„Der Feind befindet sich in den Reihen der Majorität", bemerkte ein Mitglied der Versammlung.
„Man sagt mir, der Feind sei dort (auf die Rechte deutend), er ist anderwärts auch!" entgegnete Oberst Charras.
„Der gefährlichste Feind ist dort" (auf der Rechten) warf Herr Mathé ein.
„Nein", betonte Oberst Charras noch einmal. „Ich sage Ihnen zum Schlusse, ich glaube nicht, daß die Majorität in dem Sinne, wie die Frage jetzt aufgefaßt wird, eine ernstere Gefahr für die Republik und für die Verfassung ist als der Präsident im Elysée. Nein, ich glaube nicht, daß von ihrer Seite eine so unmittelbar bevorstehende Gefahr

zu befürchten ist, wie von jener, die ich soeben angedeutet habe."
Ein Gelächter unterbrach den tapferen Obersten, der in diesem Augenblick klarer als alle sah.
Der „Constitutionnel" aber schrieb mit unverfrorenem Zynismus:
„Geht, irrende Ritter verlorener Prinzessinnen, wie Aeneas' Frau in das Getümmel der einstürzenden und verbrennenden Throne! Tragt Eure bleichen Gesichter, welche die Furcht bewegt, in der Finsternis herum und zeigt dem Lande die Verschwörungen des Elysée an, um die Eurigen zu maskieren! Niemand irrt sich über Eure Pläne und Niemand fürchtet sie. Verblendet durch Eure Leidenschaften, wie der Stier durch das rote Tuch, werdet Ihr blindlings gegen die Spitze des ausgestreckten und regungslosen Schwertes rennen, das Euch erwartet."
Am Vorabend des Staatsstreiches gegen sechs Uhr ließ sich Herr Heeckren, einer der Männer, die erkannten, wohin die Dinge trieben, beim Präsidenten der Republik melden, um ihm die im Namen des Herrn von Falloux gemachten Anträge zu überbringen.
Der Präsident war gerade mit seiner Toilette beschäftigt und hörte fast gleichgültig zu, ohne ein Wort zu sprechen.
„Wie Sie sehen", sagte er schließlich zu dem Besucher, „habe ich Eile. Kommen Sie morgen wieder. Wir werden ausführlich darüber sprechen."
Am anderen Morgen war die Nationalversammlung aufgelöst.

STAATSSTREICH

1. Dezember 1851 abends neun Uhr. Der Prinz-Präsident gab im Elysée seinen üblichen glanzvollen Empfang. Neben den Celebritäten der Epoche sah man entzückende Damen, neben Ministern und Diplomaten auffallend zahlreiche Militärs.
Das Orchester spielte Félicien Davids berühmte Kompositionen: „Die Wüste". War das die Introduktion zu den Ereignissen der folgenden Nacht?
Der Prinz-Präsident zeigte sich auffallend liebenswürdig und charmant. Er plauderte mit den Damen, lachte oft und immer verbindlich und verriet mit keinem Zuge irgend etwas, was in seinem Innern vorgehen mochte.
Als er gegen zehn Uhr einmal unauffällig am Kamin stand, näherte

sich ihm auf einen leichten Wink der Oberst des Generalstabes der Nationalgarde Vieyra.

„Oberst", sagte er leise zu diesem, „fühlen Sie sich stark genug, keine lebhafte Bewegung auf Ihrem Gesichte blicken zu lassen?"

„Ich glaube ja, Prinz!"

„Gut, also über Nacht! Können Sie mir die Versicherung geben, daß morgen kein Generalmarsch geschlagen wird?"

„Ja, Prinz! wenn ich zur Besorgung meiner Befehle Leute genug habe."

„Sprechen Sie mit Saint-Arnaud!"

Nach einer Weile fügte Louis Napoleon hinzu:

„Sie müssen diese Nacht auf dem Generalstab schlafen."

„Aber wenn man sähe, daß ich die Nacht in einem Lehnstuhl auf dem Generalstab zubrächte, würde dies Aufsehen erregen", entgegnete Vieyra.

„Sie haben recht. Seien Sie um sechs Uhr morgens dort. Sie sollen Nachricht haben. Kein Nationalgardist darf in Uniform ausgehen. Nun gehen Sie! Nein, noch nicht! Es würde sonst den Eindruck erwecken, als ob Sie auf meinen Befehl die Gesellschaft verließen."

Der Prinz entfernte sich. Der Oberst aber unterhielt sich noch eine Weile mit einem Bekannten, bis er sich unauffällig entfernen konnte. Seine erste Tat war, an den Trommeln der Nationalgarde die Felle einschlagen zu lassen. Eine wenig rühmliche Art, den Generalmarsch zu verhindern!

Unter den Gästen befand sich auch der Präfekt der Gironde, Herr Haußmann. Der Präsident unterhielt sich eine Weile mit ihm.

„Kommen Sie morgen früh recht bald ins Ministerium des Innern", sagte Louis Napoleon beim Abschied zu diesem.

Der Innenminister stand nur wenige Schritte davon entfernt.

„Ich stehe Ihnen morgen in aller Frühe zur Verfügung", sagte Haußmann, zu diesem gewendet.

Der Minister sah ihn erstaunt an. Als Haußmann merkte, daß er einen Fehler begangen hatte, wechselte er sogleich das Thema.

Morny war an diesem Abend nicht im Elysée anwesend. Er befand sich in der Opéra comique, wo zum erstenmal „Das Schloß des Blaubart" gegeben wurde. Auf seiner Glatze schimmerten die Lichter. Er war leicht zu erkennen. Heute war es ihm lieb und er grüßte auffallend nach allen Seiten.

„Ohne Zittern, ohne Zagen laßt uns alle hier verhaften!" sang der

Chor am Anfang des dritten Aktes. Morny spendete an dieser Stelle rasenden Beifall.

Während des Zwischenaktes begab sich Morny in die Loge der Madame Liardières, der Gattin des ehemaligen Ordonnanzoffiziers Louis Philippes.

„Herr de Morny", empfing ihn die Dame, „man hat mir soeben gesagt, der Präsident der Republik werde die Kammern ausfegen lassen. Was werden Sie tun?"

„Madame", erwiderte der Angeredete vielsagend, „wenn gefegt wird, halte ich es immer mit dem Besenstiel."

Diese Worte wurden so laut gesprochen, daß die beiden Generäle Cavaignac und Lamoricière, die in der Nachbarloge saßen, sie gut verstehen konnten. Aber die beiden Militärs glaubten an keine unmittelbare Gefahr.

Überhaupt war der Halbbruder des Präsidenten an diesem Abend gut gelaunt. Als er sich in der Nacht noch in den Jockeyclub begab, um Karten zu spielen, bat ihn ein Freund um zwei Billette für die nächste Sitzung der Nationalversammlung.

„Ich werde sie Ihnen morgen senden", sagte er und setzte lachend hinzu: „Sollte man Ihnen bei dem Eintritt Schwierigkeiten machen, so berufen Sie sich nur auf mich!"

Er war inzwischen bereits Innenminister geworden!

Lange vor Mitternacht zerstreute sich die Gesellschaft im Elysée. Der Präsident zog sich unauffällig in Begleitung seines Ordonnanzoffiziers Béville und des Polizeipräfekten Maupas in das Arbeitszimmer zurück. Bald verlöschten die Lichter in den Sälen und nur die kleine Lampe im Kabinett brannte weiter.

Hier waren Persigny, Mocquard und Saint-Arnaud schon versammelt. Fleury war in besonderem Auftrage unterwegs. Morny erschien nach Schluß der Oper. In einer Ecke stand Griscelli, der geheime Agent.

„Niemand ahnt etwas", sagte Louis Napoleon befriedigt.

Dann nahm er einen kleinen Schlüssel, den er an der Uhrkette trug, öffnete das geheime Schubfach seines Sekretärs und entnahm diesem ein versiegeltes Paket. Darin hatte Mocquard alle Papiere, die sich auf den bevorstehenden Staatsstreich bezogen, vereinigt.

„Rubicon" war mit Bleistift auf den Umschlag geschrieben.

In dieser Nacht wollte der neue Cäsar seinen Rubicon überschreiten. Dieses große antike Vorbild hatte er übrigens schon am Tage in einem anderen Sinne nachgeahmt. Als Julius Cäsar entschlossen war,

die Freiheit seines Vaterlandes zu vernichten, erbrach er den Tempel des Saturn, in dem sich der Schatz der römischen Republik befand. Mit diesem Gelde war die Macht des Staates leichter zu erobern. Eingedenk dieser geschichtlichen Tatsache, hatte Louis Napoleon am späten Nachmittage zur Bank von Frankreich geschickt, um sich ungezählte Millionen geben zu lassen. „Man bedarf des Geldes augenblicklich; weigern Sie sich, es auszuzahlen, brauchen wir Gewalt", hieß es in der Ordre. Was war dagegen zu machen?

Die Tatsache des Bankraubes wurde, begreiflich genug, später bestritten. Sie läßt sich aber weder nach den bisherigen Staatsstreich-Methoden Louis Napoleons noch nach den allgemeinen Beobachtungen am 2. Dezember in Zweifel ziehen.

Wenn der Direktor der Bank von Frankreich d'Argouts darauf hinwies, daß die Bank dem Staate zwanzig oder fünfundzwanzig Millionen Francs geschuldet habe, die jedoch nicht eingezogen wurden, so beweist dies natürlich, nachdem der Staatsstreich gelungen war, gar nichts. Die Gründe der öffentlichen Rechtfertigung lassen sich aus den Angaben Griscellis einigermaßen erraten.

Der berüchtigte Lohnschreiber Granier de Cassagnac erfand übrigens eine sentimentale Geschichte, nachdem die Geldverteilung nicht mehr abzuleugnen war: der Prinz habe den letzten Rest seines Vermögens — die Summe von fünfzigtausend Francs — an die Soldaten verteilen lassen, um zu verhindern, daß sie infolge Mangels an Lebensmitteln schwach oder gar ausgehungert würden!

Was sollten jedoch fünfzigtausend Francs bei mehr als dreißigtausend Soldaten? Dazu bei den Helfershelfern des Staatsstreiches und bei dem Prinzen selbst, die alle mit Millionen verschuldet waren und den Coup d'état gleichsam als ihr Vabanque betrachteten?

Eine Frage ist nicht die Tatsache des Bankraubes, sondern allein die Höhe der geraubten Summe!

Hier schwanken die Angaben naturgemäß stark. Griscelli nennt die höchste Summe: fünfzig Millionen Francs. Ténot, der gewissenhafte Chronist des zweiten Dezember, gibt zwanzig Millionen Francs an. Aubry, der jüngste Historiker des Second-Empire, nennt nur sechzigtausend Francs. Er nähert sich damit den Angaben Graniers de Cassagnac.

Ohne zu den schwankenden Angaben irgendwie Stellung zu nehmen, sei hier der Passus aus den Memoiren Griscellis — immerhin eines Augenzeugen — wiedergegeben, der sich darauf bezieht:

„Der Prinz Napoleon, Präsident der Republik, der geschworen hatte, die Republik zu schützen und zu verteidigen, öffnete einen Wandschrank und entnahm diesem vier Pakete. Er gab das erste an Morny; es enthielt 500 000 Francs; das zweite an Maupas; es enthielt über 500 000 Francs; das dritte erhielt Saint-Arnaud; neben den 500 000 Francs für ihn selbst, befanden sich folgende Summen darin zur Verteilung an Offiziere und Soldaten: 20 000 Francs für jeden Divisionsgeneral, 10 000 Francs für jeden Brigadegeneral, 6000 Francs für jeden Regimentsobersten, 4000 Francs für jeden Obersten des Generalstabes, 2000 Francs für jeden Bataillonschef, 1000 Francs für jeden Kapitän, 400 Francs für jeden Leutnant und Unterleutnant, 150 Francs für jeden Feldwebel, 50 Francs für jeden Unteroffizier und Sergeanten, 10 Francs für jeden Korporal und Brigadier, 5 Francs für jeden Soldaten, Trompeter und Tambour.

Alle diese Summen waren aus den 50 Millionen Francs genommen, welche die Bank von Frankreich gezwungen war, dem Staatsoberhaupt vorzustrecken. Die Direktoren der Bank gaben zu dieser Zwangsanleihe unter der Bedingung ihre Zustimmung, daß sie das Recht erhielten, ihr Kapital um 6 Millionen Francs zu vergrößern; dieses Recht wurde ihnen bewilligt. Das vierte Paket enthielt nur 100 000 Francs; ich gestehe es zu, von diesen 100 000 Francs für mich selbst aus den Händen Persignys 2500 Francs erhalten zu haben."

„Hier", wendete sich Louis Napoleon an den Ordonnanzoffizier Béville, „die Proklamationen, die am frühen Morgen angeschlagen werden müssen. Tragen Sie diese zur Nationaldruckerei! Die Nationalgarden sind von Fleury bereits aufgestellt, die den Druck zu überwachen haben. Halten Sie sich dann zur Verfügung des Herrn Polizeipräfekten, der den Anschag auf den Straßenmauern veranlassen wird."

Dann überreichte Louis Napoleon Morny ein Papier:

„Sie sind anstelle des Herrn von Thorigny zum Innenminister ernannt. Ergreifen Sie vom Ministerium erst am Tage Besitz."

Morny lächelte zufrieden. Sein ebenso prophetisches wie zynisches Wort aus dem Jahre 1849 hatte sich erfüllt:

„Alles dies wird in einem Staatsstreich enden, und ich werde ihn machen. Wenn Sie sehen, daß ich Minister werde, können Sie sagen: Jetzt ist es so weit!"

Persigny war leicht enttäuscht. Das Innenministerium war der wichtigste Posten. Der Prinz wußte es und schmeichelte ihm daher:

„Mein lieber Persigny! Ihnen habe ich die vielleicht gefährlichste

Rolle zugedacht. Sie begeben sich um vier Uhr zur Militärschule, sichern gemeinsam mit dem Obersten Espinasse die militärische Besetzung des Palais Bourbon und die Verhaftung der Quästoren."

Und zu Saint-Arnaud gewendet:

„Sie, General, setzen Ihre Brigaden nach den vorgesehenen Plätzen in Bewegung und führen den Belagerungszustand durch. Sie haben dreißigtausend Mann, nicht wahr?"

„Dreiunddreißigtausend, Prinz."

„Das ist mehr als wir brauchen."

Morny richtete sich an den neuen Polizeipräfekten:

„Nun, Herr von Maupas, meine Befehle lauten: Sie lassen alle Polizeikommissare und Polizeibeamten einzeln nach der Präfektur rufen. Dort werden Sie ihnen die Haftbefehle gegen die Generale Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Changarnier, den Obersten Charras, die Herren Thiers, Baze aushändigen. Hier, nehmen Sie! Ich habe die Liste vorbereitet. Die Verhaftungen müssen mit aller Höflichkeit durchgeführt werden."

„Ich empfehle Ihnen besondere Rücksichten gegen die Generäle Cavaignac und Lamoricière", warf der Präsident ein.

„Und gegen Thiers", ergänzte Morny.

Um Mitternacht waren alle notwendigen Maßnahmen besprochen.

„Vergessen wir nicht, meine Herren", hatte Morny noch beim Abschied gerufen, „wir tragen alle unsere Haut zu Markte."

„Oh!" sagte der gerissene Mocquart, „meine ist schon so verbraucht, daß ich nicht viel riskiere."

Als Louis Napoleon mit Mocquart allein im Kabinett war, gingen sie eine Weile auf und ab und amüsierten sich im voraus über die Figuren, welche die beiden kleinsten Mitglieder der Nationalversammlung, Herr Thiers und Herr Baze, abgeben würden, wenn man sie im Hemde zu Gefangenen machte.

Dann begab sich der Präsident ins Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Er hatte freilich für alle Fälle gesorgt: auch für den Fall eines Mißlingens. Es war alles zur Flucht vorbereitet, und es steht fest, daß eine erhebliche Summe der Bank von Frankreich dabei war. Ob Griscelli recht hatte, wenn er behauptete:

„Zu gleicher Zeit befahl er den Dienern, die ihn begleiten sollten, die Wagen herzurichten, die Pferde zu satteln und dem General Roguet, dem er fünfundzwanzig Millionen Francs, den Rest der der Bank von

Frankreich weggenommenen Summe, übergeben, das Geld einzupacken und sich bereit zu halten, mit ihm über die Grenze zu fahren"?
Unterdessen war ein anderer Wagen in aller Eile zur Staatsdruckerei gefahren, die voll beleuchtet und scheinbar auch voll beschäftigt war. Die Tore hatten sich geöffnet, den Wagen in den geräumigen Hof eingelassen und sich dann wieder fest verschlossen. Dem Kutscher wurde bedeutet, daß er bis auf weiteres ein Gefangener sei.
Dem Wagen entstieg der Oberstleutnant Béville. Überall fand er mobile Gensdarmen, die der Kriegsminister hierher beordert hatte. Er befahl ihnen, die Korridore und Arbeitsräume besetzt zu halten, die Fenster und Ausgänge scharf zu überwachen. Dabei sollten sie jeden niederschießen, der einen Versuch zur Flucht machen wollte!
Der Direktor der Staatsdruckerei, Herr von Saint-Georges, hatte alle Setzer und Drucker zu einer dringenden Nachtarbeit bestellt: Jetzt schnitt er die Papiere, die ihm Béville übergab, auseinander, verteilte die Streifen in verschiedene Hände, so daß niemand den Sinn dessen erkennen konnte, was er setzte. Neben jedem Arbeiter wurde ein Gensdarm postiert.
Sobald diese Streifen abgesetzt waren, wurden sie unter den Augen des Direktors wieder zusammengestellt und dann in aller Eile gedruckt. Das Ganze ergab vier Proklamationen, deren wesentlicher Inhalt folgender war:

I. Dekret des Präsidenten der Republik.

Im Namen des französischen Volkes. Der Präsident der Republik dekretiert:

1. Die Nationalversammlung ist aufgelöst.
2. Das allgemeine Stimmrecht ist wiederhergestellt. Das Gesetz vom 31. Mai ist abgeschafft.
3. Das französische Volk ist vom 14.—21. Dezember in seine Wahlbezirke zu rufen.
4. Der Belagerungszustand ist im Umfange der ersten Militärdivision angeordnet.
5. Der Staatsrat ist aufgelöst.
6. Der Minister des Innern ist mit der Ausübung dieses Dekrets beauftragt.

Gegegeben im Palast Elysée-National am 2. Dez. 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.
Der Minister des Innern: Morny.

II. Berufung an das Volk.

... Überzeugt, daß die Wandelbarkeit der Regierung und das Übergewicht einer einzigen Versammlung fortwährende Ursachen von Unruhe und Zwietracht sind, unterwerfe ich Eurer Zustimmung die folgenden Grundlagen einer Verfassung, welche die Kammern später ausführen werden:

1. Ein verantwortliches Staatsoberhaupt auf zehn Jahre ernannt.
2. Minister, die von der ausübenden Gewalt allein abhängen.
3. Ein aus den ausgezeichneten Männern gebildeter Staatsrat, der die Gesetze entwirft und sie vor dem gesetzgebenden Körper diskutiert.
4. Ein gesetzgebender Körper, der die Gesetze berät und annimmt, durch das allgemeine Stimmrecht, aber ohne listenweise Stimmensammlung, welche die Wahlen fälscht, ernennt.
5. Eine zweite Versammlung, aus allen Notabilitäten des Landes gebildet, als schiedsrichterliche Gewalt, die den Grundvertrag und die öffentlichen Freiheiten schützt.

Dieses System, zu Anfang des Jahrhunderts durch den Ersten Konsul geschaffen, hat schon Frankreich Ruhe und Wohlfahrt gegeben und würde sie ihm nochmals sichern. Dies ist meine tiefe Überzeugung. Wenn Ihr sie teilt, so erklärt es durch Eure Zustimmung. Wenn Ihr im Gegenteil eine kraftlose republikanische oder monarchische Regierung vorzieht, die irgend welcher Vergangenheit oder chimärischen Zukunft entnommen ist, so antwortet verneinend ...

III. Proklamation des Präsidenten an die Armee.

Soldaten! seid stolz auf Eure Sendung; Ihr werdet das Vaterland retten, denn ich rechne auf Euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um das erste Gesetz aufrecht zu erhalten: die Nationalsouveränität, deren legitimer Vertreter ich bin.

Seit langer Zeit leidet Ihr, wie ich, wegen der Euch sich entgegenstellenden Hindernisse, welche das Gute hindern, das ich vollbringen wollte und die Beweise Eurer Teilnahme für mich zu unterdrücken suchen. Diese Hindernisse sind hinweggeräumt. Die Versammlung hat es versucht, meine Gewalt anzutasten, welche ich von der Nation erhalten habe, sie hat aufgehört zu existieren ...

Heute, in diesem feierlichen Augenblicke, fordere ich, daß die Armee die Stimme erhebe. Stimmt als freie Bürger; vergeßt aber als Soldaten nicht, daß der dem Oberhaupt der Regierung schuldige Gehorsam

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die strengste Pflicht der Armee ist, vom General bis zum Gemeinen. Ich, der ich für meine Taten dem Volke und der Nachwelt verantwortlich bin, ich werde die Maßregeln ergreifen, welche mir für das allgemeine Beste unerläßlich scheinen . . .

IV. Proklamation an die Einwohner von Paris.

Eine vierte Proklamation richtete sich an die Einwohner von Paris und war von Maupas unterzeichnet. Darin wurde die „Größe" des Präsidenten gefeiert und aufgefordert, zu dem „Erwählten der Nation" Vertrauen zu haben. Sie war ohne Zweifel von dem „Erwählten der Nation" selbst verfaßt.

Gegen vier Uhr früh war die wichtige Arbeit des Druckes der Schriftstücke beendigt. Béville fuhr mit Saint-Georges zu Maupas, der die Verteilung übernahm. Die Setzer und Drucker blieben unter strengster Bewachung in dem Gebäude eingeschlossen.

Gegen fünf Uhr erschienen sämtliche Polizeikommissare von Paris und der Bannmeile auf der Polizeipräfektur, wo sie sogleich ihre Instruktionen erhielten.

Erstaunt lasen die Pariser von allen Wänden von freier Wahl und Rettung der Republik. Aber den Aufmerksamen blieb es nicht verborgen, was die offenen Bezüge auf das Konsulat und die geheimen Andeutungen über das Kaiserreich — insbesondere im Aufruf an die Armee — zu bedeuten hatten. Unabsichtlich hatten sich die gewollten Absichten in die Texte eingeschlichen.

Inzwischen hatten sich während der Nacht noch allerlei andere merkwürdige Dinge zugetragen.

Zunächst beauftragte Saint-Arnaud den Obersten Fleury, sogleich den General Magnan aufzusuchen und ihm das Couvert mit den 500 000 Francs zu überreichen.

Der General rieb sich die verschlafenen Augen.

„Das ist nur auf Abschlag", sagte Fleury, die Summe vor ihm ausbreitend.

„Das glaube und hoffe ich", entgegenete Magnan, „denn gerade soviel bin ich schuldig."

Fleury wiederholte die Instruktionen, die dem General bereits bekannt waren.

„Ich bin vollkommen bereit, dem in mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen!" war die Antwort.

Persigny begab sich gegen drei Uhr zu dem schlafenden Espinasse.

„Guten Morgen, Oberst!" sagte er in das Schlafzimmer tretend. „Sie sind Brigadegeneral und Adjutant des Prinzen, mit 30 000 Francs jährlich. Hier sind 100 000 Francs in Banknoten. Machen Sie Ihre Sache gut, so erhalten Sie morgen noch einmal so viel."

„Nun, beim Teufel, was ist denn los?" polterte Espinasse. „Was soll ich denn gut machen?"

„Sie schließen die Tore der Nationalversammlung und verhaften den Präsidenten und die Quästoren", antwortete Persigny. „Hier sind noch 100 000 Francs, die Sie an die Offiziere und die Leute Ihres Regiments verteilen werden."

Jetzt erhob sich Espinasse, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Er überzählte die Banknoten dreimal in aller Gemächlichkeit. Erst als er von der Echtheit und Richtigkeit der Scheine vollkommen überzeugt war, steckte er sie ein.

„Ich bin bereit!" sagte er lakonisch.

„Dieser Schurke von Espinasse war bange, bei dem Handel zu kurz zu kommen", sagte Persigny nachher.

Natürlich war alles Komödie. Ein Bataillon des 42. Linienregiments, das Espinasse kommandierte, hatte bereits die Wache bei der Versammlung bezogen. Der Bataillonschef war allerdings nicht informiert worden.

Gegen fünf Uhr war Oberst Espinasse mit zwei anderen Bataillonen in den Palast eingedrungen. Als der Bataillonschef seinen Vorgesetzten bemerkte, ging er auf ihn zu und rief:

„Herr Oberst, was wollen Sie hier machen?"

„Das Kommando übernehmen und die Befehle des Prinzen ausführen!"

„Oh! Herr Oberst, Sie entehren mich!"

Mit diesen Worten riß der tapfere Offizier seine Epauletten herunter, zerbrach seinen Degen und warf beides Espinasse vor die Füße.

Der Oberst ließ ihn durch seine Grenadiere entfernen. Dann drangen die Soldaten weiter vor bis zum Zimmer des Militärkommandanten, des Oberstleutnants Niol, der sich eben erst ankleidete. Die Grenadiere sprangen auf den Degen zu und nahmen ihn an sich.

„Gut für Sie, daß Sie ihn wegnehmen lassen", sagte Niol zu Espinasse, „sonst hätte ich ihn Ihnen durch den Leib gerannt!"

Er wurde festgenommen.

Damit war der Palast der Versammlung in den Händen der Verschwörer.

Zwei Polizeikommissare waren mit der Verhaftung der Quästoren beauftragt. Sie drangen in die Schlafräume des Herrn Baze und des Generals Leflô ein, um sie zu arretieren. Das gelang erst nach heftigem Widerstand.

Zu Genral Leflô hatte erst vor wenigen Tagen Saint-Arnaud im Vorzimmer der Nationalversammlung heuchlerisch gesagt:

„Wie, Leflô, halten Sie mich allen Ernstes für so verrückt oder für so erbärmlich, daß ich mich zur Ausführung eines solchen Verbrechens wie ein Attentat auf die Nationalversammlung hergeben sollte? Wissen Sie nicht, daß ich Orléanist bin, aber keineswegs Bonapartist, und daß ich dem Prinzen von Orléans alles verdanke? Wie können Sie glauben, daß ich mich bei einem Komplott beteiligen würde, dessen erster Akt Gewalttätigkeit gegen meine alten Vorgesetzten, ja gegen Sie selbst sein würde? Vertrauen Sie auf mein Wort, enttäuschen Sie Ihre Kollegen — ich schwöre Ihnen, es existiert kein Komplott gegen die Versammlung!"

Während Saint-Arnaud so sprach, hatte er mit Espinasse schon alles verabredet.

Leflô redete unten die Offiziere und Soldaten an.

„Wie", sagte er zu einem Offizier, „Sie, ein alter Soldat, Sie wollen sich zum Mitschuldigen eines Verrats hergeben und Hand an Ihre Chefs legen?"

„Unsinn!" sagte der Offizier, „Wir haben Generäle genug, die Advokaten, und Advokaten genug, die Generäle sind!"

Leflô wurde mit Gewalt in eine Lohnkutsche geworfen und in der Richtung des Gefängnisses Mazas abgeführt.

Gegen sieben Uhr morgens umgab eine ziemlich bedeutende Truppenzahl die Zugänge zur Nationalversammlung und zum Elysée, wo der Präsident auf das Gelingen des Streiches wartete. Hier und am Quai d'Orsay, im Garten der Tuilerien, an der Place de la Concorde, in den Champs Elysées wurden nicht weniger als 25 000 Mann Infanterie und 6000 Mann Kavallerie und Artillerie geschätzt, die sich bereits in den Händen des Präsidenten befanden.

Die Verhaftung der übrigen Volksvertreter, die auf der Liste standen, vollzog sich unter ähnlichen dramatischen Umständen. Nur einige wichtige Beispiele können hier angeführt werden. Im Grunde glichen sie sich fast alle. Sie waren nur je nach Temperament und Charakter verschieden.

Wie sehr es den Verschwörern gelungen war, ihre wahren Absichten

zu verbergen, geht aus dem Ausspruch hervor, den General Changarnier nach der Aufführung in der Oper, also wenige Stunden vor seiner Verhaftung getan hatte:

„Ihr Abgeordnete könnt in Frieden schlafen! Wir haben mindestens noch einen Monat vor uns; denn er wird die Hochkonjunktur der Konditoren nicht stören wollen und nicht das Pariser Geschäft um seinen Hauptnutzen an Weihnachten bringen."

Die Verhaftung Changarniers war bei seiner großen Popularität besonders schwierig. Man beauftragte damit nicht weniger als zwei Kommissare, fünfzehn Polizeidiener und vierzig Soldaten.

Einige Minuten nach sechs Uhr erschien der Kommissar Lerat an der Türe des Hauses rue du faubourg St. Honoré Nr. 3, wo der General wohnte. Der Türhüter weigerte sich zu öffnen, die Mannschaft drang jedoch durch einen Laden ein, der sich im Erdgeschoß befand.

Der General erschien unter seiner Türe im Hemd, eine Pistole in der Hand.

„Was machen Sie", schrie ihn der Kommissar an, „Sie werden doch nicht einen Mann töten wollen, der Kinder hat? Wir sind fünfzehn. Kein Mensch will etwas von Ihrem Leben!"

Der General ließ seine Waffe sinken:

„Ich erwartete den Staatsstreich. Jetzt ist er da."

Er kleidete sich an und ließ sich nach Mazas führen.

Die Verhaftung des Generals Bedeau war dem Polizeikommissar Hubault jr. übertragen. Dieser drang mit seinen Polizeidienern bis zum Bett des schlafenden Generals vor.

„Ich bin ein Polizeikommissar und komme Sie zu verhaften", sagte er zu dem Erwachenden.

„Das bezweifle ich. Sie wissen wohl nicht, daß ich ein Volksvertreter bin. Die Verfassung schützt mich. Sie können mich nicht verhaften, das wäre ein Verbrechen," entgegnete der General gelassen.

„Ich weiß, wer Sie sind, aber ich habe einen Verhaftbefehl und ich weiß nicht, ob Sie nicht auf einem Verbrechen ertappt worden sind."

„Jawohl, auf dem Verbrechen des Schlafes! Aber sagen Sie mir doch Ihren Namen."

„Ich bin der Polizeikommissar Hubault jr."

„Ihr Name ist mir bekannt, er ist mehrere Male ehrenvoll erwähnt worden. Aber da Sie ein Beamter sind, so ist es Ihre Pflicht, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, nicht, es zu verletzen. Mich zu verhaften, wäre eine Freveltat."

Hubault las den Befehl vor und forderte den General auf, sich zu erheben und keinen Widerstand zu leisten.

„Ich habe Mannschaft," setze er hinzu.

„Wenn ich hätte Widerstand leisten wollen", sagte Bedeau gelassen, „so hätte ich gewußt, mein Leben in die Schanze zu schlagen und das Ihre wäre längst verloren. Lassen Sie die Leute abtreten, ich werde mich anziehen."

Dem General eilte es nicht. Er hoffte Zeit zu gewinnen. Als er endlich angekleidet war, lehnte er sich an den Kamin und sagte mit vollkommener Ruhe, wie bisher:

„Ich habe Ihnen mein Vorrecht, das mich als Abgeordneter schützt, vorgehalten. Ich habe versucht, Ihnen die Bedeutung des Verbrechens, das Sie begehen, klar zu machen. Sie können es jetzt vollends ausführen. Rufen Sie Ihre Mannschaft herein! Ich werde nicht von der Stelle weichen, wenn ich nicht mit Gewalt fortgeschleppt werde."

Der Kommissar rief seine Leute und befahl ihnen den General zu fassen.

„Ich will doch sehen", rief ihnen Bedeau zu, „ob Ihr es wagen werdet, den General Bedeau, den Vizepräsidenten der Nationalversammlung, wie einen Verbrecher von hier wegzuschleppen."

Die Polizeidiener standen einen Augenblick unschlüssig. Der Kommissar gab ihnen das Beispiel: er faßte den General am Kragen. Jetzt folgten sie ihm und schleppten den Widerstrebenden hinunter zum Wagen.

„Verrat! Verrat!" schrie der General aus Leibeskräften. „Ich bin der Vizepräsident der Nationalversammlung."

„Verrat!" rief er aufs neue. „Ich bin der General Bedeau. Zu Hilfe, Bürger! Hier wird der Vizepräsident der Nationalversammlung gefangen genommen!"

Einige Vorübergehende blieben stehen. Der General bemerkte sie.

Schon hatten sich Gruppen gebildet, die dem General zu Hilfe eilen wollten, als die Stadtdiener, den gezückten Säbel in der Hand, auf sie eindrangen und sie zerstreuten.

Der Wagen mit dem rabiaten Mann fuhr in Eile davon.

Auch der General Lamoricière wurde im Bett überrumpelt.

„Sehen Sie doch nach", sagte er zu seinem Diener, „ob das Geld, das ich auf den Kamin gelegt habe, noch da ist."

„Mein Herr", fuhr der Kommissar Blanchet auf, „diese Frage ist eine Beleidigung für mich."

„Kenne ich Sie denn?" gab Lamoricière zurück. „Wer sagt mir, daß Sie keine Einbrecher sind?"

Unterwegs schämte sich der Kommissar nicht, dem rufenden General mit einem Knebel zu drohen.

Cavaignac schien man am meisten zu fürchten. Der Polizeikommissar Colin trat mit einem großen, starken und finster dreinschauenden Mann, der seine rechte Hand ständig im zugeknöpften Oberrock hielt, in das Schlafzimmer.

Cavaignac überschaute sogleich die Situation. Er kleidete sich an, schrieb zwei Briefe an Fräulein Odier und Mutter — er stand gerade im Begriff, sich mit der Tochter des Bankiers Odier zu verheiraten — und stieg dann schweigend die Treppe hinnunter, immer das unheimliche Individuum hinter sich.

„Ich errate Ihren Auftrag", sagte er im Wagen zu seinem finsteren Gegenüber, „aber ich werde Ihnen keinen Vorwand geben, diesen auszuführen."

Es war ein Polizeiagent, der von Maupas den Auftrag erhalten hatte, den General sofort niederzuschießen, wenn er nur Miene machte, Widerstand zu leisten.

Auch Oberst Charras, der wie Changarnier in der rue du faubourg St. Honoré wohnte, wurde im Schlafzimmer überrascht. Der Kommissar Courteille sprang mit einem Satz auf den Nachttisch zu, auf dem eine doppelläufige Pistole lag.

„Sie ist nicht geladen", sagte Charras lächelnd. „Ich glaubte nicht mehr an den Staatsstreich. Es ist Ihr Glück, daß Sie nicht einige Tage früher hergekommen sind. Ich hätte Ihnen den Kopf zerschmettert."

In Mazas traf Charras den Oberst Thiérion, der sich an der Seite des Gefängnisaufsehers befand:

„Hier finde ich einen Offizier der Armee, einen Kommandeur der Ehrenlegion", sagte er zu diesem. „Das muß ein ehrlicher Mann sein. Ich nehme ihn zum Zeugen der Gewalt, die einem unverletzlichen Mitglied der Nationalversammlung angetan wird."

Der Oberst wendete sich beschämt ab, ohne etwas zu erwidern.

Von den nichtmilitärischen Abgeordneten war Thiers ohne Zweifel der wichtigste. Er war ein großer Redner, aber ein kleiner Mann. Klein auch in seinem Mut, als die Polizisten in sein Schlafzimmer eingedrungen waren.

„Ich will nicht sterben!" rief er vor Schreck dem eintretenden Kommissar entgegen. „Ich bin kein Verbrecher, kein Verschwörer! Von

nun an werde ich mich nicht mehr mit Politik befassen. Ich werde mich vielmehr ins Ausland zurückziehen."

Als er sah, daß man ihn nicht ermorden wollte, wurde er etwas ruhiger. Er setzte sich auf sein Bett und warf sich in die Pose des Redners, die ihm zweifellos am besten stand. Dann begab er sich im Hemd an die Kommode und sagte übermütig:

„Wissen Sie, daß ich bewaffnet bin, und daß es sehr entschuldbar wäre, wenn ich Sie als Einbrecher behandelte?"

Eine Bewegung des Kommissars nach seiner Waffe kühlte seinen Mut sogleich wieder erheblich. Dann zog er sich langsam an und ging brav mit zu dem Wagen. Im Wagen befiel ihn plötzlich wieder die Angst.

„Sie werden mich erschießen! Ich sehe es deutlich, daß man mich zum Tode führt!" jammerte er.

Man beruhigte ihn wieder. Dann begann er zu fragen und bot sogar Belohnungen, wenn man ihn laufen ließe.

In Mazas begegnete er Cavaignac, der zu ihm sagte:

„Sie wollten doch immer eine starke Regierung. Jetzt haben Sie sie!"

Um sieben Uhr waren in Mazas alle Abgeordneten, die vorgesehen waren. Der Staatsstreich war restlos geglückt: das Palais der Versammlung besetzt, die gefährlichen Abgeordneten arretiert, die neue Regierung gebildet. Der blasse Herr im Elysée lächelte müde. Das große Fragezeichen war jetzt allein noch die Bevölkerung. Aber für diese Eventualitäten hatte man die Armee fest in der Hand.

Morny begab sich in aller Frühe in Begleitung des Boursiers Achille Boucher und seines Sohnes Leopold Lehon — den er mit der früheren Maitresse des Herzogs von Orléans als dessen Nachfolger gezeugt hatte — zum Ministerium des Innern. Er war der Held des Tages, denn seiner Skrupellosigkeit war das Gelingen des Staatsstreiches vor allem zu danken. Wer mochte daran zweifeln, daß ihm noch viel skrupellosere Dinge in der Folge gelingen würden?

Den bisherigen Innenminister hatte er wecken lassen, wie die Abgeordneten, und ihm angekündigt, daß er einen Nachfolger habe und daß dieser Nachfolger Morny heiße.

Auf dem Bureau ließ er sogleich den Telegraphen in Bewegung setzen und den bonapartistischen Präfekten der Departements aus dem Bündel Mocquarts, das er in der Nacht empfangen hatte, alle Proklamationen und Befehle des Präsidenten mitteilen. Ein besonders charakteristischer Satz darin lautete „de fusiller tout ce que résiste — alles niederzuschießen, was Widerstand leistet!"

Als die Bevölkerung von Paris an diesem regnerischen und kalten Dezembermorgen durch die Straßen ging, las sie die Proklamationen des Präsidenten und die Dekrete Mornys an den Wänden. Darin wurde der „guten Stadt Paris" Kenntnis gegeben von dem „zur Rettung der Gesellschaft stattgehabten Staatsstreich".

Die Blutbefehle Maupas' und Saint-Arnauds, „daß ohne weiteres auf alle sich ansammelnden Menschengruppen Feuer gegeben und jedes beim Bau oder bei Verteidigung einer Barrikade oder mit den Waffen in der Hand ergriffene Individuum erschossen werden solle", sprachen sich bald herum.

Unter den vielen namenlosen Lesern der Anschläge standen auch zwei, deren Namen später Bedeutung erlangte: Ollivier und Proudhon. Ollivier wendete wie zufällig den Kopf und sah zu seinem Erstaunen den Sozialisten.

„Sie sind da?" rief er. „Ich glaubte, Sie seien im Gefängnis in St. Pélagie!"

„Ich bin auch dort", entgegnete Proudhon, „aber ich habe manchmal die Erlaubnis, auf Ehrenwort auszugehen. Heute habe ich eine erhalten, weil es meiner Frau, die dicht vor der Entbindung steht, nicht gut geht."

„Was sagen Sie zu alledem?"

„Ja, die Herren Bürger wollen den Despotismus. Sie werden eine gute Lektion bekommen. Sie werden lernen, was ein Despotismus kostet. Es gibt nichts Unbeständigeres auf der Welt."

Statt einer weiteren Antwort deutete Ollivier mit dem Finger auf den Satz: „Ein gesetzgebender Körper, der die Gesetze berät und annimmt . . ."

„Damit, wette ich, wird der Despotismus nicht weit kommen. Die Freiheit muß bald daraus hervorgehen. Aber was wird das Volk tun?"

„Was es tun wird? Es wird sich nicht rühren. Es ist sehr republikanisch, sehr demokratisch, sehr sozialistisch, aber es wird sich nicht rühren. In dem Aufruf des Präsidenten wird es nichts anderes sehen als die Absage an monarchische Komplotte, als die Wiederherstellung der Volksabstimmung, als eine zur Rettung der Revolution notwendige Handlung."

So war es in der Tat bei den Arbeitern. Die Phrasen vom allgemeinen Stimmrecht und Sturz der Mehrheit waren gut berechnet. Waren die Arbeiter nicht von der Mehrheit der gesetzgebenden Versammlung als Feinde behandelt und des allgemeinen Stimmrechts beraubt wor-

den? Die Verhaftung der Bourgeois konnte ihnen nur recht sein.
Die Bürger freilich sahen richtiger: sie witterten die Militärdiktatur und die Wiederherstellung des Kaiserreichs. Dagegen wehren würden sie sich allerdings erst, wenn die Arbeiter das Signal dazu geben.
Wie wenig der Arbeiter im ersten Augenblick die Phraseologie des Präsidenten durchschaute, beweist eine Szene, die sich im klassischen Aufstandsviertel an diesem Morgen ereignete.
Im Arbeitskittel umstand eine Gruppe den Vorleser.
„Die Nationalversammlung ist aufgelöst."
„Sehr gut!" brüllte der Chor.
„Die Volksabstimmung ist wieder eingeführt."
„Ah das ist gut! Man hat uns die Abstimmung gestohlen und jetzt gibt man sie uns wieder. Bravo!"
„Abstimmung nach Listen."
„Das geht nicht! Da wären wir ja nicht frei! Das muß er ändern!"
„Aber heute, wo der Grundvertrag selbst von denen, die ihn ohne Unterlaß anrufen, nicht mehr respektiert wird und wo die Menschen, die schon zwei Monarchien zugrunde gerichtet haben, mir die Hände binden wollen, um die Republik zu stürzen, ist es meine Pflicht, ihre treulosen Pläne zu vereiteln . . ."
„Recht hat er! Das ist wahr!"
„. . . die Republik aufrechtzuerhalten und das Land zu retten, indem ich den einzigen Souverän anrufe, den ich in Frankreich anerkenne: das Volk."
Rasendes Beifallklatschen der ganzen Menge.
„Wenn ich die Majorität Eurer Stimmen nicht erhalte, so werde ich den Zusammentritt einer neuen Versammlung veranlassen und ihr das Mandat, das ich von Euch erhalten, zurückgeben."
„Also, wenn wir ihn nicht mehr wollen, dann geht er wieder! Was kann man mehr von ihm verlangen? Das ist ein braver Mann!" riefen alle.
Als der Vorleser die Liste der Arretierten ablas, hieß es:
„Cavaignac! Der hat genug in die Arbeitshäuser und Kirchhöfe gebracht!"
„Changarnier! Jetzt kann er in Freuden beraten!"
Der Name Thiers wurde mit schallendem Gelächter beantwortet.
Immer wieder hörte man zustimmende Rufe für den Präsidenten:
„Gut getroffen! — Gut gespielt! Sie wollten ihn hineinstecken, jetzt hat er sie hineingesteckt! — En Teufelskerl, dieser Badinguet! — Die

Bourgeois sollen sich mit ihm raufen! — Warum schießt man nicht auf sie?"

Und jeder ging zufrieden seinen Weg zur Arbeit.

Unterdessen hatte der neue Innenminister dafür gesorgt, daß den Arbeitern nicht so rasch die Augen geöffnet werden konnten: seit acht Uhr waren die Druckereien der republikanischen und konservativen Blätter durch Truppen besetzt. Le National, Le Siècle, La République, La Révolution, L'Avènement du peuple, deren Einfluß am meisten zu fürchten war, konnten nicht erscheinen.

Nur Le Constitutionnel und La Patrie, zwei Blätter, die schon lange zum Staatsstreich und zur Wiederherstellung des Kaiserreichs aufgefordert hatten, kamen heraus.

Um die gleiche Zeit trafen sich einige Abgeordnete der Linken bei Herrn Yvan, einem Sekretär der Versammlung. Der Präsident Dupin hatte bei der Verhaftung der Quästoren ruhig geschlafen.

Man war einig, alle Mittel des Widerstandes zu versuchen.

Léon Faucher, der einige Wochen zuvor noch Minister des Präsidenten der Republik gewesen war, zeigte sich niedergeschmettert:

„Die Pläne, die ich soviel bekämpft habe, sind also zur Ausführung gekommen! Gehen Sie zu Ihren Freunden, ich werde zu den meinigen gehen. Wir müssen versuchen, was wir im allgemeinen Interesse tun können!"

Am energischsten zeigten sich Odilon Barrot und seine Freunde. Sie hatten sogleich eine Verwahrung aufgesetzt und unterzeichnet:

„In Betracht des Artikels 68 der Verfassung, da Louis Napoleon Bonaparte unter dem Bruch seiner Eide und der Verfassung die Versammlung aufgelöst und die öffentliche Gewalt zur Ausführung dieses Attentats verwendet hat, — erklären die unterzeichneten Mitglieder der Versammlung ...

„Der Artikel 68 der Verfassung schreibt jedem Bürger die Pflicht vor, die er zu erfüllen hat; — demgemäß wird der Präsident seiner Funktionen für enthoben erklärt;

„Der hohe Gerichtshof wird zusammenberufen;

„Jedem Bürger ist verboten, den Befehlen der abgesetzten Staatsgewalt bei Strafe der Mitschuld zu gehorchen ..."

Außer Odilon Barrot zählten zu den Unterzeichnern: Tocqueville, Chambolle, Gustave de Beaumont, Dufaure, Etienne, Mispoulet, Oscar Lafayette und zahlreiche andere Mitglieder der Versammlung ...

Während sich so die Vertreter des Volkes langsam auf ihre Aufgabe besannen, saß einer von diesen, ein Anhänger des Elysée, irgendwo und erinnerte sich eines Tischgesprächs mit dem Präsidenten, das Mitte November, also genau vor zwei Wochen, stattgefunden hatte.
„Was spricht man in Paris und in der Versammlung?" hatte der Präsident den Abgeordneten gefragt.
„Je nun, Prinz!" erwiderte dieser etwas verlegen.
„Nun?"
„Man spricht immer . . ."
„Wovon?"
„Von dem Staatsstreich."
„Und glaubt die Versammlung daran?"
„Ein wenig, Prinz."
„Und Sie?"
„Oh ich, keineswegs."
Der Präsident hatte lebhaft die beiden Hände des Abgeordneten ergriffen und mit bewegter Stimme gesagt:
„Mein Herr, ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht für einen Schelm halten!"

BARRIKADEN

Außerordentliche Sitzung der Nationalversammlung im großen Saale der Bürgermeisterei des X. Bezirkes. Vormittags 11 Uhr.
Etwa dreihundert Mitglieder aller politischen Schattierungen hatten sich zusammengefunden. Der Vorstand bestand aus den Herren Benoist d'Azy, Vitet, den beiden Vizepräsidenten, und den Herren Schriftführern Chapot, Moulin, Grimault.
Ungeheure Erregung. Nach Eröffnung der Sitzung durch den Präsidenten Vitet diktierte Berryer Dekrete: Louis Bonaparte der Präsidentur der Republik entsetzt. Exekutive Gewalt in den Händen der Nationalversammlung. Ernennung Oudinots zum General der bewaffneten Macht. Tamisier, der Sozialist, sein Generalstabschef.
Eben war der Oberst Guilbot des dritten Bataillons der X. Legion der Nationalgarde gekommen, um dem General Oudinot seine Dienste anzubieten, als unter der Türe des Saales zwei Polizeikommissare erschienen. Auf Befehl des Präsidenten traten sie an den Vorstandstisch.
„Wir haben Befehl, die Säle der Bürgermeisterei räumen zu lassen",

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

erklärte der ältere der beiden Kommissare. „Sind Sie geneigt, diesem Befehle zu gehorchen? Wir sind Abgesandte des Polizeipräfekten."

„Wir haben nichts verstanden", riefen mehrere Mitglieder.

„Der Herr Kommissar sagt uns, er habe Befehl, den Saal räumen zu lassen", brüllte der Präsident Benoist d'Azy in den Saal. „Ich richte an den Herrn Kommissar die Frage: Kennt er den Artikel 68 der Verfassung? Weiß er, welches seine Folgen sind?"

„Ohne Zweifel, wir kennen die Verfassung. Aber in unserer Stellung müssen wir die Befehle unserer Vorgesetzten ausführen", erklärte der Kommissar.

Der Präsident ließ den Artikel 68 verlesen. Ebenso das Absetzungsdekret:

„Louis Napoleon Bonaparte ist seines Amtes als Präsident entsetzt;

„Die Bürger sind gehalten, ihm den Gehorsam zu verweigern;

„Die ausübende Gewalt geht mit vollem Recht auf die Nationalversammlung über;

Die Richter des hohen Gerichtshofes sind gehalten, sich sogleich zu versammeln unter Strafe der Amtsverletzung und zur Aburteilung des Präsidenten der Republik und seiner Mitschuldigen zu schreiten . . ."

Der Präsident machte den Kommissaren klar, daß sie hier nichts zu suchen hätten. Der ältere Kommissar bezeichnete ihre Schritte als guten Dienst, um einen bedauerlichen Zusammenstoß zu verhindern.

„Sie begreifen vollkommen, Herr Kommissar", entgegnete der Präsident, „daß die Aufforderung, der Sie jetzt den Charakter eines guten Dienstes geben, auf uns keinen Eindruck machen kann. Wir werden nur der Gewalt weichen."

„Herr Präsident", mischte sich jetzt der jüngere Kommissar ein, „hier ist der Befehl, den wir erhalten haben, und ohne länger zu warten, fordern wir Sie auf, sei es mit Recht oder Unrecht, auseinander zu gehen."

Heftiges Gemurmel. Mehrere Mitglieder riefen:

„Die Namen! Die Namen der Kommissare!"

„Lemoine-Bacherel und Marlet", gaben diese zurück.

In diesem Augenblick stürzte ein Offizier herein, mit einem Zettel in der Hand:

„Ich bin Militär . . . ich erhalte einen Befehl . . . ich muß ihn ausführen . . . hier ist der Befehl . . ."

Dieser Befehl lautete:

„Kommandant, infolge der Befehle des Kriegsministers lassen Sie so-

gleich die Bürgermeisterei des X. Bezirkes besetzen und, wenn es nötig ist, die Volksvertreter verhaften, welche nicht auf der Stelle der Einschärfung, auseinander zu gehen, gehorchen.

Der Obergeneral Magnan."

Ein Ausbruch von Murren. Wieder riefen mehrere Mitglieder:
„Gut denn! Man verhafte uns! Man gebe den Befehl uns zu verhaften!" Ein zweiter Offizier drang in den Saal. Er näherte sich dem Vorstandstisch und las folgenden Befehl vor:
„Der Obergeneral schreibt vor, die Volksvertreter, welche sich auf der Bürgermeisterei des X. Bezirkes befinden und keinen Widerstand leisten, ruhig gehen zu lassen. Diejenigen aber, welche dieser Weisung nicht folgen, sollen sogleich verhaftet und mit aller möglichen Rücksicht nach dem Gefängnis von Mazas abgeführt werden."
„Alle nach Mazas!" rief es von allen Seiten.
„Ja! Ja! Wir wollen zu Fuß gehen", sagte Emile Leroux.
„Sie kommen mit einem Befehl", wandte sich der Präsident an den Offizier. „Vor allem müssen wir Sie fragen, ob Sie den Artikel 68 der Verfassung kennen, welcher erklärt, daß jede Handlung der ausübenden Gewalt, die Versammlung am Zusammentreten zu verhindern, ein Verbrechen des Hochverrats ist, welches im selben Augenblick die Gewalt des Chefs der Exekutive aufhebt. Kraft des Dekrets der Versammlung, welche die Absetzung des Oberhauptes der ausübenden Gewalt erklärt, handeln wir in diesem Augenblick. Wenn wir keine Militärmacht entgegensetzen können ..."
„So setzen wir den Widerstand des Rechts entgegen", ergänzte de Larey den Satz.
„Ich füge hinzu", fuhr Benoist d'Azy fort, „daß die Versammlung sich genötigt sah, für ihre Sicherheit zu sorgen und daher den General Oudinot zum Befehlshaber aller Truppen ernannt hat, die zu ihrer Verteidigung berufen werden können."
„Kommandant, wir wenden uns an Ihren Patriotismus, Sie sind ein Franzose!" rief de Larey diesem zu.
„Sie sind der Kommandant des sechsten Bataillons", sagte Oudinot zu dem Offizier gewendet.
„Ich bin Kommandant als Stellvertreter. Der Kommandant ist krank."
„Gut, Kommandant des sechsten Bataillons, Sie haben gehört, was der Herr Präsident der Versammlung zu Ihnen gesagt hat?"
„Ja, Herr General."

„Daß es in diesem Augenblick keine andere Gewalt in Frankreich gibt als die Versammlung. Kraft dieser Gewalt, die mir das Kommando der Armee und der Nationalgarde übertragen hat, erkläre ich Ihnen, daß wir nur gezwungen und unter Gewalt einem Befehle folgen können, der uns untersagen wollte, hier vereinigt zu bleiben. Infolgedessen und Kraft der Rechte, die wir von der Versammlung erhalten haben, befehle ich Ihnen selbst, die Bürgermeisterei zu räumen und von den Soldaten räumen zu lassen."

Eine Weile wartete Oudinot die Wirkung seiner Worte ab. Dann fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

„Sie haben gehört, Kommandant des sechsten Bataillons, Sie haben es gehört, daß ich Ihnen den Befehl gegeben habe, die Bürgermeisterei zu verlassen. Wollen Sie gehorchen?"

„Nein! Ich habe Befehle von meinen Vorgesetzten und ich führe sie aus", entgegnete der Offizier unnachgiebig.

„Nach Mazas! Nach Mazas!" dröhnte es von allen Seiten.

„Im Namen der Befehle der ausübenden Gewalt fordern wir Sie auf, sich auf der Stelle aufzulösen", rief jetzt der Offizier laut.

„Nein! Nein! Es gibt keine ausübende Gewalt", gaben einige Stimmen zurück. „Treiben Sie uns mit Gewalt fort! Wenden Sie Gewalt an!"

Auf den Befehl des Kommandanten drangen mehrere Jäger und Polizeidiener in den Saal. Die Kommissare und Polizeidiener legten Hand an die Mitglieder des Vorstandes, den General Oudinot, Tamisier und mehrere andere Abgeordnete, und führten sie auf den Absatz der Treppe.

Die Treppe wurde von Truppen besetzt gehalten. Die Kommissare und Offiziere stiegen eilig herauf und hinunter, um Befehle zu holen oder zu überbringen.

Dann erschien der General Forey. Er sprach mit Oudinot. Nach einer Weile wendete dieser sich um und sagte zu den Mitgliedern der Versammlung, General Forey habe ihm geantwortet:

„Wir sind Soldaten und kennen unsere Befehle."

„Er muß die Gesetze und die Verfassung kennen", gab General Lauriston zurück. „Wir sind so gut Soldaten gewesen wie er!"

„Der General Forey behauptet, er habe nur der ausübenden Gewalt zu gehorchen", erklärte Oudinot.

„So führe man uns fort! Man führe uns nach Mazas!" schrien alle wie aus einer Kehle.

Alles, was nun geschah, war das Werk weniger Augenblicke. Man drängte die Abgeordneten auf den Hof. Wer nicht freiwillig ging, wurde am Kragen gefaßt. Dann setzte sich der Zug nach der Kaserne des Quai d'Orsay in Bewegung.

„Es lebe die Versammlung! Es lebe die Republik! Es lebe die Verfassung!" riefen die Bürger auf den Straßen. Zu spät.

Als sich das Tor der Kaserne hinter den Abgeordneten schloß, war es zwanzig Minuten nach drei Uhr.

Im Laufe des Nachmittags stellten sich noch einige Mitglieder ein, die das Schicksal ihrer Kollegen teilen wollten. Als ein Polizist sich weigerte, sie einzulassen, erklärte einer pedantisch:

„Und doch habe ich einen doppelten Anspruch darauf, heute verhaftet zu werden. Ich bin Volksvertreter und Professor der Rechte."

Man hat vielleicht nicht ohne Grund dieser letzten Nationalversammlung der zweiten Republik zum Vorwurf gemacht, daß zuviel geredet und zu wenig gehandelt wurde; daß mit eitlen Förmlichkeiten zuviel Zeit verloren wurde; daß man sich nicht unmittelbar an den Patriotismus des Volkes gewendet habe; daß die Zeichen des Widerstandes nicht mit der Waffe in der Hand gegeben wurde — und was dergleichen mehr ist.

Man muß jedoch bedenken, daß die Nationalversammlung sich auf den Standpunkt des Rechtes stellte und daß sie glaubte, mit Hilfe dieses Rechtes die Macht zu behaupten. Das war ein psychologischer Irrtum, dessen Schwäche der Präsident schon lange erkannt hatte.

Recht und Macht klafften zu sehr auseinander, als daß sie im letzten Augenblick noch hätten vereinigt werden können.

Der Widerstand mit der Waffe in der Hand konnte nicht von dieser Versammlung der überwiegenden Rechten kommen, er wuchs aus den Reihen der Linken.

Aber auch dafür war es längst zu spät geworden.

Der Hohe Gerichtshof, der im Dekret der Nationalversammlung feierlich angerufen wurde, war in einer nicht weniger verzweifelten Situation. Er trat am 2. Dezember in einem der Säle des Kassationshofes im Justizpalast zusammen und erließ folgenden Spruch:

„Der Hohe Gerichtshof: —

„Angesichts der Plakate, die gedruckt und an die Mauern der Hauptstadt angeschlagen sind, besonders dessen, welches lautet: Der Präsident der Republik usw. ... Die Nationalversammlung ist aufgelöst usw. ... — besagter Plakate, welche gezeichnet sind: Louis Napoleon

Bonaparte, und weiter unten: der Minister des Innern, gezeichnet: Morny. — In Anbetracht, daß diese Tatsachen und die Anwendung der Militärgewalt, wodurch sie unterstützt werden, den Fall verwirklichen, welcher in dem Artikel 68 der Verfassung vorgesehen ist;

„Erklärt: —

„daß er, der Hohe Gerichtshof, sich konstituiert; spricht aus, daß Anlaß vorhanden ist, zur Ausführung des besagten Artikels 68 ein Verfahren einzuleiten; ernennt zu seinem General-Prokurator Herrn Renouard, Rat am Kassations-Hofe; und vertagt sich bis morgen Mittag zur Fortsetzung des Verfahrens. Gezeichnet . . ."

Daß dieser trockene Kanzleistil den Staatsstreichmännern noch weniger anzuhaben vermochte als die Reden und Dekrete der Nationalversammlung, ja, daß die Herren des Hohen Gerichtshofes noch weniger gewillt waren, der Gewalt Widerstand zu leisten, das berichtet uns der Chronist über die Auflösung der Versammlung:

„Zwei Polizeikommissare traten mit einigen Munizipalgarden in den Sitzungssaal und schärften den Räten ein, sie möchten sich entfernen bei Strafe unmittelbarer Verhaftung. Der Gerichtshof gehorchte, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Pflichtgefühl, welches bei Gefahren des öffentlichen Wesens in dem Einzelnen zu dem Herzen einer Gerichtsperson lauter spricht als selbst das klarste Recht und das deutlichste Gesetz —"

Die Mitglieder des Hohen Gerichtshofes hatten ihre widerstandslose Räumung des Feldes keineswegs zu bereuen. Sie behielten alle ihre Sitze beim Kassations-Hof. Und bald sollten sie in den Tuilerien erscheinen, um dem Prinz-Präsidenten den Treueeid zu leisten!

Die republikanische Linke hatte es nicht für zweckmäßig erachtet, sich der Versammlung der Rechten anzuschließen. Ihr war es von vornherein klar, daß papierene Proteste gar nichts nützen, vielmehr nur ein organisierter Widerstand. So wurde bei einer ihrer geheimen Zusammenkünfte des 2. Dezember das sogenannte Widerstandskomitee gebildet.

Victor Hugo, der Dichter, war die treibende geistige Kraft. Als Abgeordneter der vereinigten Bergpartei wurde er zum Präsidenten des Widerstandskomitees ernannt. Er erließ Proklamationen wie diese:

„An das Volk.

Die Konstitution ist dem Schutze und dem Patriotismus der französischen Bürger anvertraut.

Louis Napoleon wird als außerhalb des Gesetzes stehend erklärt.
Der Belagerungszustand ist abgeschafft.
Die allgemeine Abstimmung ist wieder hergestellt.
Es lebe die Republik!
Zu den Waffen!

Für die vereinigte Bergpartei
Der Abgeordnete Victor Hugo."

„Louis Napoleon ist ein Verräter!
„Er hat die Verfassung gebrochen!
„Er hat sich für vogelfrei erklärt! . . ."
„Streichen Sie das Wort Napoleon", sagte Jules Favre, „es ist ein Name des Ruhmes und unglücklicherweise sehr wirksam beim Volke und bei der Armee. Setzen Sie lieber Louis Bonaparte dafür."
„Sie haben recht", sagte Victor Hugo.
„Wir wollen sogleich auf die Straße gehen, unsere Schärpen umtun und den Kampf beginnen", erklärten mehrere Mitglieder.
Die besonneneren Elemente — darunter Michel de Bourges — machten geltend, daß das Volk in den Proklamationen des Präsidenten nichts anderes gesehen habe als die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts und die Berufung auf die Volkssouveränität. Über die Hintergründe müsse man es erst gründlich aufklären.
Später ließ sich der ungestüme Dichter doch nicht mehr zurückhalten. Er stürzte auf den Boulevard und schrie mit der Menge:
„Es lebe die Verfassung!"
„Sie werden eine ganz zwecklose Schießerei verursachen", sagte Charamaule zu ihm und hielt ihn am Arm zurück.
Dann fuhr Hugo mit einem Begleiter im Omnibus über den Bastilleplatz. Der Begleiter streckte den Kopf zum Fenster hinaus und begann die Soldaten anzureden und gegen den Verrat des Präsidenten zu donnern.
„Aber schweigen Sie doch", sagte Hugo, ihn zurückziehend, „sonst massakrieren sie uns."
Diesmal war er der besonnenere Teil, obwohl er selbst den Vorgang umgekehrt darstellte, um seinen Mut zu beweisen.
In der Rue Vivienne wandte er sich an Jules Simon:
„Glauben Sie, wenn ich mich im Quartier Latin erschießen ließe und wenn man meinen Leichnam durch die Straßen trüge, glauben Sie, daß das die Studenten aufwiegeln könnte?"

„Ich zweifle nicht daran", erwiderte Simon.
Hugo schüttelte ihm die Hand und ging die Rue Vivienne hinab.
„Glauben Sie das wirklich?" sagte jemand ängstlich zu Simon.
„Seien Sie beruhigt", erwiderte dieser, „von hier bis zum Quartier Latin ist es weit."
In der Tat kam Hugo bald zurück und schlug seinen Kollegen vor, das Todesopfer gemeinsam zu vollbringen:
„Begehen wir doch diesem Schurken Bonaparte zuliebe nicht die gleichen Ungeheuerlichkeiten wie er selber bei seinem Attentat. Zwingen wir ihn, daß sein Kugelregen unsere Schärpen mit unserer Brust zugleich durchbohrt", erklärte er emphatisch.
„Wir alle sind bereit", schrien sie ihm zu. „Wie sollen wir das machen?"
„Nur keine Halbheiten! Eine große Tat! Treffen wir uns morgen um halb zehn Uhr wieder! Und sollte es ein Hindernis geben, so verschanzen wir uns an einer Straßenkreuzung hinter vier Barrikaden."
Am anderen Morgen traf man sich überhaupt nicht auf der Straße. Das Widerstandskommitee tagte irgendwo unauffällig.
„Glauben Sie, daß wir siegen werden?" fragte jemand Victor Hugo.
„Ja", sagte der Dichter überzeugt.
Alles umarmte und küßte sich. Michel de Bourges schlug wie rasend mit der Faust auf den Tisch:
„Der Schuft, morgen wird sein Kopf vor dem Rathaus fallen!"
„Nein! Dieser Kopf wird nicht fallen", gab Hugo zurück.
„Wieso?"
„Ich will es nicht!"
„Warum?"
„Weil nach einem solchen Verbrechen Bonaparte leben zu lassen, die Abschaffung der Todesstrafe ist."
Michel de Bourges mußte einige Augenblicke über das tiefsinnige Wort des Dichters nachdenken, bis er es endlich begriff. Dann schüttelte er Hugo wieder die Hand.
Man ging auseinander. Die roten Schärpen trug man lieber unter dem Rock. Und man hielt es für das beste, immer auf morgen zu verschieben.
Der 2. Dezember hatte sich nach außen hin ziemlich ruhig abgewickelt. Am Morgen hatte der Prinz-Präsident einen kleinen Umzug gehalten. Er war vom Elysée ausgeritten in Begleitung eines zahlreichen Generalstabes, bei dem man den ehemaligen König Jérôme,

den Marschall Exelmans, den Grafen de Flahaut, die Generäle de Saint-Arnaud, Magnan, Daumas u. a. bemerkte.

Er hatte die Front der Truppen und einige Straßen abgeritten, es aber dann doch vorgezogen, ins Elysée zurückzukehren, da die erwarteten Ovationen vollständig ausgeblieben waren.

Am Abend hatte der Polizeipräfekt Magnan durch eine Depesche alarmiert:

„Die sozialistischen Abteilungen werden heute Abend um sechs Uhr den Kampf anfangen. Die Hauptquartiere für die Barrikaden sind die Vorstädte du Temple, Marceau, St. Antoine, Barrière du Trône. Die Sektionen sind auf zehn Uhr zusammenberufen; um drei Viertel auf elf wird jeder auf seinem Posten sein ...

„Die Nacht wird sehr ernst und entscheidend werden. Man hat die Absicht, sich auf die Polizeipräfektur zu stürzen. Halten Sie mir Kanonen zur Verfügung; ich werde sie verlangen, wenn ich sie brauche ..."

Während Maupas nicht wußte, wann er die Polizei, und Magnan nicht, wann er die Truppen einzusetzen habe und damit eine nervöse Verwirrung zwischen ihnen entstand, während der Prinz-Präsident nicht weniger nervös im Elysée saß, eine Zigarre um die andere rauchte und auf Gelingen oder Mißlingen des Staatsstreiches wartete, behielt ein Mann klaren Kopf und dirigierte souverän seine Befehle, als handle es sich um ein Geschäft, das er zum soundsovielten Male mache — Morny.

Nichts ist in diesem Betracht aufschlußreicher als die Depesche, die er am 2. Dezember an Magnan sandte:

„Nachtpatrouillen sind nichts wert. Sie sind nicht zahlreich genug und leicht zu umringen. Besser ist es, daß sich gar keine Truppen zeigen. Sonst aber müssen sie sich in Mengen zeigen. Das Patrouillieren ermüdet sie unnötigerweise.

„Ich bestehe hartnäckig auf meinem System: nur die Polizei zum Ausspähen der Pläne; die Truppen, um mit aller Gewalt zu handeln, wenn diese Pläne zur Ausführung kommen! Aber die schweren Patrouillen hindern niemals irgend etwas; sie machen bloß den Gebrauch der Truppen für den nächsten Tag weniger wirksam."

Diese ebenso einfache wie großartige Staatsstreich-Strategie hat ohne Zweifel das Gelingen des 2. Dezember ermöglicht.

Dr. Véron hatte Gelegenheit, die Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und

Geistesgegenwart Mornys am 2. Dezember in unmittelbarer Nähe, auf dem Ministerium des Innern, zu bewundern.

Ständig liefen Alarmnachrichten ein, bei denen mehr als ein Gesicht blaß und lang wurde. Die Hochgestellten brummten zwischen den Zähnen:

„Überall erheben sich Barrikaden ... so fängt das immer an. Sie werden sehen, das endet wie am 24. Februar."

Und in fieberhafter Angst fragten sie alles, was kam und ging:

„Ist das Volk mit uns? Was sagen die Vorstädte? Kann man auf die Armeen rechnen?"

„Herr de Morny, das muß ich zur Steuer der Wahrheit sagen", schreibt Véron in seinen Memoiren, „Herr de Morny und einige entschlossene Freunde in seiner Umgebung beruhigten diese Zitternden, die sich am liebsten in der Nähe der Türen aufhielten, wo sie entwischen konnten."

Im Grunde war an einem restlosen Gelingen des Staatsstreiches gar nicht zu zweifeln. Nicht weniger als 120 000 Mann waren aufgeboten. Es lohnt sich, diese Staatsstreich-Armee und ihren Aufmarschplan genauer zu betrachten. Ihre Zusammensetzung war folgende:

Erste Division, General Carrelet, welche fünf Brigaden unter den Befehlen der Herren de Cotte, de Bourgon, Dulac, Reybel und Canrobert bildete und aus dem 27., 28., 33., 49., 58. und 72 Linien-Infanterie-Regiment, dem 15. leichten Regiment, 5. Bataillon der Jäger zu Fuß, der republikanischen Garde, zwei Bataillonen der mobilen Gendarmerie, dem 2. und 7. Ulanen-Regiment, zwei Schwadronen Guiden, zwei Kompagnien Genie-Soldaten und drei Bataillonen Artillerie zusammengesetzt war.

Zweite Division, General Renault, welche drei Brigaden unter den Befehlen der Herren Sauboul, Forey und Rippert bildete und aus dem 6., 14., 19., 30., 37., 42. und 50. Linien-Regiment, dem 3. und 6. Jäger-Bataillon zu Fuß, einer Kompagnie Genie-Soldaten und drei Batterien Artillerie bestand.

Dritte Division, General Levasseur, welche drei Brigaden unter den Befehlen der Herren Herbillon, Marulaz und Courtigis bildete und aus dem 3., 6., 31., 43., 44. und 51. Linien-Regiment, dem 6. und 19. Leichten, dem 9. Bataillon der Jäger zu Fuß und zwei Batterien Artillerie zusammengesetzt war.

Vierte Division, schwere Kavallerie, General Korte, welche zwei Brigaden unter den Befehlen der Herren Tartas und d'Allonville bildete

und aus den 1. und 2. Carabiniers, den 6. und 7. Kürassieren und den 12. Dragonern bestand.

Wann wäre je zu einem Staatsstreich eine solche Armee allein in der Hauptstadt aufgewendet worden? Etwa am 18. Brumaire? Und wann wäre je Widerstand aussichtsloser gewesen?

Was den Aufmarschplan betrifft, so war dieser schon lange vorbereitet und bestand in der Besetzung der großen strategischen Linien. Es war der Plan, den der Marschall Gérard entworfen und im Juni 1848 in Anwendung gebracht hatte. Er bestand vor allem in der völligen Abriegelung der revolutionären Zentren. Das Zurückgreifen auf die Strategie der Juni-Schlacht beweist, daß man mit einem blutigen Aufstand in den Arbeitervierteln rechnete.

Morny hatte also guten Grund, den kaltblütigen Mann zu spielen. So kam der Morgen des 3. Dezember heran. Graue Nebelschwaden hingen über den Dächern. Das Wetter war düster und regnerisch. Die Läden öffneten sich langsam. Der Verkehr war spärlich.

Etwas vor acht Uhr kamen einige Abgeordnete zu Fuß die große Straße des Faubourg St. Antoine herauf und nahmen ihren Weg zu dem Saal Roysin, wo man sich treffen wollte. Die Arbeiter des Faubourg standen in zahlreichen Gruppen vor ihren Türen und diskutierten lebhaft die Vorgänge des 2. Dezember.

„Wie", sagten die Abgeordneten, „Ihr tut nichts? Worauf wartet Ihr? Wollt Ihr denn das Kaiserreich haben?"

„Nein, nein", erwiderte der größte Teil der Arbeiter. „Aber warum sollen wir uns schlagen? Das allgemeine Stimmrecht ist uns zurückgegeben worden . . ."

Sie waren noch immer von den Proklamationen des Prinz-Präsidenten geblendet.

Neun oder zehn Omnibusse brachten die Gefangenen aus der Kaserne des Quai d'Orsay, um sie nach Vincennes zu transportieren.

„Das sind Abgeordnete, die gefangen geführt werden! Wir wollen sie befreien", riefen einige beherzte Männer und hielten den ersten Omnibus auf.

Die Männer der Rechten baten jedoch flehentlich, sie um Gottes willen nicht zu befreien.

„Ihr seht, daß mit diesen Leuten nichts anzufangen ist", sagte einer aus dem Volk verächtlich.

Gegen neun Uhr kamen die Volksvertreter mit ihren Freunden aus dem Saal Roysin. Die Abgeordneten hatten ihre roten Schärpen um-

getan. Sie waren zum aktiven Widerstand entschlossen.
„Zu den Waffen! Auf die Barrikaden! Es lebe die Republik! Es lebe die Verfassung!" tönte es von allen Seiten.
Es sammelte sich ein kleiner Haufen, der durch die Hauptstraße des Faubourg zog. An der Ecke der Rue Cotte und Sainte-Marguerite machten sie halt. Hier wurde die erste Barrikade errichtet: ein großer Karren, zwei kleine Fuhrwerke, ein Omnibus wurden angehalten und umgestürzt.
Etwa hundert Menschen aus den verschiedensten Klassen waren vereint im Gedanken, den Opfertod zu sterben, um so den allgemeinen Aufruhr zu entfachen. Es waren ehemalige Minister, Schriftsteller, Journalisten, Offiziere, Advokaten, Ärzte darunter.
Niemand hatte eine Waffe. Drei Soldaten, die einzeln kamen, wurden angehalten und entwaffnet. So besaß man drei Gewehre. Auf der Hauptwache und auf dem Marché noir ließen sich noch ein paar Soldaten entwaffnen. Dann zog man zurück zur Barrikade.
Gegen halb zehn Uhr zogen drei Kompagnien des 19. Linien-Regiments, die von der Brigade Marulaz aus ihrer Stellung auf den Bastilleplatz abgeschickt waren, langsam die Straße des Faubourg St. Antoine hinauf.
Acht Volksvertreter stiegen auf die Barrikade. Sie forderten die Soldaten auf, haltzumachen. Der Kapitän Petit antwortete mit einer verneinenden Bewegung.
Da stiegen sieben der Volksvertreter herunter und rückten gegen die Truppen vor. Sie waren ohne Waffen, trugen nur ihre Schärpen und gingen in einer Linie. Die Soldaten blieben vor ihnen instinktmäßig stehen.
Schölcher, der ehemalige Unterstaatssekretär im Ministerium der Marine und der Kolonien, machte sich zum Sprecher der Sieben:
„Wir sind Vertreter des Volkes. Im Namen der Verfassung nehmen wir Euern Beistand in Anspruch, um dem Gesetz des Landes Achtung zu verschaffen. Tretet auf unsre Seite, das wird Euch zum Ruhme gereichen!"
„Schweigen Sie", rief der Kapitän. „Ich will Sie nicht hören. Ich gehorche meinem Vorgesetzten. Ich habe Befehle. Zurück! oder ich lasse schießen!"
„Sie können uns töten! Wir weichen nicht zurück! Es lebe die Republik! Es lebe die Verfassung!" kam es wie aus einem Munde zurück.
Der Offizier ließ die Hähne spannen und kommandierte: Vorwärts!

Die Abgeordneten sahen ihre letzte Stunde gekommen. Sie nahmen die Hüte ab, um den Tod zu grüßen und riefen:
„Es lebe die Republik!"
Aber der Offizier kommandierte nicht: Feuer! Die Soldaten marschierten um die Volksvertreter herum, ohne ihnen ein Leid zuzufügen.
„Freunde, keinen Schuß, ehe die Linie nicht das Feuer eröffnet hat", hatte Schölcher den Abgeordneten zugerufen, bevor sie von den Barrikaden gestiegen waren. „Wir werden ihr entgegengehen. Wenn sie schießt, so trifft das erste Feuer uns. Wenn sie uns tötet, so werdet Ihr uns rächen. Aber bis dahin keinen Schuß!"
Die Soldaten hatten den gleichen Befehl. Und so konnte nur ein Mißverständnis den ersten Schuß auslösen.
Ein Soldat stieß mit dem Bajonett nach Schölcher. Sicher in der Absicht, ihn wegzudrängen, nicht ihn zu durchbohren. Ein Republikaner glaubte jedoch, die Soldaten hätten die Abgeordneten wirklich angegriffen. Er legte an und feuerte. Ein Soldat fiel tödlich verwundet.
Baudin, ein ehemaliger Wundarzt der Armee und Abgeordneter des Departement de l'Ain, stand auf den Barrikaden und redete zu den Arbeitern und zu den Soldaten.
„Denken Sie, wir werden uns für Sie totschießen lassen", sagte einer der Arbeiter, „um Ihnen Ihren Tagelohn von fünfundzwanzig Francs zu sichern?"
„Bleiben Sie nur noch einen Augenblick, lieber Freund", erwiderte der tapfere Baudin lächelnd, „und Sie sollen sehen, wie man für fünfundzwanzig Francs stirbt."

Im selben Moment gab die vorderste Kolonne auch schon die Salve ab. Drei Kugeln durchbohrten Baudin den Schädel.
Jetzt wurden überall Barrikaden errichtet. In den Stadtvierteln, die zwischen den Quais und den Boulevards lagen, in der Rue St. Denis und der Rue St. Martin. In Belleville organisierte Nadier de Montjau den Widerstand des Volkes.
Gegen Abend waren die Scharmützel überall im Gange. In den Straßen Beaubourg, Transnonain und Grenette entstand ein heftiger Kampf. Die Ansammlungen von der Chaussée d'Antin bis zum Boulevard du Temple nahmen überall einen düsteren und drohenden Ausdruck an.
„Ich erkläre auf meine Ehre", sagte später Xaver Durrieu vom 3. Dezember, „daß von sieben Uhr Abends bis Mitternacht meine ganze

Hoffnung wiedererwacht war; ich hielt die Revolution fast für gesichert."

Im Elysée wurde in dieser Nacht Kriegsrat abgehalten. Man war sich der drohenden Gefahr bewußt. Mornys Plan wurde daher endgültig angenommen, der in dem Satz gipfelte: „envahir la ville par la terreur", und der im Einzelnen folgendermaßen aussah:

Die Truppen in großen Massen zusammenziehen, sie pflegen, gut füttern und angetrunken machen, sie von der Berührung mit der Bevölkerung abschließen, die Posten zurückziehen, sich aller Runden enthalten, die Barrikaden ruhig bauen lassen, den Augenblick zum Handeln dann sorgfältig wählen, mit geschlossener Macht scharf und plötzlich angreifen und allen Widerstand zermalmen.

Man beriet auch im Kriegsrat, ob sich Louis Napoleon nicht besser ins Hôtel des Invalides oder ins Palais Luxembourg, beides gesicherte Positionen, zurückziehen solle. Er entschied, im Elysée zu bleiben, sorgte aber doch dafür, daß der seit zwei Tagen bereitstehende Reisewagen bespannt wurde.

Auch einige Minister und Generäle, die vom Verteidigungsausschuß als „Kandidaten für die Jacke der Galeerensträflinge" bezeichnet wurden, trafen in aller Stille Vorbereitungen für die Flucht.

Am Morgen des 4. Dezember hatte Paris ein ganz anderes Gesicht. Die revolutionäre Bewegung hatte die Massen ergriffen. Die Ansammlungen auf den unteren Boulevards und in den anstoßenden Vierteln waren ungeheuer. Gerüchte von Volkserhebungen in Reims, Lyon, Marseille gingen von Mund zu Mund.

Ein riesenhaftes Netz von Barrikaden breitete sich nach allen Seiten aus. Von neun Uhr morgens an erhoben sie sich in großer Zahl in den Straßen zwischen den Boulevards, den Quais, der Rue Montmartre und der Rue du Temple; ebenso im Faubourg St. Martin bis an den Kanal. Eine kolossale Barrikade wurde gegen elf Uhr in der Rue St. Denis errichtet. Die Rue du petit Carreau war um die selbe Stunde schon von fünf bis sechs Barrikaden durchschnitten.

In der Stadtmitte, nach der Rue Grenette zu, waren alle Barrikaden, welche die Truppen am Abend zuvor beseitigt hatten, wieder aufgerichtet. Zahlreich waren sie in der Rue St. Martin und auf dem Markte. Eine ziemlich starke erhob sich bei dem Conservatoire des Arts et Métiers. Die Rue du Temple, die Gegend zwischen Hôtel de Ville und Pont St. Eustache, das Kloster St. Merri waren verbarrikadiert.

An der Ecke der Straßen du Temple und de Rambuteau erhob sich

eine furchtbare Barrikade. Vor dem Théâtre du Gymnase war sie jedoch noch unvollkommen.

Dazu kamen die zahlreichen kleinen Seitengassen, die leichter zu versperren waren als die großen Boulevards, die aber den Zugang zu diesen erheblich erschwerten.

Maupas hatte in der Nacht eine neue Proklamation vorbereitet, deren wichtigste Sätze alles Kommende ahnen ließen.

„Stehen gebliebene Fußgänger in den öffentlichen Straßen und Gruppen, die sich bilden, werden ohne Aufforderung durch die öffentliche Macht auseinandergetrieben werden.

„Die friedlichen Bürger sollen in ihren Häusern bleiben.

„Sie würden sich ernstlicher Gefahr aussetzen, wenn sie den hier befohlenen Anordnungen zuwider handelten."

Um die Mittagszeit war freilich der Ton seiner Depeschen an Morny wieder sehr nervös geworden:

„Die Bewegung jetzt noch wachsen zu lassen", telegraphierte er um ein Uhr fünfzehn, „wäre eine große Unvorsichtigkeit. Jetzt ist es Zeit, einen entscheidenden Schlag zu führen. Wir brauchen den Donner und die Wirkung der Kanonen und wir brauchen sie sogleich."

„Die Barrikaden nehmen im Viertel St. Denis einen großen Umfang an," hieß es eine Viertelstunde später. „Der Aufstand hat sich schon der Häuser bemächtigt. Man schießt aus den Fenstern. Etwas so Ernsthaftes haben wir noch nicht erlebt."

Morny behielt kaltes Blut. „Envahir la ville par la terreur" — jetzt war der Moment gekommen.

„Was", rief er den blassen Herren im Innenministerium lachend ins Gesicht, „gestern wolltet Ihr Barrikaden, nun werden sie gebaut und Ihr seid nicht zufrieden."

Dann telegraphierte er dem Oberkommandanten Magnan:

„Ich will die Klubs auf den Boulevards schließen lassen. Hauen Sie dort sicher ein!"

Bald sollten die Pariser erfahren, was dieses „Einhauen" zu bedeuten hatte.

Um zwei Uhr begann der Angriff auf die verbarrikadierten Viertel und Straßen von allen Seiten. Die Division Carrelet, die aus den Brigaden de Cotte und Canrobert, aus Infanterie, Kavallerie und Geschützen bestand, marschierte von der Madeleine her die Boulevards entlang, nahm die Barrikaden am Gymnase und am Tor von St.

Denis und stellte sich dann zu der beabsichtigten Kanonade auf den Boulevards Bonne Nouvelle, Poissonière und Montmarte auf.

Unterdessen tobte der Kampf an den Barrikaden der Straße St. Denis und in der Vorstadt St. Martin. Die Barrikade in der Straße St. Denis wurde von hundertsechzig Republikanern entschlossen verteidigt. Eine Stunde wurde sie von einem Geschütz bestrichen. Die Republikaner wichen nicht und trieben das 72. Linienregiment mehrmals auf die Boulevards zurück. Ein halbes Dutzend Offiziere und mehr als dreißig Soldaten lagen tot auf dem Pflaster.

Ebenso heftig war der Kampf in der Vorstadt St. Martin und an der Barrikade in der Rue du Temple, während die Brigaden Dulac, Marulaz und Herbillon von der entgegengesetzten Richtung in die verbarrikadierten Viertel einbrachen und einen eisernen Ring um die Republikaner schlossen. Überall vernahm man den Donner der Kanonen.

Das Massaker des 4. Dezember mit seinen grauenhaften Szenen ist oft beschrieben worden, von Ténot, Belouino, Victor Hugo, Schölcher und zahlreichen anderen Mitkämpfern oder Augenzeugen. Es bildet die eigentliche furchtbare Anklage gegen die Dezembermänner. Man hat die Berichte als exaltiert, übertrieben bezeichnet, um so mehr als alle Akten vernichtet und alle offiziösen Berichte beschönigt worden sind. Von Übertreibung kann aber um so weniger die Rede sein, als die Augenzeugen unabhängig voneinander übereinstimmende Berichte gegeben haben. Mag man immerhin Victor Hugo des blinden Hasses verdächtigen, ein Mann wie Schölcher, der selber auf den Barrikaden stand und dessen unbestechliches Auge über jeden Zweifel erhaben ist, hat das Blutbad nicht weniger grell und gellend gezeichnet:

„Es war ein finsterer und unaussprechlicher Anblick. Geschrei, zum Himmel gehobene Arme, Überraschung, Schrecken, das Volk nach allen Seiten hin fliehend, ein Hagel von Kugeln, die niederfallen und von den Dächern zurückprallen, die Straße in einer Minute mit Toten bedeckt, junge Leute fallen, die Zigarre im Munde, Frauen in Sammetkleidern von den Biscayern totgeschossen; zwei Buchhändler auf ihrer Ladenschwelle erschossen, ohne zu wissen, was man von ihnen wollte, Schüsse in die Kellerlöcher gerichtet und tötend, gleichviel was es ist, der Bazar mit Granaten durchlöchert, das Hôtel Sallindrouse bombardiert, das Goldene Haus mit Kartätschen beschossen, Tortoni im Sturm genommen und Kanonen, die Häuserfront bestreichend, vom Prophète bis zur Rue Montmartre.

„Die Soldaten, an den Straßenecken im Hinterhalt, lauerten den vorübergehenden Parisern auf, wie Jäger, welche für Wild auf dem Anstande stehen, und sobald sie einige sahen, schossen sie auf sie, wie auf eine Scheibe.

„‚Gehen Sie fort!' sagten die Offiziere zu den harmlosen Bürgern, die ihren Schutz anflehten.

„Bei diesen Worten entfernten sie sich schnell und ohne Argwohn; aber es war nur ein Signal, welches den Tod bedeutete, und kaum hatten sie einige Schritte getan, als sie durch heimtückische Kugeln von hinten niedergestreckt wurden.

„Diese Exekution dauerte bis zum Anbruch der Nacht. Es schien, als wenn eine Hand den Tod blindlings aus den Wolken schleuderte.

„Eine Frau mit einem Brote unter dem Arme glaubte über die Straße St. Fiacre gehen zu können; zwei Tirailleure streckten sie nieder. Ein Greis von achtzig Jahren, der irgendwo auf der Erde liegend gefunden war, wurde nach der Treppe des Prophètes gebracht und erschossen. — Er fiel."

„‚Gut, er wird sich den Kopf nicht stoßen', sagte ein Soldat.

„Der Greis wurde auf einen Haufen von Leichnamen geworfen.

„Zwei junge Leute aus Issy, die seit einem Monat verheiratet waren und zwei Schwestern geehelicht hatten, kamen von ihren Geschäften und gingen über den Boulevard. Sie sahen, daß man auf sie zielte. Sie warfen sich auf die Kniee und schrieen: ‚Wir haben zwei Schwestern geheiratet!' — Man tötete sie.

„Ein Kaufmann, mit Namen Robert, der Nummer 97 der Rue Poissonière wohnte, floh nach der Rue Montmartre, seine Kakao-Maschine auf dem Rücken. — Man tötete ihn.

„Ein Kind von dreizehn Jahren, Lehrling bei einem Sattler, ging auf dem Boulevard vor dem Café Vachette vorüber. Man zielte auf ihn. Er stößt einen verzweifelten Schrei aus. Er hält einen Zügel in der Hand, den er schwingt, indem er ausruft: ‚Ich bin auf eine Bestellung ausgeschickt!' — Man tötete ihn. Drei Kugeln durchbohrten seine Brust.

„Die ganzen Boulevards entlang hörte man das Ächzen der Verwundeten, welche von den Soldaten auf die Bajonette gespießt wurden und denen man nicht einmal den Garaus machte.

„In jedem Hause gibt es Wasserröhren, durch welche das Wasser der Küche draußen in die Rinnsteine abfließt. Die Soldaten richteten ihr Mißtrauen oder ihre Wut gegen jedes Haus, vielleicht ohne zu wissen,

warum es von oben bis unten verschlossen und schweigsam war, als wenn es nicht bewohnt wäre. Sie klopften an die Türe, die Türe wurde geöffnet, sie drangen in das Haus ein und einen Augenblick nachher sah man aus der Öffnung dieser Röhren sich einen roten, dampfenden Strom ergießen. Es war Blut.

„Ein Hauptmann, die Augen stier im Kopfe, schrie den Soldaten zu: ‚Keine Schonung!' Ein Bataillonschef heulte: ‚Geht in die Häuser und tötet alles!'

„Als es vorüber war, kam Paris, es sich anzusehen. Das Volk drängte sich zu diesen schrecklichen Stellen, man ließ es gewähren. Das war eben der Zweck der Schlächterei. Louis Bonaparte hatte es nicht tun lassen, um es zu verbergen. Ein Zeuge sagte: ‚Der Anblick der Boulevards war schrecklich. Wir gingen förmlich im Blut.'"

Diesem offenen Blutbad, bewußt inszeniert um die Bevölkerung von Paris abzuschrecken, stehen zahlreiche Einzel- und Massenerschießungen in den folgenden Dezembernächten gegenüber.

„Zündet die Laterne an!" — das war der immer wiederkehrende Befehl für die nächtlichen Erschießungen.

Am 4. Dezember wurde spät abends bei den Weinhändlern in der Rue Montorgueliu durch die Soldaten eine Haussuchung abgehalten. Man fand etwa hundert Arbeiter mit geschwärzten Händen. Die Soldaten behaupteten, die Hände seien vom Pulver geschwärzt. Die Unglücklichen wurden sämtliche beim Schein der Laterne in der Dunkelheit erschossen.

Diese Szene berichtet Mauduit: „Révolution militaire du 2 décembre." Der Kapitän Mauduit gehört zu den bonapartistischen Schriftstellern des Staatsstreiches, ist also, wenn er von Füsiladen erzählt, ohne Zweifel glaubwürdig.

Im „Moniteur", in der „Patrie" — zwei offiziösen Journalen — finden sich bereits in den Dezembertagen verschiedene Hinweise auf Erschießungen.

„Ein Weib aus dem Volke", lesen wir im „Moniteur" vom 5. Dezember, „das fünfundzwanzig Dolche bei sich hatte, wurde heute Abend festgenommen und von den Soldaten des 36. Linienregiments erschossen."

„Bei der zweiten Barrikade", heißt es in der „Patrie" vom 14. Dezember, „haben wir in einem Hause, aus dem die meisten Flintenschüsse gefallen und wo wir eingedrungen waren, über dreihundert Aufständische gefunden. Wir hätten sie alle bajonettieren können; der

Franzose ist aber menschlich, und so haben wir das nicht getan. Nur die sich nicht ergeben wollten, wurden auf der Stelle erschossen."
„Zündet die Laterne an!"
Der „Moniteur" vom 30. August 1852 gibt eine Ziffer von 380 in den fünf ersten Tagen des Dezember 1851 erschossene Personen zu. Aber der Aufseher des Kirchhofes Montmartre hat oft erzäht, er habe am 5. Dezember 1851 mehr als 350 Leichen erhalten mit dem Befehl, sie sofort begraben zu lassen, „ohne daß sie zuvor rekognosziert würden".
Die Frage nach der wirklichen Zahl ist schwer zu beantworten. Der Vorsteher des Gesundheits-Ausschusses auf der Polizeipräfektur, Trébuchet, stellt eine Liste von 191 erschossenen Personen auf — darunter 153 mit Namen — und der Polizeipräfekt selbst hat, neben der Liste Trébuchets eine solche von 175 Getöteten veröffentlicht. Außerdem meldet der General Magnan in seinem Rapport etwa 100 Erschießungen.
Die „Times" machte im Jahre 1852 die Angabe von mindestens 1200 Erschießungen. Der „Moniteur" glaubte darauf schreiben zu müssen: „Es ist allgemein bekannt, daß nach der amtlichen Liste die Zahl aller während des Aufstandes Getöteten sich auf 380 beläuft; das ist gewiß schon zuviel." Andere Berechnungen ergaben die Zahl 2652.
Es sei dem, wie ihm wolle — die Tatsache der Erschießungen in größerem oder geringerem Umfange ist grauenhaft genug und stellt eine brennende, nie zu löschende Anklage gegen das Kaiserreich dar, das über den Gebeinen der Toten errichtet wurde.
Die Angaben der „Times" fanden übrigens in einem Gespräch eine auffallende Bestätigung, das einer der Zeugen des Blutbades in den ersten Dezembertagen mit einem Major der Mobilgensdarmen geführt hatte:
„Nun, und die Zahl? Sind es vierhundert?"
Der Offizier zuckte die Achseln.
„Sechshundert?"
Der Befragte schüttelte den Kopf.
„Achthundert?"
„Setzen Sie zwölfhundert," antwortete der Major, „und es ist noch zu wenig."

„Schwörst Du, die demokratische und soziale Republik zu verteidigen?"
„Ich schwöre es bei Christus."
„Schwörst Du, niemals und an niemanden die Geheimnisse der Gesellschaft zu verraten und mit dem Tode die Verräter zu bestrafen?"
„Ich schwöre es bei Christus."
„Schwörst Du, auf den ersten Ruf Deiner Oberen zu den Waffen zu greifen, Vater, Mutter, Frau und Kinder zu verlassen und zum Kampfe und zur Verteidigung der Freiheit zu eilen?"
„Dreimal schwöre ich es bei Christus."
„So taufe ich Dich zum Kind des Berges — enfant de la Montagne!"
Der Obere der geheimen Gesellschaft nahm dem neuen Mitglied die Binde von den Augen, gab ihm den Bruderkuß und übergab ihm die zum Schwure vorgehaltene Waffe.
Die „Montagnards" leiteten ihren Namen von jener radikalen Partei ab, die während der großen Revolution im Nationalkonvent auf den höheren Bänken des Sitzungssaales saß. Die Partei des Berges—Montagne — setzte sich aus den Jakobinern und Cordeliers zusammen, während die gemäßigteren Girondisten als die Partei der Ebene — plaine — oder auch des Morastes — marais — die Mitte des Saales innehatten.
Nach der Revolution von 1848 nannte sich die radikale Partei, welche die höchsten Bänke in der Nationalversammlung einnahm, wieder Bergpartei. Die Geheimgesellschaft der Montagnards war jedoch eine Abart, die unterirdisch arbeitete und dafür um so gefährlicher war.
Ihr Schöpfer und Organisator war Gent, der zu den Verurteilten des Lyoner Komplotts gehörte. Das Aufnahmeritual war dem der italienischen Geheimgesellschaften nachgebildet, das Louis Napoleon als Verschwörer ja selbst kennengelernt hatte. Er wußte daher auch, welche Gefahr die Montagnards für seine Pläne darstellten.
Gegen Ende des Jahres 1851 wurde die geheime Gesellschaft der Montagnards dezentralisiert und in zahlreiche kleinere Gesellschaften der Departements umgewandelt. Sie verbarg sich hinter anderen, harmloseren Namen — z. B. in der Form der Gesellschaften zu wechselseitiger Unterstützung — behielt jedoch ihren inneren Aufbau überall bei.
Die einfachste Gruppe war die Decurie. Zehn Decurien ernannten

einen Centurion und einen Untercenturion. Die Centurionen standen in direkter Verbindung mit dem leitenden Comité, das in jeder kleinen Stadt seinen Sitz hatte.

Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Montagnards im Departement allein dreißigtausend betrug und daß besonders der Süden Frankreichs von ihnen völlig durchsetzt war, so läßt sich der Rigorismus ihrer Verfolgung nach dem Staatsstreich durchaus verstehen.

Die Erhebung im Departement Drôme — zwischen Marseille und Lyon — fand allerdings nicht rechtzeitig statt. Sie wäre von unberechenbarer Wirkung für das gesamte südliche Frankreich gewesen, denn sie würde die Unterbrechung der militärischen Verbindung zwischen den beiden Städten in der Mitte herbeigeführt haben. Der Massenaufstand zersplitterte in Einzelaufstände, die bald niedergeschlagen waren.

Am 8. Dezember 1851 unterzeichneten Louis Napoleon und Morny ein Dekret, das der Staatsstreichregierung die Macht gab, im Interesse der öffentlichen Sicherheit alle „wegen Bruchs von Stadtarrest oder Internierung Verurteilten und alle Individuen, die für schuldig befunden worden wären, einer geheimen Gesellschaft angehört zu haben", nach Afrika oder Cayenne zu deportieren.

Von den republikanischen Volksvertretern wurden fünf zur Deportation nach Cayenne verurteilt. Andere befanden sich auf der Reede von Brest schon an Bord des Schiffes, das sie nach Cayenne bringen sollte, wurden dann aber lediglich aus Frankreich verbannt. Sechsundsechzig Republikaner wurden durch spezielles Dekret verbannt — darunter Victor Hugo, Emile de Girardin, Adolphe Thiers, sowie die Generäle Bedeau, Changarnier, Lamoricière, La Flô. Sie wurden mit Deportation nach Cayenne bedroht, falls sie wieder französischen Boden betreten würden.

Am gleichen Tag, an dem das Sicherheitsdekret veröffentlicht wurde, erschien ein anderes Dekret, das den Militärgerichten die Untersuchung und Aburteilung sämtlicher politischen Gefangenen übertrug. In Paris wurden vier Militär-Kommissionen gebildet, jede aus drei Offizieren bestehend, welche die Verurteilung der Gefangenen vornahmen. Die Mitglieder dieser Kommissionen erschienen in den Kasematten der Forts und richteten an die Gefangenen folgende stereotype Fragen:

„Sie haben an den Ereignissen teilgenommen?"

„Sie haben einer geheimen Gesellschaft angehört?"

„Wo sind sie am 2., 3. und 4. Dezember gewesen?"
Die Antworten waren vollkommen gleichgültig, da sich die Militär-Kommissionen nach den Akten der Polizeipräfektur richteten. Entlastungs- oder Belastungszeugen wurden ohnehin nicht vernommen. Es gab weder eine Gerichtsverhandlung noch eine Verteidigung. Wer zufällig verhaftet war — für Paris gibt selbst der bonapartistische Lohnschreiber Granier de Casagnac die Zahl 26 000 an — der mußte sich auf langjährige Festungshaft oder Deportation gefaßt machen. Von den zahlreichen Todesurteilen gar nicht zu sprechen!
Die Gefangenen wurden auf Grund der Polizeiakten in drei Klassen eingeteilt: in schwer belastete, leicht belastete und gefährliche. Über die erste Kategorie urteilten die Kriegsgerichte summarisch. Die zweite wurde verschiedenen Tribunalen zugewiesen. Die dritte wurde zur Deportation nach Afrika oder Cayenne verdammt.
Vorsitzender der vier Militär-Kommissionen war der bonapartistische General Bertrand, der seine Befehle direkt von den Staatsstreichmännern empfing. Von diesen schaltete jeder wieder vollkommen willkürlich. Der Fall Demosthenes Olliviers, des Vaters Emile Olliviers, ist in diesem Betracht typisch. Obwohl der Präsident seine Freilassung befahl, die Prinzen Jérôme und Napoleon sich alle Mühe gaben, ihn aus den Kasematten heraus zu bekommen, dauerte es über einen Monat, bis es soweit war. „Maupas und Saint-Arnaud wollten ihre Beute nicht loslassen," schrieb Emile Ollivier in sein Tagebuch.
Die Briefe Demosthenes Olliviers geben ein erschütterndes Stimmungsbild von den Zuständen in den Kasematten und den bangen Erwartungen, in denen die zur Deportation verurteilten Gefangenen dahinlebten.
Unter dem 9. Januar schrieb er an seinen Sohn aus den Kasematten des Forts Ivry:
„Seitdem ich mich in Ivry befinde, hat meine Existenz mehrere Phasen durchlaufen und mehrere Wandlungen erfahren. Als ich ankam, wurde ich in eine Kasematte gebracht, wo wir wie das Vieh aneinander gedrängt waren. Wir lagen buchstäblich einer an dem andern. Die Schießscharten, durch welche das Tageslicht in die Kasematten fällt, sind so schmal, daß man kaum am Mittag lesen kann. Die Luft fehlt. Der Staub, der von den dürftigen Strohlagern aufsteigt, auf denen unsere Matratzen liegen, wirkt auf die Geruchsnerven wie der Dunst von saurem Essig. Die Nahrung ist erbärmlich in ihrer Beschaffenheit, unzureichend in ihrer Menge. Wir sind voll von Ungeziefer. Es ist

ganz unmöglich, sich vor dem Ungeziefer zu schützen. Die Flöhe, Läuse und Wanzen erzeugen auf dem Körper der meisten Gefangenen Pusteln und Beulen. Das ist in wenigen Strichen das Résumé der physischen Schmerzen, denen wir unterworfen sind, ein sehr unvollständiges Résumé. In einem Wort kann man es zusammenfassen; das Wort heißt: die ausgesuchteste Grausamkeit. Mit den physischen Schmerzen vereinigen sich die seelischen Leiden, noch weit grausamerer Art als jene . . ."

Fort Jory, im Januar 1852

„Ich war gerade mit einem Briefe an Dich beschäftigt, den ich mitten unter den gefangenen Kindern schrieb — es war acht Uhr, als ein Gefangenenwärter die Tür der Kasematte öffnete und mich aufforderte, meine Sachen zusammenzupacken. Ich glaubte, daß man mich nun deportieren würde und daß ich Euch auf lange Zeit verlassen müßte. Man führte mich in eine Kasematte, wo ich allein blieb. Ich fragte den Gefangenenwärter, ob ich in die Kasematte geführt würde, um deportiert zu werden. Er antwortete nicht . . .

Ich legte mich nicht nieder; wie hätte ich schlafen können! Ich schaute durch die Schießscharte. Bald bemerkte ich eine große Bewegung im Fort; ich sah Gensdarmen, Lanciers, Vincenner Jäger, Stadtsergeanten, Linientruppen kommen. Einen großen Teil der Nacht brachte ich damit zu, mehr zu ahnen als zu sehen, wie sich das düstere Trauerspiel dieser Nacht allmählich entwickelte. Endlich waren sie alle fort, alle bis zum letzten der Kinder, welche die Barbaren mitgeschleppt hatten. Könntet Ihr die Erinnerung an diese schreckliche Nacht durch Euern Besuch in meinem Gedächtnis auslöschen . . ."

Demosthenes Ollivier wurde gemeinsam mit dem Apotheker Bafroy und dem Lehrer Goudounèche „begnadigt". Er wurde aus Frankreich verbannt, später aus Nizza vertrieben und aß dann noch lange Zeit in Florenz das karge Brot der Verbannung.

Der erste Abtransport politischer Gefangener nach Cayenne vollzog sich in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar 1852 im Fort Bicêtre.

Um neun Uhr abends riefen die Gefängniswärter, in den Gängen zwischen den Kasematten auf- und abgehend, den Gefangenen zu:

„Macht Euch zur Abreise fertig!"

Bald waren 420 Gefangene zusammengedrängt. Um Mitternacht wurden sie paarweise aus dem Fort geführt. Ihre Hände waren mit Stricken gefesselt. Mit jedem Wort der Klage wurden diese Stricke enger geschnürt.

„Ihr seht, die Flinten sind scharf geladen", rief der Kommandant der Eskorte, „hütet Euch also vor jedem Gedanken an eine Flucht. Die leiseste Bewegung, die darauf hindeutete, könnte die traurigsten Folgen für Euch haben."

Gespenstisch huschte der Zug durch das mitternächtliche Paris. Wie zum Hohn grüßte die Freiheit von der Säule der Bastille. Es waren Greise, Kranke und Kinder von dreizehn bis vierzehn Jahren, die ohne jede Hoffnung über die Boulevards krochen.

Die Unglücklichen konnten nicht mehr daran zweifeln, daß Cayenne sie erwartete.

Während der Monate Januar und Februar fanden die Transporte politischer Gefangener so gut wie jede Nacht statt. Erst in den Monaten März und April ließen sie etwas nach, bis sie im Mai spärlicher wurden.

Um die Transporte zu verbergen, mußten die offiziellen Journale die amtliche Mitteilung veröffentlichen, die Regierung hebe die Bagnos auf und verbringe alle Galeerensträflinge nach Cayenne. Die vermeintlichen Galeerensträflinge waren sämtlich politische Gefangene, die zur trockenen Guillotine in Cayenne verurteilt worden waren.

Neben den Militär-Kommissionen in Paris, die je aus drei Offizieren bestanden, wurden in den Provinzen die sogenannten gemischten Kommissionen gebildet, die sich je aus Präfekt, General und Staatsprokurator zusammensetzten. Diese gemischten Kommissionen verfuhren wie die Militär-Kommissionen ohne jede gerichtliche Prozedur; ohne Zeugenverhör, ja oft ohne Ansehung des Angeklagten fällten sie ihre Urteile.

Das Aktenstück einer gemischten Kommission aus dem Heraultdepartement ist uns überliefert. Es zeigt in seiner Nüchternheit der Zahlen die ganze Schauerlichkeit des Verfahrens und verdient als Exempel der Vergangenheit entrissen zu werden:

„Die Kommission . . ."

„in Anbetracht des Verbalprozesses, aus dem hervorgeht, daß die gemischte Kommission 31 Sitzungen gehalten hat, nämlich am 5., 6., 7., 10., 12., 13., 14., 17., 19., 20., 24., 25., 27., 28. Februar, am 1., 5., 8., 10., 12., 15., 19., 22., 26., 28., 30. März, am 1., 2., 3., 5., 7., 10. April,

ferner in Anbetracht der Entscheidungen, welche sie bis zum heutigen Tage erlassen hat, und die sich also herausstellen:

1.	Deportationen nach Cayenne	10
2.	Deportationen nach Algerien	798
3.	. . . . .	776
4.	vor die Kriegsgerichte gestellt	97
5.	aus Frankreich verbannt	37
6.	auf Zeit verbannt	9
7.	interniert	42
8.	aus den Gefängnissen entlassen worden . . .	55
9.	unter die Überwachung der hohen Polizei gestellt	327
10.	vor die Korruptionspolizeigerichte geschickt . .	15
11.	durch den Div.-Gen. aus dem Gefängnis entlassen	316
12.	durch den Präfekten entlassen	44

in weiterer Erwägung, daß also 3023 Entscheidungen getroffen sind, beschließt, daß hiermit ihre Arbeiten beendigt sind, und daß sie sich als gemischte Kommission des Heraultdepartements am heutigen Tag auflöst.

Montpellier, am 10. April 1852.

Die drei Mitglieder der Kommission:
Rostolan
Durand Saint-Amand
Dufour."

Welch grauenhaftes Aktenstück aus einem einzigen Departement! Von 3023 Angeklagten wurden 1769 deportiert, erschossen, verbannt, interniert. Die punktierte Ziffer 3. bedeutet: 776 Bürger „bei angezündeter Laterne" nachts erschossen. 808 wurden allein zur „trockenen Guillotine" verurteilt — deportiert!

Das Aktenstück verrät uns aber noch etwas anderes, weitaus Schauerlicheres. Es ist bekannt, daß jede Sitzung der gemischten Kommission etwa fünf Stunden in Anspruch nahm. Da die gemischte Kommission zur Aburteilung von 3023 Bürgern 31 Sitzungen abgehalten hat, entfiel auf eine einzelne Entscheidung nicht mehr als drei Minuten im Durchschnitt.

Drei Minuten, um über Leben und Tod eines Menschen zu entscheiden! Drei Minuten, um einen Menschen zum Erschießen, zur Zwangsarbeit unter glühender Sonne, zur Verbannung aus der Heimat zu verurteilen! Drei Minuten, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, das auf blutige Guillotine oder Tod durch Erschießen entschied!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der bonapartistische Schrecken wütete in der Provinz nicht minder gewalttätig als in der Hauptstadt. Die Präfekten, Polizeibeamten und Generale waren seit Jahr und Tag im Hinblick auf den bevorstehenden Staatsstreich ausgesucht worden. So war es selbstverständlich, daß sie die Dekrete des Innenministers und des Kriegsministers sklavisch befolgten.

Während der ersten vierzehn Tage nach dem Staatsstreich wurde täglich mindestens ein Departement in den Ausnahmezustand versetzt. Am 20. Dezember betrug die Zahl bereits dreißig. Drei außerordentliche Kommissare wurden mit unbeschränkter Gewalt in die Provinzen geschickt. Überall bildeten sie die erwähnten gemischten Kommissionen. Damit war jeder Rechtszustand in den Departements aufgehoben. Über 150 000 Menschen wurden eingekerkert. Über 50 000 Bürger zum Tode, zur Deportation, zur Verbannung, zu schwerem Kerker, zur Internierung und polizeilichen Überwachung allein in der Provinz verurteilt.

Bei der Abstimmung nach dem Staatsstreich hatten die Präfekten Befehl erhalten, jede politische Versammlung mit den „geheimen Gesellschaften" auf eine Stufe zu stellen. Somit konnte man nach dem Sicherheitsdekret Mornys die Teilnehmer willkürlich mit Deportation bestrafen.

Der bonapartistische General d'Alphonse ließ im Departement du Cher durch Anschlag bekannt geben:

„Jedes Individuum, das die Abstimmung zu stören sucht oder nur deren Resultat kritisiert, soll unverzüglich vor ein Kriegsgericht gestellt werden."

Der Präfekt des Departements Niederrhein ließ bekanntmachen, daß die Verteilung von Wahlbulletins oder Wahlschriften verboten sei. Der Präfekt von Toulouse ließ jeden Distributeur und Colporteur von Wahlzetteln, die nicht vom Maire genehmigt waren, einstecken.

Die Gensdarmen verhafteten Leute unter dem Vorwand, sie hätten die Bürger aufgereizt gegen den Präsidenten zu stimmen, die Wahl beeinflußt oder Wahlbulletins verbreitet. Da zwei Drittel von ganz Frankreich im Belagerungszustand war, wurden die Leute alle vor die Kriegsgerichte oder die gemischten Kommissionen gestellt, die sie als „gefährlich" bezeichneten und zur Deportation nach Afrika oder Cayenne verurteilten.

In den östlichen und mittleren Departements waren die Erhebungen gegen den Staatsstreich lokal und ohne Zusammenhang. In Lille, in

Cambrai, in Reims, in Nancy, an der Nordgrenze, in Dijon, in Straßburg, in Clermont-Ferrand, in Limoges fanden zwar überall Erhebungen statt, sie wurden jedoch von der bewaffneten Macht leicht niedergeworfen.

In la Suze bemächtigte sich die republikanische Bevölkerung der Mairie, entwaffnete die Gensdarmen, verbarrikadierte alle Zugänge zu der Stadt und protestierte mit der Waffe gegen den Staatsstreich. Ebenso in Orléans, wo die beiden Volksrepräsentanten Martin und Michot eingetroffen waren. Der kommandierende General ließ alle Aufständischen verhaften. Zwei Monate später befanden sie sich in der afrikanischen Steppe.

Nach heftigen Kämpfen an verschiedenen Orten wurde das Departement Allier in Belagerungszustand versetzt. Zwanzig der angesehensten Bürger wurden ins Gefängnis gebracht. Ihr Vermögen wurde durch Beschluß des Generals Aynard konfisziert. Seit 1815 war eine derartige Vermögenskonfiskation in Frankreich nicht mehr ausgesprochen worden.

In den Departements Nièvre und Yonne waren die republikanischen Ideen besonders verbreitet. Seit dem reaktionären Gesetz des 31. Mai waren die beiden Departements mit geheimen Gesellschaften dicht überzogen. In Clamecy, in Neuvy, in Saint-Sauveur, in Toucy waren daher die Kämpfe besonders heftig.

Der bonapartistische Generalprokurator in Clamecy hatte eine sogenannte Proskriptionsliste aufgestellt. Durch eine Indiskretion wurde sie vorzeitig bekannt. Die Proskribierten beschlossen daher, durch einen Aufstand zuvorzukommen. Der Aufstand am 5. Dezember abends gelang, die bonapartistischen Maires und Gensdarmen wurden von den Republikanern vertrieben.

Nach Niederschlagung des Aufstandes in Paris erschien der ehemalige Polizeipräfekt Carlier mit einer Horde von Polizeiagenten und Gensdarmen in Clamecy. Er erließ ein Rundschreiben, durch das jeder, der einem flüchtigen Republikaner Obdach gewährt, mit der selben Strafe bedroht wurde wie der Flüchtige selbst:

„Vous ferez immédiatement connaître, que toute personne, qui donnerait sciemment asile à un insurgé, serait réputée complice et traitée comme tel", heißt es in seinem berüchtigten Dekret.

An erster Stelle der Proskriptionsliste hatte der ehrenwerte und aufrechte Richter Millelot mit seinen beiden Söhnen gestanden. Sie wurden sogleich vor das Kriegsgericht gestellt.

„Das wäre je eine Schande für mich gewesen, wenn ich nicht die Waffen zur Verteidigung der Konstitution ergriffen hätte", sagte der Alte. Der ältere Sohn wurde zur Deportation nach Cayenne, der jüngere nach Afrika verurteilt. Der Kaufmann Guerbet, der Kaffeehausbesitzer Kock, alle, die auf der schwarzen Liste standen, endigten in den Fiebersümpfen von Guayana.

Der Kriegsminister gab an die Militärkommandanten der beiden Departements Befehl, auf jeden zu schießen, der einen Fluchtversuch mache — de faire feu sur quiconque essaierait de fuire — und erreichte damit, daß man viele Menschen zur Flucht veranlaßte, damit sie erschossen werden konnten!

Es wurden massenhafte Einkerkerungen vorgenommen. Im Stadtgefängnis von Clamecy wurden allein an die 1500 Personen festgehalten. Ein großer Teil von ihnen wurde deportiert oder erschossen. Die Bürgermeister von Billy und Pousseaux wurden, den Strick um den Hals, durch ihre Ortschaften geschleift. Auch die Guillotine trat wieder in Funktion.

In der Provence überwogen die Republikaner besonders stark. Eine Massenerhebung in Marseille, dem Mittelpunkt des provenzalischen Lebens, konnte für Paris sehr gefährlich werden. Die republikanische Landbevölkerung der Departements Var, Vaucluse, Gard und der Gebirge hätte sich angeschlossen und damit einen starken Riß zwischen dem Norden und dem Süden herbeigeführt.

Die republikanischen Parteiführer zögerten auch hier zu lange. Der in Marseille kommandierende General Hecquet ließ alle strategischen Punkte der Stadt mit Infanterie und Kanonieren besetzen. In der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember wurden sämtliche republikanische Parteichefs eingekerkert. Auch hier gelang die Überrumpelung restlos. Die Ziffer der allein im Departement Var eingekerkerten, exilierten und deportierten Republikaner betrug nach den Angaben Macquans, eines unverdächtigen bonapartistischen Schriftstellers, nicht weniger als 1631.

Digne, die Hauptstadt des Departements Niederalpen, befand sich fünf Tage lang im Besitz der Aufständischen. Aus Raiz, aus Moutiers, aus Mézel, aus den kleineren Ortschaften kamen die begeisterten Verteidiger der Republik. Hier wurden nach der Einnahme des Departements durch die bonapartistischen Schergen nahe an 1000 Unglückliche zur Deportation verurteilt. Für das wenig bevölkerte Departement eine ungeheure Ziffer!

Für die Willkür der Bonapartisten ist folgende Episode aus Château-Arnoux charakteristisch.

Der Oberst Sercey verlangte mit dem Maire zu sprechen, nachdem seine Truppen den Ort besetzt hatten. Dieser war jedoch zu den Aufständischen übergegangen. Dann verlangte er den Maireadjunkt. Auch er war im Lager der Aufständischen. Als er feststellen mußte, daß sich auch sämtliche Munizipalräte dort befanden, rief er kurzerhand einen vorübergehenden Bürger an:

„Treten Sie näher! Ich ernenne Sie zum Maire."

„Herr Oberst", erwiderte der Angeredete, „Sie tun mir viel Ehre an, aber in der gegenwärtigen Zeit nehme ich einen solchen Posten nicht an."

Der Oberst versuchte es mit einem zweiten und dritten Bürger. Nachdem sich auch diese geweigert hatten, ließ er einen Korporal und vier Mann vortreten.

„Nehmen Sie den Herrn in die Mitte!" befahl er, auf den dritten Bürger deutend, „führen Sie ihn auf die Mairie, schlagen Sie die Türe ein, wenn das Haus verschlossen ist, und setzten Sie ihn auf den Stuhl des Maire. Bei dem geringsten Widerstand, den er leisten sollte, schießen Sie ihn ohne weiteres nieder!"

Das war die einfachste Befolgung des Mornyschen Befehls, daß jeder erschossen werden solle, der Widerstand leiste.

Es ist schwer zu sagen, wie groß die genaue Zahl der Verbannten und Deportierten war. Das Aktenmaterial wurde zum größten Teil vernichtet. Eine vorsichtige Schätzung nimmt die Ziffer 50 000 an. Für die Deportation allein war durch die Vorsitzenden der verschiedenen kriegsgerichtlichen Kommissionen folgende Zahlen festgesetzt worden:

Durch den General	Canrobert	auf 3 876
„ „ „	Espinasse	„ 3 625
„ „ „	Bauchart	„ 1 634
Hierzu aus den Departements		„ 32 816
Summa der Deportierten		41 951

Man hat diese Zahl in Zweifel gezogen, weil man sie als zu ungeheuerlich und phantastisch ansah. Wer jedoch das bonapartistische Prinzip der reinen Gewalt kennt, muß sie zumindest für möglich und wahrscheinlich halten. Die subjektiven Qualen der Deportierten mögen manchem den klaren Blick getrübt haben. Die erschütternde

Wahrheit ihrer Dokumente macht jede Frage nach der wirklichen Zahl vollkommen überflüssig.

Im übrigen gibt es nicht nur die grauenhaften Berichte Deportierter, die der glühenden Hölle Afrikas und Guayanas entronnen sind, vielmehr auch die „dossiers du deux décembre", die in Frankreich erschienen sind vom ersten Tag an, als es wieder eine Pressefreiheit gab. In ihnen sprechen zugleich die zahl- und namenlosen Toten, deren gepeinigtes Antlitz unter brennendem Sande zur Anklage wird.

Diese Toten werden auf mindestens 10 000 geschätzt. Wahrscheinlich ist diese Zahl im Verhältnis zur Gesamtzahl der auf fünf oder zehn Jahre Deportierten viel zu niedrig gegriffen, da Klimafieber, Dysenterie, Hunger, Mißhandlung, Zwangsarbeit, Erschießungen grauenhaft gewütet haben.

Das war ja der eigentliche Sinn der Deportationen: man hoffte, daß die Verurteilten an Hitze oder Fieber zugrunde gehen würden.

„Der größte Teil der in Bourkika mit Erdarbeiten beschäftigten Deportierten", schrieb Oberst Mouton, der selber zu ihnen zählte, „ist dort gestorben. Diejenigen, welche diese entsetzliche Gegend lebend wieder verließen, haben sich Sumpffieber zugezogen, das sie während ihres ganzen Lebens nie wieder losgeworden sind. Die Sterblichkeit in diesem fürchterlichen Orte war so ungeheuer, sein Ruf so schrecklich, daß aus jedem Zug von Deportierten, die dorthin geführt wurden, eine große Menge desertierten, selbst auf die Gefahr hin, wieder ergriffen zu werden und sich die grausamsten Strafen zuzuziehen."

Als Napoleon III. sich mit Fräulein von Montijo verheiratete, amnestierte er in großzügiger Weise 5000 Deportierte in Afrika. Es stellte sich aber heraus, daß nicht ein einziger von ihnen mehr am Leben war!

Auf der Reede von Algier liefen im ersten Viertel des Jahres 1852 ununterbrochen Schiffe mit Menschenfracht ein. In diesen schwimmenden Gräbern befanden sich Bürger, Bauern, Arbeiter, Frauen und Kinder. Noch im Monat Mai lud der „Mogador" hier einige dreißig Damen der angesehensten französischen Bürgerfamilien aus.

Oft wurden die Unglücklichen von Bagno zu Bagno, von Europa nach Afrika und von Afrika nach Europa geschleppt. Aus dem Bagno von Brest ging die Reise in das Bagno von Toulon, aus dem Bagno von Toulon nach Algier, von Algier wieder nach Toulon, von Toulon wieder nach Brest. Jede Fregatte trug acht- bis neunhundert Proskribierte, die zur „trockenen Guillotine" verurteilt waren.

„In Anbetracht, daß belastende Tatsachen das untenbezeichnete Individuum als gefährlich für die öffentliche Sicherheit bezeichnen, wird dieses nach Algerien deportiert", lautete für gewöhnlich das Urteil der gemischten Kommission.

Auf der Reede von Algier ans Land gesetzt, wurde jeder Transport in eines der Forts geführt. Dort wurde den Deportierten eröffnet, daß sie von nun an der Militärgerichtsbarkeit unterstellt seien. Jedes Vergehen würde von den Kriegsgerichten abgeurteilt werden. Jeder Fluchtversuch mit verschärfter Deportation nach Cayenne.

Nun mußte sich der Deportierte für Zwangsarbeit oder Internierung entscheiden. Wer sich für Zwangsarbeit entschied, bekam Lebensmittel und Wohnung unter dem Zelt. Wer sich für die Internierung entschied, erhielt außer schlechter Gefängniskost nichts.

Es gab jedoch noch eine dritte Kategorie: die „récalcitrants" — die Widerspenstigen. Sie erklärten dem Militärkommandanten, daß sie sich weder für Zwangsarbeit, noch für Internierung entschieden, da sie ohne Urteil und Recht deportiert worden seien. Die Tatsache, daß es diese Kategorie gab, läßt auf die Häufigkeit ihres Vorkommens schließen.

Was geschah mit diesen Widerspenstigen?

Sie wurden in den Forts oder Casbahs untergebracht, die aus der Araberzeit noch existierten. Die Casbahs waren wüst liegende, halb zerfallene Gebäude, die den türkischen Statthaltern, den Beys und Deys, vor der Eroberung Algeriens durch die Franzosen als Residenzen dienten. In der Casbah von Bona erwarteten die Widerspenstigen grauenhafte Qualen.

Eine fast unbeschreibliche Tortur war „das Eisen". Der Deportierte wurde in einem dunkeln Loch mit Ringen an den Füßen und Ketten an eine festgeschmiedete Barre gefesselt. Dadurch war es ihm nur möglich, auf dem Rücken zu liegen oder zu sitzen. Der Versuch, zu stehen oder sich auf die Seite zu wenden, hätte unweigerlich das Zerbrechen der Fußgelenke zur Folge gehabt. Dabei wurde er nur leicht bedeckt. Diese Tortur wurde oft wochenlang durchgeführt.

Aus den Forts von Mostaganem, Saint-Grégoire — an der Straße von Mers-el-Kebir nach Oran —, Maison carrée — einem alten türkischen Fort drei Stunden von Algier auf den Höhen des Harrachtales gelegen — aus dem verschanzten Lager von Chelif, aus Lambessa — dem antiken Lambesis im Departement Constantine — aus Sidi-Ibrahim tönen qualvolle Schreie menschlicher Grausamkeit, ein gellen-

der Chor der Klage und Anklage, die niemals dadurch verstummen werden, daß man sich taub stellt, die hinter der glanzvollen Fassade des Zweiten Kaiserreichs das graue Elend der Kreatur erschütternd dokumentieren.

Der „Mogador" brachte Frauen und Kinder nach Maison carrée. Dieses feuchte und zugige Gebäude wurde von den Franzosen als Strafgefängnis für arabische Verbrecher niedrigster Art verwendet. Nichts war für die Unglücklichen vorbereitet.

Als der Militärkommandant die Angekommenen inspizierte, sah er erstaunt neben dem Kapitän Lecomte den kleinen elfjährigen Jédazet stehen.

„Aber, mein kleiner Freund", sagte der Kommandant, „mit Kindern kann ich mich nicht befassen. Ohne Zweifel bist Du Deinem Vater gefolgt, aber Du kannst hier nicht bleiben."

„Sie irren, Kommandant", erwiderte der Junge, „ich habe hier keine Verwandten. Ich bin deportiert wie die andern auch."

Jetzt erst bemerkte der Kommandant noch acht andere Knaben, von denen der älteste noch nicht vierzehn Jahre zählte.

Sercy von Marmande war es gelungen, nach der Niederschlagung des Aufstandes im Departement Garonne sich zwei Monate lang zu verbergen. Die bonapartistischen Schergen bedrohten seine Mutter ununterbrochen, bis Sercy sich endlich entschloß, sich zu zeigen, um die Mutter von den Quälereien zu befreien.

Auf der Fregatte „Isly" wurde er gemeinsam mit achthundert politischen Deportierten und Galeerensträflingen nach Afrika gebracht. Vom Hafen von Oran wurden sie in das Lager von Chelif transportiert.

Im Lager von Chelif kommandierte der Kapitän Debecker, ein miserables Subjekt, das einige Jahre später wegen Betrugs und Straßenräuberei zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde und sich schließlich in Marseille erhängte.

Debecker trieb die Unglücklichen auf einem Platz zusammen, der ringsum von Turkos hermetisch abgesperrt war. Er befahl, die Gewehre zu laden und ließ durch einen Sergeanten die Ordre zur Zwangsarbeit verlesen. Dann fragte er drohend:

„Es wird doch wohl keiner unter Euch sein, der sich dem eben verlesenen Befehl nicht fügen will?"

Es traten sogleich dreizehn Deportierte vor — unter ihnen auch Sercy — und erklärten, daß sie sich weigerten. Sie wurden zwar nicht erschossen, aber sogleich als Widerspenstige nach Mostaganem abge-

führt und in die Kasematten des Ostforts geworfen. Eine besondere Grausamkeit war, daß ein Trog ohne Deckel zur Aufnahme der Exkremente in einer Ecke stand, der nur alle vierundzwanzig Stunden geleert wurde.

Neun Monate ertrugen die „Widerspenstigen" den mephitischen Geruch. Als die heißen Monate kamen, wurden die Gefangenen fast wahnsinnig. Sie protestierten heftig. Der Kommandant ließ ihnen sagen, daß sie zur Strafe auf immer zum Trog ohne Deckel verurteilt seien. Sercy sprang auf den Schließer los und schrie:

„Sagt Eurem Oberkerkermeister, daß ich ihn erdrosseln werde wie einen Hund, wenn er sich selbst in der Kasematte sehen läßt!"

Sercy wurde in ein dunkles, feuchtes Loch gebracht, das nur durch eine schmale Schießscharte erleuchtet war. Eine niedrige Bettstelle und ein unbedeckter Eimer für die Exkremente waren das einzige Mobiliar. Skorpione krochen herum und ließen ihm keine Ruhe. Er riß von der Bettstelle ein Brett los und sprengte damit die Türe. Als der Kerkermeister, von Soldaten umgeben, erschien, sprang er wieder auf diesen los und brüllte:

„Ich schwöre Dir, wenn ich frei bin, werde ich tausend Meilen laufen, um Dich zu töten!"

Nun wurde er vierundzwanzig Tage in Eisen gelegt. Als man ihn wieder frei gab, konnte er kaum noch stehen und gehen. Es gelang ihm schließlich, zu entfliehen. Zwei Monate lang irrte er in der Wildnis umher, von Häschern und wilden Tieren verfolgt, bis er auf abenteuerliche Weise in Spanien landete. In Pamplona ließ er sich als Augenarzt nieder.

Leballeur-Villiers, der Sohn des Tribunal-Präsidenten von Rouen, wurde Jahre hindurch als Widerspenstiger durch Maison carrée, Lambessa, Saint-Grégoire, Mers-el-Kebir geschleppt und nach mißglückter Flucht mit einem anderen Deportierten in die Kasematten von Fort Bab-Azoun geworfen.

Am Morgen des vierten Tages vernahmen die beiden Gefangenen die schwermütige Weise des Girondistenliedes: „Mourir pour la patrie . . ."

„Wer bist Du, Bürger, der Du dort das Girondistenlied singst?" rief Leballeur dem Nachbar zu. „Ich bin ein Deportierter des zweiten Dezember, Leballeur-Villiers von Rouen."

„Ich heiße Bion, Bürger", gab eine Grabesstimme zurück aus dem dunkeln Loch, „deportierter Junikämpfer von Achtundvierzig."

„Aber wie kommst Du dort in das dunkle Loch?"
„Das Kriegsgericht hat mich zu einem Jahr schweren Kerkers verurteilt, weil ich mich an einem Kerkerknecht vergriff, der mich schlecht behandelte. Das war in Lambessa. Fünf Monate bin ich schon hier. Und du, Kamerad, wie kommst Du in das Loch neben mir?"
„Ich bin mit einem anderen Deportierten aus Maison carrée entflohen und in Algier ergriffen worden", antwortete Leballeur.
Es war immer die selbe Leidensgeschichte. Widerspenstigkeit, Verzweiflung, Auflehnung, Flucht — Widerspenstigkeit, Verzweiflung, Auflehnung, Flucht — bis diese endlich gelang oder das gehetzte Wild sich müde und resigniert in das Schicksal ergab.
Es war immer das gleiche schwermütige Lied: „Mourir pour la patrie . . ."
Die Marseillaise — die Parisienne — das Girondistenlied — Mourir pour la patrie . . .
Der Priester Havard aus Nantes, einer der edelsten Menschen, der diesen Stand verlassen hatte, um ein armes Mädchen zu heiraten, wurde als „dangereux" zu zehnjähriger Deportation verurteilt. Seine Mutter starb vor Gram. Seine Gattin teilte sein schweres Los.
Sie wurden in Oed-el-Biz, einem armseligen Araberdorf im Departement Constantine, interniert. Dort lebten sie in melancholischer Einsamkeit, schwarz gebrannt von den Gluten der Sonne, mit drei Kindern und rangen dem steinigen Boden Fruchtbarkeit ab.
„Schauen Sie sich diesen harten Boden an und diese armen Araber, die ihn umschaufeln, lieber Freund", sagte Havard zu Benjamin Gastineau, der ihn vom benachbarten Bona in seiner Wüsteneinsamkeit besuchte, „seit acht Jahren lebe ich mit diesen Menschen und in dieser Tätigkeit."
Ein Jahr später erhielt Gastineau, der in seinem Buche: „Les Transportés du Décembre 1851", zahlreiche Schicksale erzählt, von Havard folgendes resignierte Schreiben:

„Guelma, den 10. Januar 1859.

Mein lieber Gastineau!

Sie haben unsere Nachbarschaft verlassen, und wir haben nicht mehr das Glück gehabt, Ihnen die Hand zu drücken. So will es das Schicksal des Lebens. Wie ist das Leben traurig, mein lieber Freund, in diesem Gefängnis, welches man Algerien nennt! Und wenn Sie es

selbst traurig und erbärmlich in Algier finden, was ist hier unser Los? Und wenn wir, um uns zu trösten, unsere Blicke auf unsere armen Kinder richten, diese Sprossen unseres Exils, unsere Gefährten mitten in der Wüste, so verdoppelt sich unser Elend, wenn wir daran denken, welche materiellen und geistigen Entbehrungen ihnen noch in der Zukunft bevorstehen.

Dieses Afrika tötet mich noch. Dieses Exil tötet mir alles, was ich liebe. Meine Freunde, meine Familie, mein Herz, meine Intelligenz — alles das muß ich opfern dem Zwang, den Boden umzukratzen und ein Stück Brot zu erwerben. Ich fange an zu begreifen, wie bitter das Brot des Exils ist. Sieben Jahre habe ich jetzt mit Mut gekämpft, man weiß es, und wenn ich schwach werde, muß man mir verzeihen . . ."

Am Rande des südamerikanischen Festlandes, fast unter dem Äquator, steigen drei Inseln aus den Fluten des Meeres. Wie Sinnmale der Divina Commedia Dantes vereinigen sie sich zur Trias harmonica des Weltalls: Paradiso — Purgatorio — Inferno. Ihre Namen sind: Königsinsel, Insel des heiligen Joseph, Teufelsinsel.

Üppig wuchernde tropische Vegetation einstmals. Über Urwaldriesen flatterte schreiendes Gevögel und in der Schwärze ihrer Nacht krochen Lianen am Geäst empor wie würgende Schlangen. Schönheit und Triumph des Urwaldes — die Schöpfung des Herrn am siebenten Tage.

Jetzt war die eine der drei Inseln wüst und leer. Die Äquatorialsonne brannte erbarmungslos auf Steine und Sand. Es war die Glut der Hölle. Die Insel des Teufels!

Noch 1851 schatteten Riesenbäume über der Erde. Mit brutaler Hand wurden sie abgehauen, Stück für Stück, bis die ganze Insel hüllenlos nackt dalag. Im Jahre 1852 stand kein einziger Baum mehr.

Und warum das? Hierher hatte man die Dezember-Deportierten mit besonders schwerer Strafe, die „récalcitrants" und „réfractaires" der afrikanischen Wüste gebracht, um sie in den Miasmen den sicheren Tod finden zu lassen. Die Unglücklichen wußten sich zu helfen. Sie fällten Bäume und fertigten sich aus den Stämmen Kanus, mit deren Hilfe sie der Hölle entflohen. Da kam Satan auf den Gedanken, die Bäume auszurotten, um ein Entrinnen unmöglich zu machen!

Die Entscheidung darüber, ob ein Republikaner nach Afrika oder Guayana deportiert wurde, lag in den Händen Mornys und später Espinasses. Die namhafteren und bedeutenderen kamen nach Cayenne.

Das bot die größere Gewähr dafür, daß sie in den seltensten Fällen zurückkamen!

Das Strafmaß von zehn oder fünf Jahren zählte erst von dem Augenblick der Ankunft auf tropischem Boden. Da die Gefangenen oft monatelang in den Kasematten und Bagnos herumgeschleppt wurden, war dies eine automatische Verlängerung der Strafe.

Den Angekommenen in Afrika wurde im Falle der Widerspenstigkeit Guayana angedroht. In den meisten Fällen versuchte man es zwar mit der Tortur, doch wurden z. B. aus dem berüchtigten Zellengefängnis von Lambessa im Jahre 1852 weit über fünfhundert „Widerspenstige" nach Cayenne abgeschoben. Ein Beweis dafür, daß die Drohungen nur zu oft wahr gemacht wurden.

Die nach Cayenne Deportierten wurden mit den Galeerensträflingen auf eine Stufe gestellt. In den Pontons oder Bagnos von Brest und Toulon wurden sie unter diese gemischt. Ihr Schädel wurde kahl geschoren. Sie erhielten die halb grau halb weiß gefärbte Hose, eine fuchsrote Jacke und ebensolche Mütze. Unter Deck der Transportdampfer wurden sie mit den Füßen an die Barre geschlossen.

Der Aufenthalt auf der Teufelsinsel war ein „freier". Der Gefangene mußte sich dreimal täglich melden und die Nacht im gemeinsamen Schlafsaal zubringen. Sonst lebten sie stumpf und brütend dahin. Sie hielten sich in Lehmhütten auf, die mit Maisstroh bedeckt waren, damit sie überhaupt die Hitze ertragen konnten. Essen mußten sie selbst zubereiten, Wasser selbst herbeischleppen, Kleider und Schuhe selbst flicken. Bald bestanden die Kleider nur noch aus Lumpen, gingen die Schuhe in Fetzen.

Der Schlafsaal war ein Menschenstall. An den Wänden waren zwei Reihen hölzerner Bohlen, auf kurzen Pfählen ruhend, die als Lager für die Deportierten dienten. Hier konnten sie schlafen und träumen — träumen von ihrem republikanischen Frankreich.

Die körperliche und seelische Marter war unbeschreiblich. Nur wenige Menschen konnten sie aushalten. Viele endigten durch Selbstmord.

Es gab übrigens noch einen Deportationsort, der nicht so weit entfernt war: das ehemalige Kloster Saint-Michel gegenüber den Gestaden der Normandie. Tausende von Deportierten wurden hier untergebracht. Nach dem zweiten Dezember verkehrten zwischen Le Havre und Saint-Michel regelmäßig zwei Fregatten, welche die Verurteilten dem unwirtlichen Felsen zuführten. Die Forts von Paris spieen in mancher Nacht 150—200 Verurteilte aus.

In den Kerkern von Saint-Michel schmachtete Noel Beda, der Syndikus der Fakultät der Sorbonne, der sich erlaubt hatte, das Leben Franz' I. einer Kritik zu unterziehen; starb elend, von den Ratten zerfressen, jener Zeitungsschreiber Dubourg, der die Regierungsakte Ludwigs XIV. kritisch beleuchtet hatte; jammerte ein armer Poet, der einige Spottverse auf Madame Pompadour gemacht hatte; verzweifelte der Abbé Sabatier, der Mißbräuche der Verwaltung allzu energisch bekämpft hatte.

Die Revolution von 1789 sprengte die Kerkertüren dieser Bastille. Aber 1792 schickte sie selbst über dreihundert Priester nach Saint-Michel, die den Eid verweigert hatten. Lecarpentier, das Conventsmitglied, welches 1793 so tapfer Granville gegen die Vendéer verteidigt hatte, schmachtete neun Jahre hier.

Saint-Michel war ehemals ein berühmter Wallfahrtsort. Childebert II., König von Frankreich, und später Wilhelm der Bekenner, König von England, lagen hier im Staube; Richard II., Herzog der Normandie, vermählte sich mit Judith, der Prinzessin von Bretagne; Heinrich, Sohn Wilhelm des Eroberers, schloß hier Frieden mit Ludwig dem Dicken, König von Frankreich; Heinrich II., König von England, empfing über dem Grabe des von ihm ermordeten Thomas Becket den französischen König Ludwig VII. Karl VI., Karl VII., Ludwig XI., Karl IX., Heinrich III., Karl X. hielten sich gerne hier auf.

Aus den Lobgesängen zur Ehre Gottes wurden Grabgesänge zur Unehre der Menschen. In der Brandung des Meeres verhallten sie beide . . .

In Maison carrée fand der tapfere Oberst Mouton eines Tages einen jungen Mann, der ohne jede Schuld deportiert worden war. Der Oberst hatte durchgesetzt, daß seine Strafe durch Internierung gemildert wurde. Als er an sein Strohlager trat, das Bordère — so hieß der junge Mann mit den edeln Gesichtszügen — gemeinsam mit siebzig Unglücksgefährten teilen mußte, da hatte der Tod bereits das Stigma auf seine schöne Stirne gedrückt.

Über dem Toten flammte eine Inschrift. Er hatte sie vor einer Stunde mit der Kohle mühsam auf die weiße Wand gekritzelt. Die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Grunde wuchsen mit einem Male ins Ungeheure, das ganze napoleonische Frankreich bedeckte sich wie mit einem schwarzen Leichentuch, auf dem es zu lesen stand:

„Ci-gît Bordère, assassiné par Bonaparte" . . .

„Hier liegt Bordère, meuchlings gemordet durch Bonaparte!"

DIKTATUR

Im Jahre 82 v. Chr. ernannten die Comitien Sulla zum „dictator legibus scribundis rei publicae constituendae". Damit erschien in der römischen Republik zum erstenmal die Figur des Diktators mit unbeschränkten gesetzgeberischen Vollmachten.

Die Diktatur war bis dahin eine weise republikanische Einrichtung: für bestimmte, zeitlich begrenzte Aufträge konnte ein Konsul die Ermächtigung zur Durchführung erlangen. Diese Ermächtigung durfte ein halbes Jahr nicht überschreiten. Bis dahin mußte der Auftrag entweder durchgeführt sein oder einem anderen Diktator überantwortet werden.

Die Diktatur blieb somit in der demokratischen Verfassung legal verankert. Die Verfassung hob sich gleichsam vorübergehend von selber auf und verhinderte auf diese Weise, durch eine Diktatur aufgehoben zu werden. Ein Akt subjektiver Willkür war dadurch unmöglich geworden.

Mit Sulla wandelte sich das Gesicht des Diktators zu dem des Tyrannen. Etwas Unantik-Asiatisches trat mit ihm wieder in die Geschichte der römischen Republik ein. Diktatur ist römischer Absolutismus, Tyrannis asiatischer Despotismus.

Sulla übte das Amt des unumschränkten Tyrannen drei Jahre. Dreißig Jahre nach seinem Tod erschien eine überragende Figur, Diktator und Tyrann in einer Person: Cäsar. Im Gegensatz zu Sulla war Cäsar eine durchaus antike Erscheinung. Er kam zudem aus der Partei des Marius, welche die Sullasche Tyrannis am heftigsten bekämpft hatte. Nach der Schlacht bei Pharsalus wurde Cäsar zum Diktator für das Jahr 47 v. Chr. ernannt. Die zeitliche Begrenzung wurde zwar verdoppelt, aber immerhin im Sinne der republikanischen Konstitution beibehalten. Daß er diese Grenze überschritt, wurde ihm zum tragischen Verhängnis.

Nach Ablauf der Diktaturperiode ließ sich Cäsar zum alleinigen Konsul auf zehn Jahre ernennen und im Februar des Jahres 44 zwang er Senat und Volksversammlung, ihn als Diktator auf Lebenszeit anzuerkennen. Das bedeutete praktisch die Anerkennung der Tyrannis.

Die Iden des März waren die Antwort der Republik an die Tyrannis. Cäsar ging nicht am Prinzip der Diktatur, vielmehr an seiner Erweiterung zur Tyrannis zugrunde.

Die Diktatur ist sachlich und begrenzt. Die Tyrannis ist persönlich

unbegrenzt. Der Diktator steht auf dem Boden der Verfassung und handelt in ihrem Auftrag. Der Tyrann fußt auf der Gewalt der Armee und setzt die Verfassung willkürlich außer Kraft.

Die Diktatur ist konstitutioneller Absolutismus. Die Tyrannis ist militarisierter Despotismus.

Die Gefahr einer Ausweitung der Diktatur zur Tyrannis ist ständig gegeben und beruht auf zwei Voraussetzungen: der Unsicherheit innerer oder äußerer politischer Verhältnisse und auf dem subjektiven Ehrgeiz und Machtanspruch des Diktators.

Nach dem 18. Brumaire hat Napoleon in der Konsularverfassung des Jahres VIII dem Beispiel Cäsars folgend sich zum ersten Konsul auf zehn Jahre ernennen lassen. Die Wiederaufrichtung des Kaisertums sollte der Periode der Diktatur auf Lebenszeit entsprechen.

Nach dem 2. Dezember hat Louis Napoleon in der Verfassung des 14. Januar 1852 die Konsularverfassung des Jahres VIII zum Vorbild genommen. Die Präsidentschaft auf zehn Jahre entsprach dem zehnjährigen Konsulat, wie der 2. Dezember dem 18. Brumaire.

„Das Gerüst unseres gesellschaftlichen Gebäudes", sagte Louis Napoleon, „ist das Werk des Kaisers, das seinem Sturze und drei Revolutionen siegreich widerstanden hat. Warum sollten die politischen Institutionen bei gleichem Ursprung nicht die gleiche Aussicht auf Dauer haben?"

Der Neffe übersah ganz, daß er nicht der Onkel war. Napoleon und Cäsar haben übereinstimmende historische und geistige Züge. Louis Napoleon glich eher Sulla, dessen Hang zur Gewalttätigkeit er ja in den „Politischen Träumereien" schon als Weg zur Freiheit gefeiert hatte. Der Unterschied ist der zwischen Gewalt und Vergewaltigung. Die Diktatur Louis Napoleons hat ausschließlich Züge einer Tyrannis. Er leitete alle Machtvollkommenheiten aus sich selber ab. Weder von oben, von Gott — die Kurie benutzte er nur als Mittel zum Zweck — noch von unten, vom Volk — die Masse sollte ihm nur seine Selbstherrlichkeit bestätigen — empfing er irgendeinen Auftrag.

Die Ableitung des Auftrages aus dem Mythus Napoleons war nicht mehr als die metaphorische Umschreibung seines subjektiven Machtwillens. Es gab genug Napoleoniden, die vor ihm „dynastische" Ansprüche erheben konnten. Er brauchte den Mythus, um sich selber in ihm zu spiegeln.

Streng genommen dauerte die Periode der Diktatur des Prinz-Präsidenten vom 2. Dezember 1851 bis zum 29. März 1852, dem Tage,

an dem Prinz Jérôme als Präsident des Senats die erste Versammlung eröffnete. In Wahrheit überdauerte sie die Präsidentschaft und das Kaiserreich bis zu jener Farce des liberalen Empire, das nur unter dem unvermeidlichen Druck des Volkes zustande kam — also gut anderthalb Jahrzehnte.

Betrachten wir zunächst seine Konsularversammlung.

Es gibt nur ein verantwortliches Staatsoberhaupt, das auf zehn Jahre ernannt ist — von wem? — und Minister, die von der ausübenden Gewalt allein abhängig sind.

„Da er verantwortlich ist, so muß seine Handlung frei und ohne Hindernisse sein. Daher rührt die Notwendigkeit, Minister zu haben, welche die geehrten und mächtigen Gehilfen seines Gedankens sind, die aber nicht mehr einen verantwortlichen Rat bilden, der aus gegenseitig verbürgten Mitgliedern besteht und ein tägliches Hindernis des persönlichen Antriebes von dem Oberhaupt des Staates, der Ausdruck einer von Kammern ausgegangenen Politik und gerade dadurch häufigen Veränderungen ausgesetzt ist, welche allen Zusammenhang, jede Anwendung eines regelmäßigen Systems verhindern."

Aber nicht nur die Minister setzt der Präsident sui generis ein, sondern auch die Räte, die den Auftrag haben, Gesetzentwürfe nach dem Willen des Präsidenten vorzubereiten.

„Nichtsdestoweniger, je höher ein Mann gestellt ist, je unabhängiger er ist, je größer das Vertrauen, welches das Volk auf ihn gesetzt hat, desto mehr hat er aufgeklärten, gewissenhaften Rat nötig. Daher rührt die Errichtung eines Staatssrates, von nun an der wahre Rat der Regierung, das erste Räderwerk unserer neuen Organisation, eine Vereinigung praktischer Männer, welche Gesetzesentwürfe in besonderen Ausschüssen ausarbeiten, sie bei verschlossenen Türen ohne rednerische Prahlerei in einer allgemeinen Versammlung beraten, und sie nachher der Annahme des gesetzgebenden Körpers vorlegen."

Während so Ministerium und Staatsrat der exekutiven Gewalt des Präsidenten unmittelbar unterstellt waren, sollten in Senat und Kammer zwei analoge Organe der legislativen Gewalt für die Öffentlichkeit errichtet werden. Waren Ministerium und Staatsrat nur noch Kreaturen, so sollten Senat und Kammer nur noch — Karikaturen sein.

Der Senat soll aus Elementen zusammengesetzt werden, die in allen Ländern rechtmäßigen Einfluß haben, als da sind: berühmte Namen, großes Vermögen, Titel, Würde, Talent und geleistete Dienste. Ihre Zahl ist 150, sie werden vom Präsidenten auf Lebensdauer ernannt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Der Senat ist nicht mehr, wie die Pairskammer, der bleiche Widerschein der Deputiertenkammer, welche in dem Zwischenraume von einigen Tagen die selben Verhandlungen in einem anderen Tone wiederholt. Er ist der Bewahrer des Grundgesetzes und der mit der Konstitution verträglichen Freiheiten, und einzig und allein in bezug auf die erhabenen Grundsätze, auf denen die Gesellschaft beruht, prüft er alle Gesetze und schlägt der ausübenden Gewalt neue vor."

Bis dahin ist also alles vom Präsidenten ernannt und ihm hörig gemacht. Bei der Kammer war dies nur in indirekter Weise möglich. Die Zahl ihrer Mitglieder wurde auf 260 beschränkt. Deren Wahl erfolgt durch allgemeine Abstimmung ohne Wahllisten. Der gesetzgebende Körper erhielt nur die Befugnis, Gesetze zu genehmigen und Steuern zu bewilligen.

„Der gesetzgebende Körper erörtert unabhängig das Gesetz, nimmt es an oder verwirft es; aber er führt in dieses nicht unversehens jene Zusätze ein, welche oft die Harmonie eines Systems und das Ganze eines ursprünglichen Planes stören. Um so mehr hat er nicht jene parlamentarische Initiative, welche die Quelle so ernster Mißbräuche war, und bei der ersten Veranlassung jedem Deputierten erlaubte, die Stelle der Regierung einzunehmen, indem er die am wenigsten fundierten, am wenigsten ergründeten Gesetzesentwürfe vorlegte."

Zu allem Überfluß wurde im letzten Paragraphen noch bestimmt, daß alle Dekrete bis zum Zusammentritt des Senats und der Kammer Gesetzeskraft haben sollten. Das bedeutete die unbeschränkte diktatorische Vollmacht, Gesetze nach Belieben zu erlassen — wovon auch reichlich Gebrauch gemacht wurde.

Damit war das Prinzip republikanischer Verfassung in ein monarchisches umgekehrt. Nur mit dem Unterschied, daß diesem Monarchen jede legitime oder legitimistische Berufung fehlte.

Louis Napoleon war zwar gleich zu Beginn des Jahres vom Elysée in die Tuilerien umgezogen und hatte angeordnet, daß auf den Münzen statt des Bildes der Freiheit sein eigenes Portrait angebracht wurde. Das waren angemaßte monarchische Gesten, nicht mehr. Schließlich war Frankreich Republik und Louis Napoleon Präsident.

Die polemischen Erörterungen, die der Prinz-Präsident seiner Verfassung mit auf den Weg gab, sind gewiß nicht ganz unberechtigt. Allein, was er in der neuen Verfassung gab, das war nicht etwa die weise Einschränkung gewisser parlamentarischer Auswüchse, es lief

darauf hinaus, das Volk vollkommen zu knebeln und mundtot zu machen und die öffentliche Meinung zu erwürgen und zu erdrosseln.
„Der Bericht der Sitzungen", heißt es in dem begleitenden Text, „der die Nation unterrichten soll, ist nicht mehr wie ehedem dem Parteigeiste jeder Zeitung preisgegeben; eine offizielle, durch die Sorge des Präsidenten redigierte Bekanntmachung davon ist allein erlaubt."
Wir werden sehen, wie weit diese „Sorge" des Präsidenten ging. Es werden nicht viele Zeitungen übrig bleiben und die „redigierten Bekanntmachungen" werden den aufgelichteten Blätterwald überwuchern.
Das System der Hörigmachung von Ministerium, Staatsrat und Senat spricht deutlich aus der folgenden Tatsache: der Präsident hatte es in der Hand, die Gehälter der Minister festzusetzen, den Staatsräten einen Jahresgehalt und den Senatoren eine Dotation zu gewähren. Dafür wurden den Deputierten die Diäten gestrichen.
„Niemand wird annehmen!„ rief der klerikale Montalembert aus, als Louis Napoleon davon sprach, den Senatoren 30 000 Francs jährlich auszusetzen.
„Glauben Sie wirklich, Herr von Montalembert?" erwiderte der Präsident bedeutungsvoll lächelnd.
Er hatte in Dingen der Bestechlichkeit die größere Erfahrung. Es gab wenige Senatoren, die nein sagten.
Der Senat zeigte sich erkenntlich, indem er dem Prinz-Präsidenten eine glanzvolle Zivilliste von zwölf Millionen Francs, sowie die Nutznießung der Nationalpaläste und der Jagd in den fünf großen Staatswaldungen genehmigte.
Die Wahlen zu den sogenannten gesetzgebenden Körpern waren auf den 29. Februar anberaumt. Je 35 000 Wähler hatten einen Abgeordneten zu ernennen. Die Zahl der Mitglieder belief sich somit auf 261. Es wurden fast durchweg Bewerber gewählt, die von der Regierung aufgestellt worden waren. Die Wahl Cavaignacs und Carnots wurde für ungültig erklärt, da beide in der Verbannung waren.
Unterdessen arbeitete der Präsident fieberhaft an den Verordnungen, die Gesetzeskraft erlangten. Eine wahre Inflation von Dekreten schäumte über das Land und knebelte jede individuelle Regung. Als die Verfassung endlich in Kraft trat, bildete sie lediglich den vorläufigen Schlußstein der Diktaturperiode.
Es wurden Dekrete erlassen über die Wiederherstellung des Adlers auf den Symbolen der Armee, über lebenslängliche Unterstützung ehemaliger Militärs des Kaiserreichs, über die Nationalgarde, die

Stammliste aktiver Offiziere, über die Marine, die Reorganisation des Admiralitätsrates, über die Ehrenlegion, die Militärmedaille.
Es wurden Dekrete erlassen über die Errichtung des Staatsministeriums, des Polizeiministeriums, der Departements und Arrondissements, über die Dezentralisation der Departements, über die Vereinigung des Ackerbau- und Handelsministeriums mit dem Ministerium des Innern, über die Reorganisation der Polizeikommissariate.
Es wurden Dekrete erlassen über die Finanzen und den öffentlichen Kredit, über die öffentlichen Arbeiten nach großzügigen Plänen, über die Eisenbahn-, Kanal- und Telegraphennetze in ganz Frankreich, über die Herabsetzung des Zinsfußes und Vorschüsse auf Aktien, über die Errichtung von Häfen, Straßen, Bauten, Stadtbahnen, den Bau von Schiffen.
Dazu kommen die zahlreichen Dekrete über den Kultus, den Unterricht, die Presse, den Adelstitel, die Absetzbarkeit der Richter, die Unterdrückung der Arbeitergenossenschaften, der politischen Klubs, die Verbannung, die Verschickung, die Verfolgung, die Überwachung — das ganze System des Terrorismus gegen das geistige und politische Leben.
Wie Kaskaden überstürzten sich diese Dekrete, die in ihrem Charakter unschwer zu erkennen waren als der logisch durchdachte groß angelegte Versuch einer Aufrichtung des Militär- und Polizeistaates, den beiden Hauptachsen militärischer und ziviler Gewalt.
Zwei Dekrete riefen helle Empörung im Lande hervor: sie betrafen den Raub der Orléanschen Güter. Louis Philippe hatte bei seiner Thronbesteigung die persönlichen Besitzungen an seine Kinder abgetreten. Diese Schenkung, obwohl rechtlich einwandfrei, wurde für ungültig erklärt. Der Erlös wurde — ein beinahe kommunistischer Akt der Expropriation — an Anstalten von staatlich anerkannter Nützlichkeit verteilt.
„C'est le premier vol de l'aigle", sagten die Leute.
„Vol" war doppeldeutig und bedeutete sowohl „Flug", wie „Diebstahl".
Rouher, Magnan und Fould schieden aus dem Ministerium aus. Morny wurde durch Persigny ersetzt. Montalembert distanzierte sich von dem Diktator. Zwei Mitglieder des neuen Staatsrates wurden ihrer Stellung enthoben. Gesiegt hat die Diktatur.
Keines der vielen Gewaltdekrete war jedoch von so einschneidender Bedeutung für das öffentliche und geistige Leben wie das vom 17. Fe-

bruar 1852, durch das die Freiheit der Presse nicht nur eingeschränkt, vielmehr restlos erwürgt wurde.

Eine Einschränkung der Pressefreiheit wäre ebenso sinngemäß empfunden worden, wie eine Einschränkung der Redefreiheit im Parlament. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1848 allein 450 und im Jahre 1849 weitere 200 neue Journale erschienen, so läßt sich vorstellen, welcher Mißbrauch der Pressefreiheit durch die Revolution hervorgerufen wurde.

Immerhin zeigten die meisten Titel der neuen Journale, daß sich in ihnen die neue Klasse — das Proletariat — an die Öffentlichkeit drängte. Man ahmte mit besonderer Vorliebe die Titel der großen Revolution nach. Die Wörter „Republik", „Volk" und „Arbeit" kehrten am meisten wieder.

Proudhon gab die „Voix du Peuple", Raspail den „Ami du Peuple", Thoré die „Vraie République", Delécluze die „Revolution démocratique et sociale", Lacordaire „L'Ere nouvelle" heraus.

Es erschien ferner eine „République rouge", eine „République des Femmes", eine „République Napoléonienne", ein „Apôtre du Peuple", die „Tribune du Peuple", „Le Travail affranchi", „Le Travailleur libre", „L'Organisation du Travail".

Die äußerste Linke kokettierte mit dem Berg der ersten Revolution, mit dem Père Duchesne, dem Bonnet rouge, dem Tribunal révolutionnaire, sogar mit der Guillotine. Aus dem Père Duchesne wurde eine ganze Familie von roten Blättern: „Père Duchesne", „Mère Duchesne", „Petit Fils du Père Duchesne".

Diese Saturnalien der republikanischen Presse waren jedoch längst wieder eingedämmt worden. Nach dem Junigemetzel wurden die Freiheiten der Presse durch die August-Dekrete der Konstituante beschnitten. Die Kaution, im März aufgehoben, wurde wieder eingeführt und schwere Strafe denen angedroht, welche die Autorität der Assemblée nationale zu untergraben versuchten. Im Juli des folgenden Jahres fast das gesamte Pressegesetz des Jahres 1835, nach dem Attentat Fieschis, erneuert. Und wieder ein Jahr später die Unterzeichnung der Zeitungsartikel vorgeschrieben und der Stempel wieder eingeführt.

Man sollte glauben, daß diese Maßnahmen einer Einschränkung der Pressefreiheit, bei denen die Hand des Prinz-Präsidenten deutlich spürbar ist, ausreichend genug waren, das Unkraut auszujäten und die Verantwortung wiederherzustellen. Tatsächlich verschwanden die roten Eintagsfliegen im Schwarm, wie sie gekommen waren, und die

verantwortlichen Redakteure befleißigten sich größerer Objektivität. Allein nach dem Staatsstreich war Objektivität nicht weniger verhängvoll und unerwünscht als Subjektivität. Man wünschte eben nicht nur die Beseitigung der Geschwüre, man wollte einen Aderlaß, der den Körper ausblutete und der unfehlbar tödlich wirkte.

Im Grunde war es bei dem Presse-Dekret wie bei der Verfassung: es bildete lediglich den Abschluß von Maßnahmen, die in der Nacht zum Staatsstreich begannen. Denn noch in dieser Nacht besetzten die Schergen Maupas' die Druckereien und Redaktionen aller Pariser Journale und Zeitschriften, und am 2. Dezember, als Morny sich im Ministerium des Innern gewaltsam installiert hatte, wurden die gleichen Maßregeln telegraphisch für die Provinzen angeordnet.

Die Dezembermänner fanden es richtig, jeder großen Partei wenigstens ein Organ zu lassen. Da der Minister des Innern das alleinige Recht hatte, Redakteure zu empfehlen oder abzusetzen, hatte diese Rücksicht auf die Parteien nur formale Bedeutung.

Die Republikaner behielten das „Siècle" und das „Charivari". Die Orleanisten das „Journal des Débats". Die Legitimisten die „Union" und die „Gazette de France". Die Fusionisten die „Assemblée nationale". Für die „Presse" schien Emile de Girardin ungefährlich.

Dem gegenüber standen drei Organe der Regierung: der „Constitutionel", die „Patrie" und das „Pays".

Wie wenig man die Republik noch als de facto bestehend betrachtete, geht daraus hervor, daß man in der Nacht des Staatsstreichs auch an das Verbot des „Siècle" dachte. Nur die Tatsache, daß Morny selbst Aktionär des Blattes war, rettete dieses. Im „Charivari" sollte sich wohl die Republik selber zutode karikieren!

Das Gewaltdekret vom 17. Februar 1852 brachte alle wilden Maßnahmen in das geordnete Strombett juridischer Bestimmungen. Darum waren sie gewiß nicht weniger wild. Die Bestie zeigte ihre Zähne gleichsam nur auf Befehl der Dompteure.

Die Presse und Journalistik wurde unter die administrative Gerichtsbarkeit gestellt, ohne daß die gewöhnliche Gerichtsbarkeit aufgehoben wurde. Fortan war es Sache des Zuchtpolizeigerichts, ohne Zuziehung von Geschworenen, über sogenannte Pressevergehen zu urteilen.

Die Genehmigung einer Zeitung mußte beim neu errichteten Polizeiministerium eingeholt werden. Der Eigentümer einer schon bestehenden oder der Gründer einer neuen Zeitung mußte persönlich beim Polizeiminister erscheinen. Ebenso der Chefredakteur, der von ihm

abgelehnt werden konnte. Auch für die Folgezeit stand dem Minister das Recht zu, die Entlassung des Redakteurs zu verlangen.
Sollte in den Persönlichkeiten der Geranten, der Administratoren oder der Eigentümer später eine Veränderung vorgehen, so konnte dies ebenfalls nur mit Genehmigung des Ministers geschehen. Diese Vorschrift erstreckte sich auch auf das übrige Personal des Unternehmens. Der Minister hatte das Recht, jede Zeitung zu verwarnen und ihr Communiqués zuzusenden. Eine zweimalige Verwarnung berechtigte den Minister, die Zeitung auf zwei Monate zu suspendieren. Eine dreimalige Verwarnung bedeutete ihre Unterdrückung. Dabei war es nur eine Formalität, daß diese Unterdrückung von einem (im „Bulletin des Lois" veröffentlichten) Spezialdekret des Staatsoberhauptes begleitet sein mußte.
Außerdem konnte die Regierung auch ohne gerichtliches Urteil eine Zeitung zwingen, ihr Erscheinen einzustellen, wenn ihr dies im Interesse der öffentlichen Sicherheit geboten erschien. Offizielle Mitteilungen von beliebiger Länge mußten an der Spitze des Blattes zum Abdruck kommen. Die gerichtlichen Anzeigen — ein sehr einträgliches Geschäft — wurden von den Präfekten nur den Blättern übergeben, die der Regierung genehm waren.
Demgegenüber lastete der Alp der Kaution und Stempelsteuer mit Zentnerschwere auf den politischen Tageszeitungen. Die Stempelsteuer betrug allein bei einem Blatt von 50 000 Abonnenten täglich 1250 Francs für Paris, 2250 Francs für die Provinz. Kaum eine andere Industrie des zweiten Kaiserreichs hat so enorme Summen von Steuern bezahlt. Die sogenannte Druckfreiheit und Schreibfreiheit war dazu ausersehen.
Zu einer wahren Tragiposse gestaltete sich das System der Verwarnungen, durch das die Presse derart verängstigt wurde, daß Suspensionen und Unterdrückungen kaum nötig wurden. Immerhin sind auch diese vorgekommen.
Das am 22. Januar 1852 geschaffene Polizeiministerium wurde am 10. Juni 1853 aufgehoben. Die Befugnisse gingen an den Innenminister über. Während dieser Zeit erließ Maupas allein zweiundzwanzig Verwarnungen. Vom 10. Juni 1853 bis zum 20. Juli 1854, während welcher Zeit Persigny zum erstenmal Innenminister war, wurden zweiunddreißig Verwarnungen erteilt. Sein Nachfolger Billault erließ siebenundfünfzig.
So ging es weiter durch zwei Jahrzehnte. Wie ein Damoklesschwert

hing die Verwarnung über den Journalen. Damit wurde ein Zustand der hysterischen Angst geschaffen, der nahezu ausreichend war, um alle freie Meinungsäußerung im Keim zu ersticken.

Aus der Flut der Verwarnungen nur ein paar Beispiele:

Zwei Blätter im unteren Departement der Loire erhielten eine Verwarnung, „weil sie die Grenzen des guten Geschmacks überschritten".

Der „Constitutionel", obwohl Regierungsblatt, erhielt eine Verwarnung, „weil er die Wahrhaftigkeit einer Note im Moniteur angezweifelt hat".

Der „Progrès du Pas de Calais", der einstmals die aufrührerischen Artikel des Gefangenen von Ham gebracht hatte, erhielt eine Verwarnung „wegen seiner allgemeinen Tendenzen, welche schon mehrmals Veranlassung zu lebhaften Reklamationen gewesen seien".

Eine Zeitung im Norddepartement erhielt eine Verwarnung in „Erwägung, daß die in der Zeitung gebrachte Polemik über industrielle Düngung geeignet sei, den Wert und die Resultate der von der Regierung getroffenen Untersuchungsmaßregeln zu schmälern und dadurch die Käufer unentschieden zu machen".

Eine Pariser Zeitung erhielt eine Verwarnung „wegen Äußerungen über Pirouetten der Damen vom Corps de Ballet".

Die „Patrie", ebenfalls Regierungsblatt, erhielt eine Verwarnung, weil sie „wahrscheinliche", nicht „offizielle" Nachrichten veröffentlicht habe; eine Provinzzeitung, weil sie einen Artikel gebracht habe, der dem Nationalgefühl widerstreite; eine andere Provinzzeitung, weil sie sich erlaubt habe, über Bewegungen von Kriegsschiffen zu berichten.

Der Gipfelpunkt der Groteske ist folgender Fall:

Im „Phare de la Loire" erschien ein Bericht über die Session des legislativen Körpers. Darin steht folgender Satz: „Der Kaiser hielt darauf die von uns mitgeteilte Rede und wurde nach der Agence Havas durch wiederholte Rufe: ‚Es lebe der Kaiser, es lebe die Kaiserin, es lebe der kaiserliche Prinz!' begrüßt."

Die Zeitung erhielt darauf eine Verwarnung, weil sie sich des Ausdruckes „nach der Agence Havas" bedient habe, „in Anbetracht, daß diese zweifelhafte Form unstatthaft sei gegenüber dem außerordentlichen Enthusiasmus, mit welchem die Rede des Kaisers den großen Staatskörper und alle guten Bürger erfüllt habe".

Genug der Beispiele, die keineswegs ausgesucht sind und beliebig vermehrt werden können. Das System ist vollkommen durchsichtig:

man suchte förmlich einen Anlaß zur Verwarnung, um die Presse wissen zu lassen, daß Suspension oder Verbot vor der Türe stand.

Was blieb unter diesen Umständen insbesondere dem politischen Journalismus anderes übrig, als seine Gedanken zwischen die Zeilen zu schreiben oder gar mit Gedankenstrichen auszudrücken, die sich jeder selbst zuende denken konnte?

Ein Meister dieses Stiles, der im Sagen nichts und im Verschweigen alles sagte, war Prévost-Paradol. Sobald es kritisch wurde, brach er einfach ab — und dieses Schweigen war so geschickt, daß selbst die präziseste Formulierung nicht den Effekt hätte erreichen können.

„Es lebe die Bedrückung!" schrieb er in einem Brief vom 17. März 1853 an Gérard. „Denn sie verhilft dem Gedanken, alle seine Mittel zu entfalten, und verleiht ihm seinen ganzen Wert. Sie ist die Lehrmeisterin der verhaltenen Kraft, der genau abgetönten Nuancen und des lakonischen beißenden Stiles. Wie günstig ist uns doch diese allgemeine Stille! Die alten Leute verstummen, die Straßensänger verschwinden, den Künstlern freie Bahn!"

Eine weitere Folge des starken Druckes war die wucherische Ausbreitung der „petite presse". Während die große Presse im allgemeinen farblose politische Artikel brachte, warf sich die kleine Presse auf den Stadt- und Gesellschaftsklatsch und blähte diesen über alle Grenzen des Taktes und Anstandes auf.

Die „petite presse" schuf die „chronique scandaleuse".

Daß die Regierung diese Ablenkung des Interesses geradezu für wünschenswert hielt, geht daraus hervor, daß sie die „petite presse" von Kaution und Stempel befreite. Die Kaution allein betrug in Paris 50 000 Francs, in mittleren Provinzstädten 25 000 und an kleineren Orten 15 000.

Die Parasiten der kleinen Presse zehrten das Budget der großen Presse langsam auf. Während die politischen Zeitungen dauernd ihre Auflagen verringern mußten, schossen die Klatschblätter üppig ins Kraut. Von 1098 Blättern, die am 1. Januar 1865 in Frankreich erschienen, waren 337 politische und 761 unpolitische Zeitungen. Die kleine Presse übertraf also die große um mehr als das Doppelte.

Die gesellschaftliche Bedeutung der kleinen Presse wird uns später noch zu beschäftigen haben. Da die Kabinettsgeheimnisse der Politik verboten waren, wurden die Kabinettsgeheimnisse der Liebe schamlos aufgedeckt. Und an die Stelle des Blickes hinter die Kulissen der

Tuilerien trat der weitaus pikantere Blick hinter die Kulissen des Theaters.

Hier hatte man keinen Prozeß zu befürchten, sondern höchstens ein Duell. Und gerade dieses war wünschenswert, da es wiederum Stoff für lange Spalten bot. Von den fünfzig großen Presseprozessen, die in den Jahren 1852—66 zu Paris stattfanden, endigte nicht ein einziger mit Freispruch.

„Bei einer derartigen Abhängigkeit der Presse", schrieb A. Vermorel in den „Biographies contemporaines", „wurden natürlich alle Schriftsteller, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollten und noch ein Gefühl für ihre persönliche Würde hatten, gezwungen sich zurückzuziehen; um das Land besser zu täuschen, mietete sich deshalb die Regierung ein Dutzend Piraten, um eine Opposition auf dem Gebiet der Presse zu schaffen. Diese Rolle einer künstlichen und gemachten Opposition haben auch das „Siècle" und die „Opinion nationale" bis zum 11. Mai 1868 gespielt, wo die Zeitungen endlich von der unerträglichen Last der vorhergehenden Genehmigung der Regierung zu ihrem Erscheinen befreit wurden. Wenn einige Journale sich noch erlaubten, hie und da ein Stück Unabhängigkeit durchzuschmuggeln, so wurden sie ganz unerbittlich unterdrückt und ihre Redakteure wurden unter Bergen von Geld- und Gefängnisstrafen begraben. Der diese Zeilen schreibt, weiß davon zu erzählen."

Waren somit Parlament und Presse restlos geknebelt, so machte man auch vor den Universitäten nicht halt. Die Hochschulprofessoren wurden, wie alle Beamten, gezwungen, den Treueid abzugeben. Sie mußten ferner die Inhaltsangabe ihrer Vorlesungen einreichen. Man empfahl ihnen „einen anständigen Habit und würdiges Benehmen" und verbot ihnen — einen Vollbart zu tragen!

Die Folgen dieser Maßregelung waren vorauszusehen und gewollt: alle berühmten und bedeutenden Gelehrten von Guizot bis Barthélemy Saint-Hilaire, von Vacherot bis Michelet, von Frédéric Morne bis Morel legten ihre Professuren nieder. Damit war die Blüte der Pariser Universität vollkommen zerstört.

Dem Collège de France wurde das Recht zur Selbstverwaltung genommen. Aus dem Rat für öffentlichen Unterricht wurden alle unabhängigen und freisinnigen Männer ausgeschaltet und durch bonapartistische Kreaturen ersetzt. In allen Schulen Frankreichs wurde die Ergänzung des Lehrkörpers durch freie Wahl unterdrückt. Das Vorschlagsrecht wurde zu einer leeren Formalität herabgewürdigt.

Wie in anderen Fällen, so hatte auch hier der Prinz-Präsident im rechten Augenblick den richtigen Mann gefunden: Fortoul. Fortoul war während der Regierung Louis Philippes ein Journalist der Opposition. Um eine Stellung als Professor an der Fakultät zu Toulouse zu erhalten, lief er zur Regierung über. Nach der Februarrevolution wurde er selbstverständlich Republikaner, um einen Sitz in der konstituierenden Versammlung zu erhalten. Und als die Aktien des Bonapartismus stiegen, schloß er sich Louis Napoleon an.

Er wurde zuerst Marineminister, obwohl er vielleicht nie ein Schiff gesehen hatte. Dann wurde er Unterrichtsminister mit dem Auftrag, die Universität zu knechten, das Collège de France zu unterdrücken und das Gebiet der öffentlichen Erziehung zu terrorisieren — was er alles gewissenhaft erledigt hat.

Im Zusammenhang mit der Diktatur müssen wir noch auf zwei Einrichtungen hinweisen, die in der Zeit der Präsidentschaft bereits eine große Rolle spielten und in der Folge zu den beiden wichtigsten Mitteln des zivilen Terrors auswuchsen: auf die geheime Briefzensur — das sogenannte „schwarze Cabinet" — und auf das geheime Spitzelwesen — die sogenannten „mouchards". Die bonapartistische Diktatur konnte um so weniger auf die geheime Kontrolle schriftlicher und mündlicher Äußerungen verzichten, als sie entschlossen war, alle vermeintlichen und wirklichen Gegner rücksichtslos auszurotten.

Die Einrichtung des „schwarzen Cabinets" war in Frankreich uralt. Ludwig XI. bestimmte 1464 ausdrücklich, daß die königlichen Kuriere nur dann Briefe des Publikums befördern dürften, wenn diese vorher gelesen würden und nichts enthielten, was gegen die Regierung gerichtet sei. Unter Ludwig XV. wurde das „schwarze Cabinet" auf eine vollständig geordnete Art organisiert.

„Der König hatte Herrn von Choiseul das Postgeheimnis mitteilen lassen", schreibt die Kammerfrau der Marquise von Pompadour in ihren Memoiren, „d. h. den Auszug der Briefe, welche man öffnete. Ich habe sagen hören, daß Herr von Choiseul Mißbrauch damit trieb, indem er seinen Freunden Privatsachen erzählte, die Liebesintrigen, welche die geöffneten Briefe oft enthielten. Die Methode war einfach: man nahm einen Wachsabdruck des Siegels, öffnete dann den Brief durch Schmelzen in heißem Wasser und siegelte ihn nachher wieder mit dem Abdruck zu. Der Intendant der Post brachte die Auszüge dem König, man sah ihn kommen und gehen wie die Minister."

Ludwig XVI. hatte anfänglich die Absicht, das „Cabinet du secret des

lettres" aufzulösen, doch ließ er sich bald davon überzeugen, daß die vorrevolutionären Umtriebe es notwendig machten. Nach dem Sturz der Bastille dachten die Sieger sogleich an die verhaßte Einrichtung. Am 15. Juli, morgens um 11 Uhr, brach bereits Villain d'Aubigné mit einer Eskorte vom Palais Royal auf und erklärte beim Generalpostamt, „daß die Briefe künftig unverletzlich seien".

Am 22. August 1790 dekretierte die Nationalversammlung, daß sämtlich Postbeamte einen Eid zu leisten hätten, das Geheimnis der Briefe des ganzen Königreichs zu respektieren. Mit dem Terror der Jakobiner wurde auch das „schwarze Cabinet" wieder eingeführt. Robespierre tat Mirabeau gegenüber den bezeichnenden Ausspruch:

„Ohne Zweifel sind die Briefe unverletzlich; aber wenn eine ganze Nation in Gefahr ist, kann das, was sonst ein Verbrechen ist, eine lobenswerte Handlung sein."

Noch viel weniger konnten Konsulat und Kaiserreich darauf verzichten. Herr de la Forêt, General-Postdirektor, arbeitete manchmal mit dem Ersten Konsul, und man weiß, was das sagen will, wenn ein General-Postdirektor mit dem Chef der Regierung arbeitet.

„Es ist eine sehr schlechte Einrichtung", sagte Napoleon selbst auf St. Helena über das „schwarze Cabinet", „die mehr Böses als Gutes stiftet. Es geschieht so oft, daß der Herrscher übler Laune oder durch fremde Ursachen beeinflußt ist, und außerdem sind die Franzosen so leichtsinnig und inkonsequent in ihren Briefen wie in ihren Worten. Ich wandte das schwarze Cabinet oft an, um die geheime Korrespondenz meiner Minister, Höflinge und höchsten Offiziere kennenzulernen."

Unter der Restauration des Königreiches war es nicht anders als unter der Restauration des Kaiserreichs. Das „schwarze Cabinet" wurde von zweiundzwanzig Beamten geleitet und kostete jährlich mindestens 600 000 Francs.

Durch ein Dekret vom 21. November 1853 wurde gesetzlich anerkannt, daß der Polizeipräfekt und sämtliche Präfekten das Recht hätten, sich jeden Brief von der Postdirektion ausliefern zu lassen, der ihnen verdächtig erschien.

Damit wurde lediglich ein Zustand gesetzlich anerkannt, der in Wirklichkeit immer bestanden hatte. Selbst einzelne Briefträger wurden angewiesen, die Post und ihre Empfänger zu überwachen.

Wie hätte Louis Napoleon auf dieses bequeme System der Überwachung des Volkes verzichten können und wollen? Er ließ zwar

mehrfach versichern, daß es kein „schwarzes Cabinet" gebe, aber wollte er damit nicht lediglich vergessen lassen, daß es ein Dekret vom 21. November 1853 gab? Wenn eine geheime Einrichtung überhaupt ihren Sinn haben sollte, so mußte sie geheim bleiben. Denn nur so bestand die Möglichkeit einer tatsächlichen Kontrolle der wahren Volksmeinung.

In der Tat gelang ihm diese Irreführung des Volkes. Erst im Januar 1867 wurde die öffentliche Meinung wieder an die Frage des Briefgeheimnisses erinnert.

Graf Chambord hatte einen Brief autographieren lassen, in welchem er sich über die innere Lage des Landes offen aussprach. Der Brief wurde unter Couvert an mehrere Personen in Frankreich verschickt. Der Polizeipräfekt kam jedoch gleich dahinter und ließ durch den General-Postdirektor sämtliche Postbüros anweisen, genau auf die Briefe zu achten und sie zu konfiszieren.

Der Volkswitz übte sich jedoch lange an der Maßregel. Auf zahlreichen Briefen, die in den Kasten geworfen wurden, stand zu lesen: „Rien du Comte de Chambord."

In den Jahren der Präsidentschaft Louis Napoleons gingen zwei Männer auf der Straße, von ihren Geschäften und ihrem Handel plaudernd. Der eine erwähnte irgendeinen Spitzbuben, über den er sich zu beklagen hatte.

„Er ist ein Elender, ein Betrüger, ein Lumpenkerl", rief er lebhaft gestikulierend aus.

„Mein Herr", sagte plötzlich ein Mann, auf ihn zutretend, „Sie sprechen von dem Präsidenten! Sie sind verhaftet!"

Der Mann, der sich einmischte, war ein Mouchard.

Diese kleine Geschichte erzählt uns Victor Hugo in „Napoléon le petit". Sie ist in manchem Betracht symptomatisch. Sie zeugt ebensosehr von der Unsicherheit der Regierung wie des Volkes. Sie wirft aber auch Licht auf eine geheime Einrichtung, die der Franzose ebenso geistreich wie anschaulich „mouchards" nannte.

Der Name ist abgeleitet von „mouche"-Fliege. Die Mouchards schwirrten überall herum wie die Mückenschwärme. Sie waren auf den Boulevards und in den Cafés. In den Gesellschaften und bei den Bällen. In den Boudoirs und in den Werkstätten. Sie saßen bald da, bald dort. Surrten immerfort um Hoch und Niedrig. Summsten immer etwas, was sie gehört und gesehen hatten. Es gab Mouchards im Frack wie in der Bluse, in der Uniform wie im Geschäftsrock, ja im Unterrock.

Entstand da irgendwo auf der Straße ein Skandal. Die Menschen strömten zusammen und die Polizei griff ein. Die Urheber des Skandals widersetzten sich der Arretierung. Da griffen einige Arme ein und halfen der Polizei. Brave Bürger, dachten die Unbefangenen. Die Eingeweihten aber wußten: Mouchards!

Bei einer Arbeiterschlägerei vergriffen sich die angetrunkenen Blaukittel an der Polizei. Einige Kameraden redeten ihnen begütigend zu. Wenn es nichts nützte, halfen sie arretieren. Diese Blusenmänner waren ebenfalls Mouchards.

Ein Fremder kam in Paris an. Gleich auf dem Bahnhofsplatze redete er einen gut gekleideten jungen Mann in deutscher Sprache an und erkundigte sich nach einem Quartier. Der junge Mann sprach fließend deutsch und erbot sich als Begleiter. Unterwegs unterhielt man sich ziemlich offen über das in Frankreich herrschende politische System. Mit einem Male entdeckte der Fremde, daß er bei der Polizei angelangt war. Der liebenswürdige Landsmann war ein Mouchard.

„Ich könnte unter den männlichen Mouchards selbst Deutsche nennen, denen man in allen Kaffeehäusern begegnet", erzählt ein deutscher Journalist. „Von Hause aus sind sie vielleicht ehrliche Seelen gewesen, aber man braucht in Paris so viel Geld, daß es schwer ist, in seinen Mitteln immer wählerisch zu sein; ja ich könnte sogar einige hiesige Korrespondenten fremder Zeitungen nennen, die von zwei Tischen speisen, in eitler Bewunderung der napoleonischen Glückseligmachungs-Maschine umhertaumeln und die Polizei von Paris mit ebenso sicheren Nachrichten versehen wie ihre auswärtigen Zeitungen . . ."

Die Geschichte eines Mouchard ist rasch erzählt:

Ein junger Mann ist durch Mißgeschick oder eigene Schuld herabgekommen. Zehn, fünfzehn Jahre lebte er in Paris in ganz obskuren Verhältnissen, schlecht essend, manchmal gar nicht, und den Freunden den Anblick eingedrückter Stiefel mit durchlöcherten Sohlen gewährend. Er kommt mit der Polizei einige Male in Berührung und zeigt schließlich, daß er ein geschickter Mann sei, auf dessen Dienste man rechnen könne. Er wird Mouchard, erhält Geld und führt ein elegantes Leben.

„Man begegnet täglich Elegants" ‚lesen wir bei dem erwähnten Journalisten weiter, „jungen Männern, die ihre 600 Francs monatlich verausgaben, ein sorgloses, lustiges Leben führen, überall sind, wo es Zerstreuung oder Amüsement gibt, denen es auf ein paar Louis nie ankommt, die gern mit den Fremden verkehren, von ihren Renten

oder ihrer Wohlhabenheit überhaupt renommieren, oder aber auch sorgfältig jede Berührung dieses Themas vermeiden, jungen Leuten endlich, denen man am besten aus dem Wege geht, und mit denen man am allerwenigsten irgend etwas sprechen soll, was an eine Kritik der französischen Regierung oder der gegenwärtigen Dynastie streift. Wenn diese Menschen noch einen Funken von Ehrgefühl im Leibe haben, so müssen sie ihr Brot sauer verdienen, denn sie sind die geheimen Argusse des Polizeipräfekten; sie haben ihre monatlichen Gehälter, sind aber dafür mit Leib und Seele der Polizei verkauft, die es sogar nicht verschmäht, ihre Spione aus den galanten Frauen von Paris zu rekrutieren. Diese süßen Schäferinnen tragen Rosen auf dem Busen und Dornen und Nesseln im Herzen, sie fangen Gimpel für eigene und fremde Rechnung und leisten dem Präfekten manch gute Dienste . . ."

Die meisten zählten gleichsam zur Komparserie der Polizei, die nur eingesetzt wurde, wo man sie benötigte. Bei den Wahlen mußten sie in der Hauptstadt und in den Departements agitieren. Nicht selten wurde ihnen zur Aufgabe gemacht, Unruhe zu säen, wo Ruhe herrschte, Uneinigkeit dort, wo Eintracht bestand — und das zu gewissen tieferen Staatszwecken!

Zu dieser Kategorie zählten z. B. zahlreiche Beamte in und außer Dienst. Sie erhielten monatlich 100 Francs im Durchschnitt als Sondereinnahme. Waren sie vorzügliche Denunzianten, so erhöhte sich diese Einnahme. Umgekehrt richtete sich ihr Eifer wieder nach der Bezahlung.

Was sollte der Beamte tun? Er aß das Brot der Regierung. Er hatte vielleicht nur ein kleines Einkommen. War vielleicht auch auf der Stufenleiter zu einer höheren Karriere. Für diese Leute war das politische Glaubensbekenntnis des Mouchard schnell fertig. Man hielt es einfach mit der herrschenden Partei.

Dieses System hatte natürlich seine tragische und seine komische Seite. Geld verdirbt den Charakter. Um es in diesem Falle zu verdienen, muß man seine Fähigkeiten unter Beweis stellen. Damit schwillt die Woge der Denunziation ins Ungemessene. Und nicht selten muß das, was nicht vorhanden ist, erfunden werden. Damit wird der Unschuldige zum Schuldigen. Der Denunziant aber hat seine Einnahme redlich verdient.

Zur komischen Klasse zählen jene Übereifrigen, die fortwährend das Vaterland in Gefahr sehen und es retten wollen. Sie glauben die Tui-

lerien ständig von Attentätern umringt. Träumen des Nachts von Barrikaden. Schreien im Schlafe das Wort „Republik". Es ist jene harmlosere Spezies Mücke, die immer umher fliegt und niemals sticht. Und doch richtet sie, ohne es zu wollen, manches Unheil an.

Weibliche Mouchards gab es vorzugsweise in den höheren Kreisen — was im zweiten Kaiserreich fast immer bedeutete, daß die „femme du monde" niedrigster Herkunft war — in den Salons und Boudoirs der Marquisen und Comtessen. Ihre Aufgabe war das Aushorchen fremder Diplomaten.

Hier eine kleine aber alltägliche Geschichte.

Die Marquise X. hatte auf einem Ball einen recht liebenswürdigen Diplomaten kennengelernt. Sie interessierte sich aufrichtig für seine Geschäfte und plauderte mit ihm so charmant über Diplomaten, daß häufige Besuche in ihrer Villa eine Selbstverständlichkeit wurden, hinter denen nur ein Dummkopf oder ein Schurke etwas Absichtliches hätte vermuten können.

„Aber woher so spät heute?" sagt sie eines Abends schmollend. „Es ist schon zehn Uhr. Sie vernachlässigen mich, mein Herr."

„Entschuldigen Sie, Marquise, Se. Excellenz der Botschafter X. wollte mich nicht früher fortlassen."

„Ah so, Sie kommen vom Grafen X.", erwidert sie mit einer gewissen Ungläubigkeit. „Man kennt das."

„Es ist, wie ich sage, meine Freundin", beteuert der Diplomat, die Hand der Marquise ergreifend.

Die Marquise weist ihn zurück, bricht in Tränen aus und spielt mit unvergleichlichem Geschick die Mißtrauische und Beleidigte, bis der Diplomat gerührt zu beichten beginnt, daß in der Tat politische Unterhandlungen ernster Art ihn so lange ferngehalten haben.

„Ja wohl, Kulissen-Politik, man kennt die Neigungen der Herren Gesandten!" ruft die Marquise, immer noch schluchzend.

„Aber nein, mein Kind, wir sprachen über die orientalische Frage. Es scheint, daß große Ereignisse bevorstehen."

„Wie so das?"

Und der zutraulich gewordene Diplomat berichtet nun, was für Schritte seine Regierung zu tun gedenke.

„Lauter dunkle Redensarten", sagt die Marquise. „Wenn Sie mir etwas erzählen wollen, so erzählen Sie mir wenigstens etwas Wahres."

Einmal auf das Kapitel Politik gekommen, gab es kein Halten mehr. Die liebenswürdige Marquise wußte so viel und so geistvoll zu

fragen, sie hörte so aufmerksam zu, daß es eine Freude war, eine so gelehrige Schülerin zu haben.

Allmählich beruhigte und besänftigte sie sich, das Eis auf ihrer Stirne schmolz, die Tränen verrannen, sie wurde immer herzlicher — und zum erstenmal wurde der Diplomat in seinen Werbungen nicht abgewiesen.

Noch bevor er am anderen Morgen die Villa verließ, wußte man in den Tuilerien alles, was man zu wissen begehrte.

Die geheime Spionage war in Frankreich gewiß nicht erst ein Produkt des Zweiten Kaiserreichs. Aber selten war sie so weit verzweigt und so wohl durchdacht wie in dieser Epoche.

Vidocq hatte in der Epoche der Restauration die „brigade de sûreté", gegründet, die notorisch aus Gaunern und entlassenen Bagno-Sträflingen bestand. Vidocq hatte sich selber in frühester Jugend unter Gaunern herumgetrieben, war zu den Galeeren verurteilt worden, aber zweimal entkommen. Unter den Bourbons trat er als Spion in die Dienste der Pariser Polizei.

Das „service de sûreté" trat später an die Stelle der Brigade. Das System der Mouchards war schon unter Louis Philippe ausgebildet. Als Maupas, der Polizeipräfekt des Staatsstreiches, seine Tätigkeit begann, nahm er Delahodde, einen der berüchtigsten Mouchards Louis Philippes, in den Dienst.

Es ist verständlich, daß der Pariser die heimtückischen Mouchards wenig liebte. Um so mehr freute er sich, wenn der Übereifer mancher Spione offizielle Persönlichkeiten erwischte und diese so den Segen der Einrichtung am eigenen Leibe erfahren mußten.

Der Präfekt eines Departements war auf acht Tage nach Paris gekommen. Eines Abends bemerkte er eine Frau, die offenbar verfolgt wurde. Tatsächlich schlich im Schatten der Häuser ein Mann.

„Mon Dieu, mein Herr", sagte die Dame sich an den Präfekten wendend, „es ist das erste Mal, daß ich mich des Abends allein in Paris befinde. Ich bemerke, daß mich ein Mann verfolgt. Würden Sie so gut sein und mich ein wenig begleiten?"

Der Präfekt war ein Kavalier und brachte sie in die Rue de Seine. Als sie eben in dem Hause verschwinden wollte, drangen zwei Männer auf das Paar ein. Der Präfekt wollte sich mit seinem Stock wehren. Da tönte ein Pfiff — und von allen Seiten kamen die Sergeants de ville herbei.

Es half nichts — das Paar wurde zur Wache abgeführt.

„Sie haben eine Diebin begleitet", sagte der Wachhabende. „Sie sind ein Dieb!"
„Ich bin der Präfekt von —!"
„Dummes Zeug! Vorwärts!"
„Da ist mein Kreuz!"
„Das wird Ihnen schon abgenommen!"
Der Präfekt tobte.
„Trennen Sie den Mann von seiner Mitschuldigen!" hieß es.
Dann brachte er die ganze Nacht resigniert unter den Spitzbuben des Quartiers zu. Erst am anderen Morgen stellte sich heraus, daß er das Opfer übereifriger Mouchards geworden war.
Die Zeitungen durften darüber kein Wort berichten.

REDEN

„Herr Pfarrer!

Da Seine Gnaden, der Prinz-Präsident, im Begriffe ist, sich in die Provinzen des Südens zu begeben, um sie zu besuchen, wie er es im Elsaß und in Lothringen gemacht hat, so ist es gerecht, daß er mit allen unseren Wünschen begleitet, sozusagen unter den Schutz des Gebetes gestellt ist, damit die große Reise glücklich sei, die er unternimmt. Das, was er bereits im Osten gesehen hat, die rührenden Beweise der Zuneigung, die er dort erhalten hat, haben ihn begreifen lassen können, welches die Gefühle Frankreichs für ihn sind, und wie sehr wir für alles das dankbar sind, was er für uns getan hat. Denn er hat sich großmütig geopfert, er hat alles gewagt, er hat Dinge ausgeführt, an die vor ihm niemand gedacht hatte. Möge dieser Mann Gottes, dieser große Mann dafür gesegnet sein, denn Gott ist es, der ihn für das Glück unseres Vaterlandes erweckt hat, um alle die Leiden zu heben, die ihm sechzig Jahre der Revolution, grausamer Kriege, die endlos schienen, verursacht hatten. Noch einmal, möge er dafür gesegnet sein! Wir werden für ihn beten, das ist der Tribut, den er das Recht hat, von uns für die hohen Dienste zu verlangen, die er uns erwiesen hat und die er uns noch erweisen wird. Das ist eine Pflicht, die wir uns bestreben werden ihm gegenüber zu erfüllen."
Nachdem Louis Napoleon den Entschluß gefaßt hatte, in der Zeit vom 15. September bis zum 15. Oktober 1852 eine Propagandareise für die Wiederherstellung des Kaiserreichs in die Departements des Sü-

dens zu unternehmen, wurden alle Städte und Dörfer, ja die geringsten Weiler von der Geistlichkeit in Bewegung gesetzt, und der Bischof von Châlons richtete an alle Priester seiner Diözese das vorausgegangene Rundschreiben.

Diese Reise in den Süden hatte er ein Jahr früher im Anschluß an seine Reise nach dem Osten durchführen wollen. Damals war es ihm darum zu tun, den Staatsstreich stimmungsmäßig unter der Bevölkerung vorzubereiten. Gewisse Vorgänge hatten ihn jedoch davon abgehalten. Nun lag der Staatsstreich hinter ihm, das Kaiserreich aber in seinem alten Glanze unmittelbar vor ihm.

Am 15. August 1851 hatte er in Lyon jene Rede gehalten, in der er die Gerüchte über den Staatsstreich zurückwies. Das Volk von Lyon hatte ihn allerdings längst durchschaut. Als er die Vorstadt Croix-Rouge besichtigen wollte, wurde er mit dem Rufe empfangen:

„Es lebe die Republik! Es lebe das allgemeine Stimmrecht! Nieder mit dem Kaiserreich!"

Nur mit Mühe war es seiner Eskorte gelungen, ihn vor tätlichen Angriffen in Schutz zu nehmen.

In Chartres, in Amiens hatte er vom Frieden in Europa gesprochen. Diese Reden sollten seine kriegerischen Absichten verschleiern. In Besançon nahm er in der Halle des Stadthauses an einem Volksball teil, der ihm zu Ehren veranstaltet wurde. Wieder drang eine drohende Gruppe auf ihn ein und rief:

„Es lebe die Republik! Nieder mit dem Kaisertum!"

Die Begleiter des Prinzen legten die Hand an den Degen und vertrieben die Demonstranten.

In Ham war er, Vieillard, Vaudrey, Conneau, Persigny und Laity an seiner Seite, wie ein wahrer Triumphator eingezogen. Die Kanonen der Festung hatten gedonnert und alle Glocken geläutet. Mit breitem Behagen hatte er von seiner Gefangenschaft und Flucht erzählt.

In seinen Räumen saß im Augenblick Bou-Maza, der fanatische Häuptling der Kabylen von Quarensenis. Am Abend lief Bou-Maza als freier Mann in dem Städtchen herum. Ein Glück, daß er gerade in diesen Zellen untergebracht war!

An dieser Stelle hatte der Präsident nicht gezögert, über seine Vergangenheit ein reumütiges Bekenntnis abzulegen. Die Rede sollte jedoch mehr als Reue, sie sollte Mahnung an alle sein, die sich vielleicht mit dem Gedanken trugen, sich gegen ihn aufzulehnen:

„Heute, wo ich von ganz Frankreich erwählt, das rechtmäßige Ober-

haupt dieser großen Nation geworden bin, vermöchte ich mich nicht einer Gefangenschaft zu rühmen, deren Ursache der Angriff gegen eine rechtmäßige Regierung gewesen war. Wenn man gesehen hat, wieviele Leiden die gerechtesten Revolutionen nach sich ziehen, so begreift man kaum die Vermessenheit, daß man die schreckliche Verantwortung einer Veränderung hat auf sich nehmen wollen. Ich beklage mich daher auch nicht, hier durch eine Gefangenschaft von sechs Jahren mein Unternehmen gegen die Gesetze meines Vaterlandes gebüßt zu haben, und ich schlage Ihnen mit wahrem Glücke an den Orten selbst, an denen ich gelitten habe, einen Toast zu Ehren der Männer vor, welche trotz ihrer Überzeugung entschlossen sind, die Institutionen ihres Vaterlandes zu achten."

Das war allerdings beinahe eine Unverfrorenheit in einem Augenblick, in dem er längst entschlossen war, die Institutionen seines Vaterlandes noch gründlicher zu mißachten als bei dem Boulogner Unternehmen, in dem er entschlossen war, die Illegalität zum Prinzip der Legalität zu inthronisieren.

Zwischen Angers und Nantes, im Herzen der Vendée, hatte er Gelegenheit, noch mehr als die Legalität die — Legitimität zu feiern. Das Dampfschiff, das ihn die Loire hinaufführte, fuhr an der Kapelle vorbei, die über dem Grabe Bonchamps errichtet worden war. Er hob seinen Hut und begrüßte den tapferen vendeeischen Soldaten, der unter den Kugeln der Republikaner gefallen war!

Vor der Statue Cambronnés, des Besiegten von Waterloo, hatte er Sätze gesprochen, die alle Zweifel an seinem „friedlichen Imperialismus" zerstreuen sollten:

„Alle diese auf so edle Weise von Ihnen gewürdigten Erinnerungen beweisen mir, daß, wenn das Schicksal es wollte, wir nochmals die große Nation durch die Waffen sein würden. Aber es gibt heutzutage einen ebenso großen Ruhm, welcher darin besteht, uns jedem Bürgerkrieg und jedem ausländischen Kriege zu widersetzen und durch die allmähliche Entwicklung unseres Gewerbefleißes und unseres Handels groß zu werden. Sehen Sie diesen Wald von Masten, der hier in Ihrem Hafen schmachtet; er erwartet nur einen Beistand, um die Erzeugnisse unserer Zivilisation bis ans Ende der Welt zu bringen. Seien wir einig, vergessen wir jede Ursache des Streites, lassen Sie uns der Ordnung, den großen Interessen unseres Vaterlandes ergeben sein, und wir werden bald durch die Künste, durch den Gewerbefleiß, durch den Handel nochmals die große Nation werden."

Kaum hatte er dieses pazifistische Bekenntnis abgelegt, so widerrief er es in Saumur, nachdem er den Manövern der Kavallerie beigewohnt hatte:

„Hier ist der militärische Geist in seiner ganzen Kraft und, Gott sei gelobt, er ist seinem Erlöschen nicht nahe. Vergessen wir nicht, daß dieser militärische Geist in Zeiten der Krisis der Schutz des Vaterlandes ist. Bemühen wir uns daher, ihn unangetastet zu erhalten und ihn noch mehr zu entwickeln, denn, glauben Sie mir, wenn die Erzeugnisse der Künste und der Wissenschaft unsere ganze Bewunderung verdienen, so gibt es etwas, was sie noch mehr verdient, nämlich die Religion der Pflicht, die Treue zur Fahne."

In Tours war er wieder auf die Gerüchte von einem Staatsstreich zurückgekommen, die er in Lyon bereits gegeißelt und „widerlegt" hatte:

„Man hat behauptet, und man behauptet noch heute in Paris, daß die Regierung irgend ein dem achtzehnten Brumaire ähnliches Unternehmen vorhabe. Aber befinden wir uns denn unter den gleichen Umständen? . . . In meinen Augen kann Frankreich mit einem Schiffe verglichen werden, das, nachdem es durch die Stürme hin- und hergeworfen ist, endlich einen mehr oder weniger guten Hafen gefunden hat, in welchem es aber vor Anker gegangen ist. Nun denn! In diesem Falle muß man das Schiff ausbessern, seinen Ballast wieder ersetzen, seine Maste und sein Segelwerk wiederherstellen, bevor man sich wieder in die offene See wagt. Die Gesetze, die wir haben, können mehr oder weniger mangelhaft sein, aber sie sind der Vervollkommnung fähig. Vertrauen Sie daher auf die Zukunft, ohne an Staatsstreiche oder Aufstände zu denken!"

Ein Vierteljahr später war der achtzehnte Brumaire dagewesen!

Die Fahrt durch das Elsaß war noch enttäuschender als die Besuche in den nordöstlichen Städten abgelaufen. Die Beamten waren kriechend, wie überall, aber die Bevölkerung rief in Straßburg, Colmar und Mühlhausen immer wieder:

„Es lebe die Republik!"

„Ich will Ordnung und gedeihlichen Aufschwung!" rief der Prinz-Präsident in Straßburg aus. „Ich werde die Verfassung, obwohl sie hauptsächlich gegen mich gemacht ist, heilig halten und stets die Souveränität der Nation anerkennen. Ich setze meinen größten Ehrgeiz in den Titel eines ehrlichen Mannes, ich kenne nichts Höheres als die Pflicht."

Die Straßburger waren nicht wenig überrascht von dem hohen Pathos des ehemaligen Finkmattstürmers. Jedenfalls gab die Bevölkerung kein Zeichen der Zustimmung oder des Beifalls.

In Mühlhausen spielte die Musik bei der Musterung der Nationalgarde die Marseillaise und in Colmar empfing den Prinz-Präsidenten ein Bataillon Nationalgarde mit dem Rufe:

„Es lebe die Republik!"

Erzürnt verließ Louis Napoleon die ungastlichen Städte, begleitet von einem Pfeifkonzert der Gassenjungen.

In Cherbourg, wohin er sich jetzt wandte, war der Empfang nicht freundlicher. Der Präsident erinnerte daran, was sein Oheim für Stadt und Hafen getan hatte und fuhr fort:

„Wenn irgendeine Stadt, so muß Cherbourg napoleonisch und konservativ sein. Napoleonisch aus Erkenntlichkeit, konservativ aus richtiger Würdigung seiner Interessen."

Aber Cherbourg wollte weder das eine noch das andere sein. Unter den Klängen der Marseillaise sagte der Kommandant der Nationalgarde zum Präsidenten, daß die Nationalgarde stets bereit sei, die Republik zu verteidigen, der Angriff möge kommen, woher er wolle. St. Lô folgte dem Beispiel Colmars. Straßenjungen führten eine Katzenmusik auf. Zwischen Volk und Polizei kam es zu einem Handgemenge, während dessen Verlauf drei Bürger arretiert wurden. Die Menge warf die Mützen in die Höhe, von denen zwei auf das Haupt des Präsidenten fielen. Begleitet von endlosem Gelächter, verließ er schnellstens die Stadt.

So und ähnlich war es in Coutances, Granville, Avranches zugegangen. Dies hatte endlich den Prinz-Präsidenten bewogen, die Reise abzubrechen und die Fahrt in den Süden auf einen späteren Zeitpunkt zu verlegen.

Sie fand jetzt unter ganz anderen Voraussetzungen statt. Der immer gefürchtete, stets abgeleugnete Staatsstreich hatte stattgefunden und die Stellung des Prinz-Präsidenten als unumschränkter Machthaber begründet. Jetzt drohte das Volk nicht mehr ihm. Jetzt drohte er dem Volke.

Mit dem Beamtentum hatte er die zivile, mit der Armee die militärische, mit dem Klerus die geistige Macht in seinen Händen. Die Arbeiter wurden rücksichtslos verfolgt und unschädlich gemacht. Die Bauern waren durch die Kirche leicht zu lenken.

Es läßt sich ermessen, welche Wirkung das eingangs erwähnte Rund-

schreiben auf dem Lande hatte: Überall wurde der Diktator als der Messias der Nation begrüßt.

„Domine salvum fac Ludovicum Napoleonem", sangen die Priester.

„Ave, Caesar imperator", rief die Menge.

Als Diktator zog er aus. Als Kaiser kehrte er zurück. Was die Beamten und der Klerus nicht tun konnten, das taten die bonapartistischen Agenten. Das Kaiserreich war schon fertig, ehe es ausgerufen worden war.

„Das Kaiserreich ist überall", sagte ein Senator in Grenoble, als er die Begeisterung des Landvolkes sah.

Am 14. September um ein Uhr verließ der Prinz — der Titel Präsident war jetzt überflüssig geworden — Paris, um sich nach Bourges zu begeben. Alle Minister, alle hohen Staatsbeamten, alle eingesetzten Körperschaften und die Geistlichkeit gaben ihm das Geleit bis an den Bahnhof der Eisenbahn von Orléans.

Die Meldung von der Ankunft des Prinzen im Departement du Cher hatte die kleinsten Dörfer der Provinz in Aufregung versetzt. Die verschiedenen Gemeinden kamen von allen Seiten mit ihren Fahnen unter der Führung des Maire und des Gemeinderats. Einige hatten während der Nacht zwölf bis fünfzehn Stunden zu Fuß zurückgelegt, um dem Fest beizuwohnen. Ganz Berry war dabei vertreten.

Die Provinz Berry war besonders kaisertreu. Nach Waterloo hatten die Bewohner von Bourges bereitwillig die Soldaten der großen Armee aufgenommen, die man damals die Räuber der Loire nannte.

Hundertundein Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft des Prinzen in Bourges. Der Marsch vom Bahnhof zum erzbischöflichen Palais glich einem wahren Triumphzug. Das Tor der Stadt war mit einem ungeheuren Adler und Trophäen mit den Anfangsbuchstaben L. N. geschmückt.

Die Nationalgarden trugen Uniformen von der Aushebung von 1814. Alte Soldaten der Kaiserzeit waren zu Fuß gekommen. Sie hatten Tränen in den Augen.

Der Zug ging durch die Allee Saint Sulpice. Alle Häuser waren mit Fahnen und Girlanden geschmückt. In eleganter Toilette saßen die Damen an den Fenstern. Unaufhörlich regneten Blumen auf die Wege. Ein Viertel auf acht kam der Prinz vor der Metropolitankirche an. Seine Gnaden, der Kardinal Dupont, Erzbischof von Bourges, empfing ihn, umgeben von der Geistlichkeit, am Eingang der alten Basilika von

Sankt Stephan. In Prozession wurde er bis zum Chor geleitet, wo ein prachtvoller Thronhimmel für ihn errichtet war.
Nach einem kurzen Gebet ließ Seine Gnaden der Kardinal das Domine salvum fac Ludovicum Napoleonem singen. Der Tag fing an sich zu neigen. Bald lag die Kathedrale in tiefe Dunkelheit versunken. Aus den Fenstern des Chores brachen feierlich die Lichter.
Im erzbischöflichen Palais fand danach eine Tafel statt. Unterdessen wurde die Stadt illuminiert. 69 000 Lichter sollten die Zahl der Stimmen darstellen, welche der Präsident von dem Departement erhalten hatte.
Um zehn Uhr begab sich der Prinz auf den Ball in der Präfektur. Nachdem er die Runde durch die Säle gemacht hatte, ging er durch den Garten auf die Terasse, um die Illumination und das Feuerwerk zu genießen. Kaum erschien er auf der Estrade, als die Menge begeistert rief:
„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!"
Um ein Uhr des folgenden Tages reiste der Prinz von Bourges nach Nevers ab. Die gleichen Rufe tönten ihm noch lange nach.
Dieser Auftakt war verheißungsvoll. Überall die gleichen Empfänge, Rufe, Gesänge, Essen, Bälle, Illuminationen. Die Regie war glänzend. Die Claqueure entfesselten Beifall. In Sprechchören dröhnte es immer wieder:
„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!"
Eine Abwechslung war in Nevers der Zug der Körperschaften mit dreifarbigen Schärpen, Fahnen und Bannern, auf denen man Wahlsprüche wie diese lesen konnte:
„Es lebe der Kaiser! Napoleon! Napoleon dem Dritten! Unserem guten Prinzen Louis Napoleon!" Selbst auf den Hüten las man die gleichen Sprüche.
Am folgenden Tag traf er in Moulins ein. Der Maire der Stadt schloß seine Ansprache:
„Der sechzehnte September wird ein denkwürdiger Tag für die Stadt Moulins sein! Es lebe Louis Napoleon!"
„Es lebe der Kaiser!" antwortete das Echo der Menge.
Der Prinz ließ zweitausend Francs an ehemalige Soldaten des Kaiserreichs austeilen!
Von Moulins begab er sich nach Roanne. In Saint-Germain-l'Espinasse wartete Persigny auf ihn, um ihn durch das Departement Loire zu begleiten.

„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!" schallten tausendfach die Rufe.

„Prinz", sagte der Pfarrer von Roanne, „möge Gott Sie mit seiner mächtigen Hand leiten und Ihnen die Mittel verleihen, für den Ruhm und das Glück der Religion und der Gesellschaft das Werk des Heiles auszuführen, das Sie auf eine so edle Weise angefangen haben!"

Weiter von Roanne über Neulise, Feurs, Montrond, Gouonniere nach Saint-Etienne. Überall Triumphbogen, Blumen, begeisterte Mengen. Die Bergleute des Bezirkes von Saint-Etienne hatten einen Stollen aus Steinkohlenblöcken nachgebildet. Über dem Eingang stand: „Vive l'Empereur!" Im Mittelpunkt ein ungeheurer kaiserlicher Adler, aus Kohle gehauen.

Im Stadthaus von Saint-Etienne empfing ihn ein kolossaler Adler von acht Fuß mit ausgebreiteten Flügeln, der aus — Kavalleriesäbeln und Bajonetten kunstvoll zusammengesetzt war.

Von Saint-Etienne ging die Fahrt durch die Gegenden des Gewerbefleißes: Saint-Chamond, Rive-de-Gier, Givors, nach Lyon, der zweiten Hauptstadt Frankreichs.

Wie anders war diesmal der Empfang in Lyon! Kaum in der Präfektur angekommen, wollte der Prinz dem Volk vom Balkon aus danken, noch bevor die offiziellen Feierlichkeiten begannen.

Eine Schwadron Dragoner und ein Bataillon der Linie hatten den Platz vor dem Stadthause besetzt und hielten die Menge zurück. Der Prinz ließ den Truppen den Befehl geben, sich zurückzuziehen. Sogleich stürzte der Strom der Menschen bis vor den Balkon und schrie:

„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!"

Am anderen Tag fand die Einweihung einer Reiterstatue Napoleons im Quartier Perrache statt. Bei dieser Gelegenheit hielt der Prinz und Neffe des Kaisers eine bezeichnende Ansprache an die Lyoneser:

„Eure Stadt hat sich immer durch merkwürdige Vorfälle an die verschiedenen Zeitabschnitte des Lebens des Kaisers angeschlossen. Ihr habt ihn als Konsul begrüßt, als er über die Berge ging, um neue Lorbeern zu sammeln. Ihr habt ihn als allmächtigen Kaiser begrüßt, und als Europa ihn auf eine Insel verbannt hatte, habt Ihr ihn wieder zuerst im Jahre 1815 als Kaiser begrüßt ...

„Der Kaiser war der Vermittler zweier feindlicher Jahrhunderte; er tötete die alte Staatsverfassung, indem er alles das wieder herstellte, was diese Staatsverfassung Gutes hatte; er tötete den revolutionären Geist, indem er überall die Wohltaten der Revolution triumphieren ließ ...

„Sobald das Volk sich daher auch in seiner Wahl frei gesehen, hat es die Blicke auf den Erben Napoleons geworfen, und aus demselben Grunde hat sich von Paris bis Lyon, auf allen Punkten meines Weges der einstimmige Ruf erhoben: Es lebe der Kaiser! Aber dieser Ruf ist in meinen Augen weit eher eine Erinnerung, welche mein Herz rührt, als eine Hoffnung, die meinem Stolze schmeichelt . . .

„Wenn der bescheidene Titel als Präsident die Sendung erleichtern könnte, die mir anvertraut war und vor der ich nicht zurückgewichen bin, so werde ich nicht aus persönlichem Interesse diesen Titel gegen den des Kaisers zu vertauschen wünschen . . ."

Das war wieder wenige Wochen vor der Ausführung die Ableugnung einer Absicht, die längst feststand. Wie der Prinz vor einem Jahr die Gerüchte um den Staatsstreich in dieser Stadt abstritt, so gab er sich jetzt den Anschein, als ob das Volk, nicht er, das Kaiserreich wünsche. Dabei sollte es auf den Tag nach einem Jahr Wirklichkeit werden!

Nach Beendigung der Rede wurde die Hymne der Makkabäer — „Singen wir Victoria!" — von der Gesellschaft der Orpheonisten angestimmt. Der Prinz aber stieg zu Pferde, um sich nach den Festungswerken der Vitriolerie zu begeben, wo ihm die Armee das Schauspiel eines Scheinangriffes auf diese Schanze bieten sollte.

Als der Prinz Lyon verließ, erschienen ihm die Bewohner des Isère-Tals, als hätten sie erst die Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba erlebt. In den Flecken hatten sich die Leute längs der Wege aufgestellt. Jeder Gemeinde voraus ging ihr Seelenhirt.

In Grenoble empfingen ihn Glockengeläute und Kanonendonner. Mehr als fünfzigtausend Menschen schrien wie aus einer Kehle:

„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!"

Mit einem Zwerchsack auf dem Rücken, ein Tambour voran, die Frauen und Kinder zur Seite, waren die Bergbewohner von den höchsten Alpen herabgestiegen, um den Einzug des Prinzen zu sehen.

Ein glänzendes Feuerwerk fand am Abend statt. Es stellte einen Angriff auf das Fort Rabot durch das Fort der Bastide dar. Blitzende Haubitzen, Garbenkugeln, Flammen, Kanonenschläge. Das Fort Rabot antwortete auf diesen Angriff eine Stunde lang.

Plötzlich erhob sich ein mit dem Blitz mit goldenen Rauten bewaffneter Adler in die Lüfte, und indem er über der Bastide schwebte, bedeckte er sie mit Feuer und Funken. Sogleich erleuchteten sich die beiden Forts, das Gebirge und die benachbarten Orte in einer Feuers-

brunst und das von der kaiserlichen Krone überragte N glänzte in den Wolken der Nacht.
Im Brillantfeuerwerk konnte der kaiserliche Adler sicher noch einmal siegen!
In Polygone bei Grenoble paradierten alte Veteranen der Kaiserzeit mit zerrissenen Fahnen, deren Inschrift 1805—1815 lautete. Die wackeren Leute, zu alt, um zu gehen, waren auf einem Ochsenkarren gekommen, der mit Tannenzweigen geschmückt war.
Durch das Tor von Bone kehrte der Prinz nach Grenoble zurück. Hatte nicht auch der Kaiser 1815 dieses Tor passiert, nachdem es die Bewohner mit Axtschlägen zerschmettert hatten? Vor dem Wirtshaus zu den Drei Delphinen las der Neffe mit goldenen Buchstaben auf Marmor:
„Der Kaiser Napoleon hat sich in diesem Wirtshause den 7., 8. und 9. März 1815 bei seiner Rückkehr von der Insel Elba aufgehalten."
Von Grenoble ging es durch wahre Triumphstraßen über Moirand, Voreppes, Tullins, Saint-Marcellin entlang der Isère. Im Departement Drôme, Ardèche die gleiche Begeisterung. In Romans gingen die Priester mit dem Kreuz an der Spitze.
In Valence neue Spuren des Oheims, die der Neffe sklavisch bewunderte. Hier hatte der Kaiser im Regiment la Fère mehrere Jahre seiner Jugend zugebracht. Hier hatte er sich auf seine Bestimmung durch eifriges Studium vorbereitet.
Das zweite Artillerieregiment hatte dem Erben des Kaisertums einen sinnigen Triumphbogen errichtet aus Kanonen, Haubitzen, Musketen, Flinten und Kavalleriesäbeln. Vierundzwanzigpfünder bildeten die Sockel der beiden Hauptsäulen. Sie trugen Bündel von Flinten und Säbeln.
„Louis Napoleon, die Stadt Valence", stand darüber zu lesen.
Wieder Paraden, Illuminationen, Tafeln, Toaste, Bälle und in der Kathedrale das Domine salvum.
„Dem Kaiser Louis Napoleon!" stand auf dem Triumphbogen bei La Voulte.
„Dem Retter Frankreichs! Es lebe Napoleon III." in Pouzin.
In Rochemaure hatte man sich eine besondere Ehrung ausgedacht. Als der Prinz mit einem Schiffe unter der Brücke hindurchfuhr, fiel eine kaiserliche Blume unmittelbar vor seinen Füßen nieder.
„Leben und Ruhm, Napoleon!" stand über dem Brückenbogen.
„Die Stadt Viviers, Napoleon III., dem Erwählten, dem Retter und

dem Wiedererwählten", war auf dem Triumphbogen von Viviers zu lesen.

Bei Avignon hatten sich die Massen aus den Departements Vaucluse, Nieder-Alpen und Gard versammelt. Sie trugen Banner mit der Inschrift in goldenen Buchstaben:

„Die Gemeinde von Saint-Cécile verlangt das Kaiserreich."

„Die Gemeinde von Châteauneuf will das Kaiserreich."

In die rauschenden Feste von Avignon kam zum erstenmal ein Mißton. Der Prinz hatte kaum den Ballsaal betreten, so wurde er von dem Präfekten in ein Komplott eingeweiht, das sich gegen sein Leben richtete. In Marseille hatte man das Modell einer Höllenmaschine gefunden, das ihm noch am Abend vorgelegt wurde.

Diese Höllenmaschine bestand aus zweihundertfünfzig Flintenläufen und vier Läufen von Donnerbüchsen starken Kalibers. Das Ganze teilte sich in achtundzwanzig Stücke und die Läufe enthielten fünfzehnhundert Kugeln.

Auf der Heerstraße von Aix nach Marseille wollten die Verschwörer die Höllenmaschine zur Explosion bringen. Herr Sylvain-Blot, Generalinspektor im Polizeiministerium, entdeckte die Pläne rechtzeitig und verhinderte so die Ausführung.

Über dem Hospital erinnerte eine rasch verfertigte Inschrift daran, daß drei Souveräne am 24. September ihren Einzug in Avignon gehalten haben: 1370 Papst Urban V., 1562 Karl IX., 1852 Louis Napoleon.

„Dem Retter und dem Wohltäter Frankreichs wird die Stadt Arles nicht undankbar sein", stand über dem Triumphbogen dieser Stadt.

„Er wird die Oberfläche der Erde erneuern", an einer anderen Stelle.

In Marseile fuhr der Prinz mit dem Zuge ein. Das Linienschiff, das den Namen „Napoleon" trug, gab im Hafen drei Kanonenschüsse ab. Ein Dampfschiff, das er später bestieg, trug den Namen „Königin Hortense".

„Louis Napoleon, das dankbare Marseille", las man über dem Triumphbogen.

„Domine salvum fac Napoleonem", wurde wieder gesungen.

„Es lebe der Kaiser!" wurde wieder gerufen.

In Toulon, Aix, Tarascon, Nîmes das gleiche Schauspiel.

„Ich freue mich eine Stadt zu besuchen", sagte der Prinz in Nîmes, „in welcher das Gefühl der Achtung für die Obrigkeit in einem so hohen Grade ausgeprägt ist. Ich hoffe, daß von meiner Ankunft in

Ihren Mauern sich eine neue Epoche der Eintracht und der Versöhnung herschreiben wird. Meine Regierung wird immer bemüht sein, die Spuren der Spaltung der Parteien zu verwischen, um auf diese Weise Ihren eigenen Gesinnungen zu entsprechen."

In Montpellier ereignete sich wieder im Ballsaale ein kleiner Zwischenfall, der in der Regie nicht vorgesehen war. Beim Eintritt des Prinzen wurde er von den Claqueuren mit dem üblichen Rufe empfangen:

„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!"

„Es lebe die Amnestie!" drängten sich einige Stimmen dazwischen. Der Prinz hatte es wohl gehört. Er blieb daher nur kurze Zeit. Während er dann die Stufen der Estrade hinunterging, hörte er die gleichen Rufe von oben.

„Ich höre Rufe: Es lebe die Amnestie!" sagte er, sich umwendend. „Die Amnestie ist mehr in meinem Herzen als auf Euren Lippen. Wenn Ihr sie wünscht, so macht Euch ihrer durch Eure Mäßigung und Euren Patriotismus würdig!"

„Es lebe der Kaiser!" kam es jetzt von anderer Seite.

Keine Geste der Versöhnung! Nur eine Phrase als Vorschuß auf die Zukunft! Damit waren die Herzen des arbeitenden Volkes keineswegs zu gewinnen.

In Montpellier ließ er wieder einige Tausend Francs an die alten Soldaten der Großen Armee verteilen. Sie waren für die Stimmungsmache wichtiger als unzufriedene Arbeiter.

Von Montpellier ging es im immer größer werdenden Triumph über Béziers, Pézénas, Narbonne, Carcassonne nach Toulouse.

In Carcassonne hatte die Munzipalität den Freudentag damit begonnen, daß sie eine Verteilung von Brot und Fleisch an die Armen der Stadt anordnete. Als der Prinz dies vernahm, befahl er, eine Summe an die alten Soldaten des Kaiserreichs auszuteilen.

In Toulouse wurde ihm der großartigste Empfang bereitet.

Der Oberst Cailhassou, Maire von Toulouse, verstand sich auf symbolische Gesten. Er erschien an der Spitze des Munizipalrates und übergab dem hohen Gaste die Schlüssel der Stadt, die selben, welche im Jahre 1808 dem Kaiser Napoleon angeboten worden waren.

Der Appellationsgerichtshof im roten Gewande, die Tribunale, die Universität, die öffentlichen Beamten, der Departementalrat der oberen Garonne, mehrere Räte der benachbarten Departements, Präfekten, Senatoren, Deputierte, Mitglieder des Staatsrates — alles drängte sich um den Wagen Seiner kaiserlichen Hoheit.

Die Stadt bot einen bezaubernden Anblick. Überall Blumen, Girlanden, Stauden, Wahlsprüche, Transparente. Die Fenster waren überfüllt und die eleganten Damen hatten sogar auf den Dächern Platz genommen.

Der Erzbischof von Toulouse, ehemals Bischof von Amiens, richtete an den Prinzen eine rührende Ansprache, die dieser noch gerührter beantwortete. Er wußte wohl, daß dieser ehrwürdige Prälat seinerzeit den Gefangenen von Ham besucht und ihm Trost zugesprochen hatte.

Am anderen Morgen begab sich der Prinz nach dem Polygon, um die Musterung der Truppen und der Landleute abzuhalten. Zweihunderttausend Menschen befanden sich in dem unermeßlichen Raum. Eine Deputation der Gebirgsbewohner der Ariège kam auf einem reich geschmückten, mit sechs Ochsen geschirrten Wagen, der zugleich einen ungeheuren gekrönten und mit einem Bündel von Fahnen geschmückten Adler trug.

Bei seinem Besuch im Capitol fand der Prinz einen Thronhimmel, unter dem die beiden Sessel standen, welche der Kaiser und die Kaiserin bei ihrer letzten Anwesenheit in Toulouse eingenommen hatten.

Im anschließenden Theater empfing ihn eine glänzende Kantate des Herrn Belmontet, die dieser auf eine Melodie der Königin Hortense komponiert hatte. In einem Verse kam der Satz vor: „Das Kaiserreich besteht". Er konnte nicht zuende gesungen werden, so tobend war der Beifallssturm der Massen.

Am folgenden Morgen fuhr der hohe Besuch mit einem Dampfer die Garonne hinab nach Bordeaux. Das Schiff fuhr in vollem Dampfe an Castres, Saint-Macaire, la Garonnelle, Pergnac, Sauternes, Cadillac, Podensac, Langonaron, Portès, Carayon und anderen Ortschaften vorbei, überall vom Donner der Kanonen und den Vivats der Bewohner begrüßt.

Im Hafen von Bordeaux empfing den Prinzen wieder ein kolossaler vergoldeter Adler, unter dem er hindurchgehen mußte. Zu Pferde wohnte er dem Défilé der alten Veteranen bei, die von dem siebenundachtzig Jahre alten General von Armagnac geführt wurden.

Immer wieder Adler, Adler. Ein prachtvoller Triumphbogen trug einen großen Adler und das Kreuz der Ehrenlegion.

„Es lebe Napoleon III.! Es lebe der Kaiser!" gröhlte die Menge.

Am folgenden Morgen lief auf der Schiffswerft der „Louis Napoleon" vom Stapel. Eine sitzende Figur, Frankreich darstellend, schrieb auf

eine Seite des Buches der Geschichte das glorreiche Datum des 2. Dezember! Darüber hielt ein Adler mit entfalteten Flügeln einen wallenden Wimpel in seinem Schnabel, auf dem man den Namen Louis Napoleon las.

Als der Prinz an Bord des Schiffes ging, tönte es von allen Seiten: „Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!"

Um sieben Uhr abends fand in der Börse ein Bankett statt, veranstaltet von der Handelskammer und dem Handelsgericht von Bordeaux. Über der Tafel, an den oberen Enden, entfalteten wieder zwei riesige Adler ihre Flügel. Trophäen von Wappenschildern mit dem N lagen zwischen Eichenlaub und Tannenzweigen.

Um dreiviertel neun Uhr brachte der Präsident der Handelskammer, Herr Dufour-Dubergier, einen Toast auf den Prinzen aus. Dieser antwortete mit der später berühmt gewordenen „Friedens"-Rede:

„Der Zweck dieser Reise war, wie Sie wissen, mit eigenen Augen unsere schönen Provinzen des Südens kennenzulernen und ihre Bedürfnisse zu erforschen. Sie hat indessen zu einem weit wichtigeren Resultat Veranlassung gegeben ...

„In der Tat, ich sage es mit einer Offenherzigkeit, die ebenso weit von Stolz als von einer falschen Bescheidenheit entfernt ist, niemals hat ein Volk auf eine unmittelbarere, freiwilligere, einstimmigere Weise den Willen ausgedrückt, sich von den Sorgen für die Zukunft dadurch zu befreien, daß es in der selben Hand eine Gewalt vereinigte, welche seinen Wünschen entspricht ...

„Heute umgibt mich Frankreich mit seinen Sympathien, weil ich nicht zu der Familie der Ideologen gehöre. Um das Wohl des Landes zu befördern, ist es nicht nötig, neue Systeme anzuwenden, sondern vor allem Vertrauen zu der Gegenwart, Zuversicht für die Zukunft zu verleihen. Deshalb scheint Frankreich zu dem Kaiserreiche zurückkehren zu wollen ...

„Es besteht nichtsdestoweniger eine Furcht, auf die ich antworten muß. Aus einem Geist des Mißtrauens sagen sich gewisse Personen: das Kaiserreich ist der Krieg. Ich sage: das Kaiserreich ist der Friede ...

„Wehe dem, der zuerst in Europa das Signal zu einem Streite gäbe, dessen Folgen nicht zu berechnen sein würden! ...

„Wir haben unermeßliche, unangebaute Gebiete urbar zu machen, Straßen zu eröffnen, Häfen anzulegen, Flüsse schiffbar zu machen, Kanäle zu beendigen, unser Netz der Eisenbahnen zu vervollständigen.

Wir haben, Marseille gegenüber, ein unermeßliches Reich Frankreich ähnlich zu machen ...

„So würde ich das Kaiserreich verstehen, wenn das Kaiserreich sich wiederherstellen soll. Das sind die Eroberungen, die ich vorhabe, und Sie alle, die Sie mich umgeben, die Sie, wie ich, das Wohl unseres Vaterlandes wollen, Sie sind meine Soldaten."

Kaum hatte der Prinz seine Rede geendigt, als ihm von allen Seiten Rufe entgegentönten:

„Es lebe der Kaiser! Es lebe der Retter Frankreichs! Es lebe Napoleon III.!"

Die Rede war ein Meisterwerk der Verstellung und Verdrehung. Der Präsident gab sich den Anschein, als habe er die Stimmung des Volkes erforschen wollen. In Wahrheit hatten seine Agenten die Stimmung für das Kaiserreich mit den plumpesten und feinsten Mitteln zugleich hervorgerufen. Die Fahrt in den Süden war keine Forschungs- sondern eine in ihren Wirkungen wohl berechnete Propagandareise.

Was wußte das Volk von einem dritten Napoleon? Es hatte sich niemals Rechenschaft darüber gegeben, daß überhaupt ein zweiter Napoleon gelebt habe. Und gar von „unmittelbar", „freiwillig", „einstimmig" zu reden, war, gelinde gesagt, eine Beleidigung des Volkes nach den Vorgängen des Zweiten Dezember.

Dieser Verdrehung nach innen steht eine ebenso wohl berechnete Verstellung nach außen gegenüber. „L'Empire c'est la paix!" Wozu dann das Schwert, wenn der Pflug gemeint ist? Wozu der Adler, wenn der Hahn gemeint ist? Wozu alle die Embleme des Krieges, wenn der Friede gemeint ist?

Wehe dem, der zuerst in Europa das Signal zu einem Streit gäbe! War diese Mahnung nicht zugleich eine Selbstenthüllung? Wer in Europa dachte an das Signal zu einem Streit außer dem Manne, der sich bereits als Kaiser und legitimen Erben Napoleons feiern ließ?

Am 10. Oktober um halb Elf Uhr morgens reiste der Prinz mit der Eisenbahn von Bordeaux ab.

„Meine Herren", hatte er noch gesagt, „Sie haben mich wie einen Souverän empfangen. Erinnern Sie sich meiner gefälligst wie eines Freundes!"

Von Angoulême fuhr er mit dem Wagen nach Rochefort weiter. Überall, in Nersac, Jarnac, Cognac, Saintes, Saint-Purcain, Saint-Hippolyte, Charente fand er geschmückte Dörfer und Inschriften, die den Kaiser und das Kaiserreich verlangten.

Rochefort hatte zahlreiche Erinnerungen an Napoleon. Er hatte die Stadt oft besucht, und im Jahre 1815, als er hier, von allen verlassen und verraten, Zuflucht suchte, wurde ihm diese auf das herzlichste gewährt. Rochefort hatte auch dem Neffen die Tore zur Nationalversammlung als eine der ersten Städte geöffnet.

Im Hafen bestieg der Prinz ein prachtvoll geschmücktes Boot, das im Jahre 1808 bereits dem Kaiser gedient hatte.

Hier lagen zahlreiche Schiffe auf Stapel: „Louis XIV." mit 130 Kanonen; „Turenne" mit 100 Kanonen; „Ulm" mit 100 Kanonen; „Alexander" mit 90 Kanonen; „Semiramis" mit 66 Kanonen; „Flora" mit 66 Kanonen; „Lucifer" mit 200 Pferdekräften; „Megäre" mit 120 Pferdekräften nach dem System des Herrn Arman von Bordeaux. „L'Empire c'est la paix!" Aber zu einem Frieden, wie ihn der Neffe des Kaisers verstand, brauchte man vor allen Dingen gepanzerte Schiffe und Kanonen!

Der Neffe verbrachte die Nacht im selben Zimmer, in dem sein Onkel die letzte Nacht auf französischem Boden zugebracht hatte. Am Horizonte erblickte er die Insel Aix, den letzten Zeugen des großen Opfers. Dahinter war der Kaiser an Bord des Bellérophon für immer verschwunden.

Auch La Rochelle, wohin sich der Prinz von Rochefort begab, war voll Erinnerungen an das Kaiserreich. Über dem Tore Saint Nicolas waren folgende Daten angebracht:

„An Napoleon III. Es lebe der Kaiser! — Am 15. August 1769 sandte Gott Napoleon auf die Erde. — 2. Dezember 1802 schenkte Gott Napoleon Frankreich. — Den 10. Dezember 1848 ist uns Napoleon zurückgegeben. — 2. Dezember 1851 stellte Napoleon die allgemeine Abstimmung wieder her. — 14. Januar 1852 stellte er das Gesetz wieder her. — 1853. Es lebe Napoleon III. Wir wollen das Kaiserreich. Das Kaiserreich ist die Ordnung, die Arbeit, die Größe Frankreichs."

Der Neffe als Onkel — das war der Gipfel der Geschmacklosigkeit! Nach den üblichen Empfängen und Illuminationen verließ der Prinz La Rochelle am 13. Oktober und begab sich nach Niort. Die Aufnahme in den beiden Departements Sèvres gestaltete sich nicht minder feierlich als in den beiden Charentes.

Was aber dem Empfang von Niort einen besonderen Charakter verlieh, war das Herbeiströmen der Bewohner aus dem Departement Vendée.

„Die ganze Vendée ist da", sagte der Maire von Napoleon-Vendée zu dem Prinzen, „und sie verlangt die Wiederherstellung des Kaiserreichs."

Am nächsten Tag ging die Reise nach Poitiers und Tours.

Auf der Rückkehr nach Paris hielt der Prinz am Schlosse von Amboise an. Hier wurde der Ex-Emir Abd-el-Kader gefangen gehalten. Wie gegen Bou-Maza zeigte sich Louis Napoleon auch gegen Abd-el-Kader großmütig.

„Ihre Religion lehrt, wie die unsrige, sich den Ratschlüssen der Vorsehung zu unterwerfen. Wenn nun aber Frankreich die Gebieterin Algeriens ist, so ist das ein Beweis, daß Gott es gewollt hat, und die Nation wird niemals auf die Eroberung verzichten."

Auf eine einfachere, schlüssigere Art konnte einem Orientalen der amor fati sicher nicht bewiesen werden. Der Ex-Emir war auch sehr gerührt und schwor auf das geheiligte Buch des Korans, daß er niemals mehr versuchen werde, sich gegen die Vorsehung aufzulehnen.

Am 16. Oktober zog der Prinz wieder in Paris ein.

Der Jubel läßt sich nicht beschreiben. Der Saal im Bahnhof der Eisenbahn von Orléans war mit seltener Pracht dekoriert worden. Man erblickte die Minister, den Senat, den gesetzgebenden Körper, den Staatsrat, den Kassationschef, den Rechnungshof, die Großoffiziere der Ehrenlegion mit dem Großkanzler an der Spitze, den Herrn Erzbischof und die Geistlichkeit, den oberen Rat des öffentlichen Unterrichts, das Institut, den Generalstab der Nationalgarde, den Generalstab der Marine, Polizeipräfektur, Gerichtshöfe und Körperschaften des Staates in ihren hervorragendsten Repräsentanten.

Vom Bahnhof bis zur Place de la Concorde sah man nichts als bunte Wimpel, Waffenbündel, Triumphbögen, Blumensträuße, weiß gekleidete Kinder, jubelnde Menschen und glänzende Uniformen.

„Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser!" riefen nun auch die Pariser immer wieder.

„Wenn Frankreich das Kaiserreich will", sagte der Prinz in seiner Ansprache auf dem Platz Walhubert, „so ist es ein Beweis, daß es meint, daß diese Regierungsform besser seine Größe und seine Zukunft verbürgt."

Aber nicht Frankreich wollte das Kaiserreich, sondern sein Präsident! Und der Beweis lag allein in seiner Behauptung, daß das Kaiserreich die bessere Regierungsform sei!

Auf dem Boulevard Bourdon, an der Ecke der Rue Bassompierre, hatte

die Direktion des Hippodroms einen Triumphbogen aufgepflanzt, der die Inschrift trug:

„Die Künstler des Hippodroms und der Arena, Napoleon III. Es lebe der Kaiser!"

„Louis Napoleon, die Arbeiter des Circus", stand auf dem Triumphbogen des Faubourg-du-Temple.

„Das lyrische Theater, Napoleon dem Beschützer der Künste!" auf dem mit Adler und Fasces geschmückten Triumphbogen des lyrischen Theaters.

„Ave, Caesar imperator!" auf dem Triumphbogen des Theaters der Porte-Saint-Martin.

Im Gebiet des fünften und sechsten Arrondissements erhob sich inmitten des Boulevards ein Thronhimmel mit goldenen Adlern auf korinthischen Säulen und der Kaiserkrone.

Am Himmel schwebte ein Ballon mit einem kolossalen Adler, der einen Lorbeerkranz in seiner Rechten trug und dessen glänzende Vergoldung sich in der Sonne spiegelte ...

„Die Nation hat laut ihren Willen ausgesprochen, das Kaiserreich wiederherzustellen", begann Herr Achille Fould im Senat die Botschaft seines Herrn zu verlesen.

Am 7. November nahm der Senat mit einer Mehrheit von 86 unter 87 Stimmen den „senatus consultum" an, der nach dem Vorbild vom 18. Mai 1804 das Kaiserreich und die Erblichkeit der kaiserlichen Würde verkündete.

„Art. 1. — Die Kaiserliche Würde ist wiederhergestellt.

Louis Napoleon Bonaparte ist Kaiser der Franzosen unter dem Namen Napoleon III.

Art. 2. — Die kaiserliche Würde ist erblich in der direkten und legitimen Nachkommenschaft Louis Napoleon Bonapartes in der männlichen Linie nach Ordnung der Erstgeburt und mit ewiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft ..."

Der neue Kaiser saß in Saint-Cloud und wartete auf das schon längst vorweggenommene Resultat.

„Als vor achtundvierzig Jahren", sagte er nach Entgegennahme des Senatsbeschlusses, „in dem selben Palaste, in dem selben Saale und unter ähnlichen Umständen der Senat dem Haupte meiner Familie die Krone anzubieten kam, antwortete der Kaiser durch folgende denkwürdigen Worte: ‚Mein Geist würde von dem Tage an nicht mehr mit

meiner Nachkommenschaft sein, wo sie aufhören würde, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu genießen.'

„Wohlan! was mein Herz heute am meisten rührt, ist der Gedanke, daß der Geist des Kaisers mit mir ist, daß sein Gedanke mich leitet, daß sein Schatten mich beschützt, da Sie mir durch einen feierlichen Schritt im Namen des Volkes beweisen, daß ich das Vertrauen des Landes verdient habe ..."

„Es lebe der Kaiser!" riefen die Senatoren.

Am 21. und 22. November fand ein Plebiszit statt. „Das Volk will die Wiederherstellung der kaiserlichen Würde in der Person Louis Napoleon Bonapartes ..." Nahe an acht Millionen Stimmen sagten: Ja!

Am Vorabend des 2. Dezember versammelten sich alle Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers in Saint-Cloud, um dem neuen Kaiser zu huldigen. Auf den Tag achtundvierzig Jahre nach der Kaiserkrönung, siebenundvierzig Jahre nach der Schlacht bei Austerlitz und ein Jahr nach dem Staatsstreich!

Nachdem der Präsident des Gesetzgebenden Körpers, Herr Billault, gerühmt hatte, wie wenig es dem Kaiser eilte, die Krone anzunehmen, die man ihm von allen Seiten anbot, begann der Kaiser selbst seine Antwort mit dem denkwürdigen Satz :

„Die neue Regierung, welche Sie heute einweihten, hat nicht wie so viele andere in der Geschichte die Gewalttätigkeit, die Eroberung oder die List zum Ursprunge ..."

„Es lebe Napoleon III.!" riefen die Herren Abgeordneten, als der Kaiser seine imposante Rede beendigt hatte.

Der Einzug in die Tuilerien war die Krönung dieser tragischen Farce.

DER KAISER

TUILERIEN

Im Jahre 1564 hatte Katharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., das Terrain auf dem nördlichen Seineufer erworben, auf dem schon seit vier Jahrhunderten die Ziegelbrennereien der Bürger Urbin Poullart und Jean Auxbeufs standen.

Die „Hexenkönigin", wie man sie wegen ihrer Vorliebe für Astrologie und Magie zu nennen pflegte, hatte einen phantastischen Plan: die Ziegelbrennereien sollten alsbald verschwinden und an ihre Stelle ein Zauberschloß treten, das in ganz Frankreich nicht seinesgleichen hatte. Der Protest der guten Bürger half nichts. Die Ziegelbrennereien paßten nicht mehr in das Paris der Valois.

Die Pläne des Architekten Delorme sahen einen riesenhaften Bau mit drei Höfen und mächtigen Portalen vor. Als Katharina jedoch im Jahre 1589 starb, lag die Baustelle schon seit sechzehn Jahren vollkommen verödet. Der Mitteltrakt mit der weithin leuchtenden Zentralkuppel war vollendet, doch hausten darin statt der Menschen die Gespenster, mit denen die Hexenkönigin verkehrte.

Es verstrichen noch einmal sechzehn Jahre, ehe Heinrich IV., der erste Bourbon, daran weiterbauen ließ. Er schuf den Südflügel, den sogenannten Florapavillon, der durch eine Galerie mit dem Louvre verbunden wurde. Darin führte der König bei schlechtem Wetter seine Hunde spazieren, ja er soll sogar Fuchsjagden darin veranstaltet haben. Bewohnt wurde das Schloß auch damals noch immer nicht.

Der respektlose Witz der Pariser Bürger nannte den toten Bau Les Tuileries, was ohne Zweifel aus dem Wort „tuiliers" abgeleitet war und „Ziegelbrennereien" bedeutete. Sie ahnten nicht, daß dieser schmucklose Name einstmals zugleich ein Stück prunkvoller Geschichte Frankreichs bedeuten würde.

Erst unter Ludwig XIII. zog das Leben in den öden Palast ein. Anne-Marie-Louise, die Tochter Gastons von Orléans, ein noch unmündiges

Kind, erhielt den Florapavillon zugewiesen. Diese schöne, aber ränkevolle Prinzessin beteiligte sich an der Fronde 1649. Voller Schadenfreude sah sie zu, wie ihr elfjähriger Vetter, der spätere Ludwig XIV., an der Hand seiner Mutter zur Karosse eilte, die sie nach St. Germain bringen sollte.

Drei Jahre später, nach der Niederwerfung des Aufstandes, mußte sie selber zu Fuß im Morgengrauen das Schloß verlassen. Ein Fluch lag auf dem verwunschenen Schlosse und sollte sich noch einigemal wiederholen.

Ludwig XIV. ließ den Nordflügel, den sogenannten Pavillon de Marsan, bauen. Er zog 1667 ein, siedelte aber bereits vier Jahre später nach Versailles über, ein Vorgang, der sich 1772 bei Ludwig XV. wiederholte. Der Palast schien zur Verödung vorbestimmt. In der Großen Galerie huschten die Ratten. Unter den Deckenfresken des Nicolas Poussin nisteten die Fledermäuse. Im Palast etablierten Fragonard und andere Künstler ihre Ateliers. Zu ihnen gesellten sich später die Schauspieler, bis es bei einem unerwarteten Besuch des Königs zur Zwangsausquartierung kam.

Als Ludwig XVI. eine wenig standesgemäße Residenz hier führte, brach die Revolution aus. Der Pöbel stürmte zweimal die Tuilerien. Der Palast wurde zum Palais National. Der Florapavillon erhielt den Namen Einigkeitspavillon. Rauchende Nationalgardisten und Pikenweiber lagerten malerisch in den Korridoren.

Unter den zahlreichen aus- und eingehenden Bittstellern befand sich im Jahre 1795 der entlassene Brigadegeneral Buonaparte. Man erklärte ihn für verrückt, aber fünf Jahre später kehrte er als Erster Konsul wieder.

„Durch diesen Palast weht ein Hauch von Königen, den man nicht ungestraft atmet", sagte Josephine ahnungsvoll.

„Wie düster ist es hier, General", fügte Roederer hinzu, der die beiden begleitete.

„Ja, düster, wie alles Große", entgegnete der Korse achselzuckend.

Napoleon war der erste, den die melancholische Pracht des Palastes nicht erschreckte. Und doch, wer weiß, vielleicht war es doch der Kobold der Tuilerien, der kleine rote Mann, wie ihn die Phantasie der Pariser bezeichnete, der ihm in den Schicksalstagen vor Waterloo nicht zum erstenmal erschienen ist.

Obwohl wir dem Gang der Ereignisse vorgreifen, wollen wir rasch noch die Geschichte der Tuilerien zu Ende erzählen.

Noch drei Herrscher zogen in die Tuilerien ein: Ludwig XVIII., Karl X. und Napoleon III. Der Bürgerkönig Louis Philippe blieb im Palais Royal. Seine bürgerkönigliche Ängstlichkeit wurde durch die düstere Monumentalität abgeschreckt. Das Schicksal des Verjagtwerdens blieb freilich auch ihm nicht erspart.

In den Herbsttagen des Jahres 1870 wurde der Chasseur d'Afrique Dardelle zum Gouverneur der Tuilerien ernannt. Die „Commune" erklärte zwar die kostbaren Einrichtungen zum Staatseigentum, Dardelle ließ jedoch Silber und Wäsche ballenweise für sich fortschleppen. Am 23. Mai 1871 steckten Boudin und drei andere Communards mit Petroleum und Pulver die Tuilerien in Brand. Die Feuersbrunst währte achtundvierzig Stunden und verzehrte alles bis auf den Marmor, den Granit und die Bronce.

Als das Feuer den nächtlichen Himmel von Paris rötete, erschien es dem Volk wie ein Akt der gerechten Rache, den die braven Bürger Poullart und Auxbeuf an den Herrschern Frankreichs nahmen. Es waren doch nur „Ziegelbrennereien", die in Schutt und Asche fielen! Doch kehren wir zurück zu den Ereignissen!

Für den 2. Dezember 1852 war die Proklamation des Kaiserreiches auf dem Stadthause und der feierliche Einzug in den Tuilerien vorgesehen.

Um sechs Uhr morgens wurde der feierliche Tag durch hundert und ein Kanonenschüsse eingeleitet. Von acht Uhr ab drängte sich eine unermeßliche Menschenmenge vor den Zugängen des Stadthauses zusammen. Neben der Haupteingangstüre war eine Estrade errichtet worden. Sie war mit einer Decke von karmesinrotem Samt überzogen, die mit goldenen Sternen und Bienen übersät war und in deren Mitte der kaiserliche Namenszug prangte.

Mehr als fünfzehnhundert wie Trophäen gruppierte Fahnen, Wappenschilde, wallende Banner, Helmdecken von Samt, vergoldete Adler schmückten die Fenster und Vorsprünge des Munizipalpalastes.

Auf dem Platz des Stadthauses hatte man sechs venezianische Masten mit den Nationalfarben errichtet. Auf den Wappenschildern las man die Namen der Schlachten von Rivoli, Montenotte, Austerlitz, den Pyramiden, Arcole, Lodi, Marengo und Friedland. Es waren die Namen des Ruhmes, die nun auch der neue Kaiser für sich in Anspruch nahm.

Um zehn Uhr nahm der Präfekt der Seine Platz auf der Estrade. Er war von Herrn Delangle, dem Präsidenten der Munizipalkommis-

sion, Herrn Charles Merruau, dem Generalsekretär der Präfektur, den beiden Unterpräfekten von Beaux und Saint Denis begleitet, denen die Departemental-Kommissionen, die Maires und Adjunkten von Paris, die Mitglieder des Präfekturrates und alle Maires der Bannmeile folgten.

Die Trommeln schlugen sogleich den Generalmarsch, die Truppen präsentierten die Gewehre und der Präfekt las der schweigenden Menge das Dekret vor, durch das Louis Napoleon Bonaparte unter dem Namen Napoleon III. zum Kaiser proklamiert wurde.

„Es lebe der Kaiser!" rief es wie aus einer Kehle.

Die Militärmusik vereinigte ihr Geschmetter mit der Stimme des Volkes. Wieder wurden hundert und ein Kanonenschüsse gleichzeitig am Hôtel des Invalides, auf dem Montmartre, an der Barrière du Trône und in den Forts abgefeuert.

Um ein Uhr donnerten die Kanonen aufs neue. Die Trommeln schlugen den Generalmarsch. Der Kaiser kam am Triumphbogen an.

Auch hier eine unübersehbare Menschenmenge, die seit dem Morgen die Zugänge des Arc de Triomphe, die Champs-Elysées, die Place de la Concorde und den Garten der Tuilerien belagerte. Die Unbeständigkeit des Wetters hatte den Eifer des Volkes nicht gedämpft.

Zwei Reihen von Nationalgarden und Truppen erstreckten sich von der Porte Maillot bis zum Palast der Tuilerien.

In dem Augenblick, in dem Seine Majestät unter dem von seinem Onkel dem Ruhme der französischen Armee errichteten Triumphbogen ankam, durchbrach ein Sonnenstrahl die Wolken. War das nicht eine Vorbedeutung des Himmels? Die erschütterte Menge flüsterte sich zu, daß die Sonne der Stern Napoleons sei.

Der Zug entwickelte sich in folgender Ordnung:

Der Komandierende General der Nationalgarde der Seine, Marquis von Lawoestine, begleitet von seinem Generalstab. Sechs Schwadronen der Nationalgarde zu Pferde, kommandiert von dem Obristen Grafen von Caulincourt. Die Musik des siebenten Ulanenregiments. Der General Patourneaux. Das siebente Ulanenregiment mit dem Obristen an der Spitze. Eine Schwadron des zwölften Dragonerregiments. Der Generalstab Seiner Majestät.

Der Kaiser ritt abgesondert, wenigstens fünfzehn Schritte entfernt von den Personen, die ihm vorausgingen oder folgten. Über die Brust trug er das große rote Band der Ehrenlegion.

Während des ganzen Weges der Champs-Elysées, der Place de la Con-

corde und der Tuilerien hörte man nur einen einzigen, durch seine Übereinstimmung und durch seine Dauer furchtbaren Ruf, den Ruf:
„Es lebe der Kaiser!"
Die Linientruppen, die Nationalgarde, das Volk von Paris, die aus der Umgebung herbeigeeilten Massen, in ihre glorreichen Uniformen gekleidete Militärs des Kaiserreichs, unter Bannern mit dem Wappen und mit dem Namenszuge des Kaisers versammelte Handwerker-Innungen, alle vereinigten sich in dem einzigen Rufe:
„Es lebe der Kaiser! Es lebe der Retter Frankreichs!"
Der Kaiser schien zu strahlen über diesen begeisterten Empfang. Mit einem Lächeln der Zufriedenheit ritt er in den Garten der Tuilerien, durch den Pavillon d'Horloge. Auf dem Platze der Tuilerien und auf dem Carrouselplatze ließ er die Truppen aller Waffengattungen passieren, die in Schlachtordnung aufgestellt waren.
Nach der glanzvollen Revue begab sich der Kaiser, von seinem Gefolge begleitet, in die großen Gemächer der Tuilerien, wo ihn Prinz Jérôme, der Prinz Napoleon Bonaparte, die Prinzessin Mathilde, die anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Minister erwarteten. Auch Abd-el-Kader war erschienen, um seine Glückwünsche darzubringen.
Der Jubel der Menschenmenge, der durch die Fenster ununterbrochen heraufönte, rief den Kaiser auf den Balkon. Kriegsminister Saint-Arnaud, von den Generälen der Bedeckung Seiner Majestät umgeben, las vom Balkon herab der Armee die Proklamation des Kaiserreiches vor. Zur gleichen Zeit wurde diese von dem Innenminister, Herrn von Persigny, auf der Place de la Concorde der versammelten Nationalgarde zur Kenntnis gebracht.
„Es lebe der Kaiser. Es lebe der Kaiser!" hier wie dort.
Am Abend waren die öffentlichen Gebäude und die Privathäuser mit glänzenden Illuminationen übersät. Das Volk schien glücklich, das langersehnte Kaiserreich endlich wieder zu haben.
Frankreich hat überall das Beispiel von Paris nachgeahmt. In allen Städten und Dörfern, selbst in den ärmsten Weilern ist die Proklamation des Kaiserreichs als eine Nationalfeierlichkeit mit öffentlichen Belustigungen begangen worden.
Der boshafte Comte de Viel Castel sah freilich etwas tiefer als das Volk. Er schrieb an diesem Tag in sein Tagebuch:
„Die Kanonen donnern. Der Kaiser zieht in Paris ein, gewählt mit 7 824 189 Ja gegen 253 145 Nein.

Er wird wieder in den Tuilerien Wohnung nehmen.
Gestern verlangte in der Kammer ein allzu großer Kriecher, Herr Mercier, das Wort. Billaut beeilte sich nicht sehr, es ihm zu erteilen; darauf schrie er:
‚Ich bin nicht von der Opposition, Ihr mußt mich hören.'
Man hörte ihn.
‚Ich verlange', fuhr er fort, ‚daß das Recht der Diktatur dem Kaiser vorbehalten bleibe, sobald er es für angemessen erachtet.'
Man lachte natürlich.
‚Arme Leute, der Kaiser hat es nicht nötig, von Euch diese Erlaubnis entgegenzunehmen!'"
Und Victor Hugo, der als Verbannter auf Jersey lebte, sagte zu dem Ereignis lapidar und militant:
„Jeder, der des Namens Bürger würdig sein will, lade sein Gewehr und warte!"
Im Namen der Legitimisten erließ Graf Chambord von Frohsdorf aus einen Aufruf, der das Volk warnte:
„Überlaßt Euch nicht Illusionen, die früher oder später trügerisch sein werden. Das neue Kaiserreich, das man Euch vorschlägt, kann nicht die dauernde und gemäßigte Monarchie sein. Man betrügt sich und man betrügt Euch ..."
Der Kaiser konnte es ruhig wagen, den Aufruf des Grafen Chambord im „Moniteur" abzudrucken, um ihn der Lächerlichkeit preiszugeben. Eine Vervielfältigung und Verbreitung ließ er freilich nicht zu.
Nun hatte er also die erste Etappe seines maßlosen persönlichen Ehrgeizes erreicht: er hatte das Kaisertum wiederhergestellt und Frankreich lag zu seinen Füßen. Die zweite, zweifellos schwierigere Etappe lag vor ihm: die Wiederherstellung des Kaiserreichs. Denn das Kaiserreich hieß nicht Frankreich, es hieß Europa.
Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er die Wiedergutmachung der Verträge von 1815 als die hauptsächlichste Grundlage seines politischen Programms betrachtete. Durch diese Verträge war Frankreich hinter die Grenzen vor der großen Revolution zurückgewiesen worden. Es sollte fortan nur Frankreich, nicht die führende Macht Europas sein.
Dieser negative Ausgangspunkt einer Wiedergutmachung von Verträgen bestimmte alle seine kriegerischen Abenteuer und Experimente. Er war sich zwar bewußt, daß er das Ziel einer Neuordnung Europas

unter Frankreichs Führung nicht mit rein militärischen Mitteln erreichen konnte wie sein Oheim. Dafür waren weder Frankreich, noch er stark genug. Allein er legte sich keineswegs Rechenschaft darüber ab, daß sich in Europa zahlreiche neue Kräftefelder gebildet hatten oder in Bildung begriffen waren, stärker als das französische.

Er glaubte so tun zu können, als ob zwischen 1815—52 nichts geschehen wäre und Europa nur auf die Wiederherstellung des Kaiserreichs warte, wie Frankreich auf die Wiederherstellung des Kaisertums gewartet habe. Während aber in Frankreich die Mittel des Verschwörertums schließlich, trotz ungeheurer Widerstände, hingereicht hatten, das Ziel zu erreichen, mußte es gegenüber Europa um so schmählicher versagen.

Im Gegenteil: das Verschwörertum mußte mit der unerbittlichen Logik der Geschichte jene neuen Kräftefelder erheblich stärken und diese mußten sich eines Tages gegen ihn kehren. Der Oheim war vom Verschwörer zum Krieger geworden und hatte Europa tatsächlich unterworfen. Der Neffe blieb Verschwörer und so mußte er schließlich von den kriegerischen Kräften Europas unterworfen werden.

Dem klassischen Imperium Napoleons I. stand in Napoleon III. die Vorstellung eines romantischen Imperiums gegenüber, das aus dem historischen Bild eines Gewesenen die Rechtstitel für ein Werdendes abzuleiten suchte. Dieses Übergewicht einer Ideologie mußte zur falschen Einschätzung der realen Kräfte führen und zum schließlichen Zusammenbruch, der ganz anderer Art war als der Zusammenbruch des Ersten Kaiserreichs.

Es genügte keineswegs, in den Tuilerien wie der Oheim mit gekreuzten Händen auf dem Rücken oder mit der Karte Europas in der Hand auf- und abzugehen. Das war die Geste des Imitators, nicht des Initiators. Die Karte Europas war nicht ein Stück toten Papiers, sondern ein verwirrendes Bild lebendiger Kräfte.

Um für Frankreich das historische Ziel einer Rheingrenze zu erreichen, mußte Napoleon III. die Kräfte von der Mitte abdrängen: nach dem Osten, Norden und Süden. Rußland sollte nach Asien, Österreich von Italien auf den Balkan, Preußen nach dem Norden abgedrängt werden, ein neues Polen und ein neues Italien sollten wiedererstehen. England gehörte nicht zum Kontinent und sollte daher auch von ihm abgehalten werden.

Es leuchtet ein, daß dieses europäische Ordnungsbild niemals durch Stärkung der Gegenkräfte zu erreichen gewesen wäre, sondern nur

durch deren Schwächung. Napoleon III. trug aber überall nur zur Stärkung der Gegenkräfte bei, weil er selbst viel zu schwach war.

Es ist in diesem Zusammenhang von Interesse, wie die Zeitgenossen den Charakter des Kaisers beurteilten. Wir wählen nur das sehr scharfe Urteil Bambergers, des Abgeordneten der Bismarckzeit, und das Bismarcks selber aus.

„Seine äußere Erscheinung ist ebenso schwer zu definieren", schreibt Bamberger, „wie der innere Mensch selbst. Man mochte sich noch so sehr in dieses Gesicht einbohren, man drang nicht durch, um den unbestimmten kurzen, weichen Blick des kleinen, langgeschlitzten, gleichsam fließenden Auges von hellgrauer, nichtssagender Schattierung zu fassen. Man hätte sich dazu eine feine chirurgische Zange gewünscht. Ich habe mir dieses Gesicht wohl hundertmal scharf angesehen, oft lange, aber als Ganzes habe ich es nie in mich aufnehmen können. Die äußere Erscheinung bot das Gepräge einer starken Trivialität, auf deren Oberfläche jedoch ein Quantum geheimnisvoller Besonderheit leise dahinfloß. Dieses Gesicht konnte dem ersten besten Lebemann angehören, der lackierte Schnurrbart, der starke Backenbart zu Seiten der schweren Nase konzentrierten den Eindruck in den unteren Teil der Physiognomie und ließen eine nichtssagende, von glatt gescheiteltem Haar eingerahmte Stirne sehen, an der keine Spur von Kraft des Denkens oder Erhabenheit des Wollens hervortrat. Sein Blick war mehr nach innen als nach außen gerichtet und gab allein Zeugnis von einer Individualität, die nicht ohne Vorbehalt hingenommen werden durfte, die ein Eigenleben führte, welches sie möglichst zurückdrängte — man wußte nicht, um ihre Schwäche oder Stärke zu verbergen. Sein Gesicht war schwer und phlegmatisch, von tonlosem, erzfahlem Kolorit, auch der Bart, obwohl oder weil künstlich gefärbt, spielte unentschieden ins Graue, Blaue und Dunkle. Auch der Körper war schwer anzuschauen. Klein, dick, mit weichem, großem Oberkörper, hatte Napoleon den Kopf zugleich nach rechts und nach vorne gebeugt. Seine Erscheinung war nicht bedeutend. Er gewann, wenn er zu Pferde saß oder vom hohen Wagensitz die feurigen, wohldressierten Rosse lenkte."

Bismarck, der den Kaiser um die Mitte der fünfziger Jahre zum erstenmal sah, wurde von seinem König an der Tafel über seinen Eindruck befragt.

„Ich habe den Eindruck", entgegnete Bismarck, „daß der Kaiser ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, aber so klug nicht ist, wie die

Welt ihn schätzt, die alles, was vorgeht, auf seine Rechnung schreibt und wenn es in Ostasien zur unrechten Zeit regnet, das aus einer übelwollenden Machination des Kaisers erklären will. Man hat sich besonders bei uns daran gewöhnt, ihn als eine Art génie du mal zu betrachten, das immer nur darüber nachdenke, wie es in der Welt Unfug anrichten könne. Ich glaube, daß er froh ist, wenn er etwas in Ruhe genießen kann; sein Verstand wird auf Kosten seines Herzens überschätzt; er ist im Grunde gutmütig, und es ist ihm ein ungewöhnliches Maß von Dankbarkeit für jeden geleisteten Dienst eigen."

Beide Urteile ergänzen sich im Hinblick auf die Symptomatologie körperlicher und geistiger Schwäche. Das weiche Gesicht, der weiche Körper, die seltsam ästhetisierende Haar- und Barttracht, das Auge, das Schwäche verbirgt, der schleppende Gang und dann die von Bismarck richtig beobachtete Weichheit des Herzens, die den Geist weit überragte. Es war das Erbteil seiner sentimentalen Mutter, von dem wir früher schon einige Beispiele anführten konnten.

Insofern hatte Bismarck zweifellos recht, wenn er sagte, Napoleon sei froh, wenn er etwas in Ruhe genießen könne. Die Unruhe, die er über Europa brachte, war das Resultat einer Überkompensation seiner charakterlichen Schwäche. Er steigerte sich in die Rolle des Tragöden und spielte — Farce.

Es wäre daher auch falsch, seine zahlreichen Missetaten als charakterologische Merkmale zu betrachten. Er konnte Blut weder auf den Barrikaden noch auf dem Schlachtfeld fließen sehen. Allein sein fanatischer Glaube an seinen geschichtlichen Auftrag machte ihn blind gegen die Ströme Blutes, die für ihn vergossen wurden, und taub gegen die gellenden Schreie der Verfolgten und Geknechteten.

„Er war überzeugt", sagt Alexis de Tocqueville, „ein Werkzeug des Schicksals, ein unentbehrlicher Mensch zu sein."

Dieser Fanatismus könnte geeignet sein, ihn vor der Geschichte zu entschuldigen, wenn er einem objektiven Auftrag, wie bei Napoleon I., und nicht einem subjektiven Ehrgeiz entsprungen wäre. Frankreich hätte bestimmt etwas verloren, wenn das erste Kaiserreich nicht gewesen wäre, aber ebenso bestimmt hat es nichts gewonnen dadurch, daß das zweite Kaiserreich war.

Was die von Bismarck hervorgehobene Dankbarkeit angeht, so war sie ihm sicher in hohem Maße eigen und stellt einen der schönsten Züge in seinem Charakter dar. Bei einem Privatmann mögen dies Zeichen der Stärke sein, bei einem Staatsmann sind es Zeichen der

Schwäche. Wenn der Staatsmann nicht in der Lage ist, unbrauchbar gewordene Kreaturen von sich abzuschütteln, so begeht er damit eine Sünde wider den Staat und das Volk.

Sein ganzes Leben lang schleppte der Kaiser die Mitglieder seiner Familie und die Teilnehmer seiner Putsche mit sich herum. Es war die Dankbarkeit des Verschwörers denen gegenüber, die ihm zur Macht verholfen hatten.

Auch die Tatsache, daß er keine starken Männer um sich dulden konnte, ist ein Zeichen der Schwäche. Der starke Mann umgibt sich mit starken Männern. Nur der Schwächling muß befürchten, daß er ihnen gegenüber unterliegt.

Der Kaiser trug fortan den Titel: Napoleon von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen.

Das Inland war restlos beglückt, aber was sagte das Ausland dazu?

Auf dem Wiener Kongreß hatten sich die Mächte verpflichtet, niemals wieder zuzulassen, daß ein Bonaparte den französischen Thron besteigen werde. Man war sich jedoch schon seit dem Staatsstreich darüber klargeworden, daß dies schwerlich zu verhindern sei. Außerdem hatten die Mächte nach dem Staatsstreich sich beeilt, dem Prinz-Präsidenten zuzustimmen, weil er in ihren Augen einen Damm bildete gegen die revolutionären Fluten.

Nur in England war man damals empört. Die liberale Presse fiel in den Chor der Emigranten ein. Die König Victoria befahl ihrem Botschafter in Paris, an dem Tedeum in Notre-Dame nicht teilzunehmen und Lord Palmerston wurde sogar von ihr entlassen, als er das Ende der Republik begrüßte.

Rußland hingegen, die Großmacht im Osten, sandte Glückwünsche zum Gelingen des Staatsstreiches. Zar Nikolaus I. feierte Louis Napoleon als den Retter Frankreichs und den Wiederhersteller der sozialen Ordnung. Eine deutliche Mahnung konnte er freilich nicht unterlassen: „Bleiben Sie in einer starken Republik von konservativem Charakter und hüten Sie sich vor dem Kaisertum. Ich bin ein Freund, der Ihnen eine Gefahr zeigt und Sie davon abhalten will."

Jetzt, nach der Wiederherstellung, war es umgekehrt. England beeilte sich, seine Zustimmung zu erteilen und andere Höfe dazu zu bewegen. Es folgte seiner alten Gewohnheit, „jede wirkliche Macht anzuerkennen."

„Der neue Herrscher", sagte Lord Malmesbury bereits am 6. Dezember im Parlament, „hat seine Macht nicht als angeblicher Erbe des

früheren Kaiserreichs — das stände im Widerspruch zu den Erklärungen des Wiener Kongresses — sondern aus dem Willen des Volkes."
Damit war auf englische Art den alten Verträgen und den neuen Tatsachen zugleich Rechnung getragen.
Rußland hingegen versagte zwar nicht die formelle Zustimmung, allein der Zar wies darauf hin, daß die Thronbesteigung Louis Napoleons im Widerspruch zu den Verträgen von 1815 stehe und daß das allgemeine Stimmrecht, auf das der neue Kaiser der Franzosen sich stütze, nach alt-monarchischen Begriffen nicht als legitim betrachtet werden könne. Das Schreiben trug zudem nicht die unter gekrönten Häuptern übliche Anrede „Monsieur mon frère", sondern „Monsieur mon bon ami".
Diese Demütigung quittierte der Kaiser mit dem Satz:
„Ich danke dem Zaren für diese Einschätzung: seine Freunde wählt man, aber nicht seine Verwandten."
Daß der Krimkrieg zum Teil aus dem Ressentiment des beleidigten Emporkömmlings gegen den Zaren entstanden ist, kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen.
Die kleinen Staaten waren den großen vorausgeeilt. Die Königreiche Sardinien und beider Sizilien, Belgien, die Schweiz und die deutschen Fürstentümer gaben sogleich ihre Zustimmung. Viktor Emanuel schickte den Grafen Arese zur Begrüßung nach Paris.
„Richten Sie ihm aus", sagte der Kaiser, „daß er auf mich zählen kann."
Auch dieses Wort deutete auf einen Krieg.
Über die Haltung Österreichs und Preußens war Louis Napoleon durch Heeckeren noch vor der Kaiserproklamation genauestens unterrichtet worden. Buol-Schauenstein, der österreichische Kanzler, erklärte mit einer gewissen Bonhomie:
„Österreich ist eine alte Macht, Sie sind eine junge Regierung, also schonen Sie uns, seien Sie rücksichtsvoll und erinnern Sie sich daran, daß in der Gesellschaft der Ruf der jungen Leute durch alte Damen gemacht wird."
Nach den preußischen Akten lesen sich die Ansichten Buols allerdings ein wenig anders. Arnim berichtete unterm 6. November: Buol habe erklärt, wenn Napoleon sein Amt vom Volke herleite, er sich Napoleon II. nennen müsse, denn der Herzog von Reichstadt sei nicht durch ein Plebiszit auf den Thron berufen worden; wenn er aber die Macht von Napoleon I. herleite, so sei es richtiger, er nenne sich Napo-

leon V., denn nach dem Erbfolgegesetz der Familie Bonaparte sei Joseph der dritte, Louis Bonaparte der vierte und Louis Napoleon der fünfte Herrscher der Dynastie.

Das war vom Standpunkt des Legitimismus alles richtig, aber die Vertreter des Legitimismus waren sich selber im klaren darüber, daß sich Louis Napoleon darüber hinwegsetzen werde.

Auch die Äußerungen Hatzfelds bewegten sich in dieser Richtung. Er hatte von der preußischen Regierung den Auftrag, sich wegen der „Kaisereventualität" in Schweigen zu hüllen. Am 4. November hatte er indessen eine längere Unterredung mit Drouyn de Lhuys, dem französischen Außenminister.

Drouyn de Lhuys begriff, daß die persönlichen Empfindungen des preußischen Königs es vorziehen würden, in Frankreich das Legitimitätsprinzip anerkannt zu sehen. Die Herrschaft der älteren Linie des Hauses Bourbon erklärte er jedoch für völlig unmöglich. Die Wiederkehr der Orléans wollte er nicht für gänzlich ausgeschlossen halten, doch seien sich darüber die fremden Mächte selbst nicht einig. Im Grunde könnten sich die europäischen Höfe gar nichts Besseres wünschen als die Herrschaft Napoleons, da die Erfahrung gelehrt habe, daß Umwälzungen in Frankreich auch solche in anderen Ländern zur Folge hätten. Und was den Namen Napoleon angehe, so handle es sich dabei keineswegs um einen vorgefaßten Plan, das Land habe selbst diesen Wunsch ausgesprochen. In Zukunft werde es in Frankreich eben eine neue Legitimität, die der Napoleoniden-Dynastie, geben.

Das waren echt bonapartistische Argumentationen. Die alte Legitimität ist ungeeignet, die neue Legitimität sei vom Volke abgeleitet und Europa müsse eben einsehen, daß dies alles vollkommen in Ordnung sei.

Der alte Legitimitismus Europas mußte sich damit abfinden. Er verscheuchte damit das Gespenst der Revolution und sah zu, wie das Gespenst des Krieges heraufzog.

Unterdessen nahm der Senat eine Änderung der Verfassung vom 14. Januar 1852 vor, durch die das Staatsoberhaupt zum unumschränkten Herrscher wurde. Von den fünf Staatsgewalten konzentrierte der Kaiser vier in seiner Person durch die Rechte, die ihm die Verfassung gab, oder durch die Männer, die ihm allein verantwortlich waren. Die fünfte, der gesetzgebende Körper, wurde zu einer reinen Farce degradiert.

Die fünf Staatsgewalten waren: die Minister, der Staatsrat, der gesetzgebende Körper, der Senat und die durch den Kaiser repräsentierte exekutive Macht.

Die Minister, die nur ihm verantwortlich waren, konnte er nach Belieben ernennen und entlassen.

Die Mitglieder des Staatsrates, welche die Gesetze in der Form ausarbeiteten, in der sie dem gesetzgebenden Körper vorgelegt werden sollten, stellte er an und entließ er. Jedes Mitglied des Staatsrates erhielt 25 000 Francs Besoldung, um es auch in materieller Hinsicht an die Person des Kaisers zu binden. Um dem Staatsrat jede mögliche Initiative zu nehmen, gab ihm die Verfassung nur das Recht zu beraten, wenn er einberufen wurde und wenn die Minister anwesend waren.

Die Mitglieder des Senats, der die Zahl 150 nicht übersteigen sollte, wurden vom Kaiser ernannt. Die jährliche Dotation wurde von 15 000 auf 30 000 Francs erhöht. Die in seiner Person konzentrierte Gewalt des Senats wurde dazu geschaffen, um jede Abstimmung des gesetzgebenden Körpers illusorisch zu machen, die ihm nicht behagte. Denn keine Abstimmung hatte Gültigkeit ohne Sanktion des Senats und kein Senatskonsult hatte Gültigkeit ohne Zustimmung des Kaisers.

Als Träger und Repräsentant der Exekutive war der Kaiser selbst unverantwortlich und unverletzlich. Er war Herr über Armee und Flotte, über Krieg und Frieden. Er konnte Allianzen und Handelsverträge ohne Zustimmung des Senats abschließen. Er konnte Bauten zu öffentlichen Zwecken vornehmen lassen, ohne daß es einer Bewilligung der hierzu notwendigen Summen bedurfte. Er allein hatte das Recht, dem Staatsrat Gesetze vorzuschlagen und deren Genehmigung zu verlangen.

Was sollte unter diesen Umständen noch ein gesetzgebender Körper? Zunächst wurden die Deputierten materiell mit den Senatoren gleichgestellt: sie erhielten monatlich 2500 Francs Diäten. Beide, Senatoren und Deputierte, hatten den gleichen Eid zu leisten: „Ich schwöre Gehorsam der Verfassung und Treue dem Kaiser". Die Prüfung und Bewilligung des Staatsbudgets durfte sich nicht mehr, wie bisher, auf einzelne Posten erstrecken, sondern nur noch auf das ganze Budget eines Ministeriums. Die Sitzungen aber mußten geheim vor sich gehen und jeder darüber zu veröffentlichende Bericht mußte vorher dem Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, sowie dem Präsidenten eines jeden Büros zur Genehmigung vorgelegt werden.

Die größte Farce war das allgemeine Stimmrecht selber, aus dem die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung hervorgingen. Denn die Exekutive, die den ganzen Staatsmechanismus in der Hand hatte, richtete die Wirkung dieses Staatsmechanismus darauf, daß das allgemeine Stimmrecht gar nicht imstande war, sich zu äußern.

Was ist das allgemeine Stimmrecht ohne Pressefreiheit und Versammlungsrecht? Aber das zweite Kaiserreich erfand noch einige andere Mittel, um den Ausdruck des allgemeinen Stimmrechts zu verfälschen oder gewaltsam zu verhindern.

In jedem Wahlkreis stellte die Regierung einen Regierungskandidaten auf. Ihm stand der gesamte Regierungsapparat zur Seite, während er dem anderen Kandidaten entgegenarbeitete. Außerdem bestimmte das Gesetz, daß alle nicht abgegebenen Stimmen der Stimmenzahl des Regierungskandidaten zugezählt wurden.

Wahlbulletins durften nur mit Genehmigung des Präfekten ausgegeben werden. Da der Präfekt ein Regierungsbeamter war, unterdrückte er alle Wahlbulletins, die dem Regierungskandidaten ungünstig waren. Zu allem Überfluß konfiszierte die Polizei sämtliche oppositionellen Broschüren, die während einer Wahlperiode erschienen.

Wir sehen, daß die Verfassung vom Jahre 1852 in dieser Veränderung nur noch den Mechanismus verfeinert, mittels dessen jede freie Meinungsäußerung schon im Keime erstickt werden konnte.

Die Sitzungen des Senats und des gesetzgebenden Körpers für das Jahr 1853 wurden am 14. Februar vom Kaiser mit einer Rede eröffnet, in der er den materiellen Wohlstand des Landes als einen blühenden schilderte, die Politik Frankreichs als eine durchaus friedliche bezeichnete und von einer bevorstehenden Verminderung der Armee sprach.

In dieser Rede ist eine Stelle besonders bemerkenswert, denn sie enthält eine unverhüllte Drohung an alle, die noch auf geheimen Wegen zur Wiederherstellung der freien Meinung zu gelangen glaubten:

„Vergessen wir nicht, daß wenn die unermeßliche Mehrzahl des Landes Vertrauen auf die Gegenwart und Glauben an die Zukunft besitzt, es immer unverbesserliche Persönlichkeiten gibt, die, ihre eigene Erfahrung, ihre früheren Schrecken, ihre Enttäuschung vergessend, fest dabei stehen bleiben, dem Nationalwillen keine Rechnung tragen zu wollen; welche auf unverschämte Weise die Wirklichkeit der Tatsachen leugnen und inmitten eines Meeres, das von

Tag zu Tag sich mehr beruhigt, Stürme hervorrufen, durch welche sie selbst zuerst vernichtet werden würden. Diese geheimen Umtriebe der verschiedenen Parteien dienen bei jeder Gelegenheit dazu, ihre Ohnmacht zu beweisen, und die Regierung nimmt, anstatt sich hieran zu kehren vor allen Dingen Bedacht, Frankreich gut zu verwalten und Europa zu beruhigen. In dieser doppelten Absicht hat sie den festen Willen, die Ausgaben und die Waffenrüstungen zu vermindern, alle Hilfsmittel des Landes nützlichen Zwecken zuzuwenden und die internationalen Beziehungen redlich aufrechtzuerhalten, um auch den Ungläubigsten zu beweisen, daß, wenn Frankreich den Entschluß zu erkennen gibt, im Frieden zu verharren, man demselben Glauben schenken muß, denn es ist stark genug, um niemanden zu fürchten, und braucht folglich niemanden zu täuschen."

Diese zugleich nach außen gerichtete Rede enthält auch an jene Adresse eine deutliche Warnung, die in Friedensbeteuerungen und Abrüstungswillen gekleidet, die geheimen Kriegsvorbereitungen nur zu verschleiern suchte.

Obschon die Staatsmaschine auf diese Weise mit reibungsloser Präzision arbeitete und alles zermalmte, was unerwünscht in ihr Räderwerk geriet, gab es immer noch aufrechte Männer, die wenigstens den Versuch machten, ihre Meinung zu äußern.

Bei den Beratungen des Einnahme-Budgets erhob sich Flavigny und zergliederte das angebliche Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben mit scharfen Worten. Er wies darauf hin, daß dieses Gleichgewicht nur künstlich dadurch herbeigeführt wurde, daß man den Tilgungsfond, siebenundzwanzig Millionen der Eisenbahnkompagnien und den Erlös aus der Konfiskation der Orléansschen Familiengüter mit unter die regelmäßigen Einnahmen gesetzt hatte.

Der klerikale Montalembert unterstützte diese Kritik mit noch schärferen Worten, indem er sagte:

„Ich will keine Rede halten, sondern nur einige Bemerkungen machen, um eine Gewissenspflicht zu erfüllen. Ich werde nicht den Mut des ehrenwerten Herrn Flavigny haben, aber ich unterschreibe vollkommen alles, was er über die Lage gesagt hat, in der wir uns augenblicklich befinden. Gleich ihm kann ich die Stellung des gesetzgebenden Körpers nicht für ernsthaft ansehen."

Hier unterbrach der Präsident den Redner und nannte seine Worte einen Angriff auf die Verfassung.

„Ich spreche nicht von der Verfassung", fuhr Montalembert fort,

„sondern nur von der Lage, in die man den gesetzgebenden Körper gebracht hat, und weil ich nicht will, daß man mein Schweigen als eine Zustimmung deute. Ich stimme aus zwei Gründen gegen das Budget: erstens weil es den Beschluß des Senats vom 25. Dezember bestätigt, welcher dem gesetzgebenden Körper jede Kontrolle über die Finanzangelegenheiten entzieht, und zweitens weil es das Dekret vom 22. Januar sanktioniert, durch welches die Familie Orléans beraubt worden ist. Ich stimme gegen das Budget, weil die erwähnten Dekrete das Licht daraus entfernt haben, um die Konfiskation hineinzutragen. Was man Ihnen zumutet, meine Herren, ist ein Attentat auf die Unabhängigkeit einer französischen Versammlung und tut der Gewissenhaftigkeit, die wir als Männer hegen müssen, Gewalt an. Man mutet uns zu, etwas zu tun, was selbst die Republikaner und Sozialisten 1848 zu tun sich scheuten und was selbst der Staatsrat, obschon ausdrücklich in seiner Unabsetzbarkeit bedacht, mit einer Mehrheit von nur einer Stimme sanktioniert hat. Ich kann mich mit dieser Entscheidung nicht einverstanden erklären. Mein vom Ausschuß abgelehntes Amendement zwingt mich, das Budget zu verwerfen. Handelte ich anders, so würde ich meine Einwilligung zu der schmählichsten Beraubung geben."

Der Präsident unterbrach den Redner abermals und bedeutete ihm, daß es ihm nicht gestattet sei, die Dekrete des Kaisers auf diese Weise anzugreifen.

„Wenn ich die Dekrete nicht angreifen kann", fuhr Montalembert fort, „so kann ich wenigstens die Erwägungsgründe angreifen. Es heißt in diesen: Den Prinzen der Familie Orléans wird immer noch genug übrig bleiben, um einen ehrenvollen Rang zu behaupten. Das ist ganz die nämliche Sprache, die vor drei Jahren (von den roten Republikanern) geführt wurde, als es hieß: ‚Wenn wir Herrn von Montalembert wie jedem anderen die Hälfte von seinem Vermögen nehmen, so werden sie immer noch reich genug sein!' Was mich betrifft, so weise ich die gemeinschaftliche Verantwortung für eine solche Handlung zurück und ich schließe mit den Worten Napoleons: ‚Mit allen Armeen kann ich mich nicht eines Ackerfeldes bemächtigen. Das Recht des Eigentums in einem einzigen verletzen, heißt es in allen verletzen'."

Diese Stimmen blieben vereinzelt und auch die vereinzelten Stimmen wurden immer schweigsamer. Die Budgets wurden genehmigt, die Zusatzbeträge wurden durch den Kaiser auch ohne Befragung des

Senats dekretiert und alles, was für Heer und Marine ausgegeben wurde, wurde ohnehin der öffentlichen Kontrolle entzogen.

Überhaupt richtete der Kaiser sein Hauptaugenmerk auf die Armee. Generäle, die das besondere Vertrauen Seiner Majestät genossen, erhielten bedeutende Gehälter und Geschenke und den gemeinen Soldaten schmeichelte er in diesem Jahre namentlich durch seine eifrige Beteiligung an den Übungen im Lager von Satory. Er sorgte für ihr körperliches Wohlbefinden auf alle mögliche Weise. Sogar ein Zirkus wurde im Lager errichtet und — um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden — eine Kunstreitertruppe mußte in Verbindung mit den Soldaten ruhmvolle Schlachten der Kaiserzeit vor ihm aufführen.

Nach der letzten Heerschau, die der Kaiser mit den Truppen dieses Lagers hielt, richtete er eine Ansprache an sie, in der er die Brüderlichkeit, die zwischen den Armeen aller Nationen besteht, besonders hervorhob:

„So lange der Friede waltet, besteht zwischen uns und fremden Armeen eine Gemeinsamkeit des Gefühls, ich möchte fast sagen, eine Art Korpsgeist. Wir lieben und achten die, welche in ihrem Lande ebenso fühlen und handeln wie wir, und solange sie die Politik nicht zu unsern Feinden macht, schätzen wir uns glücklich, sie als unsere Genossen und Brüder zu betrachten . . ."

Der Kriegsminister Saint-Arnaud war dem ach! so friedfertigen Kaiser bald im Wege. Ein recht bequemer Vorwand fand sich leicht.

„Saint-Arnaud, ich bin unzufrieden mit Ihnen", sagte der Kaiser. „Ich liebe es nicht, daß meine Minister an der Börse spielen und dabei zu Schaden kommen. Sie haben spekuliert und großen Summen verloren."

Saint-Arnaud entschuldigte sich und bemerkte dazu, daß man seine Verluste stark übertrieben habe.

„Wer hat eigentlich diese Dinge Ew. Majestät erzählt?" fragte er dann etwas zudringlich.

Der Kaiser nannte den Finanzminister Fould.

„Fould?" rief Saint-Arnaud. „Sire, dieser Fould, der mich denunziert, spielt à la baisse und ich spielte à la hausse. Der einzige Unterschied zwischen uns ist der: ich setzte Vertrauen in die Festigkeit Ihrer Regierung, und ich verlor. Ihr Finanzminister aber spekulierte auf eine Panik, und er gewann!"

„Hm! die Cachucha wäre mir jedenfalls lieber als die Mazurka!" Das war die Antwort, welche die alte Fürstin Lieven, die Großmutter der Salondiplomatie und vertraute Freundin Guizots, dem Kaiser ausrichten ließ, als er sie auf Umwegen über seine Heiratspläne befragen ließ.

Die Mazurka war die Prinzessin Czartoryski, Tochter des bekannten polnischen Fürsten Czartoryski, der seit dem Falle Warschaus 1831 hauptsächlich in Paris lebte. Die Cachucha aber war die schöne Gräfin Montijo aus einer spanischen Grandenfamilie, die mit ihrer Mutter sich viel in Paris aufhielt.

Als der Prinz-Präsident die Restauration des Kaisertums in den Bereich baldiger Möglichkeit treten sah, ließ er seine Agenten bei den europäischen Fürstenhöfen Umschau halten nach einer geeigneten Kaiserin. Obwohl seine persönlichen Neigungen in einer ganz anderen Richtung verliefen, ließ er sich doch davon überzeugen, daß es ein Akt der Staatsraison sei, wenn er eine politische Heirat einginge.

Napoleon antwortete Fleury, der ihm vor allem diesen Rat gegeben hatte, er habe seine Cousine, die Großherzogin Stéphanie von Baden, bereits dahingehend informiert, daß er beabsichtige, die Prinzessin Caroline Wasa zur Kaiserin zu machen.

Stéphanie hatte aus ihrer Ehe mit dem Großherzog Karl von Baden drei Töchter, deren älteste 1830 den Prinzen Gustaf Wasa, Sohn des entthronten Königs Gustaf IV. von Schweden, geheiratet hatte. Caroline Wasa war also ihre Enkelin. Prinz Gustaf Wasa stand in österreichischen Militärdiensten.

Als weiteren Vermittler für diesen Heiratsplan wählte Napoleon den Großherzog Ludwig III. von Hessen. Als der Prinz-Präsident sich im Juni 1852 nach Straßburg und Baden-Baden begab, erhielt Fleury den Auftrag, nach Darmstadt zu reisen, wo er den Prinzen Wasa treffen würde. Als äußerer Vorwand für diese selbstverständlich streng geheim gehaltene Mission wurde die Überbringung des Großkreuzes der Ehrenlegion an den Großherzog gewählt.

Mit einem Empfehlungsschreiben der Großherzogin Stéphanie versehen traf Fleury in Darmstadt ein. Er fand beim Großherzog und beim Prinzen Wasa die freundlichste Aufnahme. Als sie auf das Heiratsprojekt zu sprechen kamen, sagte der Großherzog:

„Danken Sie dem Präsidenten der Republik für die Ehre, die er mir durch die Ehre der Verleihung seines Ordens erwiesen hat und spre-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Exkaiserin Eugenie



Kaiserin Eugenie

Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

chen Sie ihm mein Bedauern darüber aus, daß sein Vorhaben, dessen Verwirklichung ich lebhaft gewünscht hätte, nicht in Erfüllung gehen kann. Man hat sich damit zu spät beschäftigt. Es bestehen bereits fast bindende Abmachungen mit dem Kronprinzen von Sachsen, die sich nicht rückgängig machen lassen."

Eine höfliche, aber eindeutige Absage, die Fleury dem in Baden-Baden sehnsüchtig wartenden Prinz-Präsidenten noch um Mitternacht übermittelte.

Nach der Wiederherstellung des Kaisertums wurde die Heiratsfrage immer brennender. Die Cousine Stéphanie mußte weiterhin Umschau halten und auch die Botschafter an den großen Höfen wurden dazu beauftragt.

Auf einer Hoffestlichkeit bei der Königin Victoria in London fiel dem damaligen Botschafter beim Hof von St. James, dem Grafen Walewski, ein anmutiges Prinzeßchen auf, das die Queen als Tante bezeichnete und das von Victoria Ada gerufen wurde. Es war Prinzessin Adelheid zu Hohenlohe-Langenburg, die spätere Gemahlin des Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Mutter der Kaiserin Augusta.

Walewski, der natürliche Sohn Napoleons I., legte seinem Verwandten nahe, sich um die Hand dieser deutschen Prinzessin zu bewerben. Victoria schien diesen Plan entschieden zu begünstigen, was nach der raschen Anerkennung des Kaisers in politischer Hinsicht von großer Tragweite sein konnte.

Die Eltern der Prinzessin hielten aber diese Zukunft für ihre Tochter für zu unsicher, und auch die Prinzessin selbst konnte sich nicht entschließen, einem Manne die Hand zu reichen, ohne ihn näher zu kennen.

Inzwischen war noch ein drittes Heiratsprojekt aufgetaucht.

Der junge Prinz Louis Napoleon war mit seiner Mutter von Arenenberg aus öfter zu seinen Verwandten nach Sigmaringen gekommen. Die damalige Fürstin Antoinette, Gemahlin des regierenden Fürsten Karl, war eine geborene Murat. Sie hatten vier Kinder, einen Sohn Karl Anton und drei Töchter. Der Erbprinz Karl Anton verheiratete sich mit einer Tochter der Großherzogin Stéphanie und war somit auch nach dieser Seite hin mit den Napoleoniden verwandt.

Die älteste Tochter aus dieser Ehe, Prinzeß Stéphanie, erblühte zu einem überaus liebreizenden Mädchen. Sie war ohne Zweifel wie geschaffen für den neuen Kaiserthron, obwohl sie erst sechzehn Jahre zählte und der Kaiser bald fünfundvierzig war.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

In Sigmaringen galt freilich der König von Preußen als Oberhaupt der Familie und dieser verweigerte energisch seine Zustimmung. Auch ihm war die Zukunft des Kaisers nicht sicher genug für eine deutsche Prinzessin.

Ein merkwürdiges Schicksal ist es, daß der älteste Bruder der Prinzessin, Erbprinz Leopold, so viele Jahre später, durch seine Bereitwilligkeit, die Krone Spaniens entgegenzunehmen, die Ursache des Krieges von 1870/71 wurde, durch den das zweite Kaiserreich zusammenbrach und bei dem wieder der König von Preußen der Gegenspieler war.

Damit waren die Hoffnungen mit den deutschen Fürstenhöfen endgültig zerschlagen. Man erinnerte sich dort an das Schicksal der Erzherzogin Marie Louise von Österreich, der zweiten Gemahlin Napoleons I. Man dachte, noch weiter zurückgehend, an die unglückliche Antoinette, ebenfalls eine Österreicherin. Man erinnerte sich an die bitteren Erfahrungen, die die Herzogin von Orléans, eine Tochter des Hauses Mecklenburg, mit dem unsicheren französischen Thron machen mußte.

Kein deutscher Monarch fand sich veranlaßt, seine Tochter dem vulkanischen Boden Frankreichs anzuvertrauen und noch weniger den Händen eines Herrschers, der selbst eine Ausgeburt dieses vulkanischen Bodens war.

Napoleon III. hat sich für diese Abfuhr an den deutschen Fürstenhöfen gerächt, als er am 22. Januar 1853 vor dem versammelten Senat, dem gesetzgebenden Körper und dem Staatsrat in den Tuilerien Mitteilung von der Verheiratung mit der Gräfin Montijo machte:

„Der Bund, den ich schließe, steht allerdings nicht im Einklang mit den Traditionen der alten Politik, aber darin liegt eben sein Vorzug. Frankreich hat durch seine aufeinander folgenden Revolutionen stets einen von dem übrigen Europa getrennten Weg eingeschlagen. Jede vernünftige Regierung muß suchen, in die Bahnen der alten Monarchien einzulenken. Dieses Ergebnis aber wird durch eine aufrichtige und offene Politik und durch eine redliche Handlungsweise weit sicherer erreicht als durch Verbindungen mit königlichen Häusern, welche oft eine trügerische Sicherheit erzeugen und Familieninteressen an die Stelle der Nationalinteressen treten lassen ...

„Wenn man vor den Augen des alten Europa durch die Macht eines neuen Prinzips auf die Höhe der alten Dynastien gehoben worden

ist, so macht man sie nicht dadurch annehmbar, daß man sein Wappen älter zu machen und sich um jeden Preis in die Familie der Könige einzudrängen sucht. Es geschieht dies vielmehr dadurch, daß man stets sich seines Ursprungs erinnert, daß man seinen eigentümlichen Charakter bewahrt und Europa gegenüber ganz offen die Stellung des Emporkömmlings einnimmt — ein ehrenvoller Titel, sobald man durch die freie Wahl eines großen Volkes dazu gelangt ist . . ."

Diese geschickt verkleidete demagogische Argumentation verschwieg freilich zweierlei: erstens, daß er mit allen Mitteln versucht hatte, sich um jeden Preis in die Familie der Könige einzudrängen, und daß er zweitens seinen ehrenvollen Titel eines Emporkömmlings nicht der freien Wahl eines großen Volkes, sondern der Wahlpropaganda seines großen Ehrgeizes zu verdanken hatte.

Man hat gesagt, es sei nicht richtig gewesen von den deutschen Fürstenhöfen, ihm die verwandtschaftliche Verbindung zu versagen, da man ihn dadurch von der konservativen Bahn abgedrängt und in die revolutionäre getrieben habe. Es fragt sich aber, ob ein Mann seiner Art und seiner Herkunft je in der Lage gewesen wäre, sich auf der konservativen Bahn halten zu lassen! Wer seinen Charakter kennt, wird dies mit Recht bezweifeln müssen.

Die Kaiserin Eugenie ist am 5. Mai 1826 in Granada geboren. Nach dem spanischen Königsalmanach lautet ihr Name: Doña María Eugenia Ignacia Agostina de Guzmán Portocarrero y Palafox, Condesa Teba, Marquesa von Ardales, von Osera, von Moiya, von Albitas, von Baños, von Santa Cruz della Sierra, Vicondesa de la Calzada. Dieser Stammbaum wurde von Prosper Mérimée, dem Freund der Familie, aus Anlaß der Verheiratung mit dem Kaiser noch wesentlich verlängert.

Nach Fleury reicht das Haus Guzmán bis in die Anfänge der spanischen Monarchie zurück. Zu seinen gefeiertsten Persönlichkeiten gehöre jener berühmte Alonzo Perez de Guzmán, der als Gouverneur von Tarifa im Jahre 1291 lieber seinen Sohn von den Mauren köpfen ließ, als daß er die Festung übergab. Daher der Wahlspruch des Hauses:

„Más pesa el rey que la sangre. Mehr als das Blut gilt der König."

Fleury bemüht sich auch, königliches Blut in ihren Adern nachzuweisen, um zu zeigen, daß Napoleon III. nicht unebenbürtig geheiratet habe. Kaiserin Eugenie sei eine Großnichte König Alfons' X. von León und Kastilien. Auch sei sie nicht die erste ihres Hauses gewesen, die

auf einen Thron erhoben wurde. Im siebzehnten Jahrhundert heiratete Doña Luisa Francisca de Guzmán, die Tochter des Herzogs von Medina Sidonia, den Herzog von Braganza, der unter dem Namen Johann IV. König von Portugal wurde und 1640—56 regierte.

Fleury war ein Parteigänger des Kaiserhauses und mußte als solcher bemüht sein, seine hohe Herrschaft im besten Lichte zu zeigen. Was würde er zu jener Gaditaner Gesellschaft sagen, die mit großer Sicherheit behauptete, Eugenie Montijo sei gar nicht legitimer Geburt, denn der Graf, ihr Vater, habe schon ein Jahr vor der Geburt dieser Tochter mit seiner Gattin in einem Scheidungsprozeß gelegen?

Dieser ziemlich skandalöse Prozeß sei in der Gaditaner Zeitung abgedruckt gewesen und von der Pariser „Gazette des Tribuneaux" übernommen worden. Von den beiden Zeitungen sei aber auch nicht einmal mehr ein Blättchen zu finden gewesen.

Ihr Vater, Don Cipriano Guzmán Palafox y Portocarrero, Graf von Teba, war der jüngste Bruder des Grafen Eugenio von Montijo, der sich an der Revolution gegen Ferdinand VII. beteiligte. Don Cipriano kämpfte im Heere Napoleons I. Er wurde vom Kaiser auf die Befestigungen von Paris kommandiert, wo er die Buttes Chaumonts gegen die Allierten zu verteidigen hatte. Nach dem Sturz Napoleons wurde er auf Befehl Ferdinands VII. gefangen gesetzt.

Ihre Mutter, Doña Manuela Kirkpatric of Closeburn, stammte aus einer adeligen schottischen Familie, die nach dem Sturz der Stuarts nach Spanien auswanderte und dem katholischen Glauben treu blieb. Manuelas Vater handelte mit Wein und Südfrüchten in Granada und brachte es nach und nach zu einigem Wohlstand. Als sie Don Cipriano heiratete, war dieser noch nicht im Besitz der zahlreichen Titel, die erst nach dem Tode des älteren, kinderlosen Bruders auf ihn übergingen.

„Ich bin während eines Erdbebens zur Welt gekommen", erzählte Eugenie selbst, „meine Mutter gebar mich unter einem Zelte im Garten. Was würden die Alten von einer solchen Vorbedeutung gedacht haben? Sie hätten gesagt, daß ich gekommen sei, die Welt umzustürzen."

Ohne Zweifel hätten die Alten nicht ganz Unrecht gehabt.

Im achten Lebensjahr kam Eugenie gemeinsam mit ihrer Schwester Pacca, der späteren Herzogin von Alba, nach Paris und blieb dort zwei Jahre zur Erziehung im Sacré Coeur. Dann kehrte sie zurück nach Madrid und wuchs als ein zwar temperamentvolles, aber sitt-

sames spanisches Mädchen auf. Im Hause verkehrte Prosper Merimée, der sich viel um die beiden Mädchen kümmerte und noch mehr um die Mutter. Doña Manuela war es, die Merimée auf den Carmen-Stoff aufmerksam machte.

Später brachen Lebensdurst und Ehrgeiz im Charakter Eugenies vehement hervor. Sie gehörte zu den Damen, welche die Stiergefechte protegierten, und ein Chronist berichtet, daß er selbst den Zettel gelesen habe, auf dem ihr Name als Diretor einer Corrida stand. Sie unterhielt enge Freundschaftsbeziehungen zu den gefeiertsten Matadoren, namentlich zu Montez und Chicanero, mit denen sie nicht selten soupirte.

Eine wahre Herzensneigung hatte sie für Pepe Alcanisez, den Herzog von Sesto, den sie später in Paris an die Morny verheiratete. Der junge Herzog war einer der ersten Elegants von Madrid. Eugenie liebte ihn, fand aber diese Neigung nicht erwidert.

Eines Tages scheint Pepe die schöne Eugenie im Prado öffentlich beleidigt zu haben. Ihre Schwester erzählte, daß sie nach Hause ging und Gift nahm. Der Arzt, der sogleich herbeigerufen wurde, verabreichte ihr ein Gegengift, und so schlug sie bald wieder die Augen auf. Der Arzt jedoch erzählte, daß sie gerettet wurde, weil sie die Phiole vorher nicht geschüttelt habe.

Inzwischen war Don Cipriano längst gestorben. Doña Manuela, leidenschaftlich und unternehmungslustig, reiste mit ihren Kindern in allen europäischen Hauptstädten und Modebädern umher, hielt in Paris eine Wohnung, kehrte aber immer wieder nach Madrid zurück. Sie war eine Zeitlang Camerera mayor bei der Königin Isabella und führte einen sehr offenen und vergnüglichen Salon.

Man erzählt, daß sie in der Wahl ihrer Freunde wenig zurückhaltend war. Immerhin kam neben Merimée auch Stendhal zu ihr, der in der „Kartause von Parma" die Schlacht bei Waterloo so aufregend und realistisch geschildert hat.

Eine ihrer Hauptaufgaben sah Doña Manuela in der Stiftung von Ehen. Je größer die Hindernisse waren, um so mehr reizte es sie. Immer mußten es glänzende Partien sein. Auch ihre beiden Töchter hielt sie dafür reserviert. Es wird sich noch zeigen, wie meisterhaft ihre Tochter Eugenie von ihr gelernt hat, das gesteckte Ziel zu erreichen.

„Meine Mutter wollte der Glücksschmied aller Welt sein", erzählt Eugenie selber, „aber nicht wie die Leute wollten, sondern wie sie

selber. Der Optimismus war es, mit dem sie siegte, sie triumphierte über Schwierigkeiten, weil sie sie nicht sehen wollte. Als meine Mutter erblindete, hat sie Fremden und sich selber das um keinen Preis zugegeben. Lieber warf sie Möbel um, stieß sich an den Wänden und wollte durch geschlossene Türen."

Es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, wann sich Napoleon und Eugenie zum erstenmal sahen. Es wird berichtet: in London. Ein anderer Bericht sagt: in Baden-Baden. Eugenie selbst will sich erinnern, ihn zum erstenmal nach dem Straßburger Putsch beobachtet zu haben. Sie sei mit ihrer Mutter bei dem Polizeipräsidenten Delessert gewesen und habe ihn im Speisezimmer der Präfektur gesehen, ehe er nach Amerika geschickt wurde.

Auch im Pyrenäenbad Pau hatte sie ein Erlebnis, das mit dem Prinzen und dem Straßburger Putsch zusammenhängt. Eines Abends ging sie mit ihrer Mutter spazieren und hörte eine Stimme, die von einem Prinzen sang, der gefangen saß. Die Sängerin war Madame Gordon-Archer, Vaudreys Geliebte.

Die Damen lernten sich kennen und die Erzählungen der Sängerin riefen tiefstes Mitgefühl mit dem Gefangenen von Ham hervor.

„Ein Verschwörer, ein Gefangener, ein Napoleon — lauter Dinge, die mir den Kopf verdrehten. Ich träumte von einer Pilgerfahrt nach Ham. Sogar meine Mutter ließ sich zu diesem tollen Einfall hinreißen. Aber in diesem Augenblick brach eine Revolution aus, ich weiß nicht mehr welche, es gab deren so viele, und rief uns nach Madrid zurück."

Sicher ist, daß dem Prinz-Präsidenten seine spätere Gemahlin zum erstenmal mit Bewußtsein bei einer Truppenparade auffiel. Eugenie saß mit ihrem strengen Reitkostüm auf einem Pferde. Als die Artilleriesalven ertönten, bäumte das Pferd — aber die schöne Amazone hatte dieses so sehr in der Gewalt, daß sie nicht abgeworfen wurde. Napoleon war von diesem Meisterstück so entzückt, daß er für einen Augenblick seine Truppenparade vergaß.

Eines Abends war der Prinz-Präsident wieder einmal zu Tisch geladen bei seiner Cousine Mathilde. Man schrieb das Jahr 1850. Am anderen Ende des Salons stand eine junge, hoch gewachsene Dame mit rötlichblondem Haar und blendend weißem Teint. Der oval geschnittene Kopf saß auf einem sehr schlanken Hals, die Nase war etwas lang und die Augen standen nahe beieinander. Das alles störte nicht etwa, es machte das Gesicht aus der Entfernung eher interessant.

Die junge Dame trug ein ziemlich tief dekolletiertes Kleid aus blaßblauer Seide und unterhielt sich gerade mit dem Maler Gudin.
„Wer ist das?" flüsterte Napoleon seiner Cousine ins Ohr.
„Sie ist hier fremd", sagte Mathilde etwas gleichgültig. „Ein junges Mädchen aus andalusischer Familie, Fräulein Eugenie von Montijo."
„Ach! Stelle Sie mir doch vor."
Mathilde tat ihrem Vetter gerne den Gefallen. Sie wußte ja selbst, wie sehr er schöne Frauen liebte. Die Damen Montijo galten in der Gesellschaft als leichtfertig und flatterhaft. Solange der Vetter sich mit solchen Damen vergnügte, bestand keine Gefahr, daß er vorzeitig eine Ehe einging und sie aus ihrer Stellung als erste Frau am Hofe verdrängte.
Sie tat noch mehr. Ein Wink an den Haushofmeister genügte, um die junge Dame neben dem Vetter zu plazieren. So war sie gewiß, daß ihm die Eroberung leicht fiel.
Der Prinz führte Eugenie zu Tisch. Er war von ihrer Anmut in der Nähe noch mehr verzaubert. Das beim Sprechen lebhaft bewegte Gesicht und die leichten alabasternen Hände berückten seine begehrliche Sinnlichkeit. Er sagte, er müsse sie schon einmal irgendwo gesehen haben.
Eugenie kam seinem Gedächtnis zu Hilfe und erinnerte ihn an das Vorkommnis bei der Parade von Satory. Damals habe sie freilich ein langes grünes Reisekostüm und einen Filzhut mit wallender Feder getragen. Heute sei sie nur eine Dame der Gesellschaft.
„Ich erinnere mich", sagte der Prinz. „Sie ritten damals einen prächtigen arabischen Apfelschimmel mit feurigem Temperament. Sie sind eine ausgezeichnete Reiterin, mein Fräulein, glauben Sie mir, ich verstehe mich ein wenig darauf."
Eugenie konnte auch ihn zum erstenmal ganz aus der Nähe aufmerksam betrachten. Seine Figur war kleiner als die ihre und etwas merkwürdig zweigeteilt. Sein gelber Teint, die halbgeschlossenen, beinahe schlitzartig wirkenden Augen, der Schnurrbart, an seinen Enden spitz gedreht, verliehen dem Gesicht etwas Chinesenhaftes, Mandarinenhaftes. Manchmal blitzten die graublauen Augen stechend hervor, aber meist verbarg sich ihr Glanz hinter der schläfrigen Müdigkeit ihrer Lider.
Sie mußte gestehen: das Gesicht war nicht schön, aber interessant. Und was seine Erscheinung offenbarte oder verbarg, das wurde durch den natürlichen Charme seiner Rede ausgeglichen.

Nach Tisch ging man in den Salon, wo neben Jérôme, Morny und Persigny Drouyn de Lhuys und d'Orsay standen und plauderten. Als der Prinz mit den Damen Montijo erschien, war Persigny eben dabei, eine kleine Geschichte aus Arenenberg zu erzählen.

Er hatte mit dem Prinzen einen Spaziergang in die Umgebung von Arenenberg gemacht. Am Abend waren sie müde und schätzten sich daher glücklich, daß sie noch einen alten Karren zur Rückfahrt fanden. Sie lagen auf Stroh und machten Glossen über das elende Gefährt.

„Was würde der Kaiser sagen", fragte Persigny, „wenn er seinen Neffen in einem solchen Aufzug sähe?"

„Was er sagen würde?" entgegnete Louis Napoleon seelenruhig. „Er würde sagen: das Rad dreht sich."

„Das Rad hat sich tatsächlich gedreht!" schloß Persigny.

Für die Intimeren fügte er noch leise hinzu:

„Und das ist nur der Anfang. Es wird sich noch weiter drehen."

Der Prinz war ein wenig verärgert, denn er war nicht gerne an diese Zeit erinnert, am wenigstens in Gegenwart schöner Damen. Eugenie aber drehte sich das Rad weiter im eigenen Kopfe und sie machte sich zum erstenmal einige Gedanken darüber, wohin es rollen werde.

Unmittelbar vor der Kaiserproklamation veranstaltete der Prinz Jagden in Fontainebleau, um der Welt zu beweisen, wie ruhig er war. Zu ihnen lud er auch die Damen Montijo ein.

Mit einem dunklen Reitkleid um den schlanken Körper und einem Dreispitz auf dem Kopf, unter dem das rotblonde Haar lebhaft hervorquoll, ritt Eugenie an der Seite des Prinzen durch die Wälder von Fontainebleau. Wieder mußte er die Sicherheit bewundern, mit der sie auf dem Pferde saß.

Diesmal schien er ihr völlig zu verfallen. Seine sinnlichen Begierden maßen die schlanken Linien des Leibes und der Schenkel, den ebenmäßig geformten Busen, der durch das enge Kleid besonders plastisch hervortrat. In den Stunden der Zweisamkeit war er entschlossen, diese Frau um jeden Preis zu erobern.

Über diesen Preis legte er sich keineswegs Rechenschaft ab. Bis jetzt waren ihm alle Frauen entgegengekommen. Sie waren eine schlechtbewehrte Festung, die dem Sieger rasch die Tore öffnete. Aber hier, das sah er deutlich, mußte er kämpfen und unter Umständen den letzten Einsatz wagen.

Bei einem Spaziergang durch den Park nützte er einen Augenblick des Alleinseins, um ihr zu sagen, daß er sie liebe.

Sie lächelte ein wenig ungläubig und erwiderte ihm, daß er im Rufe eines gefährlichen Mannes stehe, der zudem einer schönen Fremden täglich seine Treueschwüre wiederhole. Das war eine Anspielung auf die „chaîne anglaise", Miß Howard.

Er protestierte heftig. Die Dame, an die sie denke, sei ihm nur eine ergebene Freundin. Wenn sie es wünsche, werde er sie nie mehr wiedersehen.

Sie erwiderte, daß sie nichts dergleichen wünsche und im übrigen auch kein Recht über ihn besitze.

„Sie werden alle Rechte haben, wenn Sie wollen, und werden mich damit sehr glücklich machen."

Sie schüttelte den Kopf und ging schneller, um in das Schloß zurückzukehren.

Der Prinz bat sie, ihr schreiben zu dürfen, wenn sie nach Paris zurückgekehrt sei.

„Sehr gern", erwiderte sie, „aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Mutter alle Briefe liest, die ich erhalte."

Diese Anspielung auf die Mutter entsprach zwar den Tatsachen, sie sollte aber auch dem Prinzen bedeuten, daß hier noch eine zweite, weit stärkere Festung zu erobern war, die nur dann fallen konnte, wenn er den Eingang durch die Kapelle wählte.

Das Spiel der beiden Damen war ohne Zweifel meisterhaft. Ihr Ruf war, das mußte er einsehen, weit schlechter als ihr Charakter. Ihre Taktik ging dahin, seine Begierden immer stärker zu entfachen, ohne ihn zu brüskieren.

Doña Manuela war sicher, das Spiel zu gewinnen. Wenn der schwelende Brand erst einmal zur hell lodernden Flamme geworden sei, würde er keinen Widerstand mehr leisten. Sie hatte in diesen Dingen genügend Erfahrung. Wenn nur die Tochter nicht versagte und alles so ausführte, wie sie es verlangte.

Von den zahlreichen Verhandlungen, die im Interesse der Staatsraison heimlich geführt wurden, hatten sie allerdings keine Ahnung. Daß Louis Napoleon aber nur mit halbem Herzen dabei war und sich bereits zu dem Entschluß durchgerungen hatte, im Falle eines Mißlingens der Heiratspläne Eugenie Montijo zur Kaiserin zu machen, ist sicher.

Nach der Kaiserproklamation vergaß der Kaiser das Versprechen des Prinz-Präsidenten nicht. Er schrieb an Eugenie einen Brief, in dem er von der Vereinsamung seiner Seele und von den schweren Sorgen

sprach, die ihm das Herrscheramt auferlegten. Wie glücklich wäre er, bei einer verstehenden Frau Zuflucht zu finden.

Donna Manuela triumphierte. Aber noch war es geboten, Zurückhaltung zu üben. Mérimée, der gute Hausfreund, mußte den Liebesbriefsteller spielen und völlig konventionell über Lektüre, gemeinsame Bekannte und spanische Angelegenheiten berichten, die sie ja besser kennen mußte als der Kaiser.

Dieser begann nun, nicht nur die Schönheit ihres Leibes sondern auch die Höhe ihres Geistes zu bewundern. Er spürte ihre Überlegenheit und verfiel ihr schließlich vollkommen.

Wie meisterhaft Eugenie in diesen Tagen der Entscheidung das Doppelspiel der Anziehung und Abstoßung zu spielen verstand, geht aus einem Bericht Hübners hervor:

„Eines Tages in Compiègne ritt der Kaiser mit ihr aus, allein, doch von weitem von vielen beobachtet. Er begann wieder seine glühende Werbung. Da zügelte sie ganz plötzlich ihr Pferd und sagte:

‚Ja, sobald ich Kaiserin sein werde.'

Denselben Abend schützte sie ein Unwohlbefinden vor und erschien nicht beim Diner, ihr gewöhnlich so freies Benehmen wurde kalt, ihre Gespräche, die sonst noch freier als ihr Benehmen waren, wurden zurückhaltend und ernst. In Gegenwart des Kaisers ergab das das Bild jungfräulicher Zurückhaltung und einer nahezu übertriebenen Prüderie. Sobald aber die Blicke des Verliebten nicht mehr auf ihr ruhten, gewann die hinreißende Lebhaftigkeit ihrer Natur wieder die Herrschaft über sie.

Diese Verwandlung hat viele, die Zeuge dieses Romans waren, höchlichst erstaunt. Da waren plötzlich zwei ganz verschiedene Personen, die gar nichts mehr miteinander gemeinsam hatten. Man fragte sich, ob die Kunst oder der Zynismus größer sei in diesem Spiele, das da ganz offen gespielt wurde, in Gegenwart von ebenso zahlreichen wie wenig wohlwollenden Zeugen, aber mit der äußersten Geschicklichkeit gespielt wurde und endlich von einem vollkommenen Erfolg gekrönt war."

„Wie kann ich zu Ihnen kommen?" soll er gefragt haben.

„Sire, durch die Kapelle!" soll sie geantwortet haben.

Napoleon verhehlte sich und Eugenie keineswegs die Gefahren, die mit einer Ehe verbunden waren. Es würde viel Licht, aber noch mehr Schatten geben. Die höhere Gesellschaft würde sie meiden. Die Familienmitglieder der Bonaparte würden sie schlecht machen. Die Groß-

mächte würden sie ignorieren. Auch die Gefahr der Attentate und Revolutionen war keineswegs zu übersehen.

Das alles konnte ihr den Kaiserthron freilich nur begehrlicher machen. Sie hatte den Stolz und den Mut dazu. Auch für Napoleon machte sie sich durch diese Haltung den Gefahren gegenüber nur noch begehrlicher.

Es war allerdings leichter gesagt als getan. Bei der großen Verletzlichkeit des spanischen Stolzes war Eugenie bald nahe daran, vor den Verwandten des Kaisers die Flucht zu ergreifen.

Mathilde, die noch immer ihren Vetter liebte und wohl auch die schwer begreifliche Hoffnung hatte, sie werde eines Tages noch Kaiserin werden, bedauerte schon lange, daß sie ihm die schöne Spanierin zugeführt hatte.

„Das Schlimmste, was ich zulassen konnte, ist, daß er sie zu lange behält", sagte sie.

Sie hatte sich in ihren weiblichen Instinkten gründlich geirrt. Sie hatte geglaubt, Eugenie sei leicht zu erobern, und sie kannte ihren Vetter zu gut, als daß sie nicht annehmen durfte, daß dann die Episode bald vorüber sei. Nun dauerte die Komödie schon zwei Jahre und der Vetter wurde immer tiefer verstrickt.

Auf einem Empfang bei Morny fand sich Gelegenheit, Fräulein von Montijo die Rache für ihre eigene Torheit fühlen zu lassen. Eugenie kam auf sie zu und streckte ihr die Hand etwas zaghaft entgegen. Mathilde wendete sich ab und die verletzte Eugenie zog sich in eine Zimmerecke zurück.

Bald kam es zu einem unvermeidlichen Skandal.

Nach der Neujahrsmesse in der Tuilerienkapelle kam der Kaiser mit Mathilde am Arm in die reservierte Galerie, als er die Damen Montijo erblickte. Sie waren gekommen, um sich zu verabschieden, da sie nach Rom abreisen müßten.

„Beide Damen waren ziemlich befangen", erzählte später Mathilde. „Wir waren höflich und man trennte sich, ohne ein Wort zu sagen!"

Der Kaiser war jedoch aufs tiefste betroffen. Er schickte ihnen Bacciocchi nach, den Vertrauten seines Herzens, und ließ die beiden Damen zu dem Tuilerienball einladen, der abends stattfand.

Am Abend erschienen sie auch, obwohl es keinem Zweifel unterliegen konnte, daß die Nichteinladung zu diesem Ball der äußere Grund zu der überstürzten Abreise war. Doña Manuela wurde von de Tou-

langeons am Arm geführt, während sich Eugenie von einem Kammerherrn zum Souper begleiten ließ.

An der Türe stürzte ihr Madame Fortoul, die Gattin des Marineministers, entgegen und nannte sie eine Abenteuerin, die nur Favoritin des Kaisers werden wolle. Eugenie wurde leichenblaß und erreichte gerade noch den Stuhl, der neben ihrer Mutter stand.

Dem Kaiser fiel das auf. Er kam und erkundigte sich. Eugenie wich zunächst aus und sagte, es sei nichts vorgefallen. Schließlich gestand sie ihm die Beleidigung und erklärte, sie sei fest entschlossen, morgen früh abzureisen.

„Ich gehe fort. Sie werden mich nicht wiedersehen", sagte sie.

Der Kaiser schwieg eine Weile, als ob er überlegte. Dann erklärte er mit Bestimmtheit:

„Sie werden nicht fortgehen."

In dieser Minute war die Heirat beschlossen.

Um endlich völlige Klarheit zu haben, verfaßten die beiden Damen gemeinsam mit Mérimée ein Schreiben, in dem der Kaiser die Gräfin Montijo um die Hand ihrer Tochter bat. Der Versuch war kühn, aber er gelang. Der Kaiser nahm den Entwurf aus der Hand Eugenies entgegen und schrieb ihn ab.

Nun konnte man, noch bevor man die formelle Zustimmung erteilte, von dem Schreiben reichlich Gebrauch machen. Am 20. Januar 1853 erklärte Doña Manuela — gewiß schweren Herzen! — die Zustimmung zu der Verheiratung ihrer Tochter mit dem Kaiser der Franzosen.

Einen Tag darauf schrieb Viel Castel in sein Tagebuch:

Hier ein Wort Dupins, des früheren Präsidenten der Nationalversammlung, als man ihm von der Heirat Mitteilung machte:

„Man kümmert sich wenig um das, was ich sage oder denke, und man tut vielleicht gut daran. Aber der Kaiser tut noch besser daran, die zu heiraten, die ihm gefällt, und sich nicht irgendeine skrofulöse deutsche Prinzessin verhandeln zu lassen mit Füßen so groß wie die meinigen. Wenn der Kaiser seine Frau küßt, so wird er es wenigstens zu seinem Vergnügen tun und nicht aus Pflichtgefühl."

Das war das einzige Mal, in dem sich Kaiser und Nationalversammlung wirklich verstanden.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden auf den 30. Januar festgesetzt. Auch hier dachte man an eine möglich treue Kopie der Hochzeitfeierlichkeiten Napoleons I.

Notre-Dame wurde von Viollet-le-Duc mit Tuch und Pappe geschmückt. Vor dem Portale hatte man eine gotische Halle errichtet, deren Felder Tapetenbehänge nachahmten und Statuen der Heiligen und Könige von Frankreich trugen. In der ganzen Länge der Balustrade hingen Girlanden mit Friesen, auf denen sich kaiserliche Adler befanden. Kleine grüne Banner mit Bienen wallten über den Fenstern und der Rosette. Die Fahnen der Departements überragten die Balustrade. Breite goldene Streifen bedeckten die Schallöcher des Turmes. Am Portal sah man die überlebensgroßen Statuen Karls des Großen und Napoleons I. Über den Türmen der Kathedrale breiteten ungeheure Adler mit dreifarbigen Fahnen ihre Flügel aus.

Die große Galakarosse, in der Napoleon I. zur Vermählung gefahren war, war aufgefrischt worden. In ihr saß das Kaiserpaar. Auch Jérôme, dessen pergamentenes Gesicht wie eine Mumie des großen Kaisers wirkte, erhielt einen kaiserlichen Wagen, der bei der Taufe des Königs von Rom gedient hatte. Überall sah man die bonapartischen Bienen anstelle der bourbonischen Lilien.

Am Abend vorher hatte der neuernannte Oberhofzeremonienmeister gemeinsam mit dem spanischen Gesandten die Damen Montijo aus dem Elyséepalast abgeholt und sie, umgeben von einer Kavallerieeskorte, in die Tuilerien geleitet.

Hier wurden sie von der Prinzessin Mathilde und den Prinzen Napoleon empfangen. Die Hofdamen, die man ebenfalls in aller Eile ernannt hatte, folgten ihnen in den Saal der Marschälle. Man sah die neuen Würdenträger in ihren Galakostümen, die denen des Kaiserreichs nachgebildet waren, sah Offiziere in ihren alten und neuen Uniformen, Diplomaten und Bischöfe, sah endlich die beiden Thronsessel Napoleons I. und vor ihnen stehend den neuen Kaiser, geschmückt mit dem Großkordon der Ehrenlegion Napoleons I.

Natürlich fehlte auch hier nicht der alte Jérôme, der einzige überlebende Bruder des toten Kaisers.

Als Kronnotar bei der nun folgenden Ziviltrauung fungierte Achille Fould. Während Eugenie laut und bestimmt „Ja" sagte, antwortete Napoleon nur leise und zögernd. Es scheint ihm doch nicht ganz wohl gewesen zu sein bei dem gespenstischen Mummenschanz.

Nachdem das Trauungsprotokoll unterfertigt war, begab man sich in einen anderen Saal, um das Festkonzert anzuhören, das der alte Auber komponiert hatte. Ursprünglich dachte man an Berlioz, allein Auber war dazu weit mehr legitimiert. Unter Ludwig XVI. geboren,

hatte er die Siege der Revolutionsarmeen und des großen Kaisers mit Hymnen verherrlicht. Auch er eine gespenstische Reminiszenz.

Am nächsten Tag — es war der reinste Vorfrühling und sicher ein gutes Omen — fuhren die napoleonischen Prunkwagen durch die Rue de Rivoli zur Notre Dame. Man hatte diese von Napoleon I. begonnene Via triumphalis schnell fertiggestellt, um auch hier auf seinen Spuren wandeln zu können.

Freilich, ein Pinselstrich fehlte an dieser erhabenen Kopie, um sie völlig der Lächerlichkeit preiszugeben: der Heilige Vater in Rom war nicht gewillt, wie sein Vorgänger zu der religiösen Zeremonie zu erscheinen. Er mißtraute dem Bestand einer Kopie und schützte daher sein Alter und seine Gesundheit vor.

Das Innere der Kathedrale flammte im Glanz von fünfzehntausend Kerzen. Von den Seiten und Pfeilern des Schiffes quollen die Behänge von rotem Samt, die mit Hermelin gefüttert und mit dem kaiserlichen Wappen versehen waren.

In der Mitte des Querganges, mit einem Hermelinteppich bedeckt, befand sich die Estrade mit den beiden für den Kaiser und die Kaiserin hergerichteten Ehrensesseln. Die kaiserlichen Wappen waren auf die Rücklehnen der Sessel, auf die Betstühle und auf die Kissen gestickt. Über dieser Estrade erhob sich ein prunkvoller Thronhimmel von rotem Samt mit goldenen Bienen übersät und von einem goldenen Adler mit entfalteten Flügeln überragt.

Auf einer anderen Estrade hatte das diplomatische Corps, der Senat, der gesetzgebende Körper, der Staatsrat, die Frauen der Minister, der Admirale, der Marschälle Platz genommen. Zur Linken des Altars saßen Ihre Eminenzen die Kardinäle, die Bischöfe, die Mitglieder des Metropolitan-Kapitels, die Stiftsherren von Saint Denis und die Ehrenstiftsherren von Paris.

Der Kaiser und die Kaiserin nahmen auf ihren Ehrensesseln Platz. Am Fuße dieser Estrade und zur Rechten vom Throne des Kaisers hatte man Stühle für Ihre Kaiserlichen Hoheiten, die Prinzen Jérôme, Napoleon und die Prinzessin Mathilde vorbehalten. Die Prinzessinnen der Familie des Kaisers und die Kaiserin-Mutter nahmen Tabourets zur Linken der Kaiserin ein.

Die Minister hatten ihren Platz vor der Tribüne des Senats. Die Groß-Zeremonienmeisterin der Kaiserin, ihre Ehrendamen, ihre Palastdamen saßen hinter der Kaiserin auf einer gepolsterten Bank. Die

Groß-Offiziere und die Offiziere vom Hofstaate des Kaisers blieben während der Trauungszeremonie stehen.

Seine Gnaden der Erzbischof, welcher das Hochamt hielt und die Trauung vollzog, wandte sich an das vor dem Hochaltar erschienene Paar:

„Sie erscheinen hier, um im Angesichte der Heiligen Kirche eine Ehe zu schließen?"

Der Kaiser und die Kaiserin antworteten:

„Ja, mein Herr!"

Nun erhielten sie auf einem Teller die gesegneten Ringe. Hierauf richtete der Erzbischof die folgenden Worte an den Kaiser:

„Sire, Sie erklären, erkennen vor Gott und im Angesichte der Heiligen Kirche, daß Sie Madame Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, die hier anwesend ist, jetzt als Ihre Frau und rechtmäßige Gattin annehmen?"

Der Kaiser antwortete:

„Ja, mein Herr!"

Der Erzbischof fuhr fort:

„Sie versprechen und schwören ihr Treue in allen Dingen zu bewahren, wie ein treuer Gatte es nach dem Gebote Gottes seiner Gattin schuldig ist?"

Der Kaiser antwortete:

„Ja, mein Herr!"

Nachdem der Erzbischof die gleichen Fragen an die Kaiserin gerichtet hatte, nahmen sie die Ringe und knieten nieder, um den Segen zu empfangen.

Nach den Gebeten kehrten Ihre Majestäten zu ihrem Throne zurück. Die Messe begann. Während des Gottesdienstes spielte das fünfhundert Mann starke Orchester das Credo und das O salutaris der Krönungsmesse von Cherubini, das Sanctus der Messe von Adam und das von Auber für Instrumente eingerichtete Domine salvum fac imperatorem.

In den Straßen standen die Massen zu Hunderttausenden. Unter Fahnen und Adlern sah man die Ruinen der großen Armee mit durchlöcherten Waffenröcken und enthaarten Bärenmützen. Die Musikkorps spielten „En partent pour la Syrie" und erinnerten dadurch den Kaiser nicht nur für Augenblicke an seine Mutter, die dieses Lied einst für das Spinett komponiert hatte, sondern kreiierten es damit zugleich als eine Art Hymne für das neue Kaiserreich.

Die Kaiserin war ohne Zweifel in diesem Augenblick schön wie ein Kunstwerk. Das Brautkleid war aus weißem Atlas und hatte eine Schleppe von vier Metern Länge. Das mit Diamanten übersäte Leibchen schloß ein mit Brillanten inkrustierter Gürtel ab. Über das Ganze war ein Überwurf aus alter Spitze gelegt und aus dem berühmten Diadem fiel der Brautschleier aus englischer Spitze nieder.

Der König Jérôme hatte dieses Diadem noch auf dem Haupte Josephinens am Tage ihrer Krönung gesehen.

Das Herz der Pariser hatte Eugenie noch durch eine andere Geste für sich gewonnen.

Der Stadtrat von Paris hatte 600 000 Francs zum Ankauf eines Diamantenschmuckes bestimmt. Die junge Kaiserin aber lehnte dieses Geschenk in schlichter Weise ab:

„Ich empfinde ein peinliches Gefühl, wenn ich daran denke, daß der erste öffentliche Akt, der sich an meinen Namen im Augenblick der Hochzeit knüpft, eine beträchtliche Ausgabe für die Stadt Paris bildet. Sie würden mich viel glücklicher machen, wenn Sie die für mich bestimmte Summe zu wohltätigen Zwecken verwenden. Ich wünsche, daß meine Heirat nicht der Anlaß zu irgendeiner neuen Last für das Land wird, dem ich von nun an angehöre. Das einzige, was ich anstrebe, ist, mit dem Kaiser die Liebe und Achtung des französischen Volkes zu teilen."

Das Geld wurde zu einem Asyl für die Berufsausbildung armer junger Mädchen verwendet.

An diesem Abend fuhren Napoleon und Eugenie nach Villeneuve-l'Etang bei St. Cloud, wo sie endlich beide ihren stillen Triumph über das erreichte Ziel feiern konnten. Eugenie war Kaiserin geworden und Napoleon hatte sie endlich ganz erobert.

Die Kaiserin-Mutter, die eigentlich auch Anteil an diesem Triumph hatte, wurde etwas schmählich vergessen. In ihrem Quartier im Elyséepalast war keine Dienerschaft mehr zu finden, und so war sie froh, daß ihr Madame Gould, eine Freundin, ein Abendessen gab.

Mit welcher Anmut und Würde, mit welcher Begabung für das Repräsentative und Exklusive Eugenie die Rolle der Kaiserin zu spielen verstand, wird uns noch zu beschäftigen haben. Wir werden die verschwenderischen Feste in den Tuilerien, in Compiègne und Saint Cloud, in Biarritz und Baden-Baden bewundern. Wir werden sehen, wie sie in der Mode und in der Gesellschaft den Ton angab und wie



Kaiserin Eugenie

Englisches Photo der Zeit — Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sie schließlich immer mehr sich in die Politik einmischte, in der sie eine wahrhaft verhängnisvolle Rolle übernahm.

Hier müssen wir zum Abschluß noch ihr Charakterbild betrachten und damit das Charakterbild des Kaisers vergleichen.

Es ist keineswegs Zufall, daß sie Napoleon in einem Augenblick zum erstenmal auffiel, als sie, sachlich gekleidet, auf dem Pferde saß und dieses bändigte. Sie war energisch, kraftvoll und leidenschaftlich, aber von einer Beherrschtheit und Überlegenheit, die dem unbeherrschten und seiner Natur nach unterlegenen Kaiser imponieren mußte. Sie war zu seinem weichen, weiblichen Wesen der harte, männliche Gegenpol.

Dem widerspricht es keineswegs, daß sie rein äußerlich eine natürliche Weiblichkeit offenbarte, während er gerade in der Starrköpfigkeit und Beharrlichkeit, mit der er einen einmal gefaßten Plan verfolgte und in der Art, wie er ihn in seinem Gesicht maskenhaft verbergen konnte, das männliche Wesen verriet.

Es handelt sich hier um ein physiologisches und psychologisches Faktum zugleich. Die Kaiserin war schlank und hochgewachsen, alles ging bei ihr in die Länge: Füße, Hände, Hüften, Brüste, Hals und Kopf. Der Kaiser war breit und kleingewachsen: seine Beine machten einen geradezu deformierten Eindruck, sein Beckenbau war weiblich breit und sein Gesicht verriet den Eindruck eines pathischen und apathischen Menschen. Es fehlte ihm jede Beweglichkeit.

In psychologischer Hinsicht zeigt sich der Gegensatz der Charaktere durch die Bewußtheit, mit der die Kaiserin alles tat, während er sowohl in eroticis als auch in politicis sich von der Gewalt des Unbewußten treiben ließ. Es ist dem Kaiser niemals zum Bewußtsein gekommen, daß sein weibischer Napoleon-Kult eine lächerliche Komödie war.

Die methodische Bewußtheit, mit der Eugenie vorging, zeigt sich nicht nur in der Art, wie sie den Kaiser bezwang, vielmehr auch an einem typischen Beispiel.

Eines Abends kam sie mit dem Kaiser aus der Comédie Française, wo sie die Rachel gesehen hatten. Napoleon erinnerte sich der Liaison, die einmal zwischen der Schauspielerin und ihm bestanden hatte, sie hingegen dachte daran, bei ihr Anstandsunterricht zu nehmen. Sie ließ die Rachel in die Tuilerien kommen und übte mit ihr vor dem großen Stehspiegel im Toilettenzimmer nach Angaben der Schauspielerin die verschiedenen Begrüßungsformen: Begrüßung bei einer offiziellen

Audienz, Begrüßung im großen Cercle, Begrüßung bei der Privatvisite, Neigen des Kopfes, Knickse und Handbewegungen.
Die Übungen dauerten solange, bis sie eine vollendete Meisterin in diesen Dingen war.
Als die eheliche Untreue des Kaisers vor der Kaiserin nicht mehr zu verbergen war, kam es öfters zu lebhaften Auftritten in den Tuilerien. Napoleon nahm die Ausfälle resigniert hin, nicht nur weil er sich schuldig fühlte, vielmehr weil es ihm an Kraft und Mut gebrach, seine Taten als Selbstverständlichkeit für einen Herrscher zu behaupten.
„Napoleon III.", meinte jemand, „wäre imstande, einen Krieg zu beginnen, nur um im Hause Frieden zu haben."
Das mag übertrieben klingen. In der Tat gewann aber seine Gattin mit den Jahren immer stärkeren Einfluß auf die Politik und die schwersten militärischen Fehlschläge seines Lebens gehen zu einem erheblichen Teil auf diesen Einfluß zurück.
„Sie lassen sich, wie ich, von Ihrer Frau regieren", sagte Persigny zu ihm. „Ich aber zerstörte nur mein Glück und ich opfere es, um Frieden zu haben, während Sie Ihre eigenen Interessen, die Ihres Sohnes und des ganzen Landes opfern. Sie erwecken den Glauben, resigniert zu haben, Sie verlieren Ihr Ansehen und Sie nehmen allen Freunden den Mut, die Ihnen bleiben und die Ihnen in Treue dienen."
Napoleon hatte den dunkeln Mut des Verschwörers, der nicht treibt, sondern getrieben wird und sich treiben läßt. Der Mut der Kaiserin zeigte sich in allen Augenblicken, die eine bewußte Entscheidung verlangten. Nie war sie größer und selbstsicherer als in den beiden Perioden der Regentschaft.
Wir verstehen die Banalität des Wortes, das Prinz Plon-Plon seiner Schwester Mathilde sagte, als sie bei der Trauung das energische Ja der Kaiserin und das zögernde Ja des Kaisers gehört hatten:
„Jetzt weiß man doch gleich, wer von den beiden der Mann ist."

KRIMKRIEG

„Die Katastrophe steht nahe bevor, aber ich werde nicht zugeben, daß Konstantinopel von Russen, Franzosen, Engländern oder Untertanen irgendeiner Großmacht besetzt wird. Vor allem werde ich keine Wiederherstellung des byzantinischen Reiches und keine Vergrößerung Griechenlands dulden. Noch viel weniger werde ich in eine Zerstücke-

lung der Türkei in viele kleine Staaten willigen, die dann zu Lehen würden."

Diese Worte sprach Zar Nikolaus I., der grimmige Statthalter Gottes auf Erden, zu dem britischen Botschafter in Petersburg, Sir Hamilton Seymour.

„Dann wird Ew. Majestät der Welt zu verstehen geben müssen", entgegnete der Botschafter, „daß sich niemand einer Provinz des türkischen Reiches bemächtigen dürfe und daß das ganze Gebiet gleichsam versiegelt sei, wenigstens bis zum Abschluß eines freundschaftlichen Übereinkommens."

„Das wird schwer halten", meinte der Zar, „denn Christen und Türken liegen immer im Streit."

„Ew. Majestät denken immer nur an den Untergang der Türkei," fügte Sir Hamilton hinzu, „während wir uns fortwährend bemühen, sie vor weiterem Verfall zu bewahren."

„Sie sprechen wie Nesselrode", versetzte der Zar, „aber Sie können sich darauf verlassen, die Katastrophe wird eintreten, und früher als manche Leute glauben."

Der Botschafter brachte das Gespräch auch auf andere Mächte.

„Wegen Frankreich mache ich mir keine Sorgen", sagte der Zar. „Es ist zwar ganz darauf versessen, uns in einen Streit zu verwickeln. Aber wenn nur unsere Beziehungen zu England ungetrübt bleiben, ist mir alles andere einerlei."

„Und Österreich?" fragte der englische Diplomat.

„Österreich hat die selben Interessen wie Rußland."

Den Sultan bezeichnete der Zar wegwerfend als einen Mann, der sein Wort gebrochen habe.

„Aber, Sire", entgegnete Seymour, „wenn die armen Türken ihr Wort brachen, so geschah es nur aus Angst vor Frankreich."

Der Zar ließ während dieses ganzen Gesprächs durchblicken, daß ihm sehr viel an der Freundschaft mit England gelegen sei. Als Dank für das englische Wohlwollen war er geneigt, alle möglichen Dinge zu versprechen: Z. B. freie Hand in Ägypten und Candia.

„Die Engländer verlangen nichts weiter", erwiderte Seymour in scheinbar gleichgültigem Ton, „als einen bequemen Verbindungsweg zwischen dem Mutterland und Indien."

„Schreiben Sie an Ihren Hof", meinte der Zar abschließend, „aber bedenken Sie, daß es mir nicht um einen Vertrag zu tun ist, sondern um das Ehrenwort eines Gentleman."

England war keineswegs geneigt, sich den Standpunkt des Zaren vom „kranken Mann" am Bosporus zu eigen zu machen. Es ging ja für Rußland seit Peter dem Großen um den Besitz Konstantinopels und damit um die Beherrrschung der Dardanellen. England konnte durch die Abdrängung nach dem Vorderen Orient keine ausreichende Kompensation für den Verlust seiner Position im Ostmittelmeer sehen, zumal damals noch niemand an den Suezkanal dachte.

Lord Clarendon, der Nachfolger Lord Russels im englischen Auswärtigen Amt, wies gleich seinem Vorgänger darauf hin, daß die Klugheit die Aufrechterhaltung des status quo verlange. Auch Nesselrode, der russische Staatskanzler, näherte sich mehr dem englischen Standpunkt, was aus der Andeutung des Zaren hervorgeht.

Die Vorgeschichte der Gespräche, die Zar Nikolaus I. im Januar und Februar 1853 mit Sir Hamilton führte, ist wichtig genug, um die Ursachen des Krimkrieges und die Schuld Napoleons III. zu enthüllen.

Von altersher hatten die Könige Frankreichs ein durch mehrfache Verträge verbürgtes Schutzrecht über die katholische Kirche im türkischen Reiche und insbesondere in Palästina.

Dieses Schutzrecht hob sich von selber auf, als die französische Revolution einen Weg einschlug, der gegen das Christentum gerichtet war. Die vom Konsulat unter General Bonaparte unternommenen Expeditionen nach Ägypten und Syrien führten notwendig zu Zerwürfnissen mit der Pforte, die auch nach ihrer Beseitigung während der Dauer des ersten Kaiserreichs einen Argwohn zurückließen.

Die auf Frankreichs Thron zurückgekehrten Bourbons kümmerten sich nicht um die Wiederherstellung des verbrieften Schutzrechtes, und die Eroberung Algiers unter Karl X. war wenig dazu angetan, das Mißtrauen der Pforte gegen Frankreich zu beseitigen.

Louis Philippe hielt nicht nur an der Eroberung Algiers fest, er dehnte diese vielmehr nach Möglichkeit aus. Als die Pforte mit ihrem Vasallen, dem Vizekönig von Ägypten, in Streit geriet, stellte sich Frankreich offen auf die Seite der Rebellen.

Inzwischen hatte Rußland, dessen Herrschaft im Osten seit der entscheidenden Rolle, die Alexander I. in der Niederringung Napoleons I. gespielt hatte, unangetastet blieb, unter der Herrschaft Nikolaus I. erwirkt, daß sich die Stellung der griechischen Kirche, namentlich in Palästina, durch Zugeständnisse der Pforte günstiger gestaltete.

Schon in der Zeit nach dem Staatsstreich, als sich Louis Napoleon auf das Kaisertum vorbereitete, hielt er Umschau nach einem künftigen

Kriegsschauplatz. War nicht der innere Verfall des türkischen Reiches schon in Tilsit Gegenstand mehrerer Unterhaltungen zwischen Napoleon I. und Alexander I. gewesen?

Der Kampf gegen die Verträge von 1815 war das außenpolitische Programm Louis Napoleons. Die Heilige Allianz, von Rußand geführt, stand aber jeder Wiedergutmachung im Wege. Nikolaus I. war der Bruder Alexanders I. und hielt als solcher an dem status quo Europas, wie er aus dem Wiener Kongreß hervorgegangen war, am unerbittlichsten fest.

Die andere reaktionäre Macht war Österreich, dessen Hauptstadt nicht zufällig den Kongreß beherbergt hatte, der die Liquidation des Empire vollzog. Der alte Metternich war es übrigens, der mit Bezug auf die Türkei an den Zaren die ironische Frage richtete:

„Wollen Sie ihr Arzt oder ihr Erbe sein?"

Louis Napoleon hatte Instinkt für die revolutionären Kräfte. Sein außenpolitisches Rezept schien für die oberflächliche Betrachtung nicht schlecht zu sein. Gelang es ihm, Frankreich und England gegen Rußland, Italien und Preußen gegen Österreich zu mobilisieren, so mußten die revolutionären Kräfte Europas über die reaktionären siegen und er wäre, wie Napoleon I., der Beherrscher Europas!

So richtig der Instinkt, so fehlerhaft der Gedanke! Die Revolution von 1848 hatte zwar ganz Europa aufegwühlt, aber das Nationalitätenprinzip, das Napoleon III. vertrat, mußte ja zwangsläufig zur Überwindung der Revolution führen.

Dazu kommen noch zahlreiche andere Konstruktionsfehler. Frankreich benötigte die Sympathie des Kirchenstaates für die innere Ordnung, aber der Kirchenstaat stand der nationalen Einigung Italiens entgegen. Und die Wiederherstellung Polens, die er im Sinne Napoleons I. betrieb, mußte ihn nicht nur in Gegensatz zu Rußland sondern auch zu Preußen und Österreich führen, den Mächten der dritten Teilung.

Bereits im Jahre 1852 beauftragte der Prinz-Präsident den französischen Gesandten in Konstantinopel, Marquis de Lavalette, die in früherer Zeit bestandenen Rechte auf Schutz der katholischen Kirche in Palästina bei der Pforte geltend zu machen. Die Pforte geriet wegen dieser Forderung Rußland gegenüber in nicht geringe Verlegenheit. England brachte seine entschiedene Mißbilligung wegen dieses französischen Schrittes zum Ausdruck.

Der französische Gesandte beharrte auf seinem Verlangen. Die Pforte

sah sich gezwungen, den katholischen Christen durch zwei Fermane an den heiligen Stätten einige Vorrechte einzuräumen, die sie bisher nur den griechischen Christen zugestanden hatte.

Der Zar legte dieser Angelegenheit eine große Wichtigkeit bei. Natürlich nicht deshalb, weil es sich dabei um den Schlüssel zum heiligen Grabe und um die Kuppel einer Kirche handelte, sondern weil die Pforte bei diesen Vorgängen eine so große Schwäche gezeigt hatte, daß sowohl ihre eigene Selbständigkeit als auch der russische Einfluß in Konstantinopel auf dem Spiele stand.

Er schickte daher den Fürsten Menschikow in außerordentlicher Mission nach Konstantinopel, um gegen die gemachten Zugeständnisse energisch Protest einzulegen.

Die französische Regierung entriß in scheinbar zuvorkommender Weise den Sultan seiner Verlegenheit, indem sie ihren Gesandten abberief und auf die zugestandenen Rechte freiwillig verzichtete. Damit war der Schein der Mäßigung ganz auf französischer Seite.

In Wirklichkeit konnte sich Frankreich einen Krieg gegen das allmächtige Rußland allein nicht leisten. Solange England nicht auf seiner Seite stand, war es viel zu schwach dazu.

Die Frage des Verhältnisses Frankreichs zu England hatte den Gefangenen von Ham schon beschäftigt. Die Richtlinien, die der Gefangene von St. Helena aufgestellt hatte, waren ihm maßgebend. Hatte auch Rußland die Niederlage des großen Kaisers herbeigeführt, so war es doch zuletzt England, an dem er scheiterte.

England war eine insulare Macht, keine kontinentale. Gelang es, seine Interessen durch die See an Frankreich zu binden, so mußte ihm die Herrschaft auf dem Kontinent mit automatischer Sicherheit zufallen. Ein Bündnis mit England wurde so zur Achse der Politik Louis Napoleons.

Außerdem: repräsentierte England nicht eine Macht, die eine Verschmelzung von Revolution und Reaktion, wie sie ihm vorschwebte, schon lange verwirklicht hatte? Und hatte er dort aus der Zeit seines Exils nicht zahlreiche einflußvolle Freunde, die für ihn eintraten? Sein politischer Subjektivismus konnte immer nur in den Kategorien persönlicher Freundschaft und Feindschaft denken.

Aus diesen Erwägungen heraus ließ er sich auch bei dem Leichenbegängnis Wellingtons vertreten.

„Ich will die Vergangenheit vergessen", sagte er, und es fiel ihm wahrlich schwer genug.

Damit vergaß er auch Englands Haltung nach dem Staatsstreich und seine Demarche nach dem Vorstoß bei der Pforte. Umgekehrt sah auch England ein, daß die Haltung Rußlands gegenüber der Pforte seine Interessen im Ostmittelmeer bedrohte. Eine Annäherung der beiden Mächte fiel so Louis Napoleon wie eine reife Frucht in den Schoß.

Rußland trat nach dem ersten Erfolg, wie vorauszusehen war, immer übermütiger gegen die Pforte auf. Obwohl die Frage wegen der heiligen Stätten durch das Nachgeben Frankreichs geregelt war, forderte Fürst Menschikow von der Türkei eine förmliche Verpflichtung, die aber weit über die ursprüngliche Frage hinausging und sich auf sämtliche Vorrechte und Freiheiten der griechischen Kirche erstreckte, so daß Rußland mittelbar ein Schutzrecht über sämtliche christliche Untertanen der Pforte erhalten hätte.

Inzwischen hatte sich die Restauration des Kaisertums vollzogen und England hatte sich beeilt, diese anzuerkennen. Der russische Botschafter in Paris schlug ernste Töne an, die auch in den Tuilerien gehört wurden. Er pflegte sich in sehr kräftigen Ausdrücken darüber zu ergehen, welche Rolle Frankreich im Orient spiele, wo es seine Befehle durch den Mund der Geschütze vorschreibe.

„Bei dem Streit um das heilige Grab", sagte er, „übte Frankreich auf die Türkei einen Druck in der Hinsicht aus, daß einige dem Zaren gemachte Versprechungen rückgängig gemacht wurden."

Am 5. Mai 1853 überreichte der russische Gesandte eine Note an die Pforte, die eine Antwort binnen fünf Tagen verlangte, weil er, wie er am Schluß des Dokumentes sagte, einen längeren Verzug nur als einen Mangel an Achtung gegen seine Regierung betrachten könne, der ihm die schmerzlichsten Notwendigkeiten auferlegen würde.

Das war ein Ultimatum, dessen Ton in Paris und London wohl verstanden wurde. Beide ermutigten die Pforte, und die Folge davon war, daß Fürst Menschikow mit dem gesamten russischen Gesandtschaftspersonal am 21. Mai Konstantinopel verließ.

Gleich bei der ersten Nachricht von der Sendung des Fürsten Menschikow hatte Napoleon III. die französische Flotte nach den griechischen Gewässern geschickt und England aufgefordert, sich an der Demonstration zu beteiligen. England hatte zunächst vorsichtig abgelehnt, weil es die Frage der heiligen Stätten lediglich als einen Streit zwischen Rußland und Frankreich betrachtete. Jetzt konnte es keinem

Zweifel mehr unterliegen, daß Rußland Absichten verfolgte, die gegen die Unabhängigkeit der Türkei gerichtet waren.
Die beiden westlichen Großmächte kamen überein, ihre Flotten nach dem Eingang der Dardanellen zu schicken.
Napoleon III. hatte es nicht nur sehr geschickt verstanden, seine kriegerischen Absichten zu verschleiern, sondern auch den Eindruck zu erwecken, daß er im Falle eines Konfliktes allein auf der Seite der Türken stehen werde. Rußand war darauf hereingefallen und stand jetzt einer machtvollen Kombination gegenüber.
Ein Zurück gab es nicht mehr. Rußland ließ seine Truppen in die Donaufürstentümer einrücken und gab den Fürsten der Moldau und der Walachei Befehl, alle amtlichen Beziehungen zu der türkischen Regierung abzubrechen und aufzuhören, den Tribut zu zahlen, der das äußere Zeichen der Souveränität des Sultans war.
Wir haben die objektiven Hintergründe dieses unvermeidlichen Krieges zu entschleiern versucht, die in einer Wiedergutmachung der Verträge von 1815 bestanden. Zu ihnen gesellt sich aber ein subjektives Ressentiment, das hier, wie in allen anderen Fällen, zweifellos eine größere Rolle spielte.
Am Schluß eines umfangreichen Schreibens, das Napoleon III. an Nikolaus I. richtete, lesen wir die bezeichnende Stelle:
„Mögen Ihre Majestät nicht glauben, daß in meinem Herzen auch nur die geringste Feindseligkeit lebe. Es kennt keine anderen Gefühle als die, welche Ihre Majestät selbst in Ihrem Briefe vom 17. Januar 1853 zu erkennen gaben, worin Sie mir schrieben: ‚Unsere Beziehungen sollen aufrichtig freundschaftliche sein und auf denselben Absichten beruhen, nämlich der Erhaltung der Ordnung, der Liebe zum Frieden, der Achtung der Verträge und gegenseitigem Wohlwollen.' Dieses Programm ist des Fürsten, der es entworfen, vollkommen würdig und ich zögere nicht zu behaupten, daß ich demselben treu geblieben bin."
Der Zar durchschaute die Liebeswerbungen und lehnte sie ab mit einem Wort, das wie ein Schlag ins Gesicht wirkte:
„Rußland wird sich im Jahre 1854 ebenso bewähren, wie im Jahre 1812", gab er zur Antwort.
1812: das war der Rückzug Napoleons I. aus Rußland.
Qui s'excuse, s'accuse! In seinem Herzen lebte wohl eine Feindseligkeit, denn er hatte sich geschworen, Rache zu nehmen. Der Zar hatte ihm, dem neuen Kaiser, den Bruderkuß verweigert. Was das zu be-

deuten hat, weiß man. Der Legitimist betrachtete ihn als Usurpator. Es gehörte zu den Gepflogenheiten der alten Monarchie, den König als „Bruder", den Präsidenten einer Republik als „Freund" zu bezeichnen. Die Methode des Zaren war gewiß unpsychologisch gegenüber einem ehrgeizigen Mann. Vergessen wir aber nicht, daß der Zar den Staatsstreich gutgeheißen hatte. Sein Zorn wurde erst geweckt, als der Prinz-Präsident sich in die Angelegenheiten der Pforte einmischte.

Gewiß: der Zar wollte die Erhaltung der alten Ordnung und die Geschichte bleibt nicht stehen. Wer aber legitimierte Napoleon III. zum Träger einer neuen Ordnung? Wer außer ihm selbst? Der Zar war vollkommen im Recht, ihm zu mißtrauen.

Die Geschichte weiß heute, daß das Ressentiment Napoleons III. eine wesentliche Ursache zum Ausbruch des Krimkrieges war. Welche Interessen konnte Frankreich an der Pforte haben wenn nicht die einer reinen Verwickelung? Das Kaiserreich ist nicht der Friede, das Kaiserreich ist der Krieg! Der Friede im Innern kann nur durch einen Krieg nach außen aufrecht erhalten werden!

„Das Kaiserreich ist nicht der Friede, sondern die Gewalt", sagt Hippolyte Castille in der „Sphinx auf dem französischen Kaiserthron". „Wir erwarten von ihm nicht die Freiheit, der Säbel aber muß uns über die geknechtete Tribüne und über die geknebelte Presse trösten. Für uns ist das Kaiserreich der Krieg . . .

„Wenn das Innere ermattet hinsinkt, so wird ein Aderlaß nach außen appliziert. Wenn jede freie Regung im Innern erdrückt ist und Frankreich nur noch einer stummen, zahlenden und gehorsamen Herde gleicht, wenn die Symptome sich häufen, daß es so nicht weiter existieren kann, so kündigen schmetternde Fanfaren ihm an, daß es sich für die Unabhängigkeit und Freiheit — anderer Völker begeistern kann.

„Wenn der Despotismus, die Spionage, die Angeberei ihm die Kehle zuschnüren, so daß man glaubt, es verröchle, so zieht der Empereur einen Vorhang auf und zeigt ihm den Kaiser Nikolaus, wie er auf dem Großtürken kniet, oder den Kaiser Franz Joseph, wie er Parma, Modena und Toscana am Stricke führt und mit dem selben Stricke nach Turin hin droht.

„Wenn in der lautlosen Nacht des Empire schreckliche Seufzer aus den Gefängnissen laut werden, wenn das Stöhnen aus dem afrikanischen Sande über das Mittelmeer dringt und die verzweifelten Flüche aus der Glut des tropischen Guyana sich über den Ozean stehlen, so

rührt der Empereur die Trommel wirbelnd und erzählt von den Untaten der Russen zu Jassy und Bukarest und von ihren räuberischen Absichten auf Konstantinopel . . ."

Bei der Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung am 2. März 1854 gab der Kaiser in seiner Thronrede der friedlichen Gesinnung und dem Verzicht auf jede Eroberung beredten Ausdruck:

„Ich bin", sagte er, „um einem Kampfe auszuweichen, soweit gegangen, als die Ehre es mir gestattete. Europa weiß jetzt und ist überzeugt (!), daß, wenn Frankreich das Schwert zieht, es dazu genötigt worden ist. Es weiß auch, daß Frankreich nicht im entferntesten an eine Vergrößerung denkt. Es will weiter nichts als gefährlichen Übergriffen widerstehen, und ich freue mich, es laut aussprechen zu können, daß die Zeit der Eroberungen unwiderruflich dahin ist. Ein Volk kann von jetzt an nicht dadurch zu Ehre und Macht kommen, daß es die Grenzen seines Landes weiter hinausschiebt sondern nur dadurch, daß es sich an die Spitze erhabener Ideen stellt und überall die Herrschaft des Rechtes und der Gerechtigkeit geltend macht. Auch sehen Sie, meine Herren, die Ergebnisse einer Politik, die weder Selbstsucht noch Hintergedanken kennt . . ."

Um diese Zeit nahm Napoleon III. Neukaledonien in Besitz und baute seine Herrschaft in Algerien aus!

Inzwischen hatten die Russen über die Türken bei Sinope einen glänzenden Seesieg errungen. Das Geschwader Osman Paschas war in diesem Hafen von der Übermacht des Admirals Nakhimow angegriffen und vernichtend geschlagen worden. Ein einziges Schiff konnte sich retten. Viertausend Tote. Sinope brannte lichterloh.

Mit der Nachricht dieses Sieges traf in London eine bedenkliche Mitteilung aus Persien ein. Es wurden verdächtige Bewegungen der Russen an der Grenze des englisch-indischen Reiches gemeldet. Ein Eingreifen war auch für England unvermeidlich geworden.

„Ich bringe einen neuen Trinkspruch aus", sagte Admiral Napier auf einem Bankett, „neu seit dem Zeitalter der Kreuzzüge, ich trinke auf die vereinigten Flotten Frankreichs und Englands!"

Man hatte in der Tat mit der Frage des heiligen Grabes eine Art Kreuzzugstimmung geschaffen.

Die verbündete englisch-französische Flotte des Schwarzen Meeres zählte 19 Linienschiffe, 6 Fregatten, 17 Dampf-Korvetten und 19 Dampfboote, also 61 Schiffe mit zusammen 24 350 Mann. Die verbündete Ostseeflotte zählte ohne Verstärkung und Reserve 59 Schiffe

mit 1900 Kanonen und 30 000 Mann; mit Verstärkung und Reserve 100 Schiffe mit 5000 Kanonen und 50 000 Mann.
Man dachte an einen stärkeren Seeangriff im Norden und an einen größeren Landangriff im Süden.
Sofort nach Abschluß des englisch-französisch-türkischen Bündnisses hatten die Franzosen bis zum 20. Mai 1854 eine Armee von 70 000 Mann mit 78 Geschützen unter dem Marschall Saint-Arnaud zusammengestellt. Die Engländer stellten 21 000 Mann mit 850 Offizieren und 2600 Pferden unter dem Oberbefehl von Lord Raglan. Sie wurden teils bei Gallipoli, teils bei Bujukdere ausgeschifft.
Die Zustände bei der französischen Arme waren haarsträubend. Der Oberkommandierende Saint-Arnaud war ein todkranker Mann. Der Kaiser hatte gezögert, ihm das Oberkommando anzuvertrauen, er hatte hat ihn ja auch als Kriegsminister abgesetzt. Der alte Haudegen sagte zu Trochu:
„Ich will lieber inmitten meiner Soldaten sterben als in meinem Bett."
Bald mußte er jedoch seinem Herrn in Paris berichten:
„Ich muß zu meinem großen Kummer sagen, daß wir zum Kriege nicht gerüstet sind. Ohne Brot, ohne Schuhe, ohne Kochgeschirr und Feldflaschen kann man keinen Krieg führen."
Und in einem vertraulichen Schreiben raste er:
„Der Teufel hole die stockdummen Esel und zahlenschmierenden Federfuchser, die völlig ahnungslos und ohne militärisches Verständnis eine Armee von siebzigtausend Mann mit kaum der Hälfte der nötigen Bestände an Personal, Proviant und Kriegsmaterial achthundert Meilen von Frankreich wegschicken."
Wie Bellessort in „La Société Française sous Napoleon III" sagt, gehörte allerdings Saint-Arnaud selbst zu den Verantwortlichen für diese Mißstände. Seit dem Staatsstreich war er ja Kriegsminister. Seit seiner Absetzung war allerdings wieder ein Jahr vergangen.
Schon beim Transport des Kriegsmaterials war es grotesk genug zugegangen. Auf einem Schiff befanden sich Kanonenrohre oder Zelttücher, auf einem anderen die Lafetten oder Zeltstangen. Hier war die Munition, dort der Proviant. Wenn dann die Schiffe, die zusammengehörten, an verschiedenen Stellen landeten, kann man sich das Durcheinander vorstellen.
Dazu kamen noch die Verheerungen der Cholera. In der Dobrudscha wurden mehr als viertausend Mann davon hingerafft. Es waren weder

Transportmittel noch Ambulanzen und Medikamente zur Hand. Mancher noch Lebende wurde mitverscharrt.

„In der Überstürzung, mit der man in diesen unseligen Tagen die Toten so schnell wie möglich verschwinden lassen wollte, hat man — ein gräßlicher Gedanke — sicherlich noch lebende Menschen mitbegraben", schreibt Marschall Canrobert.

Auch Saint-Arnaud wurde von dem Fieber ergriffen. Mit dem Fläschchen in der Hand, suchte er dem Schicksal zu trotzen.

„Ich werde damit schon fertig werden", schreibt er, „aber ich werde dabei meine letzte Lebenskraft aufbrauchen."

Als ihm der Arzt riet, das Kommando niederzulegen, sagte er:

„Es ist mir ganz unmöglich, die Armee zu verlassen, solange ich noch einen Atemzug in mir habe. Ich werde sie in die Krim führen und werde dort, wenn es sein muß, sterben."

Als sterbender Mann zeigte Saint-Arnaud seine ganze soldatische Größe. Im Angesicht der Festung Sebastopol verschied er an Bord der Fregatte Berthollet an der Cholera.

Die Landung in der Krim erfolgte in den Tagen vom 14.—16. September zwischen Eupatoria und Kalamita. Fürst Menschikow, der Gouverneur der Halbinsel Krim und Kommandant der Festung Sebastopol, erwartete die Verbündeten mit seiner etwa 30 000 Mann starken Streitmacht, die hinter den terrassenförmigen und zum Teil verschanzten Ufern der Alma zur Verteidigung bereit stand.

„Sebastopol zerstören", hatte ein hoher Militär treffend gesagt, „heißt Rußland das Auge ausreißen, womit es nach der Herrschaft im Orient blickt."

Obwohl die Eroberung Sebastopols und die Besetzung der Krim den Krieg entschied, müssen wir doch zunächst zurückgreifen auf die Vorgänge in der Ostsee, die mit dem Frühjahr vorausgegangen waren.

Rußland hatte in der Ostsee drei mächtige Häfen: Kronstadt, Reval und Sweaborg. Reval lag auf der estländischen und Sweaborg auf der finnischen Seite vor Helsingfors. Große kasemattierte Batterien waren in der Lage, etwa durchbrechende Schiffe ins Kreuzfeuer zu nehmen. Sweaborg, eine riesige Felsenfestung, galt neben Gibraltar als die stärkste Seefestung der Welt.

Kronstadt war eine Schöpfung Peters des Großen. Es lag auf der sogenannten Kesselinsel, Koltinö Ostrow, vier Meilen von Petersburg entfernt und sperrte den Zugang zu der Hauptstadt von der Seeseite

aus vollständig. Seit 1824 galt es als eine Festung ersten Ranges. Alle Werke waren aus Granit aufgeführt.

Der englische Admiral Charles Napier hatte nicht nur einen hochtrabenden Toast gesprochen, er hatte auch geprahlt, bis nach Petersburg vorzudringen und seine Bekannten zum Frühstück dahin eingeladen. Es sollte sich bald zeigen, daß dies nicht so einfach war.

Nachdem sich zwischen dem 21. Mai bis zum 20. Juni nicht viel ereignet hatte — Admiral Plumridge hatte die Stadt Tornea an der schwedischen Grenze besetzt — trat die vereinigte Hauptflotte unter Napier am 21. Juni die Fahrt gegen Kronstadt an. Am 26. Juni erschien eine Abteilung des britischen Geschwaders vor der Barre von Archangelsk und am 26. Juli wurde das idyllische Städtchen Nowiska am Weißen Meer in Brand geschossen.

Am 31. Juli trafen bei der in den Gewässern der Aalandsinseln liegenden Flotte eine Anzahl Transportschiffe mit französischen Landtruppen unter ihrem Befehlshaber Baraguay d'Hilliers ein. Sie machten gemeinsam mit den englischen Marinesoldaten einen Angriff auf die Befestigungen von Bomarsund. Am 14. Juli fiel der stärkste Turm der Festung, am 16. Juli wurde sie von den Russen übergeben.

Am 13. September lag die Hauptmacht der englischen Flotte im Lehsund. Im Verlaufe der nächsten Monate kehrten die französische und die englische Flotte nachhause zurück. Admiral Charles Napier selbst landete am 17. Dezember in Spithaed. Aus dem Frühstück in Petersburg war es nichts geworden.

Außer der Zerstörung von Bomarsund hatte sich eben nicht viel ereignet. Die kommandierenden Admirale schoben die Schuld darauf, daß es ihnen an kleinen Fahrzeugen mit geringem Tiefgang gefehlt habe, mit denen sie an den zahllosen kleinen Felseninseln — den sogenannten Schären — vorbei an die Küste hätten kommen können.

Man beschloß also, diese Schärenfahrzeuge zu bauen.

Im Frühjahr 1855 gelang es zwar, bis Kronstadt vorzudringen, einen Angriff wagte man aber auch diesmal nicht. Man war gezwungen, sich die Zeit mit dem Aufsuchen der Höllenmaschinen — der ersten Minen — zu vertreiben, die der berühmte Physiker Jakobi bis weit hinaus vor Kronstadt unter das Wasser gelegt hatte.

Das einzige Ereignis dieses zweiten Seekrieges war die Beschießung von Sweaborg. Während Admiral Baines mit seinem Geschwader Kronstadt blockierte, sammelte sich der übrige Teil der Flotte bei der Insel Nargen.

Die Beschießung Sweaborgs rief zwar in der Festung zahlreiche Explosionen hervor — es wurden mindestens 24 000 Hohl- und Vollkugeln mit einem Aufwand von 3000 Zentnern Pulver verschossen — das finnische Gibraltar widerstand trotzdem und die Flotte mußte sich unverrichteter Dinge nach Nargen zurückziehen.

England plante mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit für das nächste Jahr einen neuen Angriff, aber Napoleon III. hatte längst genug und dachte an Friedensverhandlungen.

Was hatte sich unterdessen an der südlichen Front zugetragen?

Nach dem Tod Saint-Arnauds übernahm Marschall Canrobert den Oberbefehl über die französischen Truppen. Er hatte sich, wie jener, in Afrika ausgezeichnet. Beim Staatsstreich hätte er beinahe seinen Abschied genommen. Ein tapferer Gascogner mit schwarzem Haar und Schnauzbart, mehr väterlich fürsorgend als zur Führung begabt.

Die Verbündeten hatten anfänglich die Absicht, die Festung Sebastopol von der Nordseite anzugreifen, versuchten dann aber sie zu umgehen und zwischen der Armee des Fürsten Menschikow und der Besatzung die südliche Hochebene von Sebastopol zu gewinnen, während die Belagerungsgeschütze mit den Schiffen nach Balaklawa gebracht wurden.

Eine vorrückende Bewegung gegen die Armee des Generals Chomutow bei Perekop mißlang. Man begann daher mit den Belagerungsarbeiten, legte Laufgräben an und stellte die Kanonen auf.

Am 17. Oktober wurde das Feuer gegen die westliche Front der Festung eröffnet. Gleichzeitig setzte ein Angriff von der Seeseite her ein. Die Erfolge waren jedoch, gemessen an dem ungeheuren Aufwand, sehr geringfügig, so daß man sich davon überzeugen mußte, daß der beabsichtigten Erstürmung Sebastopols eine regelrechte Belagerung vorausgehen müsse.

Am 5. November fand die große Schlacht bei Inkerman statt, welcher die russischen Großfürsten Nikolaus und Michael beiwohnten. Der Kampf war überaus mörderisch und endete mit dem Rückzug der Russen, die 250 Offiziere verloren und gegen 11 000 Tote und Verwundete hatten, während die Verluste der Alliierten 145 Offiziere und gegen 3000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten betrugen.

Am 12. November nahm Fürst Menschikow eine große Rekognoszierung der neubefestigten Stellung der Verbündeten vor. Hierbei entspann sich auf der Vorpostenlinie ein heftiges Gefecht, das damit endigte, daß sich die Russen auf die nördlichen Forts zurückzogen.

Obwohl die Schlachten an der Alma und bei Inkerman für die Alliierten siegreich geendigt hatten, war damit keine Entscheidung herbeigeführt worden. Die Verluste der Alliierten waren trotz allem erheblich. Dazu kam noch ein gewaltiger Seesturm, der die Flotte empfindlich traf. Auch der strenge Winter, der bevorstand, sollte gewaltige Lücken in das schlecht ausgestattete Heer reißen. Insbesondere das britische Kontingent wurde bis zu zwei Dritteln aufgerieben.

Man hatte gehofft, sich durch einen lebhaften Angriff der Südseite von Sebastopol rasch bemächtigen zu können, aber man hatte dabei weder mit der tapferen Gegenwehr der Russen noch mit der Unerschöpflichkeit des aufgehäuften Kriegsmaterials gerechnet. Nachdem man nun einmal festsaß, Belagerungsgeschütze gelandet und Magazine angelegt hatte, war ein Rückzug unmöglich, ohne damit das Material aufzugeben und eine förmliche Niederlage einzugestehen. Man mußte sich also zu einer Überwinterung entschließen, ohne dafür ausgerüstet zu sein.

Über die Tapferkeit der Russen berichtet der Dichter Leo Tolstoi, der als Geniehauptmann an dem Feldzug teilnahm.

General Kornilow begrüßte bei einer Parade seine Leute:

„Man muß sterben, Leute, werdet Ihr sterben?"

„Wir werden sterben, General!" schrien sie alle.

Tostoi erzählt auch von dem kameradschaftlichen Verkehr der Soldaten. Man tauschte gegenseitig Cognac und Wutki, Zigaretten und Tabak. Beinahe täglich durften Parlamentäre in die Festung, um den gefangenen Franzosen und Engländern Briefe aus der Heimat zu überbringen.

Die Engländer veranstalteten Pferderennen. Dabei sah man auch elegante Amazonen. Die Franzosen veranstalteten Jagdpartien. Sie hatten die Damen der Demimonde aus Paris kommen lassen. Hunger und Kälte wechselten zwischen Spiel und Liebe.

Für die Mannschaft gab es ein malerisches Zuaventheater.

Die Fassade des improvisierten Theaters trug auf korinthischen Säulen die Figuren der Tragödie und Komödie. Auf den Pilastern standen Genien. Der eine schrieb auf einen Schild die Namen Alma und Inkerman, der andere begann auf einen Felsen den noch unvollendeten Namen Sebastopol einzumeißeln. Die Dekorationen waren mit Wichse und Kohle überstrichen. Die Kerzen steckten in Konservenbüchsen, deren aufgerissene Deckel den Schein reflektierten. Aus russischen

Bajonetten wurde ein Kronleuchter geschaffen, der das Zelt beleuchtete.

Manchmal wurde dieser poetische Krieg durch Geschütz- und Gewehrfeuer unterbrochen. Manchmal mußte ein Darsteller ersetzt werden, weil der Träger der Rolle am Tage zuvor gefallen war. Manchmal mußte sogar die Vorstellung abgesagt werden, weil der größte Teil der Darsteller nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Unterdessen meldete das eintretende Tauwetter gegen Ende Januar 1855 den herannahenden Frühling. Es kam wieder zu lebhafterer Gefechtstätigkeit und zu Ausfällen der Russen.

Das erste wichtige Ereignis des Krieges im neuen Jahr vollzog sich jedoch nicht bei Sebastopol sondern bei Eupatoria. Der Zar hatte befohlen, diese von den Türken besetzte Stadt zu nehmen, um nicht auf der Straße von Perekop nach Simpheropol einen Feind in der Flanke zu haben, dessen fortgesetzte Bewachung ein starkes Korps in Anspruch nahm. Der am 17. Februar durch General Chrulew mit 25 000 Mann unternommene Versuch schlug allerdings fehl.

Die alliierte Armee betrug jetzt 130 000 Mann. Davon waren 80 000 Franzosen.

Am 2. März starb unerwartet Zar Nikolaus I. Eine der ersten Regierungshandlungen seines Nachfolgers, Alexanders II., bestand darin, daß er durch Tagesbefehl vom 4. März den Oberkommando über die Land- und Seestreitkräfte in der Krim dem Fürsten Michael Gortschakow übertrug.

Um diese Umbesetzung zu verstehen, muß man einen Blick hinter die diplomatischen Kulissen tun.

Sowohl die Westmächte als auch Rußland bemühten sich um Österreich. Österreich hatte auf dem Balkan Interessen, die nahe an den Kriegsschauplatz heranreichten. Mit dem Herzen stand es auf der Seite Rußlands, das mit ihm die Verträge von 1815 schützte. Die Vernunft legte ihm ein Vorgehen mit den Alliierten nahe.

Es mußte aber auch gleichzeitig seinen Blick auf Preußen gerichtet halten, der dritten Macht der Heiligen Allianz. Hier tauchte jedoch zum erstenmal Bismarck aus dem Hintergrund auf, der als Bundestagsgesandter in Frankfurt den deutschen Fürsten davon abriet, sich einem Krieg Österreichs gegen Rußland anzuschließen. Preußen und der Deutsche Bund erklärten ihre Neutralität.

Der junge Kaiser Franz Joseph nahm zunächst eine energische Haltung ein. Er schloß sich den „Vier Punkten" Frankreichs und Englands

an, die eine Art Friedensbedingungen darstellten: 1. Ersetzung des russischen Schutzrechtes über die Donaufürstentümer durch eine kollektive Garantie der Mächte, 2. Freiheit der Donauschiffahrt, 3. Abänderung der internationalen Bestimmungen über den Bosporus und die Dardanellen, 4. Schirmherrschaft über die christlichen Untertanen des Sultans ohne Beeinträchtigung seiner Rechte.

Der Zar zog die Verhandlungen hinaus, um Zeit zu gewinnen. Der Wiener Hof wurde dadurch immer unentschlossener. Nun tauchte eine zweite Figur aus dem Hintergrunde zum erstenmal auf, Cavour, der mit kühnem Entschluß Österreich ausspielte und durch das Angebot Piemonts, vorläufig 15 000 Mann Truppen auf den Kriegsschauplatz zu entsenden, die Interessen Frankreichs und Englands an diesen kleinen Staat band.

Napoleon III. suchte den Argwohn Österreichs dadurch zu paralysieren, daß er am 22. Februar im „Moniteur" erklären ließ:

„Im Falle, daß die österreichischen Armeen sich den Armeen Frankreichs und Englands anschließen, wird ihnen für die ganze Dauer des Krieges der Besitz der italienischen Provinzen garantiert."

Das war eine sehr zweideutige Erklärung, denn sie ließ offen, was nach dem Krieg geschehen sollte.

Napoleon III. wünschte dringend den Frieden. Die Opfer waren für Frankreich schon zu groß und seine Stellung im Innern war keineswegs so gefestigt, wie es den Anschein hatte. Der Kaiser ließ daher nach dem Tod des Zaren seinem Sohn Alexander sein Beileid aussprechen.

„Der Krieg zwischen Frankreich und Rußland wird ohne Feindseligkeit geführt", erwiderte Nesselrode. „Der Friede wird geschlossen werden, sobald Kaiser Napoleon es will."

Es kam zu einer Konferenz in Wien. Gortschakow, der russische Botschafter, gab die Erklärung ab, daß seine Regierung die „Vier Punkte" annehme. Nun wünschte Österreich noch eine Beschränkung der russischen Kriegsflotte im Schwarzen Meer und Frankreich stellte sich auf seine Seite. Damit mußten sich die Verhandlungen in die Länge ziehen und die Waffen an der Front wieder an ihre Stelle treten. Nun dachte Napoleon III. ernsthaft daran, an die Front zu gehen und den Oberbefehl zu übernehmen. War der große Kaiser nicht immer selbst auf den Kriegsschauplätzen und hatte so Sieg auf Sieg gehäuft? War er als Stratege der Staatsstreiche nicht ein noch viel größerer Stratege der Kriegsführung?

England riet ihm dringend ab. Und Persigny, zur Zeit Botschafter in London, kannte seinen Herrn aus der Zeit der Verschwörungen zu gut, als daß er nicht Malmesbury den dringenden Rat gegeben hätte: „Wir müssen den Kaiser um jeden Preis verhindern, in die Krim zu gehen, denn wenn er es tut, ist die Armee verloren und es gibt eine Revolution."

Queen Victoria ließ das Kaiserpaar nach Windsor einladen und verhinderte so die Katastrophe.

Queen Victoria und Prinzgemahl Albert machten aus Anlaß der Weltausstellung, die im Frühjahr trotz des Krieges im Industriepalast eröffnet worden war, einen Gegenbesuch in Paris.

Die Weltausstellung 1855 zeigte den Imperator gleichsam von seiner englischen Seite. Es wurden landwirtschaftliche Maschinen, Gasöfen, elektrische Anlagen, Eisenkonstruktionen, Konserven neben Luxusindustrie, Gemälden und Photographien gezeigt. Auf einem riesengroßen Tableau war die Schlacht an der Alma mit Zinnsoldaten zu sehen.

Natürlich mußte die englische Königsfamilie auch das Grab Napoleons im Hôtel des Invalides sehen. Hatte schon die Königin beim Besuch des Kaiserpaares die „Waterloogalerie" im Schloß Windsor mit Takt und Vorsicht in „Gemäldegalerie" umgetauft, so war es nicht weiter erstaunlich, daß sie den kleinen Prinzen von Wales — den späteren König Eduard VII. — aufforderte, am Grabe des großen Napoleon niederzuknien. Dazu erklang von der Orgel des Invalidendoms „God save the Queen".

Der alte König Jérôme, der Ehrenkommandant der Invaliden, ließ sich vor Scham tagelang nicht mehr sehen, und der Marschall Canrobert, der Augenzeuge dieser Szene war, weinte bitterlich.

Der Pariser Aufenthalt Victorias schloß mit einem glanzvollen Fest im Spiegelsaal von Versailles. In den Gärten Le Nôtres schossen die Wasserkünste und leuchtete ein Brillantfeuerwerk, das in sinniger Weise Schloß Windsor darstellte.

„Unter den fremden Gästen", erzählt Canrobert, „befand sich auch ein großer Preuße mit viereckigem Kopf, hoher, fleischiger Stirn und harten Zügen. Es war ein bevollmächtigter Gesandter des Königs von Preußen, bei einem kleinen deutschen Fürstentum, dessen Namen ich vergessen habe. Er wurde dem Kaiser vorgestellt, dann auch der Königin Victoria und dem Prinzen Albert. Er hieß Herr von Bismarck. Der Prinzgemahl hatte diesmal eine ganz schwarze Uniform an, die

ihm sehr gut stand und ihn noch schöner erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war. Er hielt Bismarck an seiner Seite und plauderte mit ihm mit überlegenem Ton. Besonders warf er ihm vor, daß er seinen Einfluß auf seinen König benütze, diesen auf Rußlands Seite zu drängen. Halb ernst, halb scherzhaft entschuldigte sich Bismarck damit, daß die preußische Regierung doch keinen Grund habe, sich mit Rußland zu überwerfen. Auch Victoria richtete einige Worte an ihn, und zwar deutsch, mit größerer Höflichkeit zwar als ihr Gemahl, aber doch mehr als spräche sie mit einem Original als mit einem bedeutenden Menschen."

Niemand — am wenigsten Bismarck selbst — ahnte, daß in dem selben Spiegelsaal anderhalb Jahrzehnte später ein anderes Zweites Kaiserreich proklamiert werden und daß sein Schöpfer niemand anderer sein würde als dieses „Original", Herr von Bismarck.

Queen Victoria aber schrieb in ihr Tagebuch:

„Alles ist so schön hier, alles sieht so wohl aus, der Kaiser scheint so ganz geschaffen, sicher auf seinem Throne zu sitzen, und doch, wie fühlt man, daß seine Zukunft fragwürdig ist!"

Am 9. April wurde eine allgemeine Beschießung Sebastopols aus fünfhundert Feuerschlünden eröffnet. Zehn Tage lang wurde die Beschießung fortgesetzt, während welcher Zeit über 260 000 Bomben, Vollkugeln und Raketen auf die Festung niederprasselten, ohne irgend eine Entscheidung herbeizuführen.

Napoleon III. war wütend auf Canrobert. Er war von der Richtigkeit seiner Strategie so sehr überzeugt, daß er eine Depesche um die andere in die Krim sandte, von denen eine die andere aufhob. Zu allem Überfluß hatte man ein Unterwasserkabel legen lassen, das die Tuilerien mit dem Kriegsschauplatz verband und durch das die Verwirrung nur noch heilloser wurde.

Mit Canrobert hatte er nicht ganz Unrecht. Er war ein schwacher Mann, der sich durch seinen Herrn leicht verwirren ließ. Er sah sich in seiner Autorität so sehr beeinträchtigt, daß er den Oberbefehl an Lord Raglan abtreten wollte. Er suchte förmlich den Tod im Kugelregen. Nur mit Mühe konnte er in die Laufgräben zurückgezogen werden.

Im Mai wurde General Pélissier zu seinem Nachfolger ernannt. Auch im englischen Quartier gab es eine Neubesetzung, da Lord Raglan, wie Saint-Arnaud, von der Cholera dahingerafft wurde. Sein Nachfolger wurde General James Simpson.

Pélissier war ohne Frage der richtige Mann. Nicht nur weil er feste strategische Pläne hatte, sondern weil er sich um die Anweisungen des Kaisers nicht im geringsten kümmerte. Als General Niel, der Vertraute des Kaisers, einmal zu sagen wagte, er vertrete mit seinem Plan die Ansicht des Kaisers, donnerte Pélissier:

„General, in meiner Armee gibt es keinen Adjutanten des Kaisers, der dessen Pläne und Ideen zu vertreten hätte. Es gibt bloß einen Generalissimus und Untergebene. Sie gehören zu diesen und haben zu gehorchen. Wenn Sie so weitermachen, wende ich Strenge gegen Sie an und lasse Sie einschiffen."

Napoleon III. plante auch alsbald, den renitenten Pélissier abzusetzen, aber der Kriegsminister Vaillant wußte geschickt die kaiserliche Drohdepesche zu verhindern.

Pélissier hatte sehr richtig den Malakow als Schlüssel zur Eroberung Sebastopols erkannt. Ein Sturm, der am 18. Juni auf den Malakow erfolgte, wurde allerdings mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Fürst Gortschakow lieferte den Verbündeten am 16. August eine offene Feldschlacht an der Tschernaja, um einen letzten Versuch zur Rettung der Festung zu unternehmen. Der Sieg war auch diesmal auf Seiten der Verbündeten.

Am 5. September wurde auf den Malakow ein furchtbares Feuer eröffnet. Die Pulvermagazine flogen in die Luft, aber Gortschakow dachte nicht an eine Übergabe. Am 8. September endlich wurde der Malakow im Sturm genommen. Damit war das Schicksal der Festung entschieden.

In der Nacht brannte die ganze Stadt lichterloh. Unter dem Flammenmeer, unter dem Donner auffliegender Magazine und dem dumpfen Krachen einstürzender Festungswerke überschritten die Russen die grellbeleuchtete Rückzugsbrücke. Wie einst Moskau, hatten sie Sebastopol in Brand gesteckt.

Dieser furchtbare Tag hatte die Franzosen 7300 Mann, darunter beinahe 400 Offiziere, die Engländer 2500 Mann mit 153 Offizieren, die Russen aber 13 000 Mann mit 300 Offizieren gekostet.

War der Krieg nun eigentlich zu Ende? Niemand glaubte es und jedermann hoffte es — außer England, das sich noch immer auf seine Fortsetzung vorbereitete. Napoleon III. nahm aber heimlich die Verbindung mit dem jungen Zaren auf und Frankreich und Rußland begannen sich hinter dem Rücken des Verbündeten anzunähern!

Das ganze Verhalten Napoleons III. ist bezeichnend für seine Politik

des Prestiges. Für ihn genügte der Nimbus des Siegers, mochte der Krieg auch noch so viele Opfer für Frankreich gebracht haben. In der Tat ging Frankreich aus diesem Krieg buchstäblich mit leeren Taschen heim.

Das Schauspiel des Pariser Kongresses war ganz im Sinne des Kaisers und genügte seinem Bedürfnis zur Schaustellung. War der Pariser Kongreß nicht ein Gegenstück zum Wiener Kongreß? Napoleon III. plante, die feierliche Annullierung der Verträge von 1815 zu fordern. England lehnte dies ab. Auch die Diskussion der polnischen und italienischen Frage wurde von ihm zurückgewiesen.

Trotzdem ist es richtig, zu sagen, daß nunmehr die Verträge von 1815 und die Heilige Allianz der Vergangenheit angehörten. Sie hatten ganz einfach durch die Tatsachen aufgehört, zu existieren. Wozu also eine feierliche Erklärung?

Der Kaiser gefiel sich in der Rolle eines Schiedsrichters von Europa. Es war ihm eine Genugtuung, daß sich die Mächte um ihn versammelten.

„Sie willigen also in den Frieden?" fragte er Orlow.

„Sire, ich bitte Sie darum!" entgegnete der Botschafter.

Und eine noch größere Genugtuung war es ihm, daß der Friedensvertrag am 30. März 1856 im Jardin des Plantes mit der Feder eines — Adlers unterzeichnet wurde. Es war der Triumph des kaiserlichen Adlers.

Walewski, der natürliche Sohn des großen Kaisers, war der Präsident des Kongresses. Auch dies eine symbolische Geste! Er war gleichsam die Inkarnation Napoleons, die mit dem Pariser Kongreß die Schande des Wiener Kongresses für immer auslöschte!

Dieses Kulissenspiel bonapartistischer Gespenster geriet freilich rasch ins Wanken, als das kleine Sardinien, das in Gestalt seines Königs Viktor Emmanuel und seines Ministerpräsidenten Cavour erschienen war, die Quittung für die Teilnahme am Krieg präsentierte: ein Memorandum über die notwendige Revision des italienischen Statuts.

„Tun wir etwas für Italien", sagte der Kaiser.

So legte der Pariser Kongreß, der zur Beendigung eines Krieges zusammengetreten war, den Grund zu einem neuen Krieg.

Noch ein Ereignis während des Kongresses dürfen wir nicht vergessen. Am 16. März 1856 kam nach dreijähriger Ehe und zwei Fehlgeburten ein Erbprinz der kaiserlichen Dynastie zur Welt.

„Sire, es ist ein Sohn!" rief Dr. Conneau strahlend.

„Ein Sohn, ein Sohn, ich bin sehr glücklich!" schrie der Kaiser im Überschwang und umarmte einige der Nächststehenden vor Freude. Dann besann er sich wieder auf seine Würde und erklärte pathetisch: „Ich kann Sie nicht alle umarmen, aber ich danke Ihnen, daß Sie an meinem Glücke so herrlichen Anteil nehmen."
Es war wirklich zuviel des Glücks. Ein Chronist bemerkt:
„Er hatte den Sieg, den Frieden und einen Sohn zugleich in einer einzigen Stunde."

ITALIEN

Am Donnerstag, den 14. Januar 1858, war in der Großen Oper die Abschiedsvorstellung Massols. Die Zeitungen hatten ankündigen lassen, daß das Kaiserpaar sein Erscheinen zugesagt habe.
Abends, kurz nach halb neun Uhr, bog der Kaiserliche Zug in die Rue Le Pelletier ein, wo sich damals noch die Große Oper befand. Im vorausfahrenden Wagen saßen die kaiserlichen Offiziere. Ihnen folgte eine Eskadron Gardelanciers. Dann kam die kaiserliche Karosse, in der das Herrscherpaar und der Adjutant Roguet saßen.
Vor dem Peristyl fuhr die Karosse langsamer. In diesem Augenblick erdröhnten kurz hintereinander drei gewaltige Explosionen. Die Gasflammen an der Fassade des Theaters verlöschten. Von dem Glasdach regneten tausend feine Splitter. Gellende Schreie erfüllten schaurig die Nacht. Die angesammelte Menge stob wirr auseinander.
Der kaiserliche Wagen war durchsiebt von Splittern und Geschossen und blieb auf den Gehsteig geneigt liegen. Als man die Wagentüre öffnete, stieg der Kaiser mit gespielter Ruhe aus und reichte der Kaiserin die Hand zum Verlassen des Wagens. Der Hut des Kaisers war durchlöchert, auf seiner Nase rieselte Blut. Die weiße Robe der Kaiserin war blutbespritzt.
„Kümmern Sie sich nicht um uns", schrie sie, „das ist unser Handwerk. Sorgen Sie dafür, daß die Verwundeten verbunden werden!"
Im nächstfolgenden Wagen saß Prinzessin Mathilde. Als Bacchiochi ihr beim Aussteigen behilflich sein wollte, sagte der Kaiser:
„Bacchiochi, schlagen Sie doch den Tritt herunter! Wie soll sie denn aussteigen können?"
Er erteilte gelassene Befehle und ließ die Verwundeten aufheben. Am liebsten möchte er sie zur Apotheke begleiten.
Auch die Kaiserin wollte nach den Verwundeten sehen.

„Lassen Sie uns diesen feigen Mördern zeigen, daß wir nicht so feige sind wie sie", schrie sie wieder.

Der Polizeikommissar Lanet erhob Vorstellungen.

„Sire, wenn das Publikum Ew. Majestät in der Oper nicht erscheinen sieht, wird es glauben, daß Sie getroffen sind. Dieser Irrtum kann für die Ordnung sehr ernste Folgen haben."

„Gut! Gehen wir!" entgegnete der Kaiser. „Ich werde bald wieder zurückkehren, um nach den Unglücklichen zu sehen."

„Mit diesem Blut?" sagte die Kaiserin und zeigte auf ihr Kleid.

„Nur Ruhe! Man beobachtet uns. Komm!" erwiderte er und reichte ihr den Arm.

Als sie die kaiserliche Loge betreten hatten, brach ein ungeheurer Sturm des Jubels aus. Dann wandte sich der Kaiser zu Véron, dem Direktor der Oper, und sagte zu ihm:

„Lassen Sie die Vorstellung beginnen!"

Einhundertsechsundfünfzig Menschen waren durch die Splitter der Bomben verwundet worden. Acht davon starben. Das war die blutige Bilanz eines Augenblicks.

Wer aber waren die Täter? Monarchisten oder Republikaner?

Bei dieser Gelegenheit erinnerte sich Frankreich, daß in den paar Jahren seit der Kaiserproklamation schon zahlreiche geheime Verschwörungen aufgedeckt und Attentate mißglückt waren. Der Kaiser stand im Nimbus der Unverletzbarkeit da, ein Zeichen mehr der Vorsehung, in deren Auftrag er handelte!

Gleich im Februar hatte man eine Anzahl Personen verhaftet, die der legitimistischen Partei angehörten und unter denen sich Persönlichkeiten von hohem Rang befanden, wie z. B. der Herzog von Rovigo, Herr von St. Priest, Herr von Coetlegon und andere.

Der Advokat Berryer, der selbst der legitimistischen Partei angehörte, sagte damals in seiner berühmten Verteidigungsrede:

„Ja, eine Bastille haben wir allerdings nicht mehr, wohl aber haben wir dafür Cayenne und Lambessa. Ja, ich beklage es heute, daß wir keine lettres de cachet mehr haben, denn das System der gegenwärtigen Gesetzgebung ist viel unmoralischer. Sie zu Erfindern neuer Strafen — der Deportation — zu machen, ist die verhaßteste Willkür. Hüten Sie sich!"

Am 6. Juni, als der Kaiser einer Vorstellung im Hipodrom beiwohnte, hatte die Polizei mehrere verdächtige Personen bemerkt und verhaftet. Vier Wochen später, während er sich in der Komischen Oper befand,

wurde eine weit größere Anzahl festgenommen. Man fand in beiden Fällen Waffen, über deren Zweck sich die Verhafteten keineswegs ausweisen konnten.

Am 7. November fand die gerichtliche Verhandlung gegen siebenundzwanzig Personen statt, die beschuldigt wurden, einer geheimen Gesellschaft anzugehören und einen Anschlag auf den Kaiser beabsichtigt zu haben. Die Angeklagten gehörten zum größten Teil dem Arbeiterstande an. Ein Teil von ihnen wurde zur Deportation verurteilt.

Eine neue Verschwörung gegen den Kaiser hatte ihren Ursprung in London. Die Attentäter hatten Dolche und geladene Pistolen in der Tasche. Sie wurden von der Polizei entdeckt, bevor sie die Tat ausführen konnten. 1854 wurde eine Höllenmaschine auf der Eisenbahnstrecke zwischen Calais und Tournai entdeckt. 1855 gab Pianori in den Champs Elysées zwei Schüsse auf den Kaiser ab, die ihr Ziel verfehlten. Vier Monate später der gleiche mißglückte Versuch.

Nachdem es festzustehen schien, daß die Verschwörungen gegen das Leben des Kaisers von Mazzini in London geleitet wurden, bot sich im Jahre 1857 Gelegenheit, durch einen großen Schauprozeß gegen Tibaldi und seine Komplicen die vermeintlichen oder wirklichen Attentäter abzuschrecken.

Bei den Nachforschungen nach Mitgliedern der geheimen Gesellschaft „Marianne" fing die Polizei im Juli 1857 drei Briefe von Mazzini auf, von denen der eine an Campanella, seinen alten Mitarbeiter an der Gazetta del Popolo, der zweite an Massarenti, der dritte an einen Optiker Namens Tibaldi gerichtet war, der in Ménilmontant wohnte. In diesem Billett ermahnte Mazzini Tibaldi, „das Pariser Geschäft so bald wie möglich zu beendigen" und empfahl ihm zugleich zwei Männer, Bartolotti und Grilli, als geeignete Gehilfen für seine Tätigkeit.

Dieser dritte Brief Mazzinis war gefälscht. Bartolotti und Grilli waren Polizeiagenten, um als Belastungszeugen gegen Mazzini und Ledru Rollin aufzutreten. Bartolotti behauptete, Massarenti habe ihn von New York nach London mitgenommen und ihn dort mit Mazzini und Ledru Rollin bekannt gemacht.

Die Aussagen der beiden Polizeiagenten genügten, um Ledru-Rollin, Mazzini, Tibaldi, Campanella, Massarenti, Bartolotti und Grilli in Anklagezustand zu versetzen, „wegen Komplotts gegen das Leben des Kaisers, von einer begonnenen oder begangenen Handlung zur Vor-

bereitung der Ausführung gefolgt". Außer den beiden Agenten befand sich nur Tibaldi in den Händen der Polizei.

Der Staatsprokurator beim Assisengericht schloß die Geschworenen aus und sprach allein das Schuldig! Die Hauptangeklagten wurden — außer Tibaldi — in contumaciam zur Deportation nach Cayenne verurteilt. Die beiden Agenten erhielten fünfzehn Jahre Einschließung, wurden aber nach dem Prozesse aus Frankreich ausgewiesen und bekamen von der Polizeipräfektur Reisegeld und Belohnung.

Charles Delescluze, der Chefredakteur des „Réveil", der selbst lange Jahre auf der Teufelsinsel als Verbannter zugebracht hatte und der später beim Aufstand der Commune fiel, gibt uns von Tibaldi ein erschütterndes Bildnis:

„Von meinen Leidensgefährten auf der Teufelsinsel habe ich die meiste Sympathie für Tibaldi empfunden und am meisten mit ihm verkehrt. Die Sanftmut seines Charakters, sein feines Benehmen und die Würde, mit der er sein Unglück trug, erwarben ihm meine Hochachtung und meine volle Sympathie; aber nicht allein meine sondern die Sympathie aller anderen Bewohner der schrecklichen Insel. Er hatte unter ihnen keinen Feind; alle liebten ihn. Seine Gesichtszüge waren schön und edel; sein Auge blickte so kühn und doch so sanft; niemals habe ich eine Klage aus seinem Munde gehört. Seit seiner Ankunft auf der Teufelsinsel war er ohne jede Nachricht von seiner Familie und von seinen Freunden in Frankreich. Meine Trennung von Tibaldi war mein einziger Schmerz, als ich von der Teufelsinsel schied und nach Cayenne gebracht wurde."

Mazzini und Ledru-Rollin hatten vergeblich verlangt, vor ein Gericht in London gebracht zu werden, um ihre Aussagen zu machen, und hatten sich bereit erklärt, sich dem Urteilsspruch des englischen Gerichtes zu unterwerfen. Die englische Regierung wagte eine Kompromittierung des Kaisers nicht.

Napoleon III. kannte seinen „Freund" Mazzini von London her. War auch die Verurteilung Tibaldis ein Justizverbrechen, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß Mazzini das Haupt der Verschwörung gegen ihn war. Eine Verurteilung in contumaciam konnte den alten patriotischen Verschwörer am wenigsten abschrecken.

Es stellte sich auch bald heraus, daß die Attentäter Italiener waren, die einen englischen Paß hatten. Pieri war von der Polizei noch vor der Tat abgefangen worden. Felice Orsini, der Haupttäter, und die beiden übrigen Komplicen wurden noch in der gleichen Nacht ver-

haftet. Sie waren alle aus London gekommen, „dem Laboratorium der Mörder".

Der Kaiser, in die Tuilerien zurückgekehrt, verfiel sogleich wieder in seine beliebte theatralische Pose.

„Man soll mir die Akten der Höllenmaschine von 1800 bringen", sagte er zu Mocquart. „Das gehört in die gleiche Reihe." Am 24. Dezember 1800 hatte vor der Oper das Attentat auf Napoleon I. stattgefunden!

Der Prozeß gegen Orsini rollte den ganzen Hintergrund eines dramatischen Bildes auf: die italienischen Patrioten sahen im Kaiser, der ihnen als Verschwörer seine Hilfe angeboten hatte, das große Hindernis der italienischen Einheit. Es ist sicher, daß die Feme den abtrünnigen Carbonaro zum Tode verurteilt hatte.

Orsini zeigte sich in seiner ganzen patriotischen und menschlichen Größe. Er stellte sich anfänglich so, als ob er die Mitverschworenen gar nicht kenne und bot sich allein als Opfer an. Um so schändlicher belasteten ihn diese selbst.

Nur einen einzigen Ausweg suchte er aus dieser ausweglosen Situation. Er selber habe keine Bombe geworfen. Der Täter sei ein Italiener, dessen Namen er nicht nennen könne: der große Unbekannte.

Man hat auf den späteren italienischen Staatsmann Francesco Crispi geschlossen, doch war dieser nur ein unbedeutender Statist bei der blutigen Szene.

Jules Favre, der große republikanische Advokat, hatte die Verteidigung übernommen. Sein Plädoyer rührte die Frauen zu Tränen.

„Ich stehe Orsini in dieser letzten Stunde bei", sagte er. „Nicht mit einer nutzlosen Verteidigung, nicht um ihn zu rühmen, sondern um über seiner unsterblichen Seele, die nun zu Gott zurückkehren wird, einen Strahl jener Wahrheit leuchten zu lassen, die sein Gedächtnis gegen unverschuldete Anklagen schützt . . ."

Am Schluß seiner Rede zog Favre ein Schriftstück aus der Aktenmappe: Orsinis Testament an den Kaiser.

„Ich beschwöre Eure Majestät", heißt es darin, „Italien die Unabhängigkeit wiederzugeben, dessen Kinder sie 1849 gerade durch die Fehler der Franzosen verloren haben. Möge sich Eure Majestät erinnern, daß Italiener, unter denen auch mein Vater war, mit Freude ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben, überall wohin er sie auch führen mochte. Möchten sich auch Eure Majestät daran erinnern, daß sie ihm treu bis zu seinem Sturze waren, daß, wenn Italien

nicht unabhängig ist, der Friede Europas und der Eurer Majestät eine bloße Chimäre ist. Stoßen Eure Majestät nicht den letzten Wunsch eines Patrioten zurück, der auf den Stufen des Schaffots steht. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von fünfundzwanzig Millionen Bürgern wird Sie bis zu den fernsten Nachkommen begleiten."

Die Kaiserin war erschüttert. Sie scheute sich nicht, auf den Knien für die Verurteilten zu flehen.

„Das ist kein gemeiner Mörder wie Pianori", sagte sie. „Das ist ein stolzer Mensch, der meine Achtung genießt. Du kannst Orsini nicht auf die Guillotine schicken. Niemals wirst Du eine solche Gelegenheit wiederfinden, Gnade zu üben."

Auch der Kaiser war sehr bewegt. Irgendwie spürte er die eigene Schuld. War die napoleonische Familie nicht italienischer Herkunft? Hatte er nicht in seiner Jugend für die Einheit Italiens gekämpft? Hatte er nicht den Verschwörern in New York und London die feste Zusage gegeben, als Kaiser für diese Einheit weiterzukämpfen? Nun tat er das Gegenteil: er nahm auf den Papst und auf Österreich Rücksicht. Die Situation war zum Verzweifeln.

„Er wollte nicht den Kaiser von Frankreich, er wollte den Freund des Kaisers von Österreich töten", wendete Eugenie ein.

Als gute Katholikin wollte sie Orsini im Gefängnis aufsuchen.

„Man würde darin einen Mangel an Würde erblicken", sagte Napoleon kategorisch. „Ich verbiete es Dir."

Selbst der Erzbischof von Bordeaux machte ihr klar, daß es hier kein Mitleid gebe sondern nur Gerechtigkeit. Und der General Espinasse, der unter den Republikanern wütete, erklärte etwas rauh:

„Lassen Sie uns unser Geschäft besorgen und tun Sie das Ihre, Madame! Wenn Sie das Unglück hätten, die Begnadigung Orsinis durchzusetzen, könnten Sie nicht mehr in Paris ausgehen, ohne angespuckt zu werden."

Der Kaiser zog die Minister und die Mitglieder des Geheimen Rates zu Hilfe. Sie sprachen aus Gründen der Staatsraison gegen eine Begnadigung. Nur in einem Falle wurde die Todesstrafe auf Drängen der Kaiserin in Zwangsarbeit umgewandelt.

Orsini und Pieri beschritten gemeinsam das Schafott. Sie waren barfuß in weißem Hemd und schwarzem Schleier. Orsini war stumm und ruhig. Pieri zitterte und sang das Gironde-Lied, wie ein Kind, das sich vor der Nacht fürchtet.

„Mein Herr", sagte Orsini zur Wache gewendet, „wollen Sie den

Henker bitten, daß er meinen Kopf nicht in den gleichen Korb wirft wie den eines Feiglings!"
Und bevor der Henker seines Amtes waltete, schrie er laut und weithin vernehmbar:
„Es lebe Italien! Es lebe Frankreich!"
Aus diesem mutigen Opfer wurde das neue Italien geboren.
Zunächst war es zu heftigen Protesten nach außen und zu harten Maßnahmen nach innen gekommen. Die innere Krise zeigte große Ähnlichkeit mit den Zuständen nach dem Staatsstreich. Billault war durch Espinasse ersetzt worden, das Hauptwerkzeug des Zweiten Dezember.
Das ganze französische Territorium wurde in fünf Militärbezirke — Paris, Lyon, Nancy, Toulose, Tours — eingeteilt, die den Befehlen eines Marschalls unterstellt waren. Das Paßwesen wurde verschärft. Der Kammer wurde ein Gesetz der öffentlichen Sicherheit vorgelegt, das die Regierung zu neuen unerhörten Terrormaßnahmen ermächtigte. In allen Departements wurden Verhaftungen vorgenommen, die mit Deportationen endigten. Zeitungen wurden verboten.
Auch in diesen Maßnahmen erblickte der Kaiser eine Analogie zu dem Terrorismus, den der Erste Konsul nach dem Attentat in der Rue Saint-Nicaise entfaltet hatte.
Morny war wieder die treibende Kraft. Zu ihm gesellte sich jetzt Walewski, der in London, Brüssel und Turin scharfe Vorstellungen erhob. Seine Depesche nach London fragte drohend:
„Hat der zur Doktrin erhobene Mord mit dem Asylrecht etwas zu tun? Gebührt Mördern Gastfreundschaft? Darf die englische Gesetzgebung dazu dienen, ihre Absichten und Umtriebe zu unterstützen?"
Natürlich hatte man vergessen, daß der Kaiser selbst einmal die Gastfreundschaft Englands genossen hatte und daß er sie zu keinen anderen Zwecken mißbrauchte.
Turin war verzweifelt. Wenn es nur keine Italiener waren! Es waren Italiener. Cavour sah sein ganzes Gebäude wanken, zu dem er erst die Fundamente gelegt hatte. Aber er verstand es geschickt, sich aus der Affäre zu ziehen.
Überhaupt verpuffte das Strohfeuer der Proteste rasch. Man sah ein, daß man aus einem Attentat keine außenpolitischen Verwickelungen heraufbeschwören konnte. Um so leichter war es, sich im Innern schadlos zu halten.
Während so Morny, der Halbbruder, und Walewski, der Halbvetter,

die Angelegenheit des Attentats zu einer großen Staatsaffäre aufbauschten, saß der Neffe des großen Onkels nach der Hinrichtung Orsinis in den Tuilerien und rauchte nervös eine Zigarette nach der anderen. Der blaue Dunst formte sich langsam aber bestimmt zu einem Dunstbilde vom neuen Italien.

Wir sind über die einzelnen Phasen der Auffassung des Kaisers genauestens informiert durch die große Aktenpublikation von Nicomede Bianchi: „Storia documentata della diplomazia Europea in Italia dall anno 1814 all' anno 1861." Vol. VII. 1851—58. Versuchen wir, anhand dieser Akten einen kurzen Überblick zu gewinnen.

Schon im August 1849 berichteten die piemontesischen Vertrauensmänner in Paris von Äußerungen des Präsidenten der Republik, die eine Intervention Frankreichs zugunsten Italiens in Aussicht stellten. Nach der Kaiserproklamation beklagte sich einmal General Giacinto Collegno, der piemontesische Gesandte in Paris, bei dem Kaiser über das Verhalten des französischen Kabinetts.

„Nehmen Sie sich das nicht allzu sehr zu Herzen", sagte der Kaiser, „diese leichten Wolken werden sich verziehen und es wird ein Tag kommen, an dem sich die beiden Länder als Waffengefährten für die edle Sache Italiens finden werden."

Nach dem Mazzinischen Aufstandsversuch in Mailand am 6. Februar 1853 gab Napoleon III. zwar seiner Mißbilligung Ausdruck, aber er sagte doch zu dem piemontesischen Gesandten, den er zu sich beschieden hatte, man müsse einen großen Krieg in Europa abwarten oder sonst irgendeine günstige Gelegenheit, z. B. die einer Bedrohung der Unabhängigkeit Piemonts durch Österreich, ehe man gegen diesen Staat losschlage.

Noch ehe Napoleon III. das Bündnis mit England abschloß (12. April 1854), ließ er den piemontesischen Gesandten Villamarina zu sich kommen und erklärte ihm, für den Fall, daß sich Österreich und Preußen gegen die Westmächte erklären würden, müsse mit einem Krieg am Rhein und in Italien gerechnet werden.

„Wenn am Ende des Kampfes Schweden Finnland, die Türkei die Krim wieder gewonnen haben werden und Italien und Polen ihre nationale Unabhängigkeit erlangt haben, so sehen Sie, daß die Zukunft der Zivilisation gesichert ist", sagte er zu Villamarina.

Nachdem die Wiener Konferenzen, zu denen Österreich Piemont den Zutritt verwehrte, gescheitert waren, machte Viktor Emanuel im November 1855 in Paris und London einen Besuch. Cavour und

Massimo d'Azeglio begleiteten ihn. Damals geschah es, daß der Kaiser eines Abends nach dem Souper an die beiden Staatsmänner seine berühmt gewordene Frage richtete:
„Que peut-on faire pour l'Italie?"
Cavour antwortete durch eine Denkschrift, in der er die Abtretung der Herzogtümer von Parma und Piacenza an Piemont, Unterstützung der Partei, die friedliche Reformen in Italien anstrebe und Wiederaufnahme der Politik dem Kirchenstaate gegenüber nach den Reformvorschlägen von 1831 forderte.
Der Realist Cavour wußte sich Beschränkungen aufzuerlegen. Das Memorandum diente als Unterlage für die weiteren Erörterungen der italienischen Frage.
Nach dem Pariser Kongreß schrieb Cavour nachhause:
„Ich kann versichern, daß der Kaiser gern etwas für uns tun möchte. Wenn wir ihm nur die Unterstützung Rußlands verbürgen könnten, so würden wir schon imstande sein, etwas durchzusetzen; wo nicht, so werden wir uns mit einer Furie von Freundschaftserweisungen und derben Worten begnügen müssen."
Noch während des Kongresses sagte der Kaiser zu ihm:
„Österreich will nichts gewähren. Aber jetzt vermag ich noch nicht, es vor das Dilemma zu stellen, entweder meinen Vorschlägen zuzustimmen oder von mir mit den Waffen bezwungen zu werden. Beruhigen Sie sich, ich habe das Vorgefühl, daß der gegenwärtige Friede nicht dauernd sein wird."
Die Kurie trat dem Kaiser wieder mehr denn je in den Weg. Pius IX., der es abgelehnt hatte, zur Kaiserkrönung zu kommen, übernahm nun die Patenschaft für den neugeborenen Erbprinzen. Damit erwies er nicht nur der frommen Kaiserin einen großen Gefallen, er machte auch erneute Rücksichten auf die katholische Partei in Frankreich notwendig.
Für Neapel und die beiden Sizilien hatte der Kaiser andere Pläne, die der piemontesischen Einheitsidee gleichfalls im Wege standen. Der tyrannische König Ferdinand konnte nach seiner Auffassung leicht gestürzt werden. An seine Stelle sollte nicht etwa das Haus Savoyen treten sondern der Sohn Joachim Murats. Wäre der orientalische Krieg nicht so rasch zu Ende gegangen, so hätte schon in den ersten Monaten des Jahres 1856 Napoleon III. ganz bestimmt versucht, seinen Vetter Lucian Murat zum König von Neapel einzusetzen.
Piemont drängte zur Einheit. Österreich wurde immer mißtrauischer

und arbeitete dagegen. Der Kaiser aber lavierte zwischen Österreich und Rußland, zwischen Piemont und der Kurie, zwischen Neapel und Sizilien.

„Unglücklicherweise habe ich es mit einer Nation zu tun", sagte der Kaiser im Dezember 1857, „die mir nicht die notwendige Zeit lassen will, mit Geschick und Aussicht auf Erfog zu handeln."

Nach dem Orsinischen Attentat sagte der Kaiser zu dem piemontesischen Gesandten drohend:

„Die Erfüllung Eurer Wünsche, Eure Zukunft beruht auf der Allianz mit Frankreich. Sie allein kann Euch eine feste Stütze gewähren. Aber um mit mir zu gehen, bleibt es unerläßlich, daß Ihr auch jetzt das tut, was ich von Euch fordere. Geschieht das nicht, so würde ich mich gegen meinen Willen gezwungen sehen, Rücksicht auf Österreich zu nehmen, und einmal in diese politische Richtung gedrängt, würde ich auf das verzichten müssen, was bisher den liebsten Traum meines Geistes gebildet hat und das süßeste Verlangen meines Herzens gewesen ist, ich meine das Glück und die Unabhängigkeit Italiens."

Cavour erließ ein mildes Preßgesetz und Napoleon war zufrieden.

„Und die Arbeiten an den Festungswerken von Casale und Allessandria, schreiten sie fort?" fragte der Kaiser Villamarina.

„Majestät, wir bereiten uns ohne Unterlaß auf den großen Tag vor", entgegnete der Gesandte.

Aus allen diesen Äußerungen entnehmen wir eine unverrückbare Konstante: die Idee des Krieges für die Unabhängigkeit Italiens und das ständig schwankende und verschwommene Ideenkonglomerat einer passiven Einbildungskraft. Der nüchterne Palmerston hatte gewiß nicht Unrecht, wenn er etwas drastisch äußerte:

„Der Kopf Napoleons III. gleicht einem Kaninchenstall; die Ideen pflanzen sich beständig fort wie die Kaninchen."

Das kompilatorische Weltbild, das er sich schließlich von dem neuen Italien machte, sah wie folgt aus:

Österreich besaß das Königreich Lombardo-Venetien, es hielt den Norden des Patrimonium Petri besetzt und hatte zudem in den Herzögen von Toskana, Parma, Modena willfährige Statthalter seines Kaiserreichs. Es mußte also vertrieben werden und das lombardische Königreich, dessen Krone einmal Napoleon I. getragen hatte, mußte zugunsten des Hauses Savoyen wieder aufgerichtet werden.

Die savoyische Dynastie herrschte über Piemont, Savoyen, Nizza,

Genua, Sardinien. Es mußte Savoyen und Nizza an Frankreich abtreten als Gegengabe für die ungeheure Gebietserweiterung.
Die bourbonische Dynastie herrschte im Süden über Neapel und Sizilien. Wenn man die Muratsche Herrschaft nicht wieder aufrichten kann, läßt man die Bourbons, zumal sie seit dem Krimkrieg mit Rußland sympathisieren.
Die Franzosen würden aus Rom ihre Truppen zurückziehen und der Papst würde gleichsam der Ehrenpräsident der italienischen, monarchisch-republikanischen Konföderation werden.
Auf diese Weise hoffte der Kaiser alles zu vereinigen: seine napoleonischen Prinzipien, seine revolutionäre Vergangenheit, die Stabilität seines Thrones, die Schiedsrichterrolle Frankreichs, die Interessen des Papstes und der Katholiken und — las not least — die Wünsche Eugenies.
Seit dem Monat April 1858 war er entschlossen, Österreich den Krieg zu erklären. Kein anderer Grund trieb ihn zu diesem folgenschweren Schritt — zumindest kein nationaler Grund — als der, das Testament des großen Kaisers zu vollstrecken.
„Der erste Herrscher", hatte dieser auf St. Helena gesagt, „der sich inmitten des großen Kampfgetümmels in voller Ehrlichkeit die Sache der Nationen zu eigen macht, wird an der Spitze Europas stehen und alles wagen können, was er wagen will."
Napoleon III. verbrachte Stunden der Einsamkeit über den Karten von Norditalien und studierte den Lauf der Flüsse und die Lage der Berge. Hier leuchteten die unsterblichen Namen Montenotte, Castiglione, Arcole, Rivoli, Marengo — lauter Stufen des Ruhmes für den großen Kaiser.
Er beauftragte Mac Mahon, den er als ersten in die Pläne einweihte, unter der Maske des Touristen die Verteidigungswerke von Mailand, Brescia, Verona, Mantua, Venedig und Pola zu studieren.
Die Erkundigungen bei dem piemontesischen Botschafter über die Befestigungsanlagen wurden immer häufiger, so daß dieser bald an Cavour schrieb:
„Mit einem Wort, ich bin der Ansicht, daß der Kaiser sich auf den Krieg vorbereitet."
So war Cavour keineswegs überrascht, als Ende Mai Dr. Conneau erschien und ihm vertraulich eine Einladung des Kaisers auf Mitte Juli in das Vogesenbad Plombières überbrachte.
Am 11. Juli traf in Plombières ein kleiner, untersetzter Herr ein, der

eine farbige Brille trug und dessen Hut tief in den Kopf gedrückt war. Sein Paß lautete auf den Namen Signore Giuseppe Benso. Er nahm bei dem Apotheker des kleinen Ortes Wohnung.

Niemand ahnte, daß dieser Herr eigentlich Graf Camillo von Cavour, Minister für auswärtige Angelegenheiten bei Seiner Majestät dem König Viktor Emanuel II. von Piemont hieß. Er hatte noch kurz zuvor laut verkünden lassen, daß er die Absicht habe, bei seinen Vettern La Rive in der Schweiz „friedlich die frische Bergesluft zu atmen, fern von Menschen, die nur an die Politik denken".

Die Maske des Verschwörers war ganz dazu angetan, die heimliche Begegnung zu verschleiern, die später in die Geschichte eingegangen ist unter dem Namen der Verschwörung von Plombières.

Das erste Gespräch, das Cavour mit Napoleon III. führte, dauerte vier Stunden. Eine Stunde später fuhren die beiden in einem Phaeton, den der Kaiser selbst lenkte, in den Vogesen spazieren. Die Pause hatte der unermüdliche Cavour benützt, das Gespräch aufzuzeichnen.

Gleich mit den ersten Worten verkündete der Kaiser, daß er unter gewissen Bedingungen bereit sei, mit Piemont gegen Österreich zu marschieren. Diese Bedingungen waren: einen plausiblen Kriegsgrund zu finden. Die Frage der Kompensation berührte er später.

Als Cavour sich so rasch am Ziele sah, verschlug es ihm fast die Sprache. Er meinte, das Thema des Pariser Kongresses, nämlich die illegitime Vormacht Österreichs in Italien und die verlängerte Besetzung der Romagna genüge.

Der Kaiser war anderer Ansicht. Er meinte, man müsse irgendwo — etwa in dem winzigen Fürstentum Massa und Carrara — einen Aufstand entfesseln. Die Bevölkerung würde Hilfe von Turin erbitten. Notenwechsel zwischen Turin und Modena. Österreich würde sich auf die Seite Modenas stellen. Der Casus belli wäre gegeben.

Das Rezept war der Verschwörer würdig. Sie einigten sich rasch.

„Wir müssen jetzt", sagte der Kaiser, „an zwei ernste Schwierigkeiten denken, die uns in Italien begegnen werden: an den Papst und an den König von Neapel."

Cavour wußte diese Schwierigkeiten ebenfalls rasch zu beseitigen. Dem Papst würde man die Apostelstadt und das ehemalige Patrimonium Petri lassen. Den König von Neapel würde man einfach ignorieren.

Auch über die Idee eines italienischen Bundes nach der Idee des Deutschen Bundes war man schnell einig.

Nun kam der Kaiser auf die Frage der Kompensation zu sprechen: auf Savoyen und Nizza.

Cavour machte geltend, daß Savoyen die Wiege der piemontesischen Dynastie sei. Es würde sicher seinem Herrn nicht leicht fallen, sich davon zu trennen. Noch schlimmer sei es mit Nizza.

„Durch ihren Ursprung, ihre Sprache, ihre Sitten gehört die Bevölkerung Nizzas der italienischen Familie an. Wenn Frankreich sie annektierte, würde man das Nationalitätenprinzip verletzen."

„Pah", sagte der Kaiser die Enden seines Schnurrbartes drehend, „das ist eine sekundäre Angelegenheit. Wir werden sie später regeln."

Die erforderliche Truppenzahl schätzte der Kaiser auf 300 000 Mann. Davon würde Frankreich zwei Drittel stellen.

Auf der Spazierfahrt kamen sie dann noch auf die Frage der Heirat des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Klothilde zu sprechen. Cavour spielte Komödie. Er hatte hierfür die Zusage seines Herrn bereits in der Tasche, aber er machte doch einige Einwände. Schließlich war auch das keine allzu große Schwierigkeit.

„Haben Sie Vertrauen zu mir", sagte der Kaiser beim Abschied, „wie ich Vertrauen zu Ihnen habe."

Cavour warf beglückt die Maske des Verschwörers ab. Er reiste nach Baden-Baden. Dort war um den Prinzregenten von Preußen der halbe Adel Europas versammelt. Auch Bismarck stieg im Hôtel de l'Europe ab. Bald wußten es alle Fürsten und Diplomaten, was Cavour mit Napoleon in Plombières verabredet hatte. Er kannte den schwankenden Charakter seines Mitverschwörers zu gut, als daß er ihn nicht durch eine Kompromittierung vor der ganzen Welt auf sein Wort hätte festlegen wollen!

So wurde der italienische Krieg zur unvermeidlichen Tatsache.

Cavour hatte es mit allen Mitteln diplomatischer Kunst verstanden, Napoleon in die eigenen Netze zu verstricken. Er hatte sich nicht gescheut, dem Kaiser die schönste Frau Italiens auszuliefern, die Gräfin Castiglione, um ihn an seiner verwundbarsten Stelle, der erotischen, zu fassen.

Von dieser kaiserlichen Pompadour hat Frédéric Loliée in „Les Femmes du Second Empire" ein reizvolles Bild entworfen.

„Sie kam zur Welt im Jahre 1840, nach d'Ideville, 1843 nach ihr und am 22. März 1835 nach den authentischen Akten und machte ihre ersten Schritte in einem sehr authentischen Palais, dem Palast Oldoni; nur die spielerische Einbildungskraft eines Romanschriftstellers ließ

sie in einem kleinen Landhaus zur Welt kommen, wo sie zu ihrem Vergnügen die Tiere aufs Feld geführt haben will."

Mit dem Grafen Franz von Castiglione verheiratet, war sie zuerst die Geliebte des Königs Viktor Emanuel, des „re galantuomo". Der Charakter dieses Königs wird am besten durch folgende verbürgte Anekdote illustriert:

In der Loge der Großen Oper fixierte Viktor Emanuel seit einer halben Stunde eine kleine Tänzerin.

„Sire", sagte er zu Napoleon, „wieviel kostet dieses Mädchen?"

„Ich weiß es nicht", antwortete dieser, „fragen Sie Bacciochi!"

„Was kostet dieses Kind?" wendete er sich an Bacciochi.

„Für Eure Majestät 5000 Francs!"

„Ach! Zum Teufel! Ist das teuer!"

„Schreiben Sie sie auf meine Rechnung", sagte der Kaiser.

Cavour erkannte bald, welches wichtige Hilfsmittel die Gräfin Castiglione in den Tuilerien darstellte. Er tröstete den König über ihre Abreise. In den Tuilerien stellte sie lebende Bilder dar, ärgerte die Kaiserin und wurde die Geliebte des Kaisers.

In ihrem Testament standen deutlich die Worte von eigener Hand:

„Das Nachthemd von Compiègne, Battist und Spitzen, 1857."

Nach Plombières veranstaltete die Regierungspresse eine heftige Campagne gegen Österreich und den Kirchenstaat. Die Katholiken waren empört. Die Republikaner begannen sich zum erstenmal dem Kaiser ein wenig zu nähern. Rußland erklärte seine Neutralität, aber England warnte.

Als Queen Victoria nach Cherbourg kam, um der Einweihung einer Statue Napoleons I. beizuwohnen, erkärte der Kaiser sibyllinisch:

„Eine Regierung, die sich auf den Willen der Massen stützt, ist keiner Partei untertan. Sie führt nur Krieg, wenn die Verteidigung der nationalen Ehre oder die großen Interessen der Völker sie dazu zwingen."

Die ganze Welt warnte ihn. Die Militärs verwiesen ihn darauf, daß die Armee sich vom Krimkriege noch nicht erholt habe. Sein Standpunkt wechselte zwischen Schwanken und Versteifung. Da er schließlich einsah, daß sein ganzes Prestige auf dem Spiel stand, siegte die Versteifung.

In Biarritz weihte er den Prinzen Napoleon in seine Pläne ein. Mocquart, Conneau und Piétri standen, wie immer, auf seiner Seite. In Piemont begann die „Società nazionale italiana" den gewünschten

Aufstand zu organisieren. Viktor Emanuel hielt in Turin eine kriegerische Rede. Prinz Napoleon reiste dahin, um sich seine Braut zu holen. Da schlugen Rußland und England einen europäischen Kongreß vor. Österreich und Preußen stimmten bei. Der Kaiser sah für einen Augenblick die Möglichkeit, sich aus der eigenen Verstrickung zu befreien. Ein Kongreß war nach seinem Geschmack. Im Krimkrieg stand er am Ende. Warum sollte er diesmal nicht vor dem Anfang stehen?
Cavour war verzweifelt. Er dachte an Selbstmord. Viktor Emanuel schimpfte und fluchte. Aber wider Erwarten beging Österreich einen schweren Fehler. Es richtete ein Ultimatum an Turin und forderte Demobilisierung binnen dreier Tage.
„Wir haben die letzte Sitzung der Kammer abgehalten", jubelte jetzt Cavour auf, „die nächste wird die des italienischen Parlaments sein."
Piemont lehnte das Ultimatum ab und rief Frankreich um Hilfe an. Am Ostersonntag, den 24. April, fuhren die ersten Pariser Regimenter unter Vivatrufen ab.
Am gleichen Ostersonntag ließ der Kaiser den alten Jomini zu sich kommen, den Veteranen der großen Kriege des Ersten Kaiserreichs.
Dieser Krieg sollte sein Krieg werden. Er wollte endlich auch im Kriege auf den Spuren des großen Kaisers wandeln. Er übertrug der Kaiserin die Regentschaft und reiste auf den Kriegsschauplatz.
Am 12. Mai verließ er im Hafen von Genua die „Königin Hortense". Er hatte dieses Schiff gewählt in Erinnerung an seine Mutter. Die Sonne brannte heiß und unerträglich auf die Marmorpaläste und Hügelterrassen der Stadt. Eine bunte Menge empfing kreischend und jubelnd den neuen Cäsar, der im Palazzo Reale abstieg.
„Ein Vierteljahrhundert ist es her", sagte er zu Cavour, der ihn empfangen hatte, „daß mein Bruder in meinen Armen für die Sache Italiens starb und meine Mutter mich den Klauen der Österreicher entriß."
Bis zum Abend festliche Empfänge und Essen. Den Soldaten verkündete er die Übernahme des Oberbefehls emphatisch:
„In der Via Sacra, der Heiligen Straße des alten Rom, reihte sich Inschrift neben Inschrift auf dem Marmor, um dem Volk seine großen Taten ins Gedächtnis zu rufen. Ebenso werdet ihr heute, wenn ihr durch Mondovi, Marengo, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli kommt, auf einer Heiligen Straße marschieren, inmitten dieser ruhmreichen Erinnerungen . . ."
Am übernächsten Tage begab er sich in sein Hauptquartier nach

Alessandria. Die militärischen Operationen sollten alsbald beginnen. 126 000 Franzosen und 56 000 Piemontesen standen 132 000 Österreichern gegenüber.

Wie im Krimkrieg, war auch jetzt alles denkbar schlecht vorbereitet. Die Schuld traf keineswegs den Kriegsminister Vaillant allein, sondern vor allem den Kaiser, der ihn viel zu spät in seine Kriegspläne eingeweiht hatte.

„In meinem Armeekorps", schrieb Canrobert, „sind die Regimentsstäbe, die Intendantur und die Militärjustiz, die Feldlazarette, die Artillerie und die Genietruppe vergessen worden."

„Die Truppen meiner Division haben keine Decken und es ist kalt. Wir haben weder Zelte noch Feldflaschen noch Lagergerät noch Patronen", beklagte sich Bourbaki.

Der österreichische Feldmarschall Giulay hatte einen großen Fehler begangen. Hätte er am 27. April den Tessin überschritten, so wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, die zahlenmäßig unterlegenen Piemontesen zu überrennen und Turin in fünf Tagen einzunehmen, ehe die Franzosen überhaupt zur Stelle gewesen wären.

Jetzt war es dafür zu spät. Canrobert führte, dem Plane seines Herrn getreu, ein Umgehungsmanöver nach dem Süden durch, wie es seinerzeit der General Bonaparte getan hatte. Und wirklich fiel der bedächtige Giulay darauf herein. Er zog sich auf Mortara zurück.

Der Kaiser wartete in einem Wirtshaus in San Martino auf Mac Mahon. Als dieser nicht rechtzeitig heranrückte, begann er zu verzweifeln. Mac Mahon ließ die Divisionen von Espinasse und La Motterouge auf Magenta marschieren. Die kleine Stadt wurde durch Bajonettangriff genommen, ohne daß der Kaiser eine Ahnung davon hatte.

„Welch ein Glück", rief einer seiner ausgesandten Adjutanten, „als ich den Kaiser verließ, studierte er gerade mit Martimprey die sicherste Art des Rückzuges!"

Mac Mahon wurde zum Marschall ernannt und erhielt den Titel Duc de Magenta. Espinasse war gefallen.

Die Österreicher zogen sich in Ordnung auf den Mincio zurück. Bald würden sie das berühmte Festungsviereck bei Verona erreicht haben, wo sie sich in Ruhe sammeln konnten. Der junge Kaiser Franz Joseph übernahm jetzt selbst den Oberbefehl.

Am 23. Juni kam es dann zu der großen Schlacht von Solferino südlich des Gardasees. Es war eine furchtbare Schlacht. Schwere Wolken zogen sich am Himmel zusammen. Das Rollen des Donners mischte

sich in den Donner der Kanonen. Ein Sturm brach los, entwurzelte die Bäume, warf Menschen und Pferde auf den Boden. Der Regen trommelte unaufhörlich auf die Erde und klatschte den wütend kämpfenden Soldaten ins Gesicht. Aus dampfenden Nebelschwaden brach endlich an des Tages Neige die Sonne hervor und beleuchtete grell und gelb das Schlachtfeld und die Gesichter der zahl- und namenlosen Toten.

Eine apokalyptische Vision. Einer sah sie und erschrak vor ihr für sein ganzes Leben: Henri Dunant, ein Bürger aus Genf, der in seiner Tasche eine Schrift trug, in der er den neuen Napoleon als den wiedergekommenen Karl den Großen schwülstig feierte. Die Schlacht von Solferino wurde Dunants Damaskus. Er sah die Toten und Verwundeten. Er half sie forttragen, die Toten verscharren, die Verwundeten pflegen. Und er schrieb später sein erschütterndes Buch: „Un souvernir de Solferino" und wurde zum Gründer und Organisator des Roten Kreuzes.

„Große Schlacht, großer Sieg!" telegraphierte Napoleon an Eugenie. Er selbst hatte an dem Erfolg keinen Anteil. Es war „eine Schlacht der Soldaten". Es lag ihr kein Schlachtplan, keine Strategie, keine Taktik zugrunde. Der Kaiser dachte auch nicht daran, seine Kavallerie zur Verfolgung einzusetzen. Er berauschte sich an dem Sieg und dachte an nichts als an den — Frieden.

Am 8. Juli erfuhr Cavour auf Umwegen, daß Napoelon dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand angetragen habe. Am nächsten Abend meldete ihm ein Telegramm, daß der Waffenstillstand abgeschlossen sei.

Wieder einmal drohte Cavours Lebenswerk zu zerrinnen. Hatte er deshalb den Großherzog von Florenz entthront, die Regierungen von Massa, Carrara, Parma, Piacenza, Modena verjagen lassen, in Bologna, Ravenna, Forli, Fano, Sinigaglia, Ancona, Perugia die Wappen des Heiligen Stuhls zertrümmern und die nationalen Farben hissen lassen? Er sah sich am Anfange des Risorgimento und nun sollte plötzlich das Ende sein?

Er eilte in das Quartier seines Königs. Wenn Frankreich Frieden machen will, so muß Piemont weiter kämpfen, wenn es sein muß, bis zum Untergang!

Der König suchte ihm vergebens klar zu machen, daß der Gewinn der Lombardei besser sei als der Verlust Piemonts.

„Nun, Sire, dann danken Sie ab!" schrie Cavour.

„Schweigen Sie! Vergessen Sie nicht, daß ich der König bin!"
„Nein, der wahre König bin in diesem Augenblicke ich."
„Sie der König? Sie sind nur ein unverschämter Kerl!"
Am ganzen Körper bebend verließ der König den Raum und warf die Türe krachend hinter sich zu.
Die Begegnung zwischen den beiden Kaisern fand in Villafranca statt. Wieder berauschte Napoleon III. sich an der Heldenlegende des großen Kaisers. Er dachte an Tilsit. Villafranca sollte sein Tilsit sein! Was hatte ihn zu diesem unbegreiflichen Schritt veranlaßt?
Vielleicht der Anblick der Toten und Verwundeten. Dreißigtausend an einem einzigen Tag. Er konnte kein Blut fließen sehen. Aber der tiefere Grund war die Nachricht, die er von den Truppenansammlungen der deutschen Staaten am Rhein erhielt. Wenn er an zwei Fronten kämpfen mußte mit zwei großen Gegnern, war er verloren.
„Beeilen Sie sich, Frieden zu schließen", riet ihm der Zar dringend, „sonst wird man Sie am Rhein angreifen."
„Sire, wir können in Ehren verhandeln", sagte Napoleon III. zu Franz Joseph, „da sich Ihre und meine Truppen mit gleichen Tapferkeit geschlagen haben."
„Ebenso wie Sie, Sire, wünsche ich den Frieden", entgegnete Franz Joseph. „Das Los der Waffen hat gegen mich entschieden; ich beuge mich."
Dann erklärte er sich bereit, auf die Lombardei zugunsten Frankreichs zu verzichten, das damit machen könne, was es wolle. Die Festungen Peschiera und Mantua wolle er behalten. Das Herzogtum Parma wolle er an das Haus Savoyen abtreten. Dagegen verlange er, daß die Fürsten von Modena und Toskana ihren Thron zurückerhielten.
Napoleon III. nahm alles an. Im Gegenteil: er gestand Österreich Rechte auf die inneren Angelegenheiten der ganzen Halbinsel zu, die es nicht einmal durch die Verträge von 1815 erlangt hatte.
Napoleon III. legte das Kommando seines Heeres nieder. Er war ungeduldig, nach Frankreich zurückzukehren. Cavour erklärte er, daß er auf die Annexion Nizzas und Savoyens verzichte. Erst später wurden diese von Piemont an Frankreich freiwillig abgetreten.
„Für die Unabhängigkeit Italiens habe ich gegen den Willen Europas Krieg geführt", erklärte der Kaiser vor den Abgeordneten. „Sobald die Geschicke Frankreichs gefährdet erschienen, habe ich Frieden geschlossen."

Um die Mitte der fünfziger Jahre saß Napoleon III. oft in seinem Arbeitszimmer in den Tuilerien über den Plänen der Hauptstadt und fuhr mit Farbstiften aller Art — roten, blauen, gelben, grünen — über die Absteckungslinien, da und dort Abänderungen markierend oder Ideen für neue Monumentalbauten einstreuend.

Das erste Empire hatte nur zaghafte Änderungen des noch immer mittelalterlichen Paris vorgenommen. Es waren vor allem Triumphbogen und Siegessäulen, großartige Manifeste der Schlachten. Die Abwesenheit des Kaisers ließ wenig Zeit für radikale Baupläne, so sehr es in den Absichten des neuen Cäsar gelegen haben mag.

Das zweite Empire betrachtete sich auch darin als Vollstrecker der Napoleonischen Ideen. War Napoleon I. der Cäsar, so glich Napoleon III. darin dem Nero, der Rom in Asche legen ließ, um es neu zu erbauen. Nicht einmal die autokratischen Bourbons von Heinrich IV. bis Ludwig XIV., die der Planung der Hauptstadt großen Auftrieb gaben, haben so bedenkenlos das Mittelalter fortgeräumt wie Napoleon III.

Vielleicht wäre es nie in solchem Ausmaß zu einer Umwandlung gekommen, wenn dem neuen Kaiser nicht ein Pascha wahrhaft autokratischen Gepräges zur Seite gestanden hätte wie Haußmann. Der Seinepräfekt war von keinerlei Skrupeln belastet. Er ging auf alle Pläne des Kaisers ein, ja er gab ihnen einen Nachdruck, der selbst den Kaiser schwindeln machte.

Georges Eugène Haußmann ist am 27. März 1809 zu Paris als Sohn eines kaiserlichen Militärintendanten geboren. Seiner Herkunft nach war er allerdings Elsässer. Seine Physiognomie verrät den alemannischen Bauernsprößling. Ein breites, ebenso sinnliches wie energisches Gesicht, umrahmt vom kurzen Backenbart. Die Adlernase kennt keine Hindernisse. Der brutale Mund, die buschig umrandeten Augen weisen Falten auf, die leicht ironisch wirken. Es ist die Ironie des Elsässers.

Ursprünglich war er Zögling des Consersatoire. Später wandte er sich der Advokatur zu. Als Notariatsschreiber erinnerte er sich 1830, daß sein Großvater im Convent gesessen habe und daß sein Vater mit einflußreichen Mitgliedern der klerikalen Partei liiert gewesen sei. Louis Philippe übertrug ihm mit Rücksicht darauf die Unterpräfektur an verschiedenen Orten.

Die Februarrevolution 1848 beraubte ihn seiner öffentlichen Stellung. Louis Napoleon erkannte in ihm seinen Mann und übertrug ihm nacheinander die Präfektur der Departements Var, Yonne, Gironde. Der Staatsstreich gab dem tüchtigen Beamten Gelegenheit, sein Wesen voll zu entfalten: die Einkerkerungen und Füsiladen bei der Unterdrükkung der Aufstände in den Departements legitimierten hinreichend seinen Charakter. Der Mann war zu gebrauchen.

Louis Napoleon machte die Bekanntschaft Haußmanns gelegentlich seiner Rundreisen durch das südliche Frankreich. Als der Direktor des Crédit foncier Frémy 1853 in das Ministerium des Innern berufen wurde, da bedurfte es keiner großen Überredung, um den Kaiser zu bewegen, daß er seinen Freund Haußmann, mit dem er sich früher als Unterpräfekt im Departement Yonne sehr gut verstanden hatte, zum Seinepräfekten ernannte. Im Juni 1853 trat Haußmann seine Stellung in Paris an.

Der Vorgänger Haußmanns als Seinepräfekt, Berger, war ein braver, gewissenhafter Beamter, wie sein eigener Vorgänger Rambuteau. Das Bürgerkönigtum duldete keine Abenteurer auf diesem Posten. Als Berger seine Absetzung erfuhr, lief er ahnungslos nach Saint-Cloud, um Erklärungen zu verlangen. Der Kaiser lud ihn mit großer Höflichkeit zum Frühstück ein und berührte die städtischen Angelegenheiten mit keinem Wort. Dafür ernannte er ihn zum Senator.

Am 2. Juli 1854 nahm Haußmann in gesetzlicher Form von der Administration der Hauptstadt und des Seinedepartements Besitz. Von diesem Tag an datiert eine Diktatur, die der des Kaisers nicht nur würdig, vielmehr ebenbürtig war.

Zahlen geben nur eine unvollkommene Vorstellung. Dennoch wollen wir, bevor wir das umgewandelte Paris betrachten, einige anführen.

Zur Verlängerung der Rue Rivoli, der Hauptachse, wurden schon im Jahre 1856 32 Straßen mit 187 Häusern niedergerissen. Zur Vergrößerung der Zentralwerkstellen 20 enge Gassen mit 249 Häusern. Für je 2000 alte Häuser sind etwa 650 neue errichtet worden.

Nach Ablauf eines weiteren Jahrzehnts waren mehr als 15 000 alte Häuser zerstört und etwa 24 000 neue Gebäude erstellt. Neu geschaffen wurden etwa 200 Boulevards und Straßen, 8 Kirchen, 80 Schulen, 12 Brücken, 4 Schlachthäuser, 22 Parks. Dazu die Zentralhallen, die neuen Bahnhöfe, die Rennbahnen, der Tempel, die Denkmäler, die Theater, die neue Oper, die Restaurierungen, die Abflüsse.

Die Großzügigkeit und Großartigkeit, mit der diese radikale Um-

wandlung vollzogen wurde, hatte ihre Licht- und Schattenseite. Die Lichtseite war die Aufhellung der Stadt, die Sanierung, die verkehrstechnische Voraussicht. Die Schattenseite das Verschwinden historischer Straßen und Bauten, der Ruin der Finanzen und die Korruption. Selbst von der sozialen Seite her betrachtet, überwiegt der Schatten das Licht. Die Bedeutung der Arbeitsbeschaffung ist zwar unverkennbar, die ärmere Bevölkerung wurde jedoch aus den billigen Wohnungen verdrängt und die teueren Wohnungen kamen wieder nur dem korrupten Teil der Gesellschaft zugute. Der Kaiser gab wohl Zuschüsse für neue Arbeiterwohnungen, aber damit schuf er nur wieder eine neue soziale Kluft, die nicht zu überbrücken war.

Dazu kommt, daß der eigentliche und wahre Grund der Umwandlung ein revolutionsstrategischer war, also sich gegen die gleiche Schicht richtete, die offenbar Vorteile davon haben sollte. Wir haben darüber den unbestechlichen Bericht des Erzherzogs Maximilian aus jenen Jahren, der keinen Zweifel über die Hauptabsichten des Kaisers läßt: „Bei allen seinen Bauunternehmungen scheint er sich das miscere utile dulci zum Grundsatze gemacht zu haben, indem er nicht nur den Zweck der Stadtverschönerung sondern auch den strategischen Nutzen dabei vor Augen hat. So das Palais de l'Industrie, welches er mir als einen vortrefflichen Sammelplatz für Truppen bezeichnete; so die Rue de Rivoli, welche von der Kaserne Napoléon bestrichen wird; so der Makadam, auf welchem es sich sehr angenehm fährt und der zugleich den Vorteil hat, das frühere Barrikadenmaterial beseitigt zu haben; so die Squares, welche bestimmt sind, den Truppen offene Plätze zu bieten, wo sie sich frei bewegen können; so die Auffüllung der Gräben, welche die Angriffe der Kavallerie möglich macht."

Die Rücksichtslosigkeit, mit der alles niedergerissen wurde, um es wiederaufzubauen, hatte begreiflich genug eine Finanzwirtschaft zur Voraussetzung, die vollkommen undurchsichtig und unabsehbar war. Haußmann war auch darin der rechte Mann am richtigen Platze. Mit diktatorischer Machtvolkommenheit und in Übereinstimmung mit seinem Herrn schaltete er alle Kontrollorgane aus.

Unmittelbar nach dem Staatsstreich hatte Napoleon III. die kommunale Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Hauptstadt aufgehoben. Die Munizipalräte wurden zu hörigen Beamten. Als Haußmann zum Seinepräfekten ernannt worden war, entzog er das Budget sogleich der Kontrolle des Munizipalrates. Mehrere Mitglieder wider-

setzten sich. Der mit dem Rechnungswesen und den Finanzen betraute Beamte mußte seine Entlassung nehmen.

Die Expropriation wurde in großem Stile betrieben. Das Hauseigentum wurde zu einer juristischen Fiktion. Die Bauspekulation grassierte. Paris wurde zu einer einzigen großen Häuserbörse. Man baute sich in Straßen an, von denen man nach den Plänen der Commission municipale wußte, wann sie zerstört wurden, um auf diese Weise einen höheren Preis zu lösen. Der Kaiser und der Präfekt beteiligten sich selbst dabei.

Es waren riesige Summen notwendig. Man schuf eine „caissè des travaux publics de la ville de Paris" und gab Anleihen um Anleihen heraus. In den ersten sechs Jahren wurde Paris mit 135 Millionen Francs belastet. Die Beendigung der Rue de Rivoli, die Freilegung des Hôtel de Ville, die Caserne Napoléon, der Boulevard de Centre kosteten über 100 Millionen. Für die Bauperiode von 1855—59 forderte der Präfekt eine Anleihe von 60 Millionen. Die Vollendung des Louvre kostete 75 Millionen. Das Budget verschlang von 1852—65 nahe an 6 Milliarden und erreichte damit das Budget von ganz Spanien. Im ganzen hinterließ Haußmann 1047 Millionen Schulden.

Ein dergestalt unkontrolliertes Finanzgebaren hatte begreiflicherweise eine korrupte Seite. An dieser Korruption hatten Kaiser wie Präfekt den gleichen Anteil. Die Gemahlin des Präfekten äußerte einmal:

„Es ist sehr sonderbar: wenn wir Häuser kaufen, werden sie regelmäßig gleich nach dem Ankauf niedergerissen."

Diese naive Feststellung findet leicht ihre Erklärung durch folgende Tatsache. Der Präfekt ließ durch seine Agenten z. B. ein Haus zum Preise von 100 000 Francs kaufen. Vierzehn Tage später dekretierte er dessen Niederreißung und beauftragte die "caisse des traveaux publics", dem „Besitzer" dafür 150 000 zu bezahlen. 50 000 teilten Kaiser, Präfekt und Agent unter sich. Das Nachsehen hatte allein die Kommune.

Der Kaiser hatte allen Grund, mit seinem Präfekten zufrieden zu sein. Er machte ihn zum Baron und Senator. Die Millionen, die in ihre Taschen flossen, ermöglichten ihnen eine Maitressenwirtschaft, die beispielgebend auf die ganze Gesellschaft wirkte. Der Comte de Viel Castel schreibt unterm 25. Juli 1857 in seine geheimen Tagebücher:

„Herr Haußmann, der höchst ‚ehrenwerte' Präfekt des Seinedepartements, Senator, Großkreuz mehrerer Orden usw., machte kürzlich in offenem Wagen eine Spazierfahrt nach Enghien, und zwar mit

Francine Cellier, der jungen Tänzerin der Oper, Exmaitresse des jungen Frousac Baroche.

Dieses Beispiel, gegeben vom obersten Beamten des Departements, hat immerhin, wie die großen Blätter sagen würden, etwas Tröstliches für die Religion und die Moral."

Bei Gelegenheit der Repartierung der für die Lyoner Eisenbahn gezeichneten Aktien legten zwei der ersten Bankiers von Paris eine Liste der Personen vor, denen sie eine gewisse Anzahl Aktien der Gesellschaft al pari überlassen wollten.

Der beteiligte englische Bankier konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, als er feststellte, daß die Mehrzahl der darauf figurierenden Namen Frauen zugehörten. Die Pariser Kollegen gaben ihm lachend den Bescheid, er habe auf der Liste die Bekanntschaft der berühmtesten Pariser Kurtisanen gemacht.

Der puritanische Finanzmann war in diesen Dingen unbestechlich. Er strich die Namen von der Liste und meinte, er wolle ihnen gerne die Großzügigkeit überlassen.

Um nun die einschneidenden städtebaulichen Veränderungen unter Haußmann ganz zu erfassen, müssen wir einen kurzen geschichtlichen Rückblick machen. Bis zum Empire ist das Wachstum der Hauptstadt ein organisches, im Ersten und Zweiten Kaiserreich aber ein mechanisches zu nennen.

Seit Chlodwig um 508 Paris zur Hauptstadt des Landes machte, dehnte sich die Stadt wachstumshaft um den Kern, die Seine-Insel, aus. Die Merowinger, Kapetinger, Valois, Bourbons hatten diesen organischen Grundgedanken nicht verletzt. Obwohl Ludwig XIV. einen Generalplan aufstellen ließ und sein Minister Colbert mit der Anlage der Champs Elysées, der Place Invalides und Place Vendôme und mit der Erweiterung des Louvre die konzentrischen Ringe auflockerte, verblieb man doch bei der zentrifugalen Tendenz des natürlichen Wachstums.

Die Idee einer mechanischen Querachse stammt von Napoleon I. Die Rue de Rivoli war als eine via triumphalis gedacht, die im Arc de Triomphe ihre Schlußapotheose finden sollte. Etwa 40 Straßen und 500 Häuser mußten immerhin verschwinden. Das Projekt wurde jedoch erst unter Louis Philippe vollendet. Auch die Idee der Verlängerung der West-Ost-Achse durch die Avenue de la Grande Armée stammt von Napoleon I.

Die Rue de Rivoli ging mit der Ile de la Cité und der Seine parallel.

Sie war gleichsam eine Verlängerung der Seine-Insel. Napoleon III. — und mit ihm Haußmann — gab jedoch den gewachsenen Zusammenhang auf: er legte eine mechanische Längsachse, die sich an der Cité überschnitt, und suchte im übrigen durch die Boulevards ein System mechanischer Ringe an Stelle der organischen Ringe zu schaffen.

Die Bedeutung der Konzeption ist über jeden Zweifel erhaben. Damit erhielt die Hauptstadt ein Achsenkreuz und ein Ringsystem, die mit unerbittlicher Logik die Expansion der modernen Weltstadt bestimmten oder, noch deutlicher gesagt, regulierten. Das Zeitalter der Mechanik hat darin sein genaues Abbild gefunden.

Die Querachse verläuft von der Place de la Bastille zur Place de l'Etoile: von der Revolution zum Empire. Die Rue du Faubourg Saint Antoine verlängert sie im gewissen Sinne bis zur Place du Trône. Vom Temple zur Place du Trône ist eine Diagonale gelegt: der Boulevard du Prince Eugène. Dieser Boulevard — zu Ehren des Prinzen Eugen Beauharnais so genannt — wurde am 7. Dezember 1862 in Gegenwart des Kaisers feierlich eröffnet. Er ist von großer revolutionsstrategischer Bedeutung, denn er durchzieht den unruhigsten Teil des Pariser Arbeiterviertels und stellt die Verbindung zur Caserne du Prince Eugène her.

Die Längsachse wird durch die Boulevards de Strasbourg, de Sebastopol und Saint Michel gebildet. Ihre Bedeutung ist rein verkehrstechnischer Art. Sie schiebt sich wie ein Riegel vor die Altstadt und das Quartier latin.

Die Boulevards sind, wie der Name schon sagt, ursprünglich Bollwerke, die unter Ludwig XIV. im Jahre 1670 niedergelegt wurden. Die Gräben ließ man ausfüllen. Es entstand eine Ringstraße auf der nördlichen Seite der Seine, die von der Bastille zur Madeleine reichte. Zu Fuß benötigte man über eine Stunde. Ein äußerer Halbring verbindet die Place de l'Etoile mit der Place du Trône.

Südlich der Seine wird der innere Ring durch den neu geschaffenen Boulevard Saint Germain ergänzt. Ein äußerer Halbring schließt sich mit dem Boulevard d'Italie zusammen.

Das Achsen- und Ringsystem wird durch zahlreiche mehr oder weniger konsequente Sternsysteme ergänzt. Das leuchtendste dieser Systeme ist die Place de l'Etoile selbst. Zwölf Radien strahlen nach allen Richtungen aus. Die Avenue du Roi de Rome führt zu der Place du Roi de Rome, die nach drei Richtungen ausstrahlt. Ähnlich die Place Vauban, die mit dem Hôtel des Invalides an Versailles er-

innert. Im Norden die Place de Courcelles, die Place de Clichy, die Place de l'Europe. Im Osten die Place du Trône, die als Gegenstück zur Place de l'Etoile den Endpunkt der Querachse markiert.
In den Namen sollte das erste und das zweite Empire verewigt werden. Napoleon I. hatte auch darin den Weg gewiesen, den Napoleon III. sklavisch weiter beschritt.
An das Erste Kaiserreich erinnerte die Avenue de la Grande Armée, die Avenue de Wagram, die Avenue d'Jena — und der Pont d'Jena — die Avenue Joséphine, die Avenue de l'Empereur, die Avenue du Roi de Rome, die Avenue de la Reine Hortense, der Boulevard du Prince Eugène usw.
An das Zweite Kaiserreich gemahnt die Avenue Napoléon III, der Quai Napoléon III — und der Pont Napoléon III — die Avenue de l'Impératrice, der Boulevard de Sébastopol, der Boulevard de Magenta, die Avenue Malakoff usw. Auch der Pont de l'Alma wurde 1856 zur Erinnerung an den Krimkrieg gebaut.
Nicht vergessen wollen wir endlich den Boulevard Haußmann, der den Namen des Mannes verewigt, dem die historische Verantwortung für alle grundlegenden Umwälzungen im Stadtbild von Paris zufällt. Es ist unmöglich, alle die einzelnen Bauten aufzuzählen, die dem Zweiten Kaiserreich ihre Entstehung verdanken. Wenn wir auf das Palais de l'Industrie, die Halles Centrales, die Bazares, die Bahnhöfe, die Hotels, die Restaurants, die Cafés, die Exposition hinweisen, so erkennen wir sofort den rein zweckhaften, industriellen Charakter dieser zahlreichen Bauten. Die Fremdenindustrie verdankt Napoleon III. zweifellos einen ersten großen Auftrieb.
Wenn wir darüber hinaus Kulturbauten wie die Grand Opéra, zahlreiche Theâtres und Kirchen wie St. Jean Baptiste, St. Eugène, St. Augustin, Eglise de la Trinité betrachten, so erkennen wir sogleich die nachahmende Historizistik, den völligen Mangel an eigenem Stil, die Physiognomielosigkeit einer seelisch armen Epoche.
Auch der Baustil der Wohnhäuser trägt diese innere Verarmung deutlich zur Schau. Alle malerischen Elemente sind verschwunden. Das sechsstöckige Mietshaus mit stumpfer Fassade und schrägem Dach, gegliedert durch Eisenbalkone, die sich meist am ersten und fünften Stock monoton entlangziehen, sind charakteristisch für die neuen Boulevards. Nur die Bazare und Cafés in den Parterres bringen ein buntes, wirres, wild auf- und abwogendes Element in das Straßenbild. Aber man dachte weniger an das „panem" als an das „circenses". Ein

Cirque de l'Impératrice und ein Cirque Napoléon wurden erstellt. Die nahen Wälder wurden in Vergnügungsparks umgewandelt. Der Bois de Boulogne und der Bois de Vincennes, die Buttes-Chaumont, Montsouris und Monceau, alles wurde nach englischem Vorbild zu Parks gemacht.

Der Bois de Boulogne wurde zu einem wahren Versailles des Volkes. Ursprünglich ein Rendezvous für Diebe, Selbstmörder und Duellanten, entstanden hier die reizendsten Staffagen in Gestalt von Seen, Inseln, Felsen, Kaskaden und Kiosken. Chalets und Restaurants laden zur Einkehr. Zu den Inseln fährt man in malerischen Gondeln. Der Pré Catelan vereinigt alle „biches" und „cocottes". Im Chalet des Iles findet man ein förmliches Warenhaus des Vergnügens: Musik, Tanz, Theater, Marionetten, Zauberei, Varieté, Ballett, Spiel, Café — alles, was das Herz des kleinen Mannes und die geheime Sehnsucht des Fremden begehren mag.

Der Herr der Tuilerien versteht sich meisterhaft auf Regie. Mag es hinter den Kulissen noch so desillusionierend sein — die Kulisse verdeckt alles. Mögen die Kassen noch so leer sein — das Flittergold des Vergnügens füllt sie wieder. Mag das Volk noch so sehr nach Brot hungern — die „circenses" sind ein Ersatz, der sich bezahlt macht.

Haußmann ist der rechte Mann. Er plant und geht auf alle Pläne seines Herrn ein. Er leert die Kassen und füllt die Taschen. Als er Paris und das Vermögen der Kommune schon fast verwüstet hatte, erklärt er:

„Bis jetzt ist nur die erste und zweite Serie der öffentlichen Bauten von Paris aufgeführt worden. Eine dritte und vierte Serie wird später in Angriff genommen werden."

Im Jahre 1865 erschien bei Jaques Lecoffre ein merkwürdiges Buch: „Paris nouveau et Paris futur", dessen Verfasser, François Victor Fournel, einer der geistvollsten Feuilletonisten des zweiten Kaiserreichs war. Fournel hat in „Ce qu'on voit dans les rues de Paris" (1854), „Tableaux du vieux Paris" (1864) und später in „Les rues du vieux Paris" (1879) mit großer Liebe die sterbende Schönheit des alten Paris festgehalten. Seine Zukunftsphantasie ist daher heute noch von Interesse.

Der Schutzengel von Paris nimmt unseren Verfasser eines Tages am Schopf und trägt ihn auf die Höhe eines Monuments, von dem aus er das Paris des Jahres 1965 ausgebreitet liegen sieht. Es umfaßt jetzt das ganze Seinedepartement. Pontoise ist eine Vorstadt und Chantilly

eine Promenade der Weltstadt. Der Boulevard de Sébastopol reicht bis zu den Toren von Senlis.

In der Mitte von Paris befindet sich ein riesenhafter Platz. Auf ihn münden strahlenförmig fünfzig Boulevards. Auf jedem dieser Boulevards erheben sich Häuser von 50 Meter Höhe und Breite mit 50 Fenstern in der Fassade. Zehn kreisrunde Boulevards durchschneiden die fünfzig strahlenförmigen. Ihre Schnittpunkte bilden Plätze mit Monumenten. Die alten Monumente von Paris wurden mit großen Maschinen auf die neuen Plätze transportiert.

In der Mitte des Zentralplatzes steht eine große kreisrunde Kaserne. Auf ihr erhebt sich ein Leuchtturm, der Nacht für Nacht einen Strom elektrischen Lichtes über die Riesenstadt ergießt.

Diese für moderne Verhältnisse keineswegs absurde Vision einer modernen Weltstadt geißelt den kaiserlichen Zentralismus, der sich allein auf die Macht der Armee stützt, in unübertrefflicher Weise. Fournel versucht lediglich das Prinzip des Zentralismus im Stadtbild logisch zu Ende zu denken. Von hier aus gesehen, entbehrt seine Phantasie keineswegs eines realen Grundes.

Diese Zukunftsstadt hat natürlich nicht vergessen, dem Schöpfer des riesenhaften Planes, dem Diktator Haußmann, eine kolossale Statue zu errichten, die Fournel phantasievoll und phantastisch zugleich schildert:

„Plötzlich, in der Mitte des Exgartens der Tuilerien, betrat ich einen ungeheuern Platz mit einer Glaskuppel, die Sonne und Regen abzuhalten hatte. Vier machtvolle Gebäude, in denen die wichtigsten Interessen und Bedürfnisse einer Weltstadt ausgeprägt sind, bilden den Umkreis dieses Platzes: eine Mairie, eine Kaserne, ein Theater und eine Filiale der Börse. Mit diesem Platz hatte man eine glorreiche und verdiente Ausnahme gemacht: er trug nicht, wie die anderen, den Namen eines Sieges, vielmehr den eines Siegers — jenes Mannes, der die Finsternisse des alten Paris besiegt und die Ausgestaltung eingeleitet hatte, die nur ins Ungeheure weitergeführt wurden.

„In der Mitte des Platzes, auf einem hohen Piedestal von Bronze, erhob sich die kolossale Statue dieses zweiten Begründers der Stadt, im Kostüm des großen Aedilen mit der Toga bekleidet. Halb erhoben auf seinem kurilischen Sessel, zeigte er mit einer gebieterischen Gebärde auf den entrollten Plan der Stadt Paris, während er in der anderen Hand einen Kompaß hielt, der wie ein Degen funkelte. Kleine Genien spielten zu seinen Füßen mit Wasserwaagen, Hacken und Kellen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Kaiserin Eugenie im Kreise ihrer Ehrendamen

Gemälde von Winterhalter — Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Landesbibliothek

„Näher tretend, bemerkte ich, daß diese Statue gleichzeitig als Ofen und als Springbrunnen diente. Sie hatte eine Wasserröhre in der Brust und eine Ofenröhre im Rücken. Von oben spie sie Feuer, von unten entströmte ihr klares Wasser. Außerdem diente sie des Nachts als Kandelaber. Die innere Flamme verlieh der Bronze im Schatten phantastische Reflexe, und die Öffnungen, durch welche die Wärme ausströmte, die Lippen, die Augen und die Nasenlöcher, verwandelten sich in ebenso viele Lichtquellen, und das Licht wurde weithin von dem Kristallgewölbe zurückgestrahlt. Diese Art und Weise, alles nützlich zu machen, selbst wo es ohne Nutzen ist, und die Kunst durch eine heilsame Beimischung von Industrie zu verjüngen, war für sich ein glänzender Beweis von den großen Fortschritten der neuen Hauptstadt.

„Die vier Seiten des Piedestals waren mit ebenso vielen ausdrucksvollen wie sinnvollen Basreliefs geschmückt. Auf dem vorderen sah man die Stadt Paris, im Haarschmuck ihrer Türme, wie sie sich an der Spitze der vorstädtischen Gemeinden auf die Knie warf vor dem großen Aedilen, der sie aufhob und ihr die Hand zum Kusse reichte. Zur Rechten saß der Aedile an seiner Arbeitstafel, in tiefes Nachdenken versunken und die Augen auf den Plan geheftet. Rechts und links von ihm erhoben die Kunst und die Zivilisation ihre Fackeln, um ihn zu erleuchten, und die Commission municipale, in feierlichem Schweigen um ihn stehend, neigte sich vor ihm wie die Aehren in Josephs Traum. Zur Linken stampfte der große Aedile mit dem Fuß auf die Erde, und es wuchs aus ihr hervor ein Wald von Domen, von Glockentürmen und Säulenhallen, die sich vor ihm aufstellten bei den zauberhaften Klängen der Lyren, welche die Amphione der Commission municipale spielten. In einem Winkel unterschied ich etwas undeutlich eine Episode, in welcher die Stadt Paris eine Rolle spielte, die ich nicht mehr genau beschreiben kann. Ich weiß nicht, ob sie die Hand aufs Herz legte als Zeichen unverlöschlicher Dankbarkeit, oder auf den Geldbeutel, um das Konzert der Munizipalität zu bezahlen.

„Die hintere Seite des Piedestals war in zwei Abteilungen geschieden: die eine stellte die Himmelfahrt der Stadt Paris dar, bei der sie in die Wolken gehoben wurde, getragen von einer Legion von Architekten und Ingenieuren, nackt wie die Amoretten, mit Rücksicht auf die Gesetze des Stiles. Frankreich betrachtet sie mit ausgestreckter Hand in Verzückung, und London, Wien, Petersburg, Rom und Konstantinopel,symmetrisch aufgestellt im Vordergrund, lassen Weihrauch-

dampf aus ihren Weihkesseln aufsteigen. Die andere Abteilung stellte die Apotheose des großen Aedilen dar. Ich kann mich nur noch dunkel entsinnen: in einem unteren Winkel jagte die Nachwelt, heiter und groß wie der Engel, welcher dem Heliodor erschien, mit Geißelhieben die scheußlichen Ungeheuer, welche Neid und Verleumdung heißen, in ein Maulwurfsloch!"

Diese ironische Apotheose des Seinepräfekten wird durch zahlreiche sachliche Beispiele belegt. In Frankreich, meint Fournel, wird alles den Gesetzen unterworfen. Die Stadt gleicht einem Regiment und die Häuser uniformierten Soldaten. Selbst die Toilette von Paris ist nur eine Art Appendix zu den Artikeln des Code Napoléon. Die Bürger, die auf dem Marsfelde die langen Linien der Infanterie bewundern, müssen auch die Infanterie der Häuserfronten staunenswert finden.

Es gibt jetzt nur noch eine Straße in Paris: die Rue de Rivoli. Sie erscheint überall unter den verschiedensten Namen. Paris im Mittelalter war ein Drama von Shakespeare; das heutige Paris ist eine Tragödie von Viennet, korrigiert von Marschall Magnan.

Eine Hauptanklage Fournels richtete sich gegen die Diktatur der Expropriation, und gegen die damit verbundene Spekulation. Ein Limonadenverkäufer hatte seine Boutique dreimal demolieren lassen, wodurch er instand gesetzt wurde, ein Monstrekaffeehaus zu bauen, von dem er hoffte, daß es noch vor seinem Tode niedergerissen werde. Alles wird zum Nomadisieren gezwungen. Ein Freund Fournels war genötigt, innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren zehnmal die Wohnung zu wechseln.

Nicht zuletzt wird auch der Baustil gründlich betrachtet. Dieser „style Baltard" — Baltard war der architecte-en-chef der Stadt Paris — hat auch auf die Kirchenbauten zuviel vom Stil der Centralhallen übertragen. Fournel tadelt die Überladenheit der Fassaden und den hohlen Prunk. Bei aller beißenden Ironie des Verfassers fühlt man doch den kolossalen Eindruck, den die Tat Haußmanns auf seine Zeit gemacht hat.

Paris befand sich in einem Taumel der Spekulation. Es war, wie Levasseur sagt, das goldene Zeitalter der Börse. Schon unter Louis Philippe hatte dieser Tempel des goldenen Kalbes eine überragende Rolle gespielt.

„Enrichissez-vous!" hatte der Bürgerkönig ausgerufen.

Allein, erst Louis Napoleon schuf die Voraussetzung einer Spekulation großen Stiles durch die Einrichtung zahlreicher Institute auf die Ini-

tiative des Staates. Der Boursier wurde zu einem stehenden Typus, wie der Arbeiter oder Bürger. Nur mit dem Unterschied, daß der Boursier müheloser sein Geld verdiente.

Der Crédit foncier war nur eines der zahlreichen Kreditinstitute, die am Anfang der Regierung Napoleons III. stehen. Der Crédit mobilier, der Crédit industriel, der Crédit communal, der Crédit agricole und zahlreiche andere schlossen sich an. Kredit war das Zauberwort, das den märchenhaften Reichtum aus dem Nichts hervorzauberte.

Damit konnte man Paris umwandeln, Eisenbahnen und Häfen aus der Erde stampfen, sich an Abenteuern und Kriegen beteiligen, ein luxuriöses Leben führen. Damit konnte man die Wirtschaft in rasende Bewegung setzen und die soziale Frage lösen. Damit konnte man alles, was den Wohlstand des Einzelnen hob und das Vermögen der Nation — vergeudete.

In den achtzehn Jahren seines Bestehens hat das Kaiserreich 40 Milliarden 855 Millionen ausgegeben.

Um die Mittagszeit drängten sich Hunderte von Menschen mit aufgeregten Gesichtern durch die Rue Vivienne der Place de la Bourse zu. Man konnte glauben, es sei irgendwo ein Unglück oder ein Mord geschehen. Es war nur die schreiende Rotte Korahs, die sich in den Tempel des Merkur drängte.

Ein Bau im griechischen Stil mit sechsundsechzig korinthischen Säulen. Darüber die Inschrift: „Bourse et Tribunal de Commerce". An den Ecken vier Standbilder: Handel (von Dumont), Handelsrechtspflege (von Duret), Gewerbefleiß (von Pradier), Ackerbau (von Seurre).

Drinnen wurden die Standbilder täglich zerschlagen.

„Dort jener eiserne Gitterkorb in der Mitte ist wohl Merkurs Papierkorb?" fragte ein Deutscher einen Pariser Kaufmann.

„Nein, das ist der Platz der Börsenmakler", entgegnete dieser liebenswürdig. „Um dieses eiserne Gitter herum werden mit den Maklern die wichtigsten Geschäfte abgeschlossen. Sie sahen hier das bekannte Parquet, dieser Korb hier steht mit dem Saale dort in Verbindung, in welchem das große Buch der französischen Schuld aufgeschlagen liegt. Kein Fremder darf je den Saal betreten, er ist nur den bestellten Maklern und den betrauten Dienern geöffnet."

„Seien Sie unbesorgt, ich verspüre keine Lust, die Schuld Frankreichs näher kennen zu lernen. Also diese Herren in dem Gitterkorb sind die Wechselagenten, die Brahminen des Mammon! Hätte ich doch dieses

runde Gitterwerk für einen großen Papierkorb gehalten, zumal sein Boden mit so vielen Papierschnitzeln bedeckt ist."
Im wüsten Lärm ging die Unterhaltung unter.
„Je donne! Je prends! Je vends!", waren die einzigen verständlichen Laute.
Nach Schluß der Börse kam vom gegenüberliegenden Vaudeville-Theater eine Dame mit gespannter Miene auf einen alten Herrn zu und faßte ihn ängstlich an den Rockknöpfen.
„Vielleicht", dachte der Besucher, „ist sie seine Frau, vielleicht macht sie ihm Vorwürfe, daß zuhause die Suppe kalt werde; aber braucht sie ihm denn der Suppe wegen gerade die Knöpfe vom Rocke zu reißen?"
Aber sie sprachen von nichts als von Prozenten, elenden Prozenten, nicht vom Küchenzettel, sondern vom Kurszettel. Dieses Weib würde nicht so gezittert haben, wenn es sich um das Leben ihres Kindes handelte, wie hier, wo es die Prozente galt.
Sie drückte dem Manne mit den grauen Haaren ein Papier in die Hand und er flog wieder zurück in die Börse. Sie aber winkte einem Fiaker und fuhr — niemand wußte wohin.
Ein alltägliches Bild! Die alten Roués und Viveurs spielten auf der Börse, um ihre jungen Maitressen aushalten zu können. Wehe, wenn die Kurse nicht stiegen! Die Liebe richtete sich nach dem Grad der Toilette, der sich aus der Spekulation ergab — oder nicht ergab.
Die Börse wurde das Stimmungsbarometer der Liebe.
Als die Komödie „Die Börse" von Ponsard im Odéon uraufgeführt worden war, beglückwünschte der Kaiser den Autor. Und als von dem Generaladvokaten beim Kaiserlichen Gerichtshofe zu Paris Oscar de Vallée das Buch: „Die Geldzähler" erschien, sprach er seinen schriftlichen Dank aus. Und warum das?
„Qui s'excuse, s'accuse!"

„Palais St. Cloud, den 15. Juni 1856.

Mein Herr, Sie hielten es für angemessen, sich nach der ersten Aufführung der Börse den Beifallsbezeugungen des Publikum und meinen Gückwünschen zu entziehen. Die Zusendung Ihres Stückes gibt mir heute Gelegenheit, Ihnen diese auszusprechen, und ich tue dies sehr gern, denn ich war sehr glücklich, Sie die verderbliche Gewalt des Börsenspiels mit der ganzen Kraft Ihres Talentes geißeln und mit den edelsten Gesinnungen bekämpfen zu hören. Ich habe Ihr Stück mit

ebenso großem Vergnügen gelesen, wie ich es gesehen habe. Verharren Sie, mein Herr, auf dem Wege der Moralität, zu dem Sie der Erfolg des Stückes verpflichtet. Er wird vielleicht zu selten durch das Theater verfolgt und ist doch der Schriftsteller so würdig, welche dort gleich Ihnen einen ehrenvollen Ruf genießen. Seien Sie meiner Gesinnungen versichert. Napoleon."

Vom Kaiser und seinen Großwürdenträgern bis herunter zum einfachsten Arbeiter beteiligten sich alle an der Spekulation. Der Maurergeselle Thome in Paris hat sich durch glückliche Bau- und Terrainspekulation drei Schlösser und sechzig Millionen erworben. Ein Beispiel für viele!

Der Vicomte de Beaumont-Vassy wanderte 1859 auf zwei Jahre ins Gefängnis, weil er betrügerische Geschäfte mit der Gründung von Aktiengesellschaften gemacht hatte. Ein Beispiel für viele!

Vom Empereur bis zum Faiseur gab es keinen Unterschied: das ganze Empire war eine Spekulation, ein Geschäft in Aktien, ein Hasard in Hausse und Baisse, ein Börsenspiel, ein — Bankerott.

Neben dem Crédit foncier spielte der Crédit mobilier der Gebrüder Péreire die bemerkenswerteste Rolle. Das Institut wurde zu dem Zweck gegründet, große Unternehmungen einzuleiten und zu finanzieren. Man hat es mit Recht die größte Spielhölle Europas genannt.

Die Aktien, die auf 500 Francs lauteten, wurden zu 700 ausgegeben und erreichten rasch die Höhe von 1900 Francs. 1852 warfen sie 10 vom Hundert, 1855 schon 44 vom Hundert ab. 1864 aber mußte der Crédit mobilier bereits liquidieren, da er sich zu sehr in die Häuserspekulationen Haußmanns eingelassen hatte.

Vor dem Tribunal in Douai stand eines Tages ein Mann, den man füglich als den kühnsten, skrupellosesten und gefährlichsten Spekulanten des Zweiten Kaiserreichs bezeichnen konnte: Herr Jules Mirès, Bankherr, Gründer der Caisse d'actionnaires réunis und des spanischen Credit mobilier, Eigentümer des „Journal des chemins de fer", des „Pays" und des „Constitutionnel".

Mirès hatte sich wieder einmal wegen Spekulation in trügerischen Werten zu verantworten. Als er sah, daß er nicht freigesprochen würde, schrieb er an einen Vertrauten in den Tuilerien. In dem Briefe sprach er offen die Drohung aus, er werde die Liste der Personen der kaiserlichen Familie und der Großwürdenträger des Kaiserreichs veröffentlichen, die sein Bankhaus mit Aufträgen in Aktien der selben

Kommanditgesellschaft beehrt haben. Man möge sich keine Mühe geben, die Liste zu suchen: sie sei, mit den Originalhandschreiben seiner stillen Teilhaber, in London in sicherem Verwahrsam.
Selbstverständlich wurde Mirès von dem Tribunal in Douai freigesprochen.
Wer war dieser famose Herr Mirès?
Am 9. Dezember 1809 zu Bordeaux geboren, war er noch im Jahre 1848 ein ganz winziger, unbekannter Journalist niedrigster Ordnung. Kaum zehn Jahre später war er Chef eines Bankhauses, das einem Rothschild Konkurrenz machte, Chef der Eisenbahnkasse, Bankier aller kleinen Pariser Rentenbesitzer, Konzessionar der römischen Eisenbahnen, der Eisenbahn von Pamplona nach Zaragoza, Besitzer von Kohlengruben, der Marseiller Gasanstalt und der Hochöfen und Gießereien in der Nähe von Marseille.
Außerdem war er Unternehmer der spanischen und der türkischen Anleihe. Das Kapital, das er in seinen Gründungen stecken hatte, wurde auf mindestens 700 Millionen Francs veranschlagt.
In den Salons seines Hauses drängte sich die ganze hohe und niedere Gesellschaft des Zweiten Kaiserreichs, die bonapartistischen Marschälle, Generäle und Minister, Tribunalspräsidenten und Generalprokuratoren, Polizeipräfekten und Senatoren, Bankiers und Spekulanten, alle hohen und niederen Financiers, alle bonapartistischen Soldschreiber und Reporter. Die fürstliche Familie Polignac schätzte es sich zur Ehre, einen Schwiegersohn für das Bankhaus Mirès zu liefern.
Wie aber kam der kleine, talentlose Journalist Mirès zu diesen Reichtümern und zu dieser überragenden Stellung in der Pariser Finanzwelt?
Nun, Mirès erkannte hellsichtig und hellhörig den inneren Zusammenhang von Politik und Spekulation im Zweiten Kaiserreich und er bemühte sich rechtzeitig um das Interesse der bonapartistischen Großwürdenträger. Er wurde öffentlicher Associé von Senatoren und Deputierten, die ihm ihren Namen und ihren Kredit liehen und seine Verwaltungsräte und Mitunternehmer wurden.
Der „Constitutionnel" befand sich in den Händen der Herren Véron und Morny. „Pays" machte diesem große Konkurrenz. Sein Besitzer war jedoch Mirès. Als Véron das Blatt Mirès abkaufen wollte, antwortete dieser:
„Ich verkaufe meine Zeitung nicht. Wenn Sie aber wollen, so kaufe ich die Ihrige."

Morny hatte einen Anteil von 100 000 Francs. Mirès bot ihm 500 000 und erhielt ihn. Véron bekam als Schadensersatz 180 000 Francs und als Anteil 4000.

Mirès stellte nun den „Constitutionnel" nach dem Beispiel des „Pays" der Regierung zur Verfügung und schlug als politischen Direktor der beiden Blätter Arthur de la Guerronnière vor.

Das Publikum aber machte sich seine eigenen Gedanken über die intime Verbindung von Regierung und Spekulation.

Die betrügerischen Börsenmanöver Mirès' führten endlich zu großen Finanzskandalen, die im Ministerrat und in der Kammer zur Sprache kamen. Jules Favre erklärte öffentlich, daß die Justiz Kenntnis von den Schwindeleien und Betrügereien des Chefs des imperialistischen Bankwesens in Händen habe. Sie werde ohne Rücksicht auf die hohen Personen, die bisher ein Einschreiten verhindert haben, ihre Pflicht tun. Jetzt endlich ließ Morny seinen Günstling fallen. Der große Finanzmann wurde verhaftet und die Untersuchung eingeleitet. Die Revision der Bücher ergab den vollständigen Bankerott des Bankhauses Mirès. Die Passiven betrugen 350 Millonen, die Aktiven nur 80 Millionen Francs.

Mirès kam aber ebenso wenig ins Gefängnis wie Morny. Der Prozeß deckte das Eitergeschwür des Zweiten Kaiserreichs auf — die Spekulation in betrügerischen Werten unter dem Schutze der bonapartistischen Großwürdenträger — aber Herr Mirès versank lediglich am Pariser Börsenhimmel, als sinkender Stern noch einige glanzvolle Millionen mit sich nehmend.

Die typische Karriere im Second-Empire!

In die neuen Boulevards Haußmanns ergoß sich unaufhaltsam ein Strom und Gold und Papier, dessen scheinbar nie versiegende Quelle die Börse war. Paris wurde zur Metropolis des Kontinents, zum neuen Luxor der Paläste, zum neuen Babel der Sünde.

Der Pariser begann zu nomadisieren. Durch die Wüsten der Boulevards zogen die Karawanen der „fétards" und „flâneurs", der „fainéants" und „callicots", der „boursiers" und „viveurs", der „biches" und „cocottes". Und was dem Nomaden das Zelt ist, das wurde dem Pariser das Café.

Die Cafés klebten aneinander wie die Vogelnester. In der Wohnung traf man den Pariser selten, im Café immer. Hier besprach er seine Geschäfte. Hier studierte er den Zettel der Kurse. Hier schrieb er seine Briefe. Hier traf er sich mit seiner Freundin. Hier las er sein Journal. Hier debattierte er über Politik und Kunst.

Schon am frühen Morgen streuten die „garçons" den gelben Sand vor die Stühle, denn es gehörte zum Stil des „genre canaille", sich vor die Füße zu spucken. Um diese Zeit waren die Stühle noch leer. Man war gewohnt, spät ins Bett zu gehen und noch später aufzustehen. Es genügte, zur Eröffnung der Börse recht zu kommen.

Sobald die Börse zu Ende war, belebten sich die Cafés. Die Gesichter strahlten oder verdunkelten sich nach Maßgabe von Hausse und Baisse. Die Börsenschwalben flogen von einem Nest zum anderen. Immer waren sie sicher, einem Haussier oder Baissier zu begegnen.

Da saß man auf den Trottoirs und beobachtete Omnibusse, Equipagen und Fiakers. Winkte dort nicht die kleine Näherin aus Saint Antoine, die vor kurzem zur Comtesse de ... avanciert war? Lächelte dort nicht die kleine Balletteuse, die sich jetzt gar Marquise de ... nannte? Die Börse adelte tout Paris. Wer prüfte alle die Inschriften an den Palästen Haußmanns oder die Adelsdiplome der Chanteusen nach? Ein unerschöpflicher Geldstrom, eine reiche Toilette und ein luxuriöses Ameublement sicherten den gesamten Bettadel — wie manche Betschwester ist um diesen hohen Preis zur Bettschwester geworden! — vor dem Zugriff des Gesetzes.

Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens, des Capucins war der Mittelpunkt des städtischen und geschäftlichen Lebens.

Eine Flut von Affichen, Fenstern und Spiegeln stürzte kaskadenhaft über den Menschenstrom. Die Aktiengewinne wollten verschlungen sein. Gefräßige Ungeheuer, diese Läden mit Bijouterien, indischen Schals, japanischen Seiden, chinesischen Porzellans, mit den teuren Biblots, den Röcken und Schuhen, Strümpfen und Dessous.

Die Affichen schrien von den Wänden, als seien die Riesenbuchstaben gemalte Tiere über den Eingängen einer Menagerie. Auf ihnen wurden den Menschen die Bedürfnisse angepriesen, von denen sie keine Ahnung hatten. Bis zu den höchsten Giebeln reichten sie hinauf und illustrierten mit naiver Plastik Szenen und Bilder, die dem Boursier die Gewinne entlockten.

„Salons épilatoires", in denen die grauen Haare ausgezogen wurden, mahnten durch farbige Szenen in Überlebensgröße die „aimables roués" an ihre Pflicht, den Loretten zu gefallen. Schon beim Anblick dieser Affichen konnten einem die Haare grau werden, wenn sie es nicht waren.

„A la tentation" schrieben die Modisten über ihren Laden mit pit-

toresken Buchstaben. Wen die Versuchung zu einem Versuch lockte, der verließ das Geschäft mit Schachteln voll Hüten.

„Sages femmes" nannten sich etwas anspruchsvoll die Hebammen, die auf ihren Schildern ganze Familienszenen darstellten. Es war freilich eine Weisheit, von der die Pariserin oft genug Gebrauch machte.

Die Seele eines Zeitalters sprach aus diesen Affichen: Spekulation und Geschäft. Nicht die Bedürfnisse riefen das Geld, das Geld rief die Bedürfnisse hervor.

Durch die Häuser wurden Passagen gebrochen. Ein Bazar neben dem anderen. Unter der matten Helligkeit des Glasdaches konnten die Flaneure ihren mehr oder minder dunkeln Absichten nachgehen. Wenn es regnete, waren die Menschen aufeinandergepreßt. Wenn es kalt war, wärmten die Boulevardiers über den Rosetten auf dem Boden ihre schlotternden und ausgemergelten Beine.

Wie zierlich dagegen der Fuß der „biche", wenn sie über das Trottoir oder den Makadam huschte. Der Fuß war hier der Mensch. Das Herz trug seine Maske, das Gesicht seine Schminke, das Auge seine Lüge, das klassisch modellierte Bein der Pariserin war allein ihre Wahrheit. Und wenn sonst nichts Schönes an ihr war, ihr Fuß mit den weißen Strümpfen und den hohen schwarzen Schuhen war immer bezaubernd. „Sur la beauté d'une belle jambe et de la vertue qu'elle a", lautete der Titel einer berühmten Abhandlung Chamforts.

Wenn der Abend langsam hereinbrach, wurde die Zirkulation auf den Boulevards immer lebhafter. Uber den Makadam fuhren die Wagen der „agents de change". Was nobel war, schöne Equipagen hielt und zur „fine fleur" der Gesellschaft zählte, fuhr jetzt ins Bois.

Im Quartier Bréda, in der Gegend der Chaussée d'Antin oder drüben in St. Germain wohnte die vornehme Welt, die um diese Zeit nichts mehr vom gemeinen Börsenviertel wissen wollte: jene zahllosen Baroninnen und Gräfinnen, die aus der Portierloge hervorgegangen waren und die durch irgend ein Wappen auf der Türe ihrer Equipagen die Lücken in ihrer Ahnenreihe ausfüllten.

Die Legende berichtet aus dem grauen Altertum:

Als Kroisos die Hauptstadt der Lydier erobert hatte, eröffneten sich ihm zwei Wege, die Bevölkerung niederzuhalten: er konnte die Stadt zerstören oder eine starke Garnison unterhalten, um einen Aufstandsversuch unmöglich zu machen.

Der weise Tyrann erkannte aber noch eine dritte Möglichkeit: er ließ in Sardes Freudenhäuser, Spielhäuser und Trinkhäuser einrichten

und ein Gesetz publizieren, wonach jeder Einwohner angehalten ward, sich die Zeit darin zu vertreiben.
Und niemals wieder hatte der König Anlaß, gegen die Lyder auszuziehen.
Als Louis Napoleon die Hauptstadt der Franzosen erobert hatte, erkannte er sogleich alle drei Möglichkeiten: er ließ Paris zerstören, Kasernen gegen die Aufständischen errichten und die Hauptstadt in ein Freudenhaus verwandeln.
Sein Fehler war, daß er nicht nur den dritten Weg beschritten hat.

CANCAN

Im Sommer hielt ein ganzer Troß von Wagen und Pferden, livrierten Lakaien und geschminkten Zofen seinen Einzug im Tale der Oos. Die Herrin, die sie begleiteten, mochte eine regierende Herzogin sein, zumindest aber war sie „maîtresse sans titre" und der Herrscher, dem sie angehörte, vielleicht ein Marquis.
Man zählte zwölf Reit- und Wagenpferde und ein halbes Dutzend Equipagen. Eine Schar von jungen Kavalieren und alten Roués begleitete in respektvoller Entfernung den Zug.
Draußen am Eingang des Tiergartens machte der glanzvolle Aufzug halt. In diesem Landhaus würde die hohe Dame für den Sommer residieren. Die Lakaien beeilten sich, die Wagentüre zu öffnen. Die Dame trug ein Reisekleid im Stil der Kaiserin Eugenie. Sie schritt halb kokett, halb würdevoll durch die geschmückten Tore ihrer Residenz.
Wer diese vornehme Herrscherin war?
Einige kannten sie: es war Madame Cora Pearl, die Lorette vom Seinestrand, die ihre Hofhaltung zwischen Paris und Baden-Baden wechselte und die alles in den Schatten stellte, was das Paris des Zweiten Kaiserreichs repräsentierte — nicht zuletzt den Kaiser selbst.
Ging in Paris und Baden-Baden nicht das Wort, daß sie in ihrem Schlafgemach mehr Prinzen empfangen habe als Napoleon in den Tuilerien? Madame Cora wußte, daß Liebe kein Gegenstand sei, den man verschenkte. 10 000 Francs war eine Norm für die hohe Aristokratie.
Eine Schönheit war sie ganz bestimmt nicht. Sie hatte brennend rote Haare, eine eingedrückte Nase und wulstige Lippen. Man verglich ihr Aussehen mit dem eines Waschweibes und man wußte, daß sie von

einer unglaublichen Roheit der Manieren war. Allein die dégénerés liebten die Brutalität. Das war das Geheimnis ihres Erfolges.

Woher sie stammte?

Kein Mensch wußte es. Die einen sagten, sie sei in den Moskauer Slums groß geworden. Die anderen nannten sie eine Irländerin. Jedenfalls aber war sie eine Pariserin. Sie hatte den großen Stil der Kurtisanen, wenn auch keineswegs ihren Geist.

Die Tage in ihrem Leben verliefen alle gleich.

Um zehn Uhr morgens rief sie mit einer kleinen silbernen Glocke ihre Kammerjungfer. Diese brachte ihr ein chinesisches Täßchen, so groß wie ein Fingerhut. Darin eine Träne Schokolade.

Darauf warf sich Madame Cora wieder in Morpheus' Arme zurück.

Es wurde Mittag. Sie klingelte zum zweiten Male. Ihr Coiffeur und ihre Kammerjungfer begannen ihre kleine Morgentoilette, die nicht länger als eine Stunde dauerte.

Es war ein Uhr. Man servierte ihr ein köstliches Frühstück „à la fourchette".

Ihr Körper verlangte nur einen Rebhuhnflügel, eine Poulet-Keule, ein Glas Champagner, zu jeder Jahreszeit eine saftige Traube oder ein Stückchen Ananas.

Schwieriger waren die Bedürfnisse ihres Geistes zu befriedigen. Cora fand auf einer silbernen Platte die Witzblätter und die Journale, die den Tagesklatsch brachten.

Was die Nahrung ihres Herzens betraf — mit der größten Gleichgültigkeit las sie die fünfzig süßen Briefe, welche die Anbeter ihrer Reize an sie gerichtet hatten.

Um drei Uhr empfing sie die mit Einladungsbriefen beehrten Personen. Eine ihrer schönsten Eigenschaften war die Mildtätigkeit. Bei diesen Empfängen fand sie immer Gelegenheit, ein kleines Almosen zu spenden.

Es wurde fünf Uhr. Madame Cora machte eine Promenade um den See im Bois in ihrer Kalesche oder zu Pferde. Sie war nicht stolz. Mit einer Anmut und Liebenswürdigkeit, die bei so hoch gestellten Damen selten ist, hatte sie für alle Welt einen Gruß und ein Lächeln.

Um sechs Uhr kehrte sie zurück und machte ihre Toilette zum Diner. Wenn sie nicht Gäste bei sich empfing, speiste sie im Winter bei Bignon oder in der Maison d'Or, im Sommer im Moulin rouge.

Um neun Uhr begab sie sich ins Bois oder ins Theater bis Mitternacht. Danach kehrte sie in ihre Wohnung zurück, um sich mit den feinsten

Perlen, den kostbarsten Diamanten zu bedecken und sich zum Ball der Mademoiselle Chiffonnette oder zum Souper des Fürsten Z. zu begeben.

Um fünf Uhr fuhr Cora nach Hause, ermattet vom Tanz und von der Unterhaltung.

Nachdem die Zofen ihr die ganze reiche Garderobe abgenommen hatten, wurde sie parfümiert und ins Bett gelegt. Ein Wunder von Vergoldung, Seiden und kostbaren Spitzen.

Mit der Ruhe eines Engels auf dem Antlitz schlief Cora ein, das Haar zerstreut auf den weißen Schultern, ein Lächeln um die Lippen. Ihr Tagewerk war vollbracht. Ein Tagewerk, das ihr keine Stunde der Muße, des Nachdenkens ließ.

Coras „journée" war die aller ihrer bevorzugten, bewunderten und gefeierten Schwestern. Man legte ihnen Persiens feinste Gewebe, Mexicos Diamanten, Kaliforniens Goldklumpen zu Füßen. Die Männer bewunderten, die Weiber beneideten sie.

Ein regierender Herzog schenkte ihr eine massiv silberne Schüssel, angefüllt mit Juwelen und Gold. Aber Madame Cora war gewohnt, daß man ihr mindestens kleine Schlösser verehrte.

An den Spieltischen zu Baden verlor sie das Geld so leicht, wie sie es in ihren Gemächern gewonnen hatte. Allein in einer Ecke wartete ein Kavalier, der noch nicht vollkommen ausgeplündert war.

Aus ihrer Sommerresidenz berichtet die Fama eine Geschichte, die keineswegs zweifelhaft ist.

An einer großen Tafel saßen hohe Fürstlichkeiten. Ein Gang um den anderen reizte den Gaumen. Zuletzt aber kam eine riesige Platte. Darauf lag Madame Cora — splitternackt. Es war niemand da, der mit gutem Gewissen gegen diesen gewagten Scherz hätte protestieren können.

Eine andere Geschichte erzählt die Schauspielerin Marie Colombier, die in solchen Dingen schließlich Bescheid wußte:

Das Hôtel de l'Ours lag außerhalb der Stadt, in der Nähe des Klosters Lichtental, und die Einsamkeit des Klosters mag es nicht zuletzt gewesen sein, was die mondäne Gesellschaft hierher lockte.

Dort jagte ein wildes Fest das andere.

Einmal in einer Mondnacht raste die Tollheit in allen Köpfen. Man bewarf sich mit Früchten, Blumen und Tellern. Nach dem Grundsatz: „Man kann nie wissen" ergriff Caroline Letessier eine Siphonflasche

und dirigierte den Wasserstrahl auf Galitzin (genannt: die Blutwallung).
Galitzin hatte kein Verständnis für derartige Späße. Er tobte über das Parkett und stieß gegen die Letessier gräßliche Flüche aus.
„Hallo, du häßlicher Vogel", empörte sich Carlo Hamilton, „das geht mich an."
Galitzin verstummte sogleich. Der Prinz von Hohenlohe und der Prinz von Thurn und Taxis, in Ekstase vor Cora Pearl, begannen zu singen:

Nous donnerions tout, même l'Allemagne,
Pour aller ce soir boire du champagne
Avec madame Cora,
Tra la la ...

Alles klatschte und gab im Chor zurück:

Avec madame Cora,
Tra la la ...

Das Lied hatte eine schöne Melodie. Während einer ganzen Stunde ließen sie nicht von ihm ab.
Mit einem Male ertönte ein gräßlicher Schrei. Ein grelles Lachen folgte. Mustapha Pascha, der Bruder des Khediven, hatte ein Taschentuch aus dem Frack ziehen wollen und hatte statt dessen einen — Krebs in der Hand.
„Aber Pascha", rief einer, „warum verscheuchen Sie das arme Geschöpf aus seinem Asyl?"
Und wieder sang es im Chor:

Avec madame Cora,
Tra la la ...

Als die Reize dieser „grande amoureuse" langsam verblaßten, trat sie in den Bouffes Parisiens auf und tanzte Cancan. Sie übernahm die Rolle des Coupidon in „Orpheus in der Unterwelt" — allein sie erlitt Schiffbruch.
Jeder Pariser kannte die Dame mit dem riesenhaften „chignon" und hatte etwas von ihrem Badezimmer aus Onyx und ihrem Marstall gehört. Um so gespannter war man auf ihr Debut in den Bouffes.

Sie erschien halbnackt, die Wimpern irisiert, die Augen leuchtend und die Wangen rot geschminkt, im roten Haar leuchtende Brillanten. Der „plastische Erfolg" war unbestreitbar.
Als sie aber mit ihrem miserabeln Akzent zu singen anfing:

Je souis Kioupidoune, mon amore
A fait l'école bouissonië — è — re . . .

da erhob sich ein ungeheures Gelächter und Gejohle von allen Seiten. „Mut! Es geht gut! Sei ohne Furcht!" riefen ihr die Freunde aus dem Parkett zu, die wußten, was für sie selbst auf dem Spiele stand.
Es half nichts. Die Gloriole wurde an diesem Abend in den Staub getreten. Madame Cora wurde vom Schicksal aller ihrer Schwestern ereilt. Erstarrt zum wächsernen Gespenst konnte man sie noch lange im Panoptikum bestaunen.
Karneval des Zweiten Kaiserreiches . . .
Paris tanzte, sang, spielte, lachte. Es tanzte auf den „bals publics" den Cancan. Es sang in den „cafés chantants" die Chansons. Es spielte in den Théâtres des Variétés Komödie. Es lachte im Pré Catelan mit den geschminkten Lippen der Cocotte.
C'est toujours jour de fête . . .
Toujours gaillard et sans souci . . .
Der Karneval wurde durch die Tuilerien zum Lebensstil kreiert. Die Maske wurde zum Gesicht des öffentlichen Treibens. Das Kostüm zur alltäglichen Kleidung. Der Tanz zur natürlichen Form der Bewegung. Wenn es wahr ist, daß der Mensch auf dem Karneval sein wahres Gesicht zeigt, so geschah es hier. Der politische Maulkorb erzeugte die Grimasse. Alles, was das Gesicht zu verbergen hatte, drängte in der Maskerade zur Oberfläche. Die Karikatur wurde zur Norm.
Paris tanzte den Cancan . . .
Niemand weiß, wer diesen Tanz rasender Mänaden, der „petits crevés" erfunden hat. Der Komiker Mazarié soll die lebhaften Spreizbeine in der Rolle des Affen Joko im Théâtre Saint-Martin zum erstenmal angewendet haben. Andere schrieben die Erfindung Chicard im Jardin Mabille zu — „un bon garçon joyeux viveur" —. In Wahrheit stammte der Cancan aus Algier und war dem Chahut nachgebildet.
Irgendwie brach hier das Untermenschliche elementar hervor. Die vornehme Geste des Kotillon wurde im Cancan zur wilden schreienden

Gebärde. Der Unterleib manifestierte die Unterwelt. Der Brunstschrei der Sexualität übergellte den verschämten Gesang des Eros. Eros wurde Sexus.
Der Cancan wurde zum Symbol der neuen Gesellschaft: des fünften Standes. Die Ratten kamen aus ihren dunkeln Schlupflöchern hervor und verkrochen sich in der Maskerade des Empire. Der Assommoir wurde zum Boursier und Viveur. Die Cocotte zur Courtisane und grande Dame. Aber der Cancan offenbarte ihre finstere Herkunft.
Die Monde wurde zur Demimonde. Die „haute aristocratie" stellte sich auf eine Stufe mit der „haute cocotterie". Die Prophetinnen des „genre canaille" wurden zum Vorbild der großen Gesellschaft. Im Cancan wurden die Klassen gemicht und encanaillisiert.

Sa mère était une princesse,
Et son père un prince — charmant,
Partis sans laisser leur adresse,
Comme deux héros de roman ...

Das war der Refrain dieser ganzen Gesellschaft.
Ihr fragt was das ist: eine Cocotte?
Der Name ist abgeleitet von jenem kleinen Hähnchen, das die Knaben in der Schule aus Faulheit auf das Papier kritzelten, und die Legende ist leicht verständlich: die Frauen sind das teuerste Spielzeug der Männer oder vielmehr die Männer das willfährigste Spielzeug der Frauen. Spielend ruiniert man die Börse und das Mark der Viveurs.
Ihr frägt was das ist: „petit crevé"?
Es sind jene auf dem Bratofen der Liederlichkeit gedörrten marklosen jungen Männer, jene blasierten Haifische, denen schon im zwanzigsten Jahr das Haar auf dem Scheitel fehlte, die in Herden die Klubs und Tripots der Faubourgs bevölkerten und die Nächte im „habit noir", eine Kamelie im Knopfloch, mit der „femme du monde" oder der „petite cocotte" auf den „bals publics" den Cancan tanzten.
Ihr fragt was das ist: „genre canaille"?
Es ist der Inbegriff jener „dévergondage", die sich, angewidert von den Raffinements und übersättigt von den Genüssen, der Brutalität in die Arme warf, die Geschmack fand am burschikosen Wesen der Weiber und die Liebe encanaillisierte. Die Evangelistinnen dieses Genre, die Rigolboche, Thérésa, Cora und wie sie alle heißen moch-

ten, fanden ihre Bewunderer ebenso unter den „petites cocottes", wie unter den „petits crevés".

Dieses „genre canaille" kreierte in Wahrheit den Cancan.

Zur linken Seite der elyseeischen Felder, am Eingang der Avenue Montaigne, wohnte ein großer Zauberer, dessen Name den sublimen Glanz in die Herzen der Monde und Demimonde strahlte: Mabille. Jeden Mittwoch und Sonnabend empfing Mabille die Gäste in seinem Feengarten, den kein Traum sich schöner ausmalen konnte. Die Affichen verhießen eine „fête de nuit". Es war immer der gleiche morgenländische Zauber und es waren immer die gleichen Menschen, die in Scharen kamen.

Fünf Francs für ein Meer von Licht, für eine Promenade durch Armidas Zaubergarten.

Eine flammende Pergola führte tief hinein. Magisch leuchtende Früchte an den Bäumen, traumhafter Lotus, brennender Kürbis, glühende Nelken, Violen, Alpenrosen, Feuerlilien. Aus Grotten und Fontänen sprühten glitzernde Perlen. In Kiosken und Tempeln gedämpfte Klänge. Grazien standen in fahlem Lichte auf den Postamenten oder huschten behend durch Laubengänge und Büsche.

Wer vermöchte im Augenblicke zu sagen, welche begehrenswerter erscheinen: die aus kaltem Stein oder die aus warmem Fleisch?

Wer nicht mit leeren Taschen heimkehren will, wird sich für die Grazien aus totem Stein entscheiden müssen.

Drinnen aber tanzte man den Cancan . . .

Die Quadrille begann. Die Paare traten auf den Platz. Eng schloß sich der Kreis um die beiden Königinnen des Cancan.

Ihre kurzen „jupes" endigten in Fransen. Mit beiden Händen ergriffen sie die Robe und schürzten sie bis zum Knie. Fleischfarbene Tricots stachen in die Augen der Beschauer.

Dann setzten die Figuren ein. Das Gesicht grimassierte. Die Beine verrenkten sich. Ausschweifende Touren ließen das Unzüchtige ahnen. Jede kleine Pause die Vorbereitung einer neuen „tour de force". Da, mit einem Male saß die Fußspitze der Dame dicht vor der Nasenspitze des Herrn. Einige Millimeter mehr hätten sie zum Bluten gebracht. Aber nichts geschah. Man sah nur den Rausch der Schenkel, die weißen „caleçons".

Die Quadrille war zu Ende. Eine neue begann . . .

Das Kaiserreich tanzte über den Abgrund. Im Jahre 1867 zählte man in Paris nicht weniger als vierhundert Ballokale. Vom Bal de Folies

und Bal de la Société Favie in den Elendsvierteln zum Bal Mabille reihten sich die Bals publics wie ein Perlencollier am Halse der Cocotte: Vauxhall, Chaumière, Boutin, Tivoli, Champs Elysées, Monceau, Marboeuf, Chantilly, Frascati, Isis, Mars, Flora, Sceaux, Prado, Delta, Château rouge und was sonst noch mehr.

Paris tanzte Cancan. Aber auch auf die Provinzen griff die Tanzwut über. In der Dordogne untersagte der Bischof das Tanzen vollkommen. Ebensogut hätte er den Vögeln das Singen verbieten können, wie Boehn bemerkt.

Als der Curé in La Gonterie das oberhirtliche Verbot von der Kanzel herab verlas, fügte er hinzu, daß das Tanzen mit Anstand natürlich nicht unter das Verbot falle.

Dann hob er mit spitzen Fingern die Soutane und demonstrierte den Bauern, wie die heilige Jungfrau getanzt hätte:

La Bezi-Bezon,
La Bezon dondaine
La Bezi-Bezon,
La Bezi dondon.

Hätte der rührend naive Curé bei Mabile gesehen, wie „ces dames" ihre Röcke mit den Fingern hoben, er hätte vermutlich seine Soutane überhaupt nicht berührt und sich lieber dreimal bekreuzigt.

In Frankreich herrschte längst nicht mehr die heilige, vielmehr die entheiligte Jungfrau: die Cocotte. Sie stand nicht nur im Mittelpunkt der Gesellschaft, sondern auch der Kunst und Literatur und des Theaters. Vor allem aber im Mittelpunkt der Presse.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die „petite presse" den Typus der Cocotte förmlich gezüchtet hat. Ist sie dafür eigentlich verantwortlich? Doch nur in einem sehr bedingten Sinne. Verantwortlich ist dafür vor allem das Presse-Gesetz, das unmittelbar nach dem Staatsstreich erlassen wurde.

Nach dem Februar-Dekret 1852 schoß die „petit presse" wie wild ins Kraut. Nachdem es unmöglich war, in die Kabinetts-Geheimnisse der Regierung einzudringen, tat man dies um so gründlicher bei den Kabinettsgeheimnissen der Cocotten. Die „chronique scandaleuse" überwucherte den Textteil der Journale. Man konnte nicht mehr seine politischen Pfeile abschießen und beschäftigte sich daher mehr mit den Pfeilen Amors.

In der im Jahre 1858 erschienenen Zeitschrift „La petite Presse" von Voudin findet sich der folgende Chanson:

Nous sommes la petite presse,
Mais le monde nous appartient.
A nous donc, o jeunesse! à nous, fine ironie!
A nous la gaîté saine et le mot, dont on rit;
A nous le respect du génie
Et les franchises de l'esprit.

Dieses Triumphlied der „petite presse" war vollkommen berechtigt. Der monotonen Langeweile der offiziellen Presse gegenüber behauptete sich in ihr der rasende Puls der „vie parisienne". In den Feuilletons brillierte der Esprit. Hier konnte man ein Feuerwerk der Raketen entfesseln. Hier konnte man boshaft, witzig, frech sein und alles an das Tageslicht zerren, was allen Grund hatte sich zu verbergen.

So entstand der Klatsch um die Cocotten und Maitressen. Der Tratsch um die Schauspielerinnen und Sängerinnen. Der Klatsch um die Balletteusen und Marcheusen. Die Kulissen-Geheimnisse wurden mitleids- und erbarmungslos vor die Rampe der öffentlichen Meinung gezerrt. Paris lernte die Boudoirs der „femme du monde" ebenso gut kennen wie die „salons der honnête femme". Die Löwen und Löwinnen des Tages wurden auf den Redaktionsstuben erfunden.

Was stand da nicht alles in der „petite presse" zu lesen!

Eine „première représentation" in irgendeinem Theater gab Stoff für eine ganze Woche ab. Man kritisierte nicht nur das Stück und die Darstellung. Man beschrieb vor allem ausführlich das Publikum, zählte die Autoren und Rezensenten auf, die Grafen mit ihren Maitressen in den Logen — was wiederum Stoff für gesellschaftlichen Klatsch lieferte —, berichtete, was man in den Foyers erlauscht hatte, zeichnete die langweiligen oder erregten Gesichter, bewunderte die letzten Modeschöpfungen und bezeichnete den Juwelier, der das Brillanten-Collier am Halse der Marquise X geliefert hatte.

Mit der Kunst des Escamoteurs verstanden es die Feuilletonisten, aus dem Nichts eine phantastische Geschichte hervorzuzaubern, die großen Dinge klein und die kleinen Dinge groß zu machen.

Die „prêtresses de l'amour" konnten sicher sein, die Legende ihres unheiligen Daseins eines Tages in der „petite presse" zu finden. Ja,

nicht wenige opferten am Altar des Gottes Amor eine Nacht, um sich am anderen Tage in der Presse zu entdecken.

Da las man die Hetären-Romane der Rigolboche, Thérésa, Suzanne Lagier, Adèle Courtois, Caroline Letessier, Marguérite Bellanger, Léonide Leblanc, Elise Sergent, Adèle Remy, Anne Deslion, Giulia Benoni, Cora Pearl und wie die Libellen-Schönheiten alle heißen mochten.

Sie alle kamen aus der Hefe des Volkes und sanken eines Tages wieder in sie zurück wie verloschene Sterne.

„Unter dem Zweiten Kaiserreich", schrieb die Gräfin d'Agoult, „als die Tradition und der alte Stolz verloren gingen, trat die Frau der Halbwelt plötzlich und mit großem Geräusch auf die Szene. Sie gab den Ton an, und welchen Ton! Anstelle einer zarten Intimität und feiner Galanterie brachte sie eine gemeine und laute Vertraulichkeit, an Stelle einer gewählten Sprache den Jargon der Gasse, an Stelle der Eleganz die Protzerei, an Stelle geistreicher Unterhaltung die gemeine Sinnlichkeit."

Nicht alle freilich sind zu ihrem Staub zurückgekehrt. Die Paiva heiratete den Grafen Henckel von Donnersmarck, Marguérite Bellanger den Lord Coulback, Rosalie Léon den Prinzen Peter Wittgenstein, Mogador den Grafen Lionel de Moreton Chabrillan. Die Liste ließe sich endlos verlängern.

Alltäglicher die Geschichte der Reine Pomaré.

Eines Abends erschien bei Mabille ein reizendes Mädchen und tanzte Cancan. Man wußte nicht, woher es kam. Aber kaum hatte die Quadrille begonnen, da wurde sie von allen bewundernd gefeiert. Die Königinnen des Balles, Louise la Blonde, Carabine, Mousqueton erblaßten vor Neid.

Elise Sergent, so hieß die Unbekannte, verließ als Reine Pomaré das Königreich Mabilles.

Die Feuilletonisten waren enthusiasmiert. Die ganze Welt hörte von der Königin Pomaré. Bojaren im tiefsten Rußland, Nabobs von Indien, spleenige Engländer von jenseits des Kanals machten sich auf, um die kleine Elise zu sehen. Sie legten ihr Rubel, Guineen und Rupien vor die Füße.

Elise badete in Champagner und spiegelte sich in Brillanten — bis eine andere Königin des Cancan wurde.

Vergessen, schwindsüchtig, verloren im tiefsten Elend starb das Mädchen schon mit einundzwanzig Jahren.

Schwindsucht war die große Modekrankheit der Zeit. Das überhitzte Leben brannte die Krater vorzeitig aus. Wer denkt hier nicht an die sentimentale Geschichte der Marie Duplessis — der „dame aux camélias" — durch die nicht nur die „femmes entretenues", noch mehr die „femmes honnêtes" zu Tränen gerührt wurden? Marguerite Gautier wurde zum Idol der halben und ganzen Welt.

Es gab freilich ein Mittel, den hektischen Wangen ein rosenrotes Leben anzulügen: die Palette. Das Boudoir der „femme entretenue" sah dem Atelier eines Malers ähnlicher als einem Zimmer. Die zierliche Palette auf dem Toilettentisch enthielt alle Farben vom Elfenbeinweiß bis zum Ebenholzschwarz. Alles wurde bepinselt und bemalt: die Stirne und die Wangen, die Brauen und die Wimpern, die Finger und die Nägel.

Mit Lack und Goldcream, Rouge und Poudre de riz konnte man Schwindsucht und schwindende Jugend wegeskamotieren. Zwischen dem „si jeunesse savait" und dem „si vieillesse souvait" stand der Farbentopf als bindendes Glied!

Der große Unterschied in der Auffassung der Liebe in der Zeit des Bürgerkönigtums und des Zweiten Kaiserreichs wird durch die Namen Henri Murger und Alexandre Dumas gekennzeichnet.

In den „Scènes de la vie de Bohème" — die später unter dem Titel „La vie de Bohème" auf der Bühne erschienen — werden die Grisetten und Loretten im Quartier latin geschildert. In Alexandre Dumas' „Demi-Monde" die Biches und Cocottes des Quartier Bréda. Murgers Heldinnen, eine Mimi, Musette, Thémie sind noch der Liebe und Treue fähig. Für Dumas' Heldinnen ist Liebe nur noch Geschäft. Murger erzählte einmal die Geschichte einer kleinen Grisette, die mit einem Blumentopf zu einem Künstler kam und ihm versprach, ihn so lange zu lieben, bis die Blume welke. Des Nachts aber stand sie heimlich auf und begoß die Blume, um sie vor dem Verwelken zu schützen. Dumas der Sohn erzählte erst in Romanen wie „La Dame aux Camélias", „Diane de Lys", „La Dame aux perles" die Schicksale der Halbwelt mit den realistischen Farben eines begabten Prosaisten. Der Vater liebte noch die phantastische Welt. Der Sohn nur noch die realistische Halbwelt. In geschäftlichen Dingen standen sich freilich Vater und Sohn in nichts nach.

Aus dieser Roman-Trilogie schlug er erst in der Trilogie seiner Demi-Monde-Dramen wirkliches Kapital: „La Dame aux Camélias", „Diane de Lys", „Le Demi-Monde". Diese Bearbeitungen für die Bühne sind

bezeichnend für die Theatralik des gesamten Lebensstiles. Nur von der Bühne herab war eine Wirkung in die Breite möglich.
In der Szene zwischen Raymond und Olivier (im zweiten Akt) gab Dumas eine authentische Definition der Demi-Monde am Beispiel der Birnen, die einen Fleck haben und daher billiger sind:
„Olivier: Die Frauen hier haben alle einen Fehler in ihrer Vergangenheit, einen Flecken auf ihrem Namen. Sie drängen sich dicht aneinander, damit man dies so wenig wie möglich sieht, und mit dem selben Ursprung, mit dem selben Äußeren und mit den selben Vorurteilen wie die Frauen der Gesellschaft, gehören sie nicht mehr dazu und bilden das, was wir Demi-Monde nennen, eine Welt, die weder Aristokratie noch Bourgeoisie ist, aber die wie eine schimmernde Insel auf dem Pariser Ozean treibt und welche hervorruft, versammelt, zuläßt, was fällt, was auswandert, was sich von dem einen der beiden Kontinente rettet, ohne die zufälligen Schiffbrüchigen zu zählen, die weiß Gott woher kommen.
Raymond: Wo lebt denn diese Welt besonders?
Olivier: Überall, ohne Unterschied, aber ein Pariser wird sie sehr rasch erkennen.
Raymond: Und woran wird er sie erkennen?
Oliver: An der Abwesenheit der Männer. Sie ist voll von verheirateten Frauen, deren Männer man niemals erblickt.
Raymond: Doch woher stammt diese seltsame Welt?
Olivier: Sie ist neueren Ursprungs. Früher gab es nicht den Ehebruch, wie wir ihn verstehen. Die Ehegatten waren weniger schwierig, und für das, was heute mit dem Wort Ehebruch bezeichnet wird, gab es ein anderes weit trivialeres Wort, dessen sich Molière sehr oft bediente und das mehr den Gatten lächerlich machte, als die Frauen verurteilte. Aber seit die Männer mit dem Code bewaffnet das Recht gewonnen haben, aus dem Schoße der Familie die Frau auszustoßen, die ihre eingegangenen Verpflichtungen vergaß, vollzog sich eine Umwandlung in den Sitten, die eine neue Welt schaffen mußte; denn alle diese kompromittierten, geschiedenen, ausgestoßenen Frauen, was wurde aus ihnen? Die erste, die sich in dieser Lage befand, ging ihre Schmach verbergen und ihren Fehler beweinen in die tiefste Einsamkeit, die sie finden konnte. Bald aber fand sich eine zweite zu ihr, und als sie zwei waren, nannten sie ein Unglück, was ein Fehler, ein Irrtum, was ein Verbrechen war, und fingen an, sich gegenseitig zu entschuldigen und zu trösten. Als sie zu dreien waren, luden sie sich

zum Mittagessen ein. Als sie vier waren, machten sie einen Contretanz. Bald gruppierten sich diese Frauen, diese jungen Mädchen, die mit einem Fehltritt im Leben debütiert haben, die falschen Witwen, die falschen verheirateten Frauen, die den Namen des Mannes führen, mit dem sie leben, kurz, alle Frauen in falschen Stellungen, welche glauben machen wollten, daß sie etwas gewesen sind, und nicht scheinen wollen, was sie sind. Gegenwärtig nimmt diese unregelmäßige Welt ihren geregelten Verlauf, und diese Bastardgesellschaft ist reizend für die jungen Leute. Die Liebe ist dort leichter als oben und wohlfeiler als unten . . ."

Die „femme du monde" entdeckte sich wieder in der „demi-Monde". Es war chic, zur Halbwelt zu gehören. Die Mode bemächtigte sich des Genre. Man trug sich im Salon wie im Bois, beim Theater wie beim Turf à la Dem. Monde. Das währte, wie bei allen Modelaunen, bis ein neues Genre kreiert wurde.

Dieses neue Genre ging wieder vom Theater aus. Victorien Sardou geißelte in „La famille Bénoîton" die Brüchigkeit des Familienlebens ebenso scharf wie die Modetorheit und Putzsucht, die „femme chic", die in den indezentesten Kostümen ihre innere Gehaltlosigkeit „à jour" legte.

Madame Benoîton war das Musterbild einer fashionablen Mutter und Hausfrau, denn sie war nie zuhause. Mesdemoiselles Bénoîton zeigten die Frivolität und Gewissenlosigkeit der Erziehung, denn sie waren auch nie zuhause. Familie war nicht mehr chic.

Sardou wollte ein wenig moralisieren. Was war aber der Erfolg?

Das Genre Bénoîton wurde zum Modegötzen ausgerufen. Man stürmte das Theater, um sich selbst an den Pranger gestellt zu sehen. Bénoîtonnerie hieß mit einem Mal alles, was Frivolität des Kostüms, der Sitten, der Erziehung, des Familienlebens war. Bénoîton sein war der letzte Clou, der letzte Cri.

Eine „femme chic" mußte Benoîton sein. Es gab ein Couleur Bismarck, ein Vert Metternich, aber Benoîton bezeichnete viel mehr: es bedeutete die Wahrheit des Satzes, lieber zwei Flecken am Herzen als einen Flecken am Kleid zu haben.

Als dann ein Chroniqueur behauptete, das Genre Bénoîton sei nunmehr abgelöst durch ein Genre Metternich — womit die Tuilerien auf eine Stufe gestellt wurden mit den Closeries des Lilas dem Café anglais oder sonst einem Treffpunkt der „haute bicherie" — da sah sich

der Fürst veranlaßt, eine Ehrenrettung seiner Gattin durch einen Skandalprozeß zu inszenieren.

Und doch konnte der ganze Vorgang nur das eine offenbaren: daß die beiden Hemisphären der Monde und Demi-Monde zusammen einen geschlossenen Kreis bildeten, der sich — Second-Empire nannte. „Quand je suis à Paris, je me crois au cabaret!" hatte die Fürstin Metternich selber ausgerufen.

Es gab in Paris unzählige Théâtres, in denen Abend für Abend der Gesellschaft des Zweiten Kaiserreichs ihre eigene Fratze gezeigt wurde. Aber keines ist gleichsam klassischer geworden als jene kleine Bonbonnière, die 1855 zur ersten Weltausstellung eröffnet wurde und 1867 bei der zweiten Weltausstellung Glanz und Höhepunkt erlebte: die Bouffes Parisiens.

Jacques Offenbach resumiert in seinen Operetten die Décadence des Zweiten Kaiserreichs. Er ist als Künstler bedeutend genug, um die Hohlheit der Gesellschaft zu durchschauen, und als Geschäftsmann skrupellos genug, um aus dieser Hohlheit Kapital zu schlagen.

Jacques Offenbach komponierte den Cancan des Empire.

Die Bouffes Parisiens sind künstlerisch ein bewußtes Zerrbild der „Grande opéra", wie die Operette das Diminutiv von Oper ist. In den Offenbachiaden wurde das hohle Pathos der großen Oper mit unnachahmlichem Witz persifliert. Der Autoritätswahn der Tuilerien wurde in die ironische Arabeske des Alltags — der „vie Parisienne" — aufgelöst.

Offenbach suchte sich seine Kräfte in den Cafés chantants und auf den Bals publics. Dort entdeckte er das wahre Gesicht der Gesellschaft. Und wie richtig seine Spekulation war, zeigte sich darin, daß nicht das niedere Volk, vielmehr gerade die hohe Gesellschaft seine Vaudevilles frenetisch beklatschte.

Die Eröffnungsvorstellung — „Les deux aveugles" — machte alle Blinden von Paris sehend. Selbst die Tuilerien luden die Bouffes in den Dianensaal. Das Kaiserpaar amüsierte sich über die beiden Blinden Girafier und Patachon, die eine Aufforderung zur Wiederholung eines Duetts als Zeichen allerhöchsten Mißfallens deuteten und fluchtartig den Palast verließen.

Was ist der Inhalt des kleinen Sketches?

Zwei gerissene Gauner belügen sich über ihre Krankheiten unausgesetzt, bis sie schließlich übereinkommen, wer heute lahm und

morgen blind sein muß, und um die Passanten-Kundschaft den Würfel entscheiden lassen. Ein Kartenspiel besiegelt ihre Freundschaft.
Wie hätte diese kleine Gaunergeschichte die Stadt und den Hof so faszinieren können, wenn sie nicht irgend etwas ausgesagt hätte, was die korrupte Gesellschaft in ihrem Innersten berührte?
Aber erst in „Orphée aux Enfers" hat Offenbach den wahrhaft klassischen Ausdruck der unklassischen Gesellschaft gefunden. Hier war die Unterwelt weder das Schattenreich der Toten noch das Inferno Dantes, sondern ein Lupanar der Kokotten, in dem sie ihren orgiastischen Cancan tanzten.
Orpheus ist ein verliebter Musiker, der froh ist, daß seine Eurydike vom Teufel geholt wurde. Doch die öffentliche Meinung zwingt ihn, die Verlorene zurückzufordern. Im Olymp ist es zum Sterben langweilig. Die Götter klagen und lamentieren, bis endlich der Ruf: „Zur Unterwelt!" die nörgelnde Gesellschaft in den Hades führt. Dort knüpft der lüsterne Jupiter in Gestalt einer Fliege ein zärtliches Verhältnis mit der liebesbedürftigen Eurydike an und die übrigen Götter berauschen sich an den Genüssen der Unterwelt, die gewiß delikater sind als Nektar und Ambrosia. Im bacchantischen Taumel feiern Olymp und Hades ihre Vermählung.
Orpheus in der Unterwelt ist mehr als eine künstlerische Persiflage auf den Klassizismus der großen Oper — wenngleich Pluto in einer langen Tirade ein Feuilleton des Kritikers Janin vom „Journal des Débats" wiedergab, ohne daß es dieser bemerkte — Orpheus in der Unterwelt ist ein großes Sittengemälde des Zweiten Kaiserreichs, ein Spiegelbild der Verkommenheit und der Umkehrung aller Werte.
Die Unterwelt triumphierte über Welt und Überwelt.
Offenbachs große Entdeckung war „La belle Hélène" Hortense Schneider. Über diese grande cocotte schrieb die Comtesse Stéphanie de Tascher de la Pagerie in „Mon séjour aux Tuileries":
„La prima donna est une viveuse célèbre du nom Hortense Schneider, bonne actrice bouffe, chantant à merveille, belle femme, mais d'un commun de gestes et d'attitudes qui enchante autant les hommes qu'il m'a déplu."
Für Hortense Schneider schrieb Offenbach auf der Kurpromenade zu Baden-Baden die „Großherzogin von Gerolstein". Diese politische Satire war für die Weltaustsellung 1867 gedacht. Nach dem Krieg von 1866 wirkte die Versöhnung des braven Grenadiers Fritz wie eine Illustration zu dem Rufe „Rache für Sadowa".

Hortense Schneider trug in der Première ein militärisches Reitkleid mit einem roten Band wie das der Ehrenlegion über dem Busen. Die Zensur verbot das Band. Die Diva raste und ließ sich zur Rache in dem Kostüm malen. Auch sonst fand die Zensur allerlei Anstößiges, wie die Anspielung auf den achtzehntägigen Feldzug von 1866.

Der Zar Alexander von Rußland hatte sich um jeden Preis ein Billett für die Eröffnungsvorstellung besorgen lassen. Man fand es zwar wenig schicklich, daß er den ersten Abend in Paris bei einer Operettendiva verbrachte, aber was für den Sultan recht war, war für den Zaren billig — oder vielmehr nicht billig.

In jenen Tagen fuhr die Diva auch einmal in einem Vierspänner, mit gepuderten Lakaien wie eine Fürstin auf das Gelände der Ausstellung. Die Porte Rapp war nur für die hohen Fürstlichkeiten bestimmt. Hortense zählte sich mit Recht zu diesen und fuhr durch das Tor mit dem Ruf: „Großherzogin von Gerolstein".

Die Wache präsentierte das Gewehr und ließ sie passieren.

Wie sehr die „femme galante" — die Biche und Cocotte — den Ton der Epoche angab, das lehrt uns auch ein Blick auf die Kunst.

Es gab einen Realismus der Literatur, durch die Namen Flaubert, Goncourt, Baudelaire u. a. repräsentiert, und es gab einen Realismus der Kunst, Courbet, Millet, Manet u. a. Es sind die Vorläufer des französischen Impressionismus.

Das Kaiserreich beachtete weder die einen noch die anderen. Es bildete sich eine gegenseitige Opposition, bei der im Augenblick die politische Gewalt siegte, auf weite Sicht jedoch die geistige Gewalt siegen mußte.

Die Goncourts wurden zu strengen Richtern, und die Zeit hat ihnen recht gegeben.

„Das Vergnügen ist tot, es gibt nichts mehr als das Geschäft", schrieben sie 1857.

„Das Lachen war einstmals harmlos wie Roger Bontemps, heute ist es eine vergnügte Grimasse. Der ténébreux von 1830 ist außer Mode, der Salonhanswurst, der Spaßmacher hat ihn ersetzt", einige Jahre später.

Gustave Courbet erhob 1849 mit seinem Bilde: „Nach dem Essen" die Fahne der Empörung. Mit ihm brach die republikanische Epoche in der Kunst an. 1851 folgten das „Begräbnis zu Ornans "und die „Steinklopfer". Courbet belauschte den Arbeiter und schilderte sein Milieu.

Die Pariser Weltausstellung verschloß dem Revolutionär die Pforten. Courbet veranstaltete kurz entschlossen eine eigene Ausstellung mit vierzig Gemälden und schrieb darüber: „Der Realismus Gustave Courbets".

Jean François Millet schilderte gleichzeitig die Bauern. 1851 malte er die „Heubinder", 1853 das „Mittagsmahl der Schnitter", 1857 die „Drei Ährenleserinnen". Er wurde als Revolutionär verachtet. Arbeiter und Bauern, die beiden Säulen der Republik, waren für das Kaiserreich eine mehr als peinliche Erinnerung.

Edouard Manet entdeckte das Plein-air der Impressionisten. Wie Courbet von der Weltausstellung 1855, so wurde Manet von der Weltausstellung 1867 abgewiesen. Nur die Künstler seines Freundeskreises wie Degas, Monet, Renoir, Fantin-Latour u. a. standen auf seiner Seite.

Als der Kaiser endlich einsah, daß Zurückweisung und Ächtung der wahren Kunst nur noch mehr diente, gestattete er ihr einen eigenen Salon. Diese Ausstellung hat Zola in „L'oeuvre" mit unvergleichlicher Meisterschaft geschildert. Von ihr datierte die neue Aera des Impressionismus. Der blasse Akademismus wurde ebenso geschlagen wie der geile Realismus.

Das Kaiserreich kannte und anerkannte nur diese beiden Typen der Kunst. Vernet, Pils, Yvon, Protet, Couverchel u. a. malten die Siege von Magenta und Solferino, an der Alma und in der Krim. Toulemouche, Tisset, Stevens, Winterhalter, Flandrin u. a. die eleganten Frauen und Fürsten der Epoche. Gustave Doré mischte Realistik und Phantastik.

Der andere Typ hieß Geburt der Venus. Man stellte die Diana, Leda, Phryne, Susanna, Eva, Venus, die Nymphen und Grazien dar und meinte die Cocotte. Paul Baudry hat das käufliche Weib nach Modellen als Fortuna, Venus, Leda, Magdalena, Diana, Perle, Welle dargestellt. Er gestaltete es al fresco in den Palästen der Marquise Paiva, des Herzogs von Galliera, des Bankiers Fould und in der Neuen Oper, „als malte Michelangelo die Cocotten der Rue St. Georges", wie Edmond de Goncourt schrieb.

Couture hat eine „Römische Orgie" gemalt und eine Pariser Orgie gemeint. In der „Liebe zum Golde" zeigte er die Kurtisane auf einem Triumphwagen, der von vier Männern — König, Ritter, Page und Narr — gezogen wird. Die „Römer der Verfallzeit" stellen eine sichtbare Parallele von Antike und Empire dar.

Tony Robert-Fleurys „Letzter Tag von Korinth" ist eine Ausstellung weiblicher Nuditäten. Nicht weniger Géromes „Lupanar". Man stellte Haremsszenen und Sklavenmärkte dar, um die käufliche Liebe zu illustrieren. Der Orient diente als Szenarium für Pariser Bordelle.

Gérome, Giacometti, Jourdan, Faure, Cabanel und zahlreiche andere Künstler wählten mythologische Szenen, um den Kult des nackten Fleisches wenigstens zu verhüllen, Guys, Gavarni zeichneten die Cocotte auf den Boulevards oder die Biche im Bois, wie sie schamlos mit den Passanten um den Preis feilschen.

Der neue Luxus offenbarte sich in der Staffage. Guivre poli, dunkelrote Plüschportieren, Tierfelle und seidene Kissen prunkten hohl über den Interieurs. Gemeine Sinnlichkeit wurde hinter schimmernden Roben und blitzenden Juwelen verborgen.

Fast klingt es wie ein Märchen, daß Hippolyte Flandrin 80 000 Francs zurückwies, die ihm eine Cocotte anbot, wenn er sie porträtieren wollte. Aber Flandrin war Kirchenmaler und konnte sich keine Eskapaden erlauben.

Es gehörte zum guten Ton der Pariser Gesellschaft, daß sie den Sommer in den Bädern zubrachte: in Vichy und Biarritz, in Wiesbaden und Baden-Baden. Kaum waren die Rennen in Longchamps oder Auteuil zuende, so eilte man in Scharen nach Iffezheim.

Baden-Baden galt als Faubourg de Paris, als Capitale d'été de l'Europe. Die Bénazets, die Herren der Spielbank, waren die wahren Rois de Bade. Mit dem Golde, das ihnen in Bergen zufiel, hatten sie die Kleinstadt zu einem Mode- und Weltbad verwandelt.

Pariser Chroniqueurs sorgten für die Publizität. Und Pariser Kokotten für die Chronique scandaleuse. Es erschienen die „Chronique de Bade", die „Guides de Bade", die „Souvenirs de Bade", die „Plaisirs de Bade", die „Illustration de Bade", der „Mercure de Bade", der „Roman de Bade". Alles war französisch: die Sprache, die Fremdenliste, die Programme, die Speisekarte, die Hotels, die Villen, die Kunst. Alle Pariser Bühnen gaben im Sommer ihre Gastspiele.

„Toutes les rivières vont à la mer et toutes les jolies femmes à Bade", schrieb ein Chroniqueur.

„La promenade de Bade est le Longchamps international des toilettes feminines. Les quatre coins du globe apportent leur originalité, leur élégance, leur bizarrerie même", ein anderer.

„Bade est une espèce de réalisation du Journal des modes, et vous

trouvez ici ce goût exquis, cette suprême élégance qui règne à Paris", wieder ein anderer.

Im Kasino bewegten sich die großen Damen der Tuilerien mit den Habitués der Theater-Premieren. In den Zwischenakten wurde zuweilen ein Spiel aufgelegt und man vergaß einen Augenblick, der Kunst Capuls oder der Lucca zu applaudieren, weil es allzu verlockend war, zu beobachten, wie der Baron von Haber das grüne Tuch der Roulette mit Gold bewarf.

Da waren zwei Spielerinnen, die Damen Haritoffe und Garfunkel, zwei Kusinen. Sie verbrachten ihr ganzes Leben damit, sich gegenseitig zu hassen. Darin blieben sie sich nichts schuldig. Und die Garfunkel blieb darauf bedacht, stets ihrer Feindin gegenüber Platz zu nehmen.

An einem der tollen Abende hatten die spitzen Worte der beiden Damen nicht mehr genügend Wirkung. Sie bewaffneten sich daher mit den Rechen, die dazu dienten das Gold zu häufen, um sich mit diesen Requisiten Finger, Hände und Arme zu zerkratzen, indes rings herum die Goldstücke flogen. Der Saalgewaltige mußte endlich einschreiten.

Im Kreise der Halbwelt defilierte die rothaarige Cora Pearl, die lustige Barrucci, die Gioia, von der gemunkelt wurde, man habe sie nach Frankreich geschickt, um den König zu ermorden. Dann sah man die Verne, die Marconnet, heute „Königliche Hoheit" unter dem Namen einer Gräfin de Bari, Eline Wolter, die einst berühmte Tänzerin, die Douglas, eine Belgierin, welche sich von Lord Milbank an den Traualtar führen ließ, die Cremisse vom Palais Royal, Leonide Leblanc (zubenannt „Madame Maximum"), Lady Muss, die große Hysterika mit den fallenden Schultern, die Massis, die aus einem Teil Mädchen und einer riesigen Menge Beine bestand, ferner die beiden „Caro", Caroline Hasse und Caroline Letessier, und endlich keine Geringere als Blanche d'Antigny, die Nana Zolas.

Und da war auch Hortense Schneider. Im Kursaal rief sie einmal, auf die Letessier deutend:

„Ich habe im Leben schon viele fette Ochsen gesehen, doch niemals so feiste."

„Und ich sah niemals eine solche Kuh", erwiderte die Letessier.

Diese Caroline Letessier war unter „ces dames" ohne Zweifel die klügste und gebildetste. Sie hatte am Théâtre Saint Michel Prinzessinnen gespielt und glich nicht nur äußerlich auffallend der Metternich. Sie hatte auch ihren Esprit und ihre dreiste Eleganz. Sehr belesen in

der Literatur des 18. Jahrhunderts, sprach sie witzig über alles und ohne jede Pedanterie.
Einmal erzählte ihr ein kleines Mädchen, daß der Herzog von Aumale ihr fünfundzwanzig Louis d'ors geschenkt habe.
„Bist Du dumm", meinte die Letessier mit müdem Lächeln, „Du hättest ihm sagen sollen: Monseigneur, Sie scheinen keine Ahnung davon zu haben, wie die Preise seit 1848 gestiegen sind."
Die Letissier war die weiseste Dame des Zweiten Kaiserreichs.

MEXIKO

Mit dem Jahre 1860 stand Napoeon III. im Zenith seines Ruhmes. Das vorausgehende Jahrzehnt zeigte ihn in einem permanenten Aufstieg durch die Mittel der Gewalt. Das nachfolgende Jahrzehnt wird ihn in einem Abstieg zeigen, der unerbittlich in die Katastrophe führen muß.
Die Cäsur ist keineswegs willkürlich, obschon sie rein mechanisch scheinen mag. Wie das Jahrzehnt 1850—60 nicht ohne Rückschläge geblieben ist, so wird das Jahrzehnt 1860—70 nicht ohne äußere Erfolge bleiben. Es handelt sich hier um die organische Gesetzmäßigkeit des Systems der reinen Gewalt, das in seiner Mitte gezwungen ist, von der Offensive zur Defensive überzugehen.
Die Symptomatologie des Zerfalls ist keineswegs eine eindeutige, vielmehr eine recht komplizierte. Sie hat subjektive und objektive Gründe. Zu den subjektiven Gründen gehören Älterwerden, Krankheit und zunehmende Erotomanie. Zu den objektiven Gründen gehört der Zusammenbruch der Ideologie, hervorgerufen durch die politischen Realitäten der europäischen Mitte.
Diese europäische Mitte hieß Italien und Deutschland. Beide waren auf dem Wege zum Einheitsstaat. Italien wurde mit dem Willen des Kaisers zur Nation, Deutschland gegen seinen Willen. Hätte der Kaiser sich rechtzeitig für Preußen oder Österreich entschlossen, so hätte er zumindest den Bestand seiner Dynastie retten können.
Hier zeigt sich deutlich die Grenze des ideologischen Politikers. Die Realität zwang ihn Schritt für Schritt zur Preisgabe des bonapartistischen Weltbildes, das ohnehin einen Anachronismus darstellte.
Folge davon war eine zunehmende Unsicherheit, Unbeständigkeit

und Unzuverlässigkeit, die sich mit einer persönlichen Unentschlossenheit verband. Folge davon war der Zusammenbruch.

Dazu kommt, daß Napoleon in Cavour und Bismarck zwei Gegenspieler hatte, die ihm weit überlegen waren. Cavour starb zwar im Beginn des Jahrzehnts, ohne sein Werk vollendet zu haben, aber Bismarck hatte inzwischen seine Position eingenommen, und er war ein noch weit gefährlicherer und überlegenerer Gegner.

Die Symptome der Schwäche zwangen Napoleon III. zu einer Taktik des Zurückweichens und Ausweichens. Er wich vor der inneren Opposition zurück und er wich vor der äußeren Position aus.

Er versuchte das autoritäre Regime im Innern abzubauen. Wenn es auch von jenem liberalen Dekret vom 24. November 1860 bis zur Farce des liberalen Empire 1869 noch ein weiter Weg war, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Bonapartisten seiner Umgebung recht hatten, wenn sie von dem Dekret als dem Attentat vom 24. November sprachen.

Im Äußeren zeigte sich ein Ausweichen vor der kompakten europäischen Mitte dadurch, daß er seinen Ruhm auf den peripheren Schauplätzen suchte: in Syrien und Afrika, in China und Mexiko. Mit England hatte er sich durch den Handelsvertrag vom 23. Januar 1860 wieder verständigt. Die Lockerung der Zollschranken kam dem englischen System des Wirtschaftsliberalismus entgegen, obwohl die Folgen im Inneren nicht abzusehen waren.

Natürlich begnügte Napoleon III. sich überall nur mit halben Maßnahmen, die er im gegebenen Augenblick widerrufen konnte. Das entsprach nicht nur seinem Charakter, der sich mit Halbheiten begnügte, vielmehr war das autoritäre Regime das bequemere Mittel und das ihm allein wesensgemäße. Alles, was er in dieser Hinsicht tat, tat er aus Schwäche.

Es darf uns daher auch nicht wundern, wenn sich die Kaiserin immer stärker in die politischen Geschäfte einmischte. Der Kaiser widmete sich mehr den erotischen Geschäften und geriet dadurch seiner Frau gegenüber in eine zunehmend schwächere Lage. Dazu kam, daß sie als katholische Spanierin dem autoritären Prinzip näher rückte, je weiter er sich von ihm zu entfernen suchte. Ihr Begriff der „auctoritas" war freilich klerikaler Art, während sein Begriff bonapartistisch blieb. Dies alles ist notwendig sich klar zu machen, wenn man die dramatischen Vorgänge des folgenden Jahrzehnts begreifen und die tieferen Ursachen erforschen will, die schließlich zur Katastrophe führten.

Betrachten wir zunächst die inneren Verhältnisse!
Morny war ein politischer Hasardeur, der je nach Bedarf mit Gewalt oder List arbeitete und sich bei den Massen ebenso unbeliebt wie beliebt zu machen wußte. Der Kurs ging jetzt entgegengesetzt als zur Zeit des Staatsstreiches: in der Richtung auf den Liberalismus, und man darf annehmen, daß Morny dieses Rezept seinem Halbbruder verschrieben hat.
Er war jetzt Kammerpräsident und hatte als solcher keinen geringen Einfluß auf die Stimmung der Massen. Er ließ alle Redner zu Wort kommen, ob sie von der Majorität oder von der Opposition kamen. Ja, er beteiligte sich selbst manchmal an der Debatte und stieg dann von seinem hohen Sitz herab, um sich unter die Abgeordneten zu mischen. Das waren Gesten, die imponierten.
„Die autoritäre Herrschaft ist zeitlich begrenzt", erklärte er jetzt. Und im März 1860 sagte er zu Darimon:
„Ich versichere Ihnen, daß ich bemüht bin, die Vorrechte der Kammer zu vermehren. Aber Ihre Freunde müssen mir die Aufgabe erleichtern, indem sie Zurückhaltung wahren."
In der Tat erschien unter seinem Einfluß am 24. November 1860 im „Moniteur" ein kaiserliches Dekret, das davon sprach, „den großen Staatskörpern eine unmittelbare Teilnahme an der Regierung zu gewähren". Der gesetzgebende Körper erlangte wieder die Befugnis, über die Gesetzesvorlagen in geheimer Ausschußsitzung zu diskutieren. Die Vorlagen sollten durch Minister ohne Portefeuille vertreten sein. Auch die Debatten der beiden Kammern sollten wieder in ihrem ganzen Umfang abgedruckt werden dürfen.
Das waren immerhin Konzessionen an die Republikaner, wenn sie auch dem Kaiser die unumschränkten Machtbefugnisse nicht nahmen. Trotzdem hatte Maupas recht, wenn er als alter Staatsstreichmann sagte:
„Die Ministerverantwortlichkeit, das wesentlichste Merkmal einer parlamentarischen Regierung, bedeutete für ihn geradezu die Verneinung des Kaiserreichs, die Abdankung."
Und Guizot, der Orleanist, meinte von dem Dekret, daß es den Liberalen einen Türspalt öffne, durch den eines Tages die Revolutionäre eindringen werden.
„Der Kaiser ist sehr gut", sagte Morny zu Ollivier, „aber man weiß nicht, wer sein Nachfolger sein wird. Darum müssen wir Institutionen schaffen."

Emile Ollivier, der zur Opposition der „Fünf" gehörte, war zufrieden. Es war der selbe Ollivier, den Morny beim Staatsstreich gemeinsam mit seinem Vater auf die Liste der zu verhaftenden Republikaner gesetzt hatte und mit dem wir uns im Zusammenhang des liberalen Empire noch zu beschäftigen haben werden.

Das Ministerium wurde umgebildet. Man sah darin wieder bekannte Männer wie Walewski und Persigny, der nicht ohne Bedacht zum Innenminister gewählt wurde. Auch die Namen der drei Minister ohne Portefeuille: Baroche, Magne und Billault gaben zu verstehen, welcher Art ihre Verantwortlichkeit vor der Kammer war.

Fould durchschaute die Komödie und lehnte die Reform ab. Die Stelle eines Staatsministers wurde ihm daher entzogen.

„Ich werde Sie zum Herzog ernennen", tröstete ihn der Kaiser.

„Das wäre lächerlich", entgegnete Fould.

Auch Persigny zeigte sogleich nach seiner Rückkehr ins Innenministerium, daß er sich wieder einmal — zum wievielten Mal? — gewandelt hatte. Er gestattete die Gründung eines neuen Oppositionsblattes, des „Temps", und hob die Verwarnungen gegen mehrere Blätter auf. Den Präfekten legte er nahe, „die ehrenwerten und ausgezeichneten Männer der früheren Regierungen mit aller Rücksicht zu behandeln".

Als allerdings in der Kammer eine heftige Debatte über die Frage der Abberufung der französischen Truppen in Rom entstand und die Katholiken gegen die Regierung stimmten, da brach der Persigny des Staatsstreiches wieder hemmungslos hervor — diesmal nicht gegen die Revolution, sondern gegen die Reaktion: er ließ sogleich eine Liste „gefährlicher" Männer anlegen, verfügte die Einstellung der Gehaltsauszahlung an die Landpfarrer, die sich gegen die kaiserliche Politik erklärt hatten, und die Aufhebung der Kongregationen. Bischöfe und Professoren wurden gemaßregelt.

Auch über das Budget wurde heftig debattiert, aber schließlich nahm man es an. Und als Fould ein Jahr nach dem liberalen Dekret wieder Finanzminister wurde, da wurde der Regierung durch ein anderes Dekret die Möglichkeit gegeben, „das Budget zu berichtigen". Das autoritäre Finanzsystem war wiederhergestellt und die zusätzlichen Ausgaben konnten wieder durch Anleihen gedeckt werden!

Für das Jahr 1863 wurden neue Wahlen angesetzt. Sie sollten zeigen, ob Frankreich weiter den Weg der liberalen Reformen gehen wolle. Persigny befahl den Präfekten, mit aller Macht die von der Regierung aufgestellten Kandidaten zu unterstützen.

„Um völlig frei zu sein", argumentierte er, „haben die Wähler es nötig, von den Präfekten aufgeklärt zu werden."
Persigny geizte nicht damit, den Wählern allerlei Belohnungen zu versprechen, wenn sie für die Regierung stimmten, und umgekehrt allerlei Strafen anzudrohen, wenn sie das Gegenteil täten. Zahlreiche Beamte verloren schon auf den bloßen Verdacht hin ihre Stellungen. Wahlplakate und Wahlzettel wurden vernichtet und die Drucker verhaftet.
Es half nichts. Die Landbevölkerung ließ sich zwar einschüchtern, die Stadtbevölkerung hingegen wies ein erhebliches Stimmenübergewicht gegenüber den Regierungsvertretern auf.
Morny überredete den Kaiser, dem Liberalismus noch weiter entgegenzukommen. Persigny war kompromittiert und mußte ausscheiden. Mit ihm Walewski. Der Historiker Duruy wurde Unterrichtsminister. Das bedeutete auch in dieser Hinsicht eine Ausschaltung des klerikalen Übergewichts.
„Nach den Wahlen", schrieb Morny, „stehen einander nur noch zwei Mächte gegenüber: der Kaiser und die Demokratie. Die Macht der Demokratie ist ständig im Wachsen. Darum ist es dringend nötig, sie zu befriedigen, wenn man nicht von ihr hinweggefegt werden will. Kann man ihr mit einem Staatsstreich beikommen? Das ist praktisch nicht ausgeschlossen. Aber was dann? Wie sich halten?"
Morny, ein Radikalist mit umgekehrten Vorzeichen geworden, war auch diesmal entschlossen, aufs Ganze zu gehen. Aber der schwache und kranke Kaiser konnte sich zu keiner großmütigen Geste aufraffen. Je stärker ihn die Lethargie erfaßte, um so ängstlicher klammerte er sich an die ausgehöhlte Macht.
In dieser Zeit trat neben der Kaiserin ein Mann hervor, der ihm zum Verhängnis werden sollte: Rouher, dem die Demokraten nicht mit Unrecht den ironischen Titel eines Vizekaisers beilegten. Rouher wurde an Stelle des verstorbenen Billault zum Sprechminister vor den beiden Kammern ernannt.
Wer war dieser erste Großwürdenträger des Zweiten Kaiserreichs?
Eugène Rouher stammte aus einer auvergnatischen Familie, die in Pont-Gibaut ansässig war. Geboren am 30. November 1814, war er der jüngste von vier Söhnen. Anfänglich für die Marine bestimmt, wurde er 1828 in die Marineschule zu Angoulême aufgenommen. Später studierte er in Paris Rechtswissenschaft. Er übernahm mit seinem Bruder gemeinsam eine Advokatur.

Im Jahre 1846 trat er zum erstenmal als konservativer Kandidat auf. Als 1848 die Revolution ausbrach, wurde er über Nacht glühender Republikaner. Er erhielt einen Sitz in der konstituierenden Versammlung. Er stimmte für sämtliche reaktionären Gesetze seit dem 8. Juni. Bei der Präsidentenwahl unterstützte er eifrig die Kandidatur des Generals Cavaignac. Nach dem 10. Dezember bot er seine Dienste sogleich Louis Bonaparte an.

Als der Prinz-Präsident am 31. Oktober 1849 sein erstes persönliches Ministerium einsetzte, erschien zum Erstaunen Frankreichs der unbekannte Advokat von Riom, der ehemalige Republikaner Rouher, auf dem Stuhle des Präsidenten. Gleichzeitig wurde er Justizminister. Als solcher hat er den Staatsstreich — die Römische Expedition im Innern, wie sie mit blutiger Ironie bezeichnet wurde — vorbereiten helfen.

Am 8. Dezember 1851 wurde Rouher zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Am 30. Dezember wurde er Vizepräsident des Staatsrats, im Jahre 1855 Minister des Handels, des Ackerbaus und der öffentlichen Arbeiten, im Jahre 1856 Senator, 1863 Nachfolger Billaults.

„Für ihn gab es kein Recht und keinen Grundsatz", schreibt Schmidt-Weißenfels in seiner glänzenden Charakteristik, „dessen Spitze nicht in der höchst persönlichen Meinung des Souveräns wurzelte. Wie der Schüler zu des Meisters Füßen, so erlauschte er jede Regung des kaiserlichen Willens, um sich derselben geschmeidig anzubequemen und diesen dann unwillkürlich im Strom seiner auvergnatischen Beredsamkeit mit sich fortzureißen. Mit der unbedingten Ergebenheit die Meinungslosigkeit eines dreifachen politischen Renegaten verbindend, wurde er selbst ein ultrakonservativer Mameluk, der jede liberale Reform als eine Gefährdung seiner eigenen Stellung verabscheute. Er war ein Bonapartist des Stillstandes und glaubte, daß es das Beste sei, sich im bisherigen Geleise langsam weiter zu bewegen und durch Scheinmanöver und liberal schillernde Heucheleien nach innen wie nach außen hin jeder Krisis aus dem Wege zu gehen. Weil der Krieg das Kaiserreich zu Zugeständnissen im Innern zwingen würde, so war er gegen jede auswärtige Politik, die zu Konflikten hätte führen können. Den Frieden wollte er nicht aus Überzeugung sondern aus Selbstsucht. Eine stürmische Situation, fürchtete er, könnte ihn selbst, sowie das Kaiserreich über Bord werfen."

Bis zum Jahre 1863 hatte Napoleon III. allein regiert. Von nun an

glitt die Gewalt in die Hände des Großveziers und Vizekaisers Rouher, der sich ebenso geschickt zu seinem Ohr wie zu seinem Mund zu machen verstand.

„Niemals", rief Rouher am 11. Januar 1864 bei der Diskussion der Adresse Thiers' aus, „wird das Kaiserreich die Freiheit der Presse bewilligen. Keine Regierung kann damit regieren."

Und das Recht der offiziellen Kandidaturen verteidigte er vor der Kammer mit der schroffen Ablehnung:

„An dem Tage, an dem die Regierung sich dieses Rechtes begeben würde, würde sie freiwillig abdanken."

„Der Kaiser", erklärte er, „hat nicht darum den Thron zum Glanz gebracht, um auf das Regieren zu verzichten und die Macht den krankhaften Süchten des parlamentarischen Systems auszuliefern. Er wird sich dieses Recht nicht von veralteten konstitutionellen Fiktionen rauben lassen."

„Veraltet ist nur der Despotismus", erwiderte Thiers.

Inzwischen begann die Arbeiterbewegung sich immer straffer zu organisieren. Man forderte die Aufhebung des Delikts der Koalition. Arbeiterverbände sollten in Zukunft wieder gestattet werden. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Jules Favre, der für den Radikalismus, und Emile Ollivier, der für das Kompromiß eintrat. Die Gruppe der „Fünf" wurde auf diese Weise gesprengt.

Auch Prinz Napoleon, der Frondeur mit der Cäsarenmaske, trat in seiner „Opinion Nationale" für die Arbeiterrechte ein. Er druckte das „Manifest der Sechzig" ab, das für die soziale Doktrin von großer Bedeutung werden sollte. Darin wurde die soziale Befreiung, die Freiheit der Arbeit, das Koalitionsrecht, die Schaffung einer Arbeitskammer gefordert.

Das Manifest erschien am 17. Februar 1864. Seine Forderungen stellten eine Art von nationalem Sozialismus dar. Seine Erfüllung hätte den aus London herübergekommenen internationalen Kommunismus paralysiert. So entstand bereits im Juli 1865 in der Rue des Gravilliers die erste Zweigstelle der Internationale.

Wie wenig der Kaiser mit dem Herzen bei allem war, was er der Opposition als Köder nicht etwa gab, sondern zu geben versuchte, das bewies die inzwischen erschienene Geschichte Julius Cäsars. Obwohl er ein förmliches Cäsar-Bureau in den Tuilerien eröffnet hatte, in dem hauptsächlich deutsche Gelehrte tätig waren, muß dieser „Cäsar" doch als das geistige Testament Napoleons III. betrachtet werden. Es

heißt, daß er damit anstrebte, in die Akademie aufgenommen zu werden. Als die Akademiker sich ihm eines Tages gelegentlich der Präsentation eines neugewählten Kollegen vorstellten, sagte er zu Octave Feuillet:

„Ich arbeite unablässig, meine Herren, um mich Ihrer würdig zu erweisen."

Wie er sich in den „Fragmenten zur englischen Geschichte" hinter die Gestalt Wilhelms III. verkroch, so ist auch sein „Julius Cäsar" nur ein Maskenspiel, mit dem er sich selbst verbarg. Es war eine Streitschrift gegen die Orleanisten und Republikaner. Die Pompejaner lassen sich unschwer als die Orleanisten des Altertums erkennen.

Im Vorwort demaskiert er sich selbst, wenn er sagt:

„Dieses Ziel ist, zu beweisen, daß die Vorsehung, wenn sie Männer wie Cäsar, Karl den Großen, Napoleon hervorbringt, damit den Völkern die Bahn, welche sie verfolgen sollen, vorzeichnen, mit dem Gepräge ihres Genies eine neue Aera bezeichnen, und in wenigen Jahren die Arbeit von Jahrhunderten vollenden will. Glücklich die Völker, welche sie begreifen und ihnen folgen! Wehe denen, welche sie verkennen und bekämpfen!

„In der Tat, weder Cäsars Ermordung, noch die Gefangenschaft von St. Helena haben vermocht, zwei volkstümliche Interessen unwiederbringlich zu vernichten, die nur von einer mit der Maske der Freiheit sich deckenden Verbindung gestürzt wurden. Brutus, indem er Cäsar tötete, hat Rom in die blutigen Greuel des Bürgerkrieges getaucht; er hat nicht die Herrschaft des Augustus verhindert, aber er hat die des Nero und des Caligula möglich gemacht. Ebenso wenig hat der durch das verschworene Europa gegen Napoleon ausgeübte Ostrazismus das Wiederaufleben des Kaiserreichs verhindert; und dennoch, wie fern sind wir von der Lösung der großen Fragen, der Beruhigung der Leidenschaften, der gerechten Befriedigung, welche das Erste Kaiserreich den Völkern gab!

„Und so erfüllt sich tagtäglich, seit 1815, die Prophezeiung des Gefangenen von St. Helena: ‚Wie viel Kämpfe, Blut und Jahre wird es noch brauchen, damit das Gute, was ich der Menschheit erweisen wollte, sich verwirkliche.'"

Die Parallelen sind auffallend genug: in der Schilderung des Jugend- und Liebeslebens sowohl, als auch darin, daß sich Cäsar den Neffen des Marius nannte, wie Napoleon III. den Neffen des Kaisers. Cäsar

hielt die Trophäen des Marius hoch und dessen Kultus mit dem silbernen Adler, wie er die Trophäen Napoleons und den Kultus mit dem kaiserlichen Adler. Catilina wurde nur deshalb von ihm rehabilitiert, weil er den Adler des Marius hervorholte, so daß die Soldaten ihm nachliefen, wie er es mit dem kaiserlichen Adler getan.

Cäsar war an zwei Verschwörungen beteiligt, ehe er zur Macht kam, wobei Napoleon III. an Straßburg und Boulogne dachte. Wenn er daran erinnerte, daß Cäsar von seiner Mutter erzogen wurde, so schilderte er diese ganz wie seine Mutter Hortense. Und die rührende Pietät Cäsars gegenüber seinen Verwandten findet auch bei ihm eine Parallele, wie seine Vorliebe für zweideutige Freunde und Vertraute. Müssen wir aber noch einmal daran erinnern, daß er am Vorabend des Staatsstreiches auf die Mappe, die sich darauf bezog, groß und deutlich geschrieben hat: „Mein Rubicon"?

Die Entstehung dieses Werkes an der Cäsur seines Diktator-Lebens hat trotz allem etwas Müdes, Resigniertes. Er beginnt zurückzuschauen und sich zu rechtfertigen. Das Leben eines Cäsar ist ihm zur Last geworden.

Als Morny am 10. März 1865 starb, verblieb dem Liberalismus als einzige Hoffnung Prinz Napoleon, genannt Plon-Plon. Plon-Plon hatte schon bei der legislativen Session vom 4. Februar 1861 das Gottesgnadentum mit harten Sätzen verurteilt und ihm das Volksrecht gegenübergestellt. Im gleichen Jahre hatte er im Palais Royal eine Versammlung von Buchdruckern einberufen. Es war seine Absicht, das Proletariat mit dem kaiserlichen Regime zu versöhnen.

Bei der Einweihung des Denkmals Napoleons I. in Ajaccio kam es zu einem offenen Bruch zwischen dem Kaiser und Plon-Plon. Dieser behauptete, die wahre politische Doktrin des großen Kaisers sei in der Zusatzakte vom Jahre 1815 enthalten, pries das Nationalitätenprinzip und erklärte sich gegen Österreich und den Heiligen Stuhl.

„Ich liebe die Freiheit unter allen ihren Formen", rief er ketzerisch aus, „aber ich ziehe das vor, was ich die Freiheit aller nennen möchte, nämlich das loyal durchgeführte allgemeine Wahlrecht, die völlige Freiheit der Presse und die Versammlungsfreiheit . . ."

Der Kaiser erteilte ihm einen strengen Verweis. Plon-Plon schied darauf aus dem Geheimen Rat aus und demissionierte als Präsident der Weltausstellung, die er vorbereitete.

„Nun, Madame, werden Sie mich nach Vincennes schaffen lassen?" fragte er zynisch die Kaiserin.

„Ich würde es sicher tun", entgegnete sie zornig, „wenn es mir der Kaiser befohlen hätte, aber seine Entscheidung steht noch aus."

Plon-Plons Salon war der Sammelpunkt intellektueller Frondeure. Hier trafen sich Flaubert, Renan, Sainte-Beuve, Girardin und zahlreiche andere Schriftsteller und Journalisten, die von den Tuilerien ignoriert wurden. Renans „Leben Jesu" wurde geradezu in dieser Atmosphäre geboren.

„Der Kaiser will die Bourgeoisie zur Macht bringen", sagte Flaubert, „aber der Bürger ist ein Cholerabazillus."

„Unter was für einem Regime wollen Sie denn leben?"

„Ich wünsche mir ein intellektuelles Regime."

„Ein intellektuelles?" rief Renan aus. „Aber das haben wir ja hier! Um Flaubert zufrieden zu stellen, brauchen wir nur unsern Prinzen Napoleon zu proklamieren und uns in die Ministerstellen zu teilen."

Während so im Innern die Gegensätze zwischen Liberalismus und Absolutismus, zwischen dem Prinzen Napoleon und dem Kaiser Napoleon, zwischen Ollivier und Rouher dramatisch aufeinanderprallten und der Kaiser immer mehr die Herrschaft über sich selber und die Kaiserin verlor, geschahen im Äußeren Dinge, die das gleiche Abbild von Aufstieg und Niedergang des Kaiserreichs darstellen.

Im Verlauf des Opiumkrieges hatte die chinesische Regierung Verträge unterzeichnet, die zu erfüllen sie keineswegs geneigt war. England schlug daher der französischen Regierung eine gemeinsame Aktion vor, und der Kaiser sagte um so rascher zu, als er in Europa keine Möglichkeit sah, nach dem italienischen Krieg neuen Ruhm zu ernten.

Die beiden Expeditionskorps vereinigten sich in an der Mündung des Pei-Ho. Tien-Tsin wurde alsbald okkupiert. Es wurden ergebnislose Verhandlungen geführt. Der Vormarsch auf Peking wurde fortgesetzt. Bei Palikao schlugen 800 Weiße 40 000 Gelbe in die Flucht. Das Expeditionsheer nahm darauf den nördlich von Peking gelegenen kaiserlichen Sommerpalast ein. General Montauban, der später wegen seines Sieges den Titel Graf von Palikao erhielt, rückte in die Sommerstadt ein.

Hier waren nach europäischen Begriffen ungeheure Schätze aufgehäuft. Alle kostbaren Geschenke der Vasallen seit Jahrhunderten lagerten in den Kiosken und Pagoden. Es gab Leuchter, Räuchergefäße, Götterstatuen und Fabeltiere aus Gold mit Edelsteinen ge-

schmückt. Seidenstoffe, hauchdünne Porzellane, Glaswaren, Juwelen, Bilder waren unermeßlich neben- und übereinander geschichtet.
Montauban suchte zunächst die Märchenschätze den begehrlichen Blicken der Soldateska zu entziehen. Als aber das Gerücht auftauchte, daß zahlreiche chinesische Plünderer in die Gärten geschlichen seien, um die Schätze zu holen, brach die Flut über die Berge von Gold und Silber, von Edelsteinen und Geweben herein, und bald sah der Sommerpalast einer Oase gleich, die von einem Heuschreckenschwarm überfallen worden war.
Während aber die französischen Soldaten nur plünderten und sich an den märchenhaften Schätzen berauschten, zögerten die Engländer nicht, den Sommerpalast anzuzünden, um so den Frieden zu erzwingen. So wurde eines der schönsten Kulturwerke vernichtet, und nur die Chinoiserien der Tuilerien erinnerten später noch an seine Pracht.
Am 25. Oktober 1860 wurde der Frieden zwischen China und den Verbündeten unterzeichnet: 120 Millionen Kriegsentschädigung, Uberlassung Tien-Tsins und sechs anderer Häfen für den westlichen Handel, Vorrecht für die Staatsangehörigen der beiden Länder und freie Religionsausübung der Christen in China.
Mehr durch Zufall als durch Absicht kam Frankreich gleichzeitig in den Besitz Cochinchinas. Eine Flottendemonstration sollte den Kaiser von Annam zwingen, die freie Ausübung der christlichen Religion zu gestatten. Da die französische Flotte durch den chinesischen Krieg festgehalten war, konnte vor dem Falle Pekings nicht viel geschehen. Nun besetzte Admiral Bonnard die drei Provinzen des Mekong-Deltas und richtete eine eingeborene Verwaltung ein.
Am 5. Juni 1862 erreichte der Admiral vom Kaiser von Annam die Abtretung der drei Provinzen von Nieder-Cochinchina und das Protektorat über Kambodscha. Einige Jahre später wurde ein Aufstand in Annam niedergeschlagen und ganz Cochinchina kam in die Hände Frankreichs.
Napoleon III. sah in dem unerwarteten Besitz lediglich eine Einflußsphäre im ostasiatischen Raum. Erst die Dritte Republik baute Indochina zu einer wirklichen Kolonie aus.
Im Frühling 1860 bot ein anderer Religionsstreit Anlaß zu einer Expedition in den Nahen Osten. Die maronitischen Christen gerieten in Hader mit den drusischen Muselmanen. Es kam zu furchtbaren Metzeleien, vor denen der Sultan in Konstantinopel die Augen zu-

machte. In Damaskus, der Hauptstadt Syriens, wurden fünftausend Christen umgebracht. Abd el Kader rettete weitere zehntausend vor dem sicheren Tode.

Der Ursprung des Streites lag in den Ergebnissen des Krimkrieges. Der Kaiser zögerte daher nicht, eine erneute Expedition zu unternehmen, zumal er damit die Katholiken im eigenen Lande und in Rom wieder beruhigen konnte. Allerdings hatte England Verdacht, er wolle sich auf dem Wege nach Indien festsetzen. Es dachte dabei an Napoleon I. und hatte vielleicht nicht ganz unrecht.

Um die Einmischung der europäischen Mächte zu verhindern, sandte der Sultan Fuad Pascha nach Damaskus und Beirut, wo dieser Justizkomödien veranstaltete, um Unschuldige zu bestrafen und Schuldige laufen zu lassen. General de Beaufort, der mit 7000 Mann in den Libanon auszog, durchschaute die Komödie und forderte vom Sultan exemplarische Bestrafung. Siebenhundert Drusen wurden nach Tripolis deportiert.

England verlangte erneut die Abberufung der Franzosen, als die verabredete Frist abgelaufen war. Russel erklärte offen, er wünsche nicht, daß sich Frankreich in Syrien ebenso festsetze wie in Rom. Frankreich mußte nachgeben, nachdem die Verhältnisse mit dem Sultan geregelt waren.

Auch Syrien wurde erst durch die Dritte Republik als Mandat in das französische Kolonialreich einverleibt.

Es gab nur ein einziges koloniales Unternehmen Napoleons III., bei dem man von einem gewissen Erfolg für Frankreich sprechen kann: Algerien. Diese Kolonie war so etwas wie das schlechte Gewissen des Kaisers. Die wilden Schreie der Deportierten gellten ihm wie eine Mahnung in den Ohren.

Die Zweite Republik hatte zahlreiche Arbeitslose nach Nordafrika geschickt, um durch sie gewisse Kolonisationszentren zu schaffen. Sie hatte versucht, die Kolonie zivilisatorisch und verwaltungstechnisch dem Mutterland gleichzustellen.

Das Zweite Kaiserreich tat einen Schritt zurück und unterstellte Algerien wieder der Armee. Damit begann die restlose Eroberung des ganzen Gebietes. Vom Rande der Wüste bis zu den Gebirgen der Kabylen wehte die Trikolore.

Nun wurden große öffentliche Arbeiten begonnen: Sümpfe trockengelegt, Wälder angepflanzt, Straßennetze und Bewässerungsanlagen errichtet. Etwa hundert neue Dörfer wurden gegründet, der Getreide-

und Weinbau gefördert. Im Jahre 1861 betrug die Zahl der angesiedelten Franzosen bereits über 200 000.

Der Kaiser glaubte die Zeit gekommen, um wieder zur bürgerlichen Verwaltung zurückzukehren. Er übertrug die Aufsicht dem Prinzen Napoleon, den er so auf bequeme Weise abschieben konnte. Aber Plon-Plon nahm seinen Auftrag nicht allzu ernst. Es lag ihm mehr, Kritik zu üben als aufbauende Arbeit zu leisten.

Der Kaiser setzte an seiner Stelle Pélissier als Generalgouverneur ein und unternahm mit seiner Gemahlin eine Reise durch Algerien. Er beschäftigte sich mit dem Schicksal der Araber mehr als mit dem der Franzosen.

„Algerien ist keine Kolonie im eigentlichen Sinne", sagte er, „sondern ein arabisches Königreich. Die Eingeborenen haben das gleiche Recht auf meinen Schutz wie die Kolonisten. Ich bin ebenso der Kaiser der Araber wie der Kaiser der Franzosen."

Im Jahre 1864 brach ein Aufstand in Süd-Oran aus. Si Sliman, der Aga der Ouled-Sidi-Scheiks, richtete ein Blutbad unter den Franzosen an. Die Armee mußte auf 85 000 Mann verstärkt werden. Die Unruhen dauerten mehr als ein Jahr.

Der Kaiser beschloß 1865, noch einmal eine Reise nach Algerien zu unternehmen. Diesmal ging er allein und setzte die Kaiserin zum zweiten Mal als Regentin ein. Er nahm die Angelegenheit offenbar sehr ernst, denn er verfaßte vor seiner Abfahrt ein Testament, in dem er seinen Sohn vor allen Dingen aufforderte, sich die Taten und Schriften des Gefangenen von St. Helena tief einzuprägen.

Er gewährte den aufständischen Stämmen Pardon, schickte ihnen die Geiseln zurück und befreite sie von der Kriegskontribution. Die Folge davon war, daß er überall bei den Eingeborenen mit Begeisterung begrüßt wurde. Als Triumphator kehrte er nach Frankreich zurück.

Auch Senegambien wurde in jenen Jahren vergrößert. Es bildete später die Grundlage zu Französisch-Westafrika.

Während alle diese Expeditionen nach Asien und Afrika mit einem Erfolg endigten, der allerdings Frankreich viel Blut und Geld kostete, aber dazu angetan war, sein Prestige in der Welt aufs neue zu erhöhen, liefen bereits die Vorbereitungen zu einer Expedition nach Amerika, die mit einem Schlag die Hohlheit der reinen Prestige-Politik offenbarte und als wesentliche Ursache des rapiden Zerfalls des Kaiserreichs zu betrachten ist: — Mexiko.

Es war ein grundlegender Fehler des Kaisers, der Kaiserin durch die

Übertragung der Regentschaft zuviel Einblick in die Regierungsgeschäfte zu gewähren. Mit dem Einblick wuchs auch der Einfluß. Und da die zunehmende Krankheit sowohl, als auch die zunehmende Untreue des Kaisers dazu angetan waren, seine Position fortgesetzt zu schwächen, ist es nicht weiter erstaunlich, daß die gesunde und immer noch schöne Kaiserin sich der Stärke ihrer Stellung immer mehr bewußt wurde.

Sie nahm an den Sitzungen des Ministerrats regelmäßig Anteil und zwang diesem mit der Zeit zahlreiche Meinungen auf. Es bildete sich in diesen Regionen eine richtige Partei um sie, zu der Walewski, Vaillant, Drouyn de Lhuys gehörten. Rouher lavierte, seiner Natur gemäß, je nach Bedarf zwischen dem Kaiser und der Kaiserin. Sie führte den Sturz Persignys, Foulds und Thuvenels herbei und verkörperte zuletzt den rein konservativen Flügel, der in Abhängigkeit von der päpstlichen Politik blieb, ein Bündnis mit Österreich befürwortete und Preußen bekämpfte.

Diese doktrinäre Politik aus der Anfangszeit des Kaiserreichs sah sowohl an den inneren als auch an den äußeren Realitäten vorbei. Für das Innere wäre eine Lösung der römischen Frage ebenso notwendig gewesen wie für das Äußere eine Annäherung an Preußen. Der Kaiser sah zwar beide Notwendigkeiten ein, aber er hatte weder die physische, noch die psychische Kraft, sich von seiner eigenen Vergangenheit abzulösen.

Dieser körperliche und seelische Schwebezustand war es auch, der das mexikanische Abenteuer ermöglicht hat.

Eine Tages fuhr die Kaiserin, von Biarritz herkommend, nach Bayonne, um an einem Stiergefecht teilzunehmen. Ein mexikanischer Flüchtling grüßte sie, als sie an seinem Hotel vorbeikam. Eugenie erkannte Don José Hidalgo, der in ihrem Elternhause verkehrt hatte, sogleich wieder und lud ihn zu einem Ausflug am folgenden Tag ein. Hidalgo sah darin einen Wink des Himmels, denn mit keiner anderen Absicht hatte er die spanisch-französische Grenze überschritten als der, die ehemalige Gräfin Montijo aufzusuchen und ihr sein Leid zu klagen. Er berichtete der Kaiserin, die aufmerksam zuhörte, wie verworren die Verhältnisse Mexikos seit der Einführung der Republik geworden seien und malte ihr in den glühendsten südlichen Farben die Segnungen einer Wiedererrichtung der Monarchie und einer Wiedereinführung des Katholizismus aus. Er spekulierte dabei richtig auf ihre Gefühle als Kaiserin der Franzosen, Spanierin und Katholikin.

Eugenie versprach, mit ihrem Gatten zu reden. Hidalgo, ein ehemaliger mexikanischer Diplomat, teilte seinen ersten Erfolg triumphierend dem in Rom wartenden Freunde Gutiérrez mit.

„Früher oder später", meinte Eugenie, „müßte man den Amerikanern den Krieg erklären."

Der Kaiser lächelte ein wenig skeptisch und müde, aber er teilte mit ihr seine Abneigung gegen Nordamerika, das ihm früher als Exil gut genug gewesen war.

Bei einer Herbstjagd in Compiègne war auch Hidalgo eingeladen. Unter den Gästen befand sich Metternich, der Sohn des alten Kanzlers und Botschafter Österreichs, der in der Angelegenheit noch eine Rolle spielen sollte.

„Was gibt es Neues aus Ihrer Heimat?" fragte der Kaiser Hidalgo.

„Die Nachrichten sind sehr schlecht", erwiderte Hidalgo, „das Land wird zugrunde gehen, wenn Euer Majestät nicht zu Hilfe kommen."

Der Kaiser zog den jungen Diplomaten in eine Nische und unterhielt sich mit ihm. Er macht ihm klar, daß man in allen Amerika betreffenden Fragen nichts ohne England tun könne.

„Wir haben Lord Palmerston gesagt", bemerkte er und betonte mit dem wir, daß die Kaiserin inbegriffen sei, „daß dazu eine Armee, Millionen und ein Prinz gehöre."

Hidalgo nannte einen Namen. Der Kaiser schwieg eine Weile, wandte sich dann zur Tafel, trank ein Glas Wein und erwiderte:

„Wir haben an den Herzog von Aumale gedacht, aber er will nicht."

Hidalgo war erstaunt und beglückt zugleich. Er hatte sich nicht träumen lassen, daß Napoleon nicht nur Anfragen in London gemacht hatte, sondern sich auch mit der Frage der Person des künftigen Kaisers von Mexiko beschäftigte.

Das Wort Amerika übte auf Napoleon III. irgendwie eine faszinierende Wirkung aus. Er hatte während seines Exils einen kleinen Einblick in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gewonnen und die amerikanischen Geschäftsmethoden hatten ihm imponiert. Als Gefangener von Ham hatte er das Projekt des Nicaragua-Kanals ausgearbeitet, das später als Panama-Kanal verwirklicht wurde.

Er sah in den Vereinigten Staaten eine Gefahr für Europa, der man entgegentreten müsse. In diesem Betracht gibt uns ein Brief, den er am 3. Juili 1863 an General Forey in Mexiko richtete, interessante Aufschlüsse über die eigentlichen Hintergedanken, die ihn bei dem mexikanischen Abenteuer bewegten.

„Es fehlt nicht an Leuten, die Sie fragen werden, warum wir Menschen und Geld aufwenden, um eine ordentliche Regierung in Mexiko einzurichten. Bei dem augenblicklichen Stande der Zivilisation ist das Gedeihen Amerikas nicht gleichgültig für Europa, denn es nährt unsere Fabriken und läßt unseren Handel gedeihen. Wir haben ein Interesse, daß die Vereinigten Staaten mächtig und blühend sind, wir haben aber gar keines daran, daß sie sich des Golfes von Mexiko bemächtigten, und daß von ihnen allein die Verteilung der Rohstoffe der Welt abhängt. Wenn Mexiko unabhängig und unangetastet bleibt, wenn eine stabile Regierung sich dort mit Hilfe Frankreichs bildet, werden wir der lateinischen Rasse jenseits des Ozeans wieder ihre Kraft und ihr Ansehen, werden wir unseren Kolonien auf den Antillen und denen Spaniens wieder ihre Sicherheit verschafft, werden wir unseren wohltätigen Einfluß in der Mitte von Amerika wiederhergestellt haben und dieser Einfluß wird uns unendliche Hilfsquellen für unseren Handel eröffnen und uns mit unentbehrlichen Rohstoffen für unsere Industrie versehen."

Es waren also zweifellos recht reale Interessen, die ihn bewegten, und man wird nicht behaupten können, daß sie vom französischen Standpunkt aus schlecht gesehen waren. Er hätte sich nur erst Klarheit über die realen Mittel verschaffen müssen, die zu einer Durchsetzung seiner Pläne notwendig waren. Wenn er auf England hoffte, das dabei sogar nach seiner Meinung die verlorenen nordamerikanischen Kolonien wiedergewinnen konnte, so zeichnet sich dadurch die Don Quijoterie des mexikanischen Abenteuers um so greller ab.

Ein Ereignis schien dem Kaiser recht zu geben: im Frühjahr 1861 war der Sezessionskrieg zwischen den Nord- und Südstaaten der Union wegen der Sklavenfrage ausgebrochen. Obwohl das materielle und personelle Übergewicht auf Seiten der Nordstaaten lag, erweckten die Erfolge der Südstaaten den Eindruck, daß der Sieg auf ihrer Seite sein werde. Jeder Einsichtige mußte jedoch erkennen, daß der überwiegend industrialisierte Norden den überwiegend agrarischen Süden auf die Dauer bezwingen würde.

Die Kaiserin sah in dem Krieg nur die an sich natürliche Schwächung der Union und erkannte darin ein allzu günstiges Vorzeichen für ihre mexikanischen Pläne.

Im September 1861 war das Kaiserpaar wieder in Biarritz. Nachdem Juárez, der sich gegen Miramón durchgesetzt hatte, alle Zahlungen für fremde Anleihen willkürlich einstellte, schienen die Aussichten für

eine englisch-französisch-spanische Intervention günstiger denn je. Hidalgo machte dies dem Kaiserpaar klar.

„Die Vereinigten Staaten", meinte er, „sind in Kriegsnöten, sie werden sich nicht rühren und sich übrigens niemals den drei alliierten Mächten entgegenstellen. Möge sich die alliierte Fahne zeigen, Sire, und ich bürge Euer Majestät dafür, daß sich das Land in Massen erheben wird."

Man kam wieder auf die Frage des Thronkandidaten zu sprechen. Hidalgo schlug einen österreichischen Erzherzog vor.

„Aber welchen?" fragte die Kaiserin. „Erzherzog Maximilian wird wohl keinesfalls annehmen."

„Nein", sagte der Kaiser, „er wird nicht wollen."

Eine Weile ratlose Stille. Dann schlug sich die Kaiserin mit dem Fächer auf die Brust und rief aus:

„Nun, ich habe eine Vorahnung, die mir sagt, daß er annehmen wird."

Sie hatte recht. Der zwar kritische, aber auch ehrgeizige Erzherzog Ferdinand Max saß mit seiner Gattin, einer Tochter des Königs Leopold I. von Belgien, tatenlos und einsam auf Schloß Miramar bei Triest und sehnte sich nach Ruhm. Kaiser Franz Joseph, sein Bruder, sah es keineswegs ungern, wenn der ewig nörgelnde Ferdinand Max so weit wie möglich von der Heimat fortging.

Maximilian und Charlotte waren also bald bereit, die verlockende mexikanische Krone anzunehmen. Ja, sie konnten es kaum erwarten, bis die Lage des Landes eine Überfahrt gestatten würde.

Ende 1861 wurde in London eine Konvention zwischen den drei Mächten England, Frankreich und Spanien unterzeichnet. Ein Expeditionsheer von 6—8000 Mann landete in Mexiko. England war entschlossen, an der Küste zu bleiben. Es sah in den Fragen der Union klarer. Bald überließen auch die Engländer und Spanier die Franzosen ihrem Schicksal und fuhren nach Europa zurück.

Es wäre nun für Napoleon III. und den Erzherzog Maximilian noch Zeit gewesen, die phantastischen Pläne aufzugeben, allein ihr verblendeter Ehrgeiz ließ sie nicht den Abgrund schauen, in den sie mit unerbittlicher Schicksalhaftigkeit taumelten.

„In Mexiko", schrieb damals die „Times" zynisch, „kann Frankreich sehr viel Gutes tun, mit wenig Möglichkeiten Schaden anzurichten, außer an sich selbst."

Der Kaiser schickte eine Verstärkung von 4500 Mann unter dem

General de Lorencez. Lorencez rückte auf der Straße nach Mexiko vor und versuchte Puebla zu stürmen. Der Angriff wurde unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen. Er mußte sich nach Orizaba zurückziehen.

Eine neue Verstärkung von 23 000 Mann unter General Forey wurde nach Vera Cruz eingeschifft. Malaria und gelbes Fieber dezimierten die Armee. Der bedächtige Forey verbrachte den ganzen Winter des Jahres 1862 untätig, obwohl ihn Paris ungeduldig zur Eile antrieb. Erst Anfang März 1863 unternahm die Armee einen neuen Vorstoß auf Puebla. Es dauerte zweieinhalb Monate, bis General Ortega die Festung übergab.

Juárez war nicht in der Lage, die Hauptstadt zu verteidigen. Am 7. Juni zog Bazaine, der mit der Führung einer Division beauftragt war, in der Stadt Mexiko ein. Jetzt sahen die Franzosen zum erstenmal so etwas wie Jubel der Bevölkerung. Forney ernannte gemeinsam mit Saligny, dem französischen Botschafter, eine Junta mit Notabeln, die dem Erzbischof von Mexiko und einem General die provisorische Regierung übertrug.

Die Junta erklärte sich als Konstituante und proklamierte das Kaiserreich zugunsten Maximilians.

Das lag keineswegs im Sinne des Kaisers, der nicht eine Ernennung wünschte sondern eine Wahl durch das Volk. Er rief Forney und Saligny zurück und ernannte Bazaine zum Oberbefehlshaber. Der verschlagene Bazaine erzwang mit List und Gewalt sechs Millionen sogenannter Zustimmungserklärungen für das Kaisertum Maximilians. Juárez floh bis zur Grenze von Texas, wo er mit den Vereinigten Staaten in Verbindung trat.

Maximilian und Charlotte traten den Weg ins Ungewisse an, nachdem sie sich noch in Paris, London und Brüssel verabschiedet hatten. Maximilian mußte auf alle österreichischen Thronfolgerechte verzichten und sich Frankreich gegenüber verpflichten, alle Kosten für das Unternehmen zurückzubezahlen.

Ihre Ankunft in Vera Cruz stand unter keinen günstigen Vorzeichen. Ein Sturm hatte die rasch improvisierten Dekorationen umgeworfen und ihr Wagen hatte auf dem Wege zur Hauptstadt einen Unfall. In der Stadt Mexiko wurden sie nur von den Indianern begeistert aufgenommen, denn eine alte Legende hatte verheißen, daß ihnen dereinst ein blonder Prinz als Retter erscheinen werde.

Maximilian suchte mit liberalen Grundsätzen zu regieren. Das war

ein schwerer psychologischer Irrtum. Das Land war aufgewühlt und erwartete von ihm eine starke Hand. Napoleon hatte per analogiam sich vorgestellt, daß die Republik in Mexiko durch das Kaiserreich mit ähnlichen Methoden der Gewalt abgelöst werden sollte, wie es durch ihn in Frankreich geschehen war. Dazu war jedoch Maximilian weder stark noch rigoros genug.

Auch die klerikalen Kreise, von denen doch die Idee der Monarchie ausgegangen war, sahen sich enttäuscht, als er den durch Juárez vorgenommenen Verkauf der Kirchengüter für rechtsgültig erklären wollte. Auch die Großgrundbesitzer — die hacienderos — kamen nicht auf ihre Rechnung. Die republikanischen Elemente, zu deren Beruhigung die Maßnahmen des Kaisers doch gedacht waren, hielten zu Juárez.

Die militärische Lage verbesserte sich zwar zusehends, aber die politische wurde immer schwieriger. Es war vorauszusehen, daß das Kaisertum rasch unpopulär werden würde und daß es sich nur solange halten könnte, als Napoleon willens und in der Lage war, seine Truppen zum Schutze im Land zu lassen.

Bald kam es auch zu Konflikten zwischen Maximilian und Bazaine. Maximilian war für Milde, Bazaine für Gewalt. Während Maximilian seine juaristischen Gegner lobte und bewunderte, wurden sie von Bazaine reihenweise erschossen. Man sprach davon, daß Bazaine, der eine Mexikanerin zur Frau genommen hatte, sich selbst mit der Absicht trug, Kaiser von Mexiko zu werden.

Frankreich kam früher, als es gedacht hatte, in die Lage, das mexikanische Abenteuer so rasch wie möglich zu liquidieren. Der amerikanische Bürgerkrieg wurde 1865 beendigt und der preußisch-österreichische Konflikt spitzte sich immer mehr zu. Dazu kam die wachsende innere Opposition, die unaufhörlich, und mit Recht, die Liquidation forderte. Der schwache und kranke Kaiser — er mußte sich zur Kur nach Vichy begeben — hatte sich selbst in eine Situation hineinmanöveriert, aus der es keinen Ausweg mehr gab.

Die Vereinigten Staaten unternahmen sogleich Schritte und forderten den Abzug der französischen Truppen, deren Anwesenheit der Monroe-Doktrin widersprach. Drouyn de Lhuys sagte den Abzug zu, wenn Washington sich verpflichten würde, den inneren Stand der Dinge in Mexiko anzuerkennen. Washington lehnte schroff ab:

„Die derzeitige Anwesenheit einer französischen Armee in Mexiko bedeutet einen Angriff auf den Bestand einer einheimischen republi-

kanischen Regierung, die vom Volke gegründet wurde und für die die Vereinigten Staaten nach wie vor die lebhaftesten Sympathien hegen."
Washington zögerte nicht, mit Juárez die diplomatischen Beziehungen aufzunehmen und Geld, Waffen, Munition und Freiwillige zu stellen. Als Frankreich wenigstens die Neutralität zu erreichen hoffte, war diese längst in großem Umfange gebrochen.
Napoleon war entschlossen, die Truppen zurückzuziehen und seinen Schützling Maximilian, den doch nur er in diese Situation gebracht hatte, fallen zu lassen.
„Wenn etwa der Kaiser Maximilian", hieß es in einem Brief an Bazaine, „nicht den festen Willen haben sollte, nach dem Abzug der französischen Truppen in Mexiko zu bleiben, ist eine Junta einzuberufen und ein Präsident zu wählen."
Charlotte trat eine überstürzte Reise nach Europa an. In ihrer Naivität glaubte sie, durch ihr persönliches Erscheinen in den Tuilerien noch etwas an den Tatsachen ändern zu können. Als sie am 8. August 1866 in Saint Nazaire den Boden Frankreichs betrat, erfuhr sie als erste Neuigkeit die Niederlage Österreichs bei Sadowa.
Napoleon und Eugenie empfingen die unglückliche Kaiserin in Saint Cloud. Es kam zu herzzerreißenden Szenen, die den nahenden Wahnsinn schauerlich vorbedeuteten. Die Kaiserin bat, die Zurückziehung der Truppen aufzuschieben, Bazaine abzuberufen und dem jungen Kaiserreich finanzielle Hilfe angedeihen zu lassen.
„Keinen Sou mehr, keinen Mann mehr!" erklärte Napoleon kalt.
„Nun gut, wenn es so steht, werden wir abdanken."
„Tun Sie das!" erwiderte Napoleon.
„Wie konnte ich vergessen", schrie nun Charlotte, indem sie sich wie eine Rasende auf den Boden warf, „wer ich bin und wer Sie sind. Ich hätte an meine Herkunft denken müssen und mich nicht vor einem Bonaparte demütigen, nicht mit einem Abenteurer verhandeln."
Bei Charlotte zeigten sich alle Anzeichen eines Verfogungswahns. Sie aß und trank nicht mehr, weil sie Gift befürchtete. In den Kellnern erblickte sie juaristische Spione, in den Zimmermädchen Mexikanerinnen, die ihr nach dem Leben trachteten, in einem Engländer sah sie gar Juárez selber. Papst Pius IX. konnte sie zwar zunächst etwas beruhigen, doch brach sie vor seinen Augen zusammen. Man mußte sie in der Zwangsjacke ins Hotel zurückbringen.
Bei Maximilian trafen einige Depeschen ein, die ihn das Schlimmste befürchten ließen. Der österreichische Staatsrat Herzfeld versuchte zu-

nächst noch, die Dinge zu verschleiern. Er sprach von der Erkrankung einer Hofdame der Kaiserin.

„Da steckt etwas Schreckliches dahinter", unterbrach ihn der Kaiser ahnungsvoll. „Sprechen Sie doch, ich bin auf alles, auch auf das Schlimmste vorbereitet."

Herzfeld zögerte noch, gestand aber schließlich, daß seine Gattin in der Obhut eines Dr. Riedel sei.

„Wissen Sie, wer dieser Doktor Riedel aus Wien ist?"

„Es ist der Direktor des Irrenhauses in Mödling."

Das war das Ende des mexikanischen Kaisertraums. Aber stolz und trotzig, wie Maximilian war, lehnte er eine Rückfahrt mit den französischen Truppen ab, die nicht nur einer Abdankung vielmehr noch einer Flucht gleichgekommen wäre. In diesem Augenblick zeigte sich die wahrhaft tragische Größe dieses Kaisers.

Am 19. Februar 1867 wurde er in Queretaro eingeschlossen. Am 15. Juli überbrachte ihm Escobedo das Todesurteil.

„Es ist gut", sagte Maximilian mit Ruhe, „aber das Gesetz, nach dem wir verurteilt werden, ist gegen Räuber erlassen worden und dieses Urteil geht von Mördern aus."

Als er mit Miramón und Mejia unter dem Läuten der Sterbeglocken auf den Cerro de las Campanas geführt wurde, von dem er so oft die Stadt überblickt hatte, sagte er zu Miramón:

„General, Sie sollen den Ehrenplatz haben."

Ein junger Offizier, der sich bei ihm entschuldigte, erhielt die Antwort:

„Ich danke Ihnen, aber ein Soldat muß gehorchen."

„Arme Charlotte!" waren seine letzten Worte, ehe er unter den Kugeln zusammenbrach.

SADOWA

Im Juni 1860 hatte in Baden-Baden ein Fürstentag stattgefunden.

Es war eine der merk- und denkwürdigsten Entrevuen, die jemals veranstaltet wurden. Der Großherzog Friedrich von Baden hatte im Jahre 1856 Napoleon III. einen Besuch abgestattet und dieser dachte nun den Besuch zu erwidern. Warum er gerade diesen Augenblick wählte, war nicht ohne weiteres zu erkennen.

Eigentlich befand sich ja nur der Prinz-Regent Wilhelm von Preußen in seinem alljährlichen Quartier, in der Maison Messmer. Seine Toch-

ter Luise war mit dem Großherzog von Baden verheiratet. Diese Ehe zwischen Nord und Süd war sozusagen die erste Brücke, die über den Main geschlagen worden war.

Kaum hörten die deutschen Bundesfürsten von der Entrevue, so schwirrten sie alle herbei, ob sie geladen waren oder nicht. Irgend etwas ließ sie vermuten, daß ihre Anwesenheit von Wichtigkeit sein könnte. Dadurch nahm der Rahmen einen Umfang ein, der weder in der Absicht des Großherzogs und des Prinz-Regenten, noch in der Absicht des Kaisers der Franzosen gelegen hatte.

In der Tat sollte sich erweisen, daß dieser Kongreß der gekrönten Häupter von großer geschichtlicher Bedeutung war. Er zeigte sowohl die Geschlossenheit der deutschen Nation nach außen als auch die Zerrissenheit der deutschen Länder nach innen. Bismarck verfolgte die Vorgänge in Baden-Baden mit gespanntem Interesse von Petersburg aus.

Napoleon III. kam am Abend des 15. Juni in Baden-Baden an, begleitet von dem Prinz-Regenten, der ihn in Kehl empfangen hatte. In seinem Gefolge befanden sich die Generäle Fleury, de Failly, Oberst Lepic, der Marquis de Gallifet, der Kammerherr Zorn von Bulach und Stallmeister Davillier. Zahlreiche Mouchards bewachten unauffällig Seine Majestät.

Als Absteigequartier war das Hotel Stephanie bestimmt worden, das damals zuerst den Namen Villa Stephanie erhielt. Im Erdgeschoß war ein Empfangssaal hergerichtet, in dem ein Bild der Kaiserin hing, eine Kopie des bekannten Winterhalterschen Gemäldes.

Hier fand die erste Aussprache zwischen dem Prinz-Regenten und Napoleon III. noch am gleichen Abend statt. Am darauffolgenden Mittag machte der Kaiser einen Gegenbesuch in der Maison Messmer. Was hier unter vier Augen gesprochen wurde, ist niemals bekannt geworden. Als der Kaiser die Maison verließ, sagte die versammelte Menschenmenge: Napoleon ist „abgeblitzt".

Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha erzählt in seinem Memoirenwerk: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" — nach Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ohne Zweifel das bedeutendste deutsche politische Memoirenwerk des 19. Jahrhunderts — von einer Unterredung mit dem Kaiser, die einen Blick hinter die Kulissen der Entrevue gestattet:

„Ich bin hierhergekommen", sagte Napoleon, „um alle jene Versicherungen über meine Friedensliebe persönlich abzugeben, die man nur

immer wünscht, und um die Notwendigkeit einer vertrauensvollen Übereinstimmung zwischen mir und meinen Nachbarn aller Welt zu beweisen."

Der Herzog erwiderte, daß die Friedensliebe nirgends stärker sein könne als in Deutschland, allerdings habe man gegen die Politik des Kaisers das allergrößte Mißtrauen.

„Voilà le malheur", fiel der Kaiser dazwischen, „alle Welt stellt sich, als ob sie Mißtrauen haben müsse."

Er führte dann aus, daß man überall, in Italien, England, Spanien, Belgien, Deutschland von seinen kriegerischen Absichten spreche. Er müßte geradezu toll sein, wenn das wahr wäre. Seine Absichten seien rein friedliche, und wenn — fügte er lachend hinzu — Herr von der Pfordten zu dem französischen Gesandten gesagt habe, man müsse immer auf das Entgegengesetzte von dem gefaßt sein, was der Kaiser gesagt habe, so könne er nichts dazu. Im übrigen sei die Presse schuld: „Wenn man täglich sagt, ich werde stehlen, so glaubt man es schließlich."

Sie sprachen dann über England, Österreich, Italien, den Krimkrieg und Dänemark und gingen so alle Komplexe durch, die durch die napoleonische Expansions- und Annexionspolitik Europa beunruhigten. Er selbst habe ja das Prinzip der Nationalität aufgerufen. Jetzt dürfe er sich auch nicht wundern, wenn man in Europa gegen seine imperialistischen Methoden mißtrauisch sei.

Der Herzog blieb bei dem Thema Annexionspolitik stehen. In Betreff des Nationalgeistes müsse man sich vor allen Dingen hüten, Frankreich mit Deutschland und Deutschland mit Italien vergleichen zu vollen. In Deutschland sei vor allen nationalen Tendenzen ein starkes Gefühl für angestammte Dynastien verbunden, das den anderen Völkern fehle.

Napoleon sagte, daß er die Freundlichkeit, der er hier vonseiten so vieler Fürsten begegne, nicht anders deuten könne, als daß man mit ihm in Frieden leben wolle und er selbst habe ja keine andere Absicht. „Ich kann mir unmöglich denken", sagte er, „daß man hier im Begriffe ist, eine Koalition gegen mich zustande zu bringen."

Der Herzog konnte ihm wahrheitsgemäß berichten, daß Koalitionen nur entstehen würden, wenn man sich ernstlich von ihm bedroht fühle. Er habe es selbst in der Hand, mit allen deutschen Fürsten auf freundschaftlichem Fuße zu leben.

Am 17. Juni war Sonntag. Der Kaiser besuchte den Gottesdienst in

der Stiftskirche. Anschließend wurde in den Ruinen des Alten Schlosses ein Frühstück eingenommen. Ein plötzlich losbrechendes Gewitter regte den Kaiser dergestalt auf, daß er auf die versammelten Fürsten den Eindruck einer jammervollen Figur machte.

Pünktlich vor Mitternacht überschritt er die deutsch-französische Grenze, denn der nächste Tag war der Waterloo-Tag, den er nicht auf deutschem Boden verbringen wollte. Ob er in Baden-Baden ein diplomatisches Waterloo befürchtete?

Die Presse freilich schmeichelte ihm, indem sie das Badener Fürstentreffen mit dem Parterre der Könige in Erfurt verglich. Aber Napoleon I. stand in Erfurt selbstherrlich über den Fürsten, während Napoleon III. in Baden-Baden um die Gunst der deutschen Fürsten buhlte. Eigentlich nahm der Kongreß jetzt erst seinen Anfang. Es ist notwendig, daß wir die nachfolgenden Vorgänge noch kurz beleuchten.

Die versammelten Herzöge benutzten die Gelegenheit, einen Vorstoß in der Richtung auf die deutsche Einheit unter Preußens Führung zu unternehmen, während die Könige eifersüchtig über ihre Selbständigkeit wachten. Es kam zu einer richtigen Verschwörung der beiden Parteien, die sich bei der Versammlung im Neuen Schloß zu einem geradezu dramatischen Zusammenstoß zuspitzte.

Am Montag Nachmittag eröffnete der Prinz-Präsident die Versammlung, indem er zuerst ein Resumé des Kaiserbesuches gab:

„Der Kaiser Napoleon hatte als Grund seines Wunsches einer Zusammenkunft mit mir die Absicht ausgesprochen, seinen Willen, den Frieden zu erhalten, dadurch vor Europa zu beweisen und die Aufregung der Gemüter zu beschwichtigen, die, wie es wohl bekannt ist, von der Besorgnis erfüllt sind, daß die Annexionspolitik auch auf Teile Deutschlands ausgedehnt werden könnte.

Wir sind nunmehr Zeugen gewesen von den wiederholten und uns übereinstimmend vorgetragenen friedlichen Versicherungen des Kaisers, und aus der offenen und freimütigen Antwort, welche dem Kaiser zuteil geworden ist, wird derselbe die Überzeugung geschöpft haben, daß wir gerne bereit sind, seinen Friedensversicherungen Glauben zu schenken."

Der Prinz-Präsident gab dann der Hoffnung Ausdruck, daß sowohl in der Frage der Reform des deutschen Bundes als auch des Verhältnisses zwischen Preußen und Österreich eine Verständigung erzielt werden möge.

Nunmehr begann ein konzentrischer Angriff der Könige von Bayern,

Württemberg und Sachsen, dem ein genau verabredeter Plan zugrunde lag. Sie gaben unverhohlen ihrer Sympathie für Österreich und das föderalistische Prinzip Ausdruck und griffen den Nationalverein und seine „revolutionären" Umtriebe aufs heftigste an. Der Prinz-Regent konnte sich nur dadurch der Umklammerung entziehen, daß er die Versammlung brüsk abbrach und auf die Verhandlung der Kabinette verwies.

Der Baden-Badener Fürstentag bot insofern ein symptomatisches Bild: Frankreich sah sich bereits einem geeinten Deutschland gegenüber, aber der Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Unitarismus und Föderalismus, zwischen Preußen und Österreich zeigte sich mehr denn je als eine offene blutende Wunde.

Die Vorgänge von 1866 und 1870 zeichneten sich in ihren Umrissen bereits mit aller Schärfe ab.

Baden-Baden war im Verlauf dieses Jahrzehnts noch öfters der Schauplatz höchst dramatischer Vorgänge. Das Wort von den beiden Hauptstädten Europas sollte sich auch in politischer Hinsicht noch bewahrheiten. Die Maison Messmer wurde zum Sommerhauptquartier der deutschen Politik.

Hier nur ein paar Andeutungen aus der „Chronik des Weltbades", soweit sie sich auf unser Thema beziehen.

Schon im Jahre 1858 war Bismarck von Frankfurt hierher gekommen — es war in den gleichen Tagen, als Cavour von Plombières kam — um die Intrige Manteuffels zu verhindern, der beabsichtigte, die Witwe Friedrich Wilhelms IV. anstelle des Prinzen Wilhelm zur Regentin einzusetzen, um den Einfluß Bismarcks zu paralysieren. Bismarck sprach von einer „Haremsregierung" und verhinderte die Abdankung. Ein Jahr später sah man ihn auf der Iffezheimer Rennbahn und inmitten der russischen Coterie. Den Fürstentag 1860 beobachtete er aufmerksam und wieder ein Jahr später stand er bereits, von Petersburg herbeigerufen, vor dem Prinzen Wilhelm in der Maison Messmer, um in der Huldigungsfrage die Abdankung zu verhindern.

In der Zeit vom 10.-15. Juli 1861 unterhielt er sich mit dem Prinz-Regenten eindringlich über alle politischen Fragen. Wilhelm beauftragte ihn, seine Gedanken aufzuzeichnen. Da geschah am 14. Juli in der Lichtentaler Allee das Attentat des Leipziger Studenten Becker. Am gleichen Tag las Bismarck dem badischen Minister Roggenbach seine später berühmt gewordene Baden-Badener Denkschrift vor.

Im September 1862, nachdem die Krönungsfeierlichkeiten längst vor-

über waren, fuhr Bismarck dem in Baden-Baden weilenden König entgegen, um die gegen ihn eingeleitete Familienverschwörung im Keime zu ersticken. Königin Augusta und Großherzog Friedrich von Baden bildeten fortan seine große Gegenpartei.

Im Jahre 1863 fand der Frankfurter Fürstentag statt. Bismarck hatte es diesmal besonders schwer, die Pläne der Badener Familienverschwörung zu durchkreuzen. Er rang mit dem König um die Absage, bis dieser ohnmächtig zusammenbrach und er selbst in einen Weinkrampf verfiel. Die Absage bedeutete den Sieg der kleindeutschen Idee. In diesem Jahre fand im Hotel d'Angleterre eine geheime Drei-Kaiser-Zusammenkunft statt zwischen Napoleon III., Kaiser Franz Joseph und Zar Alexander II. von Rußland.

Im Jahre 1864 kam die Kaiserin Eugenie von Bad Schwalbach nach Baden-Baden zu Besuch des preußischen Königspaares. Bismarck wohnte in der Villa Stadelhofer. Feldjäger, Audienzen und Besucher umschwirrten ihn ohne Unterlaß.

Wir können hier nicht auf alle Einzelheiten und Ereignisse der „Bäderdiplomatie" — ein Wort von Walewski — eingehen. Die „Chronik eines Weltbades" und die „Politik in den Bädern" des Verfassers behandeln ausführlich dieses Thema, das besonders durch das Zweite französische und das Zweite deutsche Kaiserreich in Erscheinung trat.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, wie Napoleon III. seinen Ruhm, den er zur Erhaltung seines Prestiges benötigte, an peripheren Schauplätzen suchte, um damit dem zentraleuropäischen Problem auszuweichen, und wie er im Innern zwischen Liberalismus und Autoritarismus unschlüssig lavierte, um damit seine Schwäche im Äußeren zu verdecken. Das ebenso fatale wie fatalistische Ausweichen mußte schließlich zur Tragödie von Mexiko, zur Komödie des Empire libéral und zur Katastrophe von Sadowa und Sedan führen.

Während aber über den längst getrübten Himmel Europas Wolke um Wolke heraufzog, während im Norden die dänische und die polnische Frage wetterleuchteten und die Blitzschläge von Sadowa und Sedan geheimnisvoll vorbedeuteten, tanzte Paris über dem Vulkan und ging im Glanz rauschender Feste euphorisch dem Untergang entgegen.

Das prunkvolle kaiserliche Hofleben vollzog sich in gewohnheitsmäßigem Rhythmus. Den Winter verbrachte man in den Tuilerien. Im Frühjahr zog man nach Saint-Cloud. Der Sommer wurde in Fontainebleau zugebracht. Im Herbst begab man sich nach Compiègne.

Alle diese Schlösser trugen Erinnerungen an Napoleon I. Es waren die

Lieblingsaufenthalte des großen Kaisers. Wie Napoleon I. selten nach Versailles ging, so auch Napoleon III.

„Wenn ich in diesen dichtbelaubten Alleen wandle", pflegte er zu sagen, „so ist es mir manchmal, als ob der große Kaiser bei mir weile. Jedenfalls kommen mir hier immer die besten Gedanken, und ich kehre allemal mit neu gestärktem Willen, mutigerem Herzen und reinerem Gewissen in die Tuilerien zurück."

Hoffest reihte sich in Hoffest wie sich die Perlen an einer Kette aneinanderreihen. Napoleon III. war überzeugt davon, daß der Luxus nie abreißen durfte, denn damit imponierte man dem französischen Volke und es wurde dafür gesorgt, daß das Geld im Umlauf blieb. Daß dieses Geld zuletzt dem selben Volke entzogen werden mußte, dem es scheinbar zufloß, darüber machten sich weder Kaiser noch Kaiserin Gedanken.

Hinter den geschmackvollen Fassaden dieser Schlösser spielte sich Tag für Tag ein Leben ab, das mit der Hohlheit des kaiserlichen Hoflebens seltsam kontrastierte. Der alte Adel, der zu den Schlössern gehörte, hielt sich demonstrativ fern. Der neue Adel, den das Kaiserreich verschwenderisch austeilte, bestand aus maskierten Emporkömmlingen und Cocotten.

Die Kaiserin war ohne Zweifel schön und hatte einen gewissen Stil. Ihre Vorliebe für die unglückliche Marie Antoinette machte die Krinoline zur großen Mode. Sie wirkte wie ein schlechter Witz auf das vorrevolutionäre Zeitalter. Die Decolletées erweckten den Eindruck, als habe die Schwere des Gestells das ganze Kleid herabgezogen.

Auch die Kniehosen und Fräcke der Herren waren ein Protest gegen die Revolution, durch die die lange Hose aufgekommen war. Die unvermeidliche Angströhre auf den Köpfen der Herren und die Barttracht wiesen freilich auf angelsächsische Einflüsse.

Am ehesten machte das Bild einen malerischen Eindruck, wenn im Schein der Kerzen der Cotillon getanzt wurde. Dann huschten die bunten Krinolinen und schwarzen Fräcke gespenstisch durcheinander und verteilten Licht und Schatten im verwirrenden Spiel.

Was der Cancan beim Volk, das war beim Hof der Cotillon. Aber man tanzte auch Walzer, Mazurka und Polka. Und das hatte seinen bestimmten Grund. Der Kaiser liebte die Hofkapellen nicht — wie er sich auch nur in der Oper langweilte, weil Napoleon I. sie gerne besucht hatte — und aus diesem Grunde wurde ein mechanisches Klavier angeschafft, das abwechselnd von Bacciochi oder ihm selbst

gedreht wurde. Die Walzen des Klaviers enthielten nur die genannten drei Tänze.

„Wenn der Kaiser jemals bei Ihnen um den Erlaubnisschein als Drehorgelmann nachsucht", sagte Madame Conneau zum Polizeiminister Maupas einmal, „so weisen Sie ihn ab im Namen Gottes und der edeln Musica!"

„Madame", mischte sich der Kaiser ein, der das boshafte Wort gehört hatte, „wenn es je mit mir zum Äußersten käme, so würden wir zusammen auftreten. Sie würden singen und ich ginge sammeln."

Das war ein Gegenhieb auf die Stimme der Madame Conneau.

Man liebte die Bälle, die Maskenfeste, die Charaden. Der Kaiser maskierte sich mit Vorliebe, um so auf unverfänglichere Art an die geladenen Schönen heranzukommen. In den Charaden wurde lebende Bilder aus der Zeit des Ersten Kaiserreichs dargestellt.

Einige Zeit liebte man spiritistische Experimente. Man übte das Tischrücken und zitierte den Geist des großen Kaisers und Josephinens oder den der Hortense herbei.

Ansonsten wurde die leere Zeit mit Theater- und Gesellschaftsspielen, mit Spaziergängen und Jagdpartien ausgefüllt. Niemand floh vor dieser gähnenden Leere und Langeweile. Nur manchmal stahl sich der Kaiser heimlich davon, weil er ein Rendezvous hatte.

„Die große Besorgnis der Gesellschaft war, zu wissen, mit welchen Vergnügungen sie die Zeit totschlagen würde", sagte Zola.

Gelegentlich lud man pflichtgemäß die Celebritäten der Kunst und Wissenschaft nach Compiègne ein. Merimée hatte die Rolle des Hofpoeten übernommen. Einmal in der kaiserlichen Galeere, muß man tüchtig rudern, pflegte er zu sagen. Musset und Flaubert kamen nur einmal, um sich dann ihre eigenen Gedanken zu machen.

„Es ist wahrhaft sonderbar", schrieben die Brüder Goncourt in ihre Tagebücher, „daß gerade die vier Männer, die am reinsten von Geschäftemacherei und Industrialismus blieben und deren Federn ausschließlich der Kunst geweiht waren, die waren, die auf der Anklagebank des Polizeigerichts saßen: Baudelaire, Flaubert und wir."

Abgesehen von der Wissenschaft, die der Kaiser sehr förderte — er ließ sogar Pasteur ein Laboratorium in Compiègne einrichten — entwickelten sich Literatur, Malerei und Musik unabhängig und gegen den Willen des Hofes. Während die Modegötzen als Höflinge in den Schlössern ein- und ausgingen, wurden die wahren Götter der Kunst verfolgt und geknebelt.

Indessen die Kaiserin ein Fest um das andere inszenierte, ging der Kaiser seinen Liebesabenteuern mit zunehmender Heftigkeit nach. Es wurde ein förmlicher „service des femmes" am Hof organisiert, von Bacciochi und Fleury geleitet.

„Alle schönen Frauen", schreibt Viel-Castel, „machen Bacciochi den Hof, um mit dem Kaiser schlafen zu können. Hat man mit dem Kaiser geschlafen, kann man alles erreichen."

Der Kaiser wurde niemals müde, Frauen zu begehren. Je leichter sie zu erobern waren, um so leichter ließ er sie wieder fallen. Mit Ausnahme der Castiglione, der Walewska und der Marguérite Belanger konnte sich keine rühmen, ihn länger als einen Augenblick gefesselt zu haben.

Um die Mitte der sechziger Jahre, als sich die Verhältnisse politisch immer schwieriger gestalteten, widmete sich der Kaiser einem erotischen Verhältnis, das ohne Zweifel an der Lähmung seines Willens und an der Unterhöhlung seiner Gesundheit einen hervorragenden Anteil hatte.

Marguérite Belanger war eine notorische Dirne, deren brutale Erotik offenbar wie ein Stimulans auf die zunehmende Impotenz des Kaisers wirkte. Sie hieß eigentlich Sophie Leboeuf, da man sie aber spöttisch Sophie Lavache nannte, legte sie sich einen anderen Namen zu. Sie kam von der Statisterie des Theaters her.

„In der Liebe sind alle Frauen gleich, welches auch ihre soziale Stellung sei", sagte der Kaiser mit Bezug auf sie. „Ein Garten, in den niemand seinen Fuß setzt außer dem Besitzer, enthält prächtige Früchte, die allein diesem Besitzer zugute kommen. Warum sollte ein öffentlicher Garten nicht ebenso gute Früchte tragen?"

Ein Bericht, der sich mit den Folgen dieses Verhältnisses beschäftigt, weist darauf hin, daß die plötzliche Abreise der Kaiserin nach Schwalbach im Jahre 1864 damit zusammenhing. Der Kaiser nahm umgekehrt den Weg nach Vichy, wohin ihm seine Maitresse folgte.

Bereits im vergangenen Jahre sei der Kaiser bei seiner Maitresse von einer Ohnmacht befallen worden. Nach seiner Rückkehr aus Vichy habe die Belanger in Montretout bei Saint-Cloud gewohnt, wo sie der Kaiser aufsuchte. Sehr bald nach seiner Ankunft sei er wieder von einer Ohnmacht befallen worden. Nachdem die Belanger selbst alles versucht habe, den Kaiser zum Bewußtsein zu bringen, habe sie die Ärzte herbeirufen müssen. Erst um drei Uhr früh gelang es diesen, ihn nach Saint-Cloud zurückzubringen.

Die Ärzte unterrichteten die Kaiserin über die Gefahren des Verhältnisses, aber es gelang weder ihrem Trotz noch ihrer Güte, ihn zur Preisgabe der Maitresse zu bewegen.

„Napoleon", bemerkt Metternich, „ist sehr blaß, sehr abgemagert und hat ganz das Aussehen eines Mannes, dessen Willenskraft einer allgemeinen Erschöpfung weichen mußte."

Während sich so die Feste übertaumelten und der Gesundheitszustand des Kaisers durch seine Liebesabenteuer immer geschwächter wurde, erhöhten sich der innere und äußere Druck in einem Ausmaße, das immer mehr an Übersichtlichkeit verlor und das dazu angetan war, die Zügel zu lockern und schließlich in andere, stärkere Hände zu legen.

Bismarck war im Juni 1862 in Paris akkredidiert worden. Es gelang ihm rasch, die Sympathie des schwachen Mannes zu gewinnen. Sie sprachen von der Nationalitätenpolitik, der Kaiser schwärmte von einem einigen Deutschland und Preußens Führung, ja eine iberische und skandinavische Union schien ihm im Bereich der Möglichkeit zu liegen. Als Kompensation gedachte er durch ein Plebiszit sich das linke Rheinufer zusprechen zu lassen, doch hütete er sich, davon allzu laut zu sprechen.

„Ja, ich habe gesehen, was ich sehen wollte", sagte Bismarck zu dem Staatsrat Oubril von der russischen Gesandtschaft, „von der Ferne ist es etwas und in der Nähe ist es nichts."

„Ich fand zwei reizende Frauen, aber keinen Mann", war sein Fazit. Seit dem Februar 1861 waren Aufstände unter den Polen ausgebrochen. Im Januar 1863 kam es zu neuen Unruhen. Die polnischen Rekruten wehrten sich gegen den Eintritt in die russische Armee. Bismarck benutzte die Gelegenheit, um mit Rußland eine Konvention zwecks gegenseitiger Hilfeleistung zu unterzeichnen. Was aber tat Frankreich?

Die öffentliche Meinung in Frankreich erhitzte sich. Der Kaiser hatte die beste Gelegenheit, sein polnisches Lieblingsproblem wieder aufzugreifen. Er ließ mit England und Österreich am 17. April 1863 in Petersburg eine Note überreichen. Polen sollte eine Art Autonomie im Rahmen des russischen Staates erhalten.

Preußen hatte eine Beteiligung an der Demarchie abgelehnt. Der Zar wurde dadurch ermutigt und lehnte ebenfalls ab. Napoleon glaubte sich wieder durch einen Kongreß aus der Affäre zu ziehen, aber er gab sich damit nur der Lächerlichkeit preis.

Die Folgen dieser Niederlage waren leicht abzusehen. In großen Umrissen zeichnete sich bereits ein preußisch-russisches Bündnis ab, das Bismarck von dem östlichen Druck befreite und ihm freiere Hand nach dem Westen gab.

Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark. Auf Betreiben Bismarcks forderte der Deutsche Bund die Oberhoheit über Schleswig-Holstein. Während Christian IX. in Kopenhagen zum König ausgerufen wurde, erkannte der Deutsche Bund den Herzog von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein an.

Statt Einspruch gegen diese Zerstückelung Dänemarks zu erheben, ließ Napoleon in Kopenhagen erklären, daß Frankreich nicht in der Lage sei, es zu unterstützen. Der treue Verbündete des Ersten Kaiserreiches wurde einfach fallen gelassen, die Idee der skandinavischen Union preisgegeben. Auch hier wirkte der Gedanke eines Kongresses lächerlich.

Am 16. Januar 1864 richteten Preußen und Österreich ein Ultimatum an Dänemark. Bismarck wollte, durch die Passivität des Kaisers ermutigt, die Herzogtümer einfach annektieren. Nachdem die Dänen abgelehnt hatten, überschritten am 1. Februar die vereinigten Truppen die Grenze. Jütland wurde erobert.

Während des Krieges schlug England Frankreich eine Intervention vor. Der Kaiser war nicht einmal zu einer Konferenz, geschweige denn zu einer Intervention in der Lage.

„Wir haben in der polnischen Angelegenheit von Rußland eine schallende Ohrfeige bekommen", sagte er zu Lord Clarendon, „wir können unmöglich wegen Dänemark noch eine zweite von Deutschland einstecken, ohne sie zurückzugeben. Ich bin aber noch nicht kriegsbereit."

Am 1. August wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Dänemark verlor die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Frankreich, der traditionelle Beschützer der Schwachen mußte zusehen, weil es selber schwach geworden war.

Napoleon III. sah keinen anderen Ausweg, als sich selbst an Preußen anzuschließen. Preußen war nicht abgeneigt. Bismarck begab sich im Herbst 1864 nach Biarritz, wo sich die kaiserliche Familie gerne aufhielt. Man sprach über alle Fragen der Bündnisangelegenheit. In der Frage der Kompensationen war vom Rhein nicht die Rede. Bismarck spielte auf Belgien und Luxemburg an.

„Er hat mir alles angeboten, was ihm nicht gehört", sagte Napoleon.

Ein Jahr später war Bismarck wieder in Biarritz. Die Gasteiner Konvention hatte die Verwaltung Schleswigs Preußen und die Holsteins Österreich zugesprochen. Napoleon hatte dagegen protestieren lassen. Bismarck, dem das Kompromiß ohnehin wenig behagte, wollte nun endgültig darüber in Klarheit sein, was er von Frankreich zu erwarten hatte. Er war zu großen Opfern bereit.

Am Strande von Biarritz und im Garten der Villa Eugenie fanden zahlreiche und lange Gespräche statt. Es hatte den Anschein, als ob Napoleon noch einmal — und zwar unwiderruflich zum letztenmal — die Trümpfe in der Hand hielt. Entschloß er sich jetzt zu dem Bündnis mit Preußen, so war nicht nur der Friede für Frankreich gesichert, nein, Frankreich hätte die Kompensation am Rhein und die erneute Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent erlangen können.

Statt sich um die Interessen Frankreichs zu kümmern, erwähnte er die Donaufürstentümer, die Österreich als Kompensation für Venetien erhalten solle, wenn es dieses an Italien abtrete. Da Bismarck auswich, glaubte auch er ausweichen zu müssen. Der Unterschied war nur der, daß der eine aus Stärke, der andere aus Schwäche handelte.

„Lassen wir die Ereignisse an uns herankommen", sagte Napoleon, „wir werden ihnen unsere Entscheidungen anpassen."

Es kam nicht einmal zu einer mündlichen, geschweige denn zu einer schriftlichen Verabredung. Der Kaiser glaubte, verschlagen zu sein, und war naiv. Bismarck war nicht verschlagen, sondern überlegen.

„Ein hochgewachsener Deutscher", schrieb damals Mérimée, der eine bessere Menschenkenntnis hatte als der Kaiser, „sehr höflich und nichts weniger als naiv. Er scheint keine Spur von ‚Gemüt' zu haben, dafür aber sehr viel Geist. Er hat an mir eine Eroberung gemacht."

Auch Emile Ollivier gab eine ausgezeichnete Charakteristik von ihm: „Bismarck besitzt in einem ungewöhnlichen Maße die zahlreichen und vielseitigen Eigenschaften der Gründer großer Reiche: die Schnelligkeit bei gegebener Gelegenheit und die wohlüberlegte Voraussicht, den ungeduldigen Tatendrang und die anerzogene Geduld zum langen Warten, die Wucht eines festen und beständigen Mutes, Zähigkeit in der Arbeit, Unerschütterlichkeit im Bestehen von Rückschlägen und Überraschungen, Verachtung der Unentschiedenheit, Mut zu heroischen Entschlüssen und zur Übernahme von Verantwortlichkeiten, die entweder zum Ruhme oder zur Vernichtung führen, den sicheren Blick des gesunden Menschenverstandes, der mehr in die Höhen als in die Niederungen schaut, der die Oberfläche durchbohrt und in die

Tiefen der Charaktere und Tatsachen eindringt, der im Fluge den oft flüchtigen Augenblick erfaßt, wo das Unmögliche möglich ist oder in einer Sekunde werden kann, ferner die Mäßigung im Erfolg, das Maßhalten in der Kühnheit, die Geschicklichkeit, Hoffnungen zu machen, einzufangen, zu verführen, zu zerstreuen durch seinen originellen Geist, der sich in bald gemütlichen, bald humorvollen Einfällen tummelt, wenn auch immer mit einem Untergrund von Roheit, die Geschmeidigkeit vorzustoßen oder an sich zu halten, zu wagen oder zu zögern, zu schmeicheln oder zu erschrecken."

Bismarck gewann den Eindruck, daß Frankreich im Falle eines preußisch-österreichischen Konfliktes neutral bleiben werde. Das war ihm genug, wenn das Bündnis nicht zu erreichen war.

Napoleon wünschte im Grunde den preußisch-österreichischen Konflikt, weil er überzeugt war, daß Österreich siegen werde. Er glaubte dann für seine Neutralität Venetien für Italien aushandeln zu können und die Rheinprovinzen für Frankreich.

Bismarck nahm kurz entschlossen Besprechungen mit Italien auf. Am 8. April 1866 endlich kam ein Offensiv- und Defensivbündnis zwischen Preußen und Italien zustande. Der Kaiser hätte einsehen müssen, daß nun sein Spiel verfehlt war, denn Österreich konnte jetzt gegen das mächtige Preußen nicht mehr siegen.

Am 14. Juni ordnete der Bundestag die Mobilmachung an. Auch Italien trat in den Krieg ein. Die süddeutschen Staaten stellten sich auf die Seite Österreichs. Die Preußen rückten in Hannover, Hessen und Sachsen ein, aber die Italiener wurden zehn Tage später bei Custozza geschlagen.

Österreich war nun von einem Zweifrontendruck befreit und konnte einen Hauptteil der Truppen nach dem Norden werfen. Preußen mußte rasch handeln. Die Truppen drangen in Böhmen ein, drängten die Österreicher zurück bis Sadowa an der Bistritz. So blieb den Österreichern keine Zeit zu einer Truppenverschiebung.

Diese Schnelligkeit der Preußen entschied nicht nur die Schlacht, sie entschied den ganzen Krieg. Auf beiden Seiten standen etwa 200 000 Mann. Die österreichische Artillerie war der preußischen überlegen. Es gelang Benedek, die preußischen Linien ins Wanken zu bringen. Wenn jetzt nicht die Armee des Kronprinzen erschien, war die Schlacht verloren.

Bismarck, der zu Pferde, neben Moltke hielt, zündete sich eine Zigarre an. Er war entschlossen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen,

wenn bis zu ihrem Abbrennen der Kronprinz nicht gekommen sei. Aber der Kronprinz kam rechtzeitig und die Österreicher mußten sich in wilder Flucht auf Königgrätz zurückziehen.

Wie wenig Napoleon III. noch die großen Linien der Politik überblickte, das bewies sein Verhalten unmittelbar nach der Niederlage der Österreicher. Er zeigte sich befriedigt, und Paris flaggte und illuminierte. Nun würde Italien Venetien erhalten. Immer wieder Italien, als ob das Schicksal Frankreichs nichts sei!

Es dauerte nicht lange, bis der Kaiser aus seiner Verblendung erwachte. Hatte er denn geglaubt, daß ihm ein siegreiches Preußen freiwillig einen Fuß breit Boden abtreten würde? Nein, das hatte er selbst nicht geglaubt. Er hatte nur nicht daran gedacht.

Drouyn de Lhuys machte den Vorschlag, im Elsaß einige Divisionen zusammenzuziehen. Eugenie, deren Sympathien immer auf seiten Österreichs waren, sah in diesem Augenblick zum erstenmal ganz klar. Sie stellte sich auf die Seite Drouyns.

Der Kaiser hatte nicht mehr die Kraft, zu entscheiden. Er konnte sich vor Schmerzen kaum aufrecht erhalten. Eben hatte sein Arzt Blasensteine diagnostiziert. Wie sollte er als kranker Mann das Risiko eines Krieges auf sich nehmen?

Ein Risiko war es zweifellos, obwohl die Preußen keine Truppen am Rhein stehen hatten. Aber das Risiko hätte sich wahrscheinlich gelohnt. Österreich war keineswegs vollkommen geschlagen und die süddeutschen Staaten wären sofort auf die Seite Frankreichs getreten. Der Vizekaiser Rouher entschied. Er wandte sich gegen Drouyn de Lhuys. Er hatte gewiß nicht Unrecht, wenn er auf Mexiko verwies. Eben war ja die unglückliche Kaiserin Charlotte angekommen. Ein Zeichen, daß alles verloren war. Zwei Niederlagen auf einen Schlag. Nur Zurückhaltung konnte das Kaiserreich retten.

„Frankreichs Schicksal steht auf dem Spiel!" rief die Kaiserin leidenschaftlich aus. „Wir müssen sofort handeln. Sobald die preußischen Truppen nicht mehr in Böhmen beschäftigt sind und sich gegen uns wenden können, wird Bismarck auf unsere Einwendungen pfeifen."

Alles, wozu sich der kranke Kaiser entschließen konnte, war die Entsendung Benedettis zu Bismarck, um diesen zu einem Waffenstillstand zu drängen. Bismarck erschrak, als er Benedetti sah. Aber rasch wurde seinem durchdringenden Blick klar, daß Frankreich nicht in der Lage war, zu intervenieren.

Er stellte also seine Forderungen auf Annexion der besetzten Gebiete,

und Napoleon sagte zu allem ja. Der Friede von Nikolsburg am 26. Juli 1866 besiegelte nicht nur das Schicksal Österreichs sondern auch das Frankreichs.

Wie sinnlos, jetzt noch an Bismarck Forderungen auf Kompensation zu schicken! Rouher bestand darauf, die Grenzen von 1814 zu verlangen und die Kaiserin meinte, man solle alles oder nichts fordern. „Wenn Sie auf Ihrer Forderung bestehen", erklärte Bismarck schroff dem französischen Botschafter, „werden wir alle unsere Truppen an den Rhein schicken."

Es war zu spät. Die „Schmach von Sadowa" sollte fortan nichts anderes sein als das heftigste Agitationsmittel der Linken gegen das Kaisertum. Jetzt war das liberale Empire nicht mehr lange aufzuhalten.

Bis zum Sturz des Vizekaisers dauerte es immerhin noch einige Jahre. Unterdessen fand am 1. April 1867 die Eröffnung der zweiten großen Weltausstellung in Paris statt. Sie hatte nicht mehr im Industriepalast Platz und mußte auf den Champ de Mars gelegt werden.

Noch einmal glühte die sinkende Sonne und streute ihr brennendes Rot über den Himmel Europas. Noch einmal entstand ein wahres Zauberreich an Gärten, Kiosken, Kuppeln und Kolonnaden, bevölkert mit den bunten Völkerschaften des Orients, der Hindus, Chinesen, Araber, Neger, Ägypter, Türken und Mexikaner. Noch einmal strömten die Herrscher der Welt nach der Hauptstadt Europas.

Glitzernde Karusselle und bunte Schaukeln, Abnormitäten- und Raritätenkabinette, Treibhäuser mit exotischen Pflanzen und Volièren mit bunt gefiederten Vögeln, Schaubuden und Ausstellungshallen und dazu der betäubende Lärm fremder Sprachen, melancholischer Drehorgeln und Leierkasten — ein ungeheurer, unbeschreiblicher Jahrmarkt der Menschen und Tiere, der Waren und der Eitelkeiten.

Das eigentliche Ausstellungsgebäude, ein riesenhaftes Oval mit konzentrischen Ringen, enthielt alle Wunderdinge der modernen Industrie und des Verkehrs. Man sah Maschinen und Lokomotiven, Teleskope und Mikroskope, Webstühle und Textilwaren, chemische und landwirtschaftliche Produkte, Möbel und Kleider, Statuen und Gemälde — alles in einem verwirrenden Durcheinander.

Man muß die farbenprächtigen Schilderungen bei de la Gorce nachlesen, um einen Begriff vom Leben und Treiben auf dieser Weltausstellung zu bekommen. Es ließe sich darüber nicht ein Kapitel, nein ein ganzes Buch schreiben.

Von den europäischen Fürstlichkeiten sah man zuerst den König von Griechenland. Dann erschienen das belgische Königspaar und die deutsche Kronprinzenfamilie. Der Kaiser hatte an alle Fürstenhäuser schreiben lassen und es kamen auch so ziemlich alle regierenden Fürsten.

Einige Sorge bereitete es, zu verhindern, daß der Zar von Rußland und der König von Preußen zusammentrafen. Man hätte es am liebsten gesehen, wenn der Zar zugesagt und der König abgesagt hätte. Statt dessen traf am 11. Mai die alarmierende Nachricht in den Tuilerien ein, daß Oheim und Neffe zusammen kommen werden.

„Ich sehe aus der heutigen Abenddepesche", schrieb Napoleon aufgeregt an den Minister des Auswärtigen", daß der Kaiser von Rußland mit dem König von Preußen zusammen nach Paris kommt. Man muß versuchen, dies zu verhüten. Wenn man die Reise des Königs von Preußen nicht vollkommen verhindern kann, bitte ich keinen Augenblick zu versäumen und Baron Budberg (dem russischen Gesandten in Paris) mitzuteilen, daß der Kaiser von Rußland, wenn er allein kommt, hochwillkommen ist, daß aber seine Ankunft mit dem König von Preußen einen schlechten Eindruck machen würde ..."

Das war nicht nur ein grober Taktfehler, sondern auch eine diplomatische Ungeschicklichkeit. Damit konnte er weder eine Annäherung an Rußland ermöglichen, die ihm so sehr am Herzen lag, noch eine Annäherung zwischen Rußland und Preußen verhindern.

Zu allem Unglück demonstrierten die Polen in Paris gegen den Zaren, ohne daß es die Polizei verhindern konnte, und gab ein polnischer Arbeiter im Bois de Boulogne Schüsse auf den Zaren ab, als er mit dem Kaiser von der Militärparade von Longchamp zurückfuhr.

„Nun sind wir Waffenbrüder, wir haben zusammen im Feuer gestanden", sagte Napoleon.

„Wir stehen alle in Gottes Hand", erwiderte der Zar.

Das Maß war voll. Unmittelbar danach kam es zu Besprechungen zwischen dem Zaren und Bismarck. Nach Petersburg zurückgekehrt, gab Alexander dem Kanzler Gortschakow seinen endgültigen Frontwechsel bekannt. Er sprach die Anerkennung der annektierten Gebiete an Preußen aus.

Noch gab es eine letzte Möglichkeit, die Russen wenigstens günstiger zu stimmen. Hätte man den Polen zum Tode verurteilt, so wäre es in der Hand des Zaren gelegen, den Kaiser um Begnadigung zu bitten. Statt dessen ließ es Napoleon zu, daß Etienne Arago eine haßerfüllte

Tirade gegen den russischen Despotismus losließ und daß der Attentäter begnadigt wurde.
Nach dem deutsch-französischen Krieg sagte Gortschakow dem Herrn von Chaudordy in Interlaken, daß diese Haltung Napoleons den Zaren zur Neutralität bestimmt habe.
Am Abend vor der Preisverteilung auf der Weltausstellung traf die Nachricht aus Mexiko ein, daß Kaiser Maximilian erschossen worden sei. Der Kaiser suchte die Hiobsbotschaft zu verheimlichen, doch brachte sie am anderen Tage die gesamte Presse des Auslands.
Das war das zweite große Unglück dieser glanzvollen Veranstaltung.
Die Niederlagen von Mexiko und Sadowa hatten auf die inneren Verhältnisse eine noch viel größere Chokwirkung. Mit dem Ansehen des Kaisers in der Welt schwand sein Ansehen im Volk und zerrann ihm unter den Händen, je krampfhafter er sich bemühte, es zu halten.
Noch vor der Eröffnung der Weltausstellung hatte er die Bestimmung über die Pressefreiheit und das Versammlungsrecht gelockert. Die Presse wurde vom Zwang einer vorherigen Genehmigung befreit, die Stempelgebühren herabgesetzt, die administrativen Verwarnungen abgeschafft. Rouher kämpfte vergeblich dagegen an.
Die Folgen davon waren leicht vorauszusehen: die Auflagen der Oppositionsblätter stiegen ebenso flutartig wie ihre Neugründungen. Ihre Titel nahmen wieder einen wenn auch vorsichtig drohenden Ton an: „Le Reveil", „La Tribune", „Le Rappel", „L'Electeur libre", „Le Peuple", „La Discussion". Henri Rochefort gab die Wochenschrift „La Lanterne" heraus, in der er die Regierung dem Gelächter des Pöbels preisgab.
„Die Zeit für die völlige Gedankenfreiheit ist gekommen", sagte der alte Sainte-Beuve, „es ist gewiß nicht zu früh dafür, es ist nicht mehr sieben oder zehn Uhr morgens, es hat schon Mittag geschlagen."
Arbeiterbewegung und Streiks griffen um sich, die Internationale wuchs rapid, die Versammlungen wurden überfüllt, in denen zur offenen Rebellion gegen die Regierung aufgefordert wurde, es kam zu blutigen Zwischenfällen, aber die schwindende Autorität der Regierung sah zunächst keine Möglichkeit, einzugreifen.
Aus dem Hintergrund tauchte eine machtvolle Figur auf, ein starker Mann und ein glänzender Redner zugleich: Léon Gambetta. Er war halb Italiener, halb Franzose, aber gerade diese Mischung gab ihm die Befähigung zu einem leidenschaftlichen revolutionären Pathos.
„Der Zweite Dezember", schrie er, die Abrechnung heraufbeschwö-

rend, „der Zweite Dezember — um einen Thronprätendenten scharten sich Männer, die Frankreich nicht kannte, die weder Begabung noch Ehre besaßen, weder Rang noch Auskommen, eine Art Leute, die zu allen Zeiten die Komplicen der Gewaltstreiche sind."

„Was Euch deutlicher als alles andere das Urteil spricht — denn es beweist Euer schlechtes Gewissen — ist, daß Ihr es nie gewagt habt, zu sagen: Wir wollen den Zweiten Dezember zum Nationalfeiertag erheben. Nun wohl, diesen Jahrestag, den Ihr nicht haben wollt, den werden wir uns nehmen. Jedes Jahr soll er der Gedenktag für unsere Toten sein!"

„Sie hatten recht", sagte der Kaiser zu Dugué de la Fauconnerie, „dieser Gambetta ist wirklich begabt. Wäre es nicht möglich, ihn zu beruhigen?"

Im Mai 1869 fanden Wahlen statt. Man griff zu den alten Methoden: offizielle Kandidaturen, Bearbeitungen der Städte durch die Präfekten und des Landes und den Klerus. Ergebnis: 4 438 000 Stimmen für die Regierung, 3 355 000 Stimmen für die Opposition.

Obwohl die Regierung eine beträchtliche Mehrheit erhielt, war das Ergebnis niederschmetternd. War es schon soweit, daß selbst der Wahlterror nicht mehr viel nützte?

„Alle Welt hat Furcht", schrieb Mérimée, „ohne recht zu wissen warum. Allgemein herrscht Beklemmung und Nervosität. Es ist ein Gefühl, wie im letzten Akt von Mozarts Don Juan, bevor der Komtur erscheint."

Das Parlament war sich darüber im klaren, daß der Kaiser aus eigener Kraft nicht mehr in der Lage war, den unaufhaltsamen Vormarsch des Liberalismus aufzuhalten. Es wußte auch, daß der Mann im Hintergrund, der sich dagegen stemmte, Rouher war. Rouher mußte daher fallen. Und Rouher fiel, nachdem er vorher gegen seinen Willen in der Kammer die neuen Bestimmungen einer weiteren Lockerung des Regimes bekannt gegeben hatte. Nun konnten auch Abgeordnete Minister werden.

Am 15. August 1869 fand die Feier des hundertsten Geburtstages Napoleons I. statt. Der Kaiser wagte es nicht, ein bombastisches Fest daraus zu machen. Niemand beteiligte sich daran. Er erließ eine allgemeine Amnestie. Niemand kümmerte sich darum.

Marschall Niel, der mit der Reform des Heeres beauftragt war, starb, ohne sein Werk vollendet zu haben. Die Kammer zeigte ihre Macht.

Die Armeebestände mußten um ein Drittel vermindert werden. Eine verhängnisvolle Rache angesichts der drohenden Gefahren!

Noch einmal fiel ein später, müder Glanz auf das Kaiserreich: am 16. November wurde der Suezkanal eröffnet. Die Kaiserin, die Lesseps unterstützt hatte — hatte nicht der General Bonaparte 1799 in Ägypten das Projekt zuerst wieder aufgegriffen? — die Kaiserin ließ sich im Lande des Nil feiern. Für wen? Für Frankreich? Sollte nicht später der eigentliche Nutznießer England sein?

Demgegenüber häuften sich die äußeren Mißerfolge in geradezu erschreckendem Maße.

Bismarck versperrte immer und überall dem Kaiser den Weg. In der Frage der spanischen Revolution trat er auf die Seite des Generals Prim, was noch schwere Folgen für Frankreich haben sollte. Rumänien, das Frankreich alles verdankte, wurde von ihm auf die deutsche Seite gezogen. In dem Konflikt zwischen Griechenland und der Pforte wegen Kreta trat Bismarck auf die Seite der Pforte und zwang den Kaiser auf der Pariser Konferenz zum Rückzug. Auch hinter der Affäre mit den belgischen Eisenbahnen stand drohend das gleiche unheimliche Gespenst.

Eine Allianz mit Österreich und Italien hätte die süddeutschen Staaten im Konfliktsfalle Frankreich zugeführt. Die Verhandlungen schienen zu gedeihen. Da war wieder die römische Frage, die wie Bleigewicht schon seit zwei Jahrzehnten an seinen Füßen hing, und die Allianz kam nicht zustande.

Mit dem Beginn des neuen Jahres schien es dem Kaiser höchste Zeit, endlich ein liberales Ministerium zu bilden. Er forderte Emile Ollivier auf, in die Regierung einzutreten. Wieder nur eine halbe Sache, die Ollivier ablehnte. Er forderte mit Recht die Ministerpräsidentschaft und eine Regierung aus neuen Leuten.

„Rufen Sie die politische Jugend auf", riet er dem Kaiser, „sie allein kann Ihrem Sohn den Thron retten. Die egoistischen alten Herren Ihrer Umgebung denken nur an sich selbst."

Am 2. Januar 1870 wurde Ollivier an die Spitze der Regierung gerufen. Er war entschlossen, die Rolle eines Mirabeau zu spielen. Konnten die Revolution und das Kaisertum noch vereinigt werden?

„Wenn Sie auf unsere Mitwirkung zählen", sagte der unversöhnliche Gambetta, „um die Freiheit unter dem Kaisertum zu begründen, so haben Sie sich verrechnet. Zwischen der Republik von 1848 und der

Republik der Zukunft sind Sie nicht mehr als ein Punkt, und über diesen Punkt werden wir hinwegschreiten."

Noch am gleichen Tage wurden die Gemüter durch einen tragischen Vorfall erhitzt. Prinz Pierre Bonaparte, ein Sohn Luciens, erschoß den Republikaner Victor Noir, der ihn geohrfeigt hatte. Henri Rochefort schrieb in der „Marseillaise" einen drohenden Artikel, und im Parlament rief er aus:

„Man muß sich die Frage vorlegen, ob wir es mit der Familie Bonaparte oder mit der Familie Borgia zu tun haben."

Es brach ein Aufstand aus, von der Internationale und den Blanquisten geschürt, und Ollivier mußte zahlreiche Verhaftungen vornehmen. Ein Vorgang, der ihn als Renegat nicht beliebter machte.

Immerhin gelang es der Umsicht Olliviers, die Wogen der Erregung zu glätten. Im März schien es sogar soweit zu sein, daß die Regierung Ollivier von der Bevölkerung begrüßt wurde. Man konnte selbst in der Frage der Reform des Senats ein Plebiszit wagen. Ein altes bonapartistisches Kunstmittel der Volksbefragung, um das Parlament mattzusetzen. Die Republikaner schrien von einem Rückfall in den Despotismus.

Der Sieg der Regierung war überwältigend: 7 336 000 Ja gegen 1 560 000 Nein bei 1 894 000 Stimmenthaltungen.

„Die Widersacher unserer Staatsverfassung haben das Volk vor die Wahl zwischen der Revolution und dem Kaiserreich gestellt. Es hat entschieden!" rief der Kaiser triumphierend.

„Das Kaiserreich ist stärker als je", mußte selbst Gambetta zugeben.

Der Kaiser ließ sich nocheinmal das alte Wahnbild der Selbstherrlichkeit vorgaukeln. Er berief den Herzog von Gramont, den bisherigen Botschafter in Wien, ins Außenministerium, um hinter dem Rücken der Regierung das Bündnis mit Österreich zu betreiben. Obwohl Österreich keinerlei Bindung einging, tat er so, als ob dieses bei einem Konflikt mit Preußen auf Frankreichs Seite treten werde.

Der Konflikt kam rascher als gewünscht und befürchtet.

In aller Heimlichkeit hatte Bismarck die Kandidatur Leopolds von Hohenzollern-Sigmaringen für den spanischen Thron betrieben. Damit stellte er den Kaiser bewußt vor die Wahl, sein Ansehen in Europa für immer einzubüßen oder einen Krieg mit ungleichen Kräften zu beginnen.

Die öffentliche Meinung in Frankreich wurde erregt. Die Linke gebärdete sich noch hitziger als die Rechte. Selbst Thiers, Favre, Gam-

betta predigten den nationalen Krieg. Im Gebälk der Presse knisterte bereits der Brand.

„Wir werden ein Volk von achtunddreißig Millionen Gefangenen sein", schrieb Edmond About im „Soir", „wenn sich diese Nachricht als wahr erweist. Sie wird falsch sein, wenn dies unser Wille ist. Aber ist die französische Regierung noch eines Willens fähig?"

„Das darf keineswegs geschehen", sagte Gramont zu Metternich. „Wir werden uns mit allen Mitteln dagegen wehren, selbst wenn es dadurch zum Krieg mit Preußen kommen sollte."

Das Wort „Krieg" war gefallen. Die Regierung war zum Krieg entschlossen. Aber Österreich rührte sich nicht.

„Endlich! Endlich!" sagte Marschall Vaillant zum Kaiser, „nun ist der Druck von Sadowa von uns gewichen, der vier Jahre lang erstickend auf uns lastete. Eine so günstige Gelegenheit kommt nicht wieder."

Gramont beauftragte Benedetti, den König von Preußen in Ems aufzusuchen, wo dieser zur Kur weilte. Der König zeigte sich sehr entgegenkommend und versöhnlich. Er wünschte keinen Krieg. Die französische Regierung, die darin ein Zeichen der Schwäche zu erblicken glaubte, riet Benedetti zu einem brüskeren Vorgehen. Sie forderte eine offizielle Zurücknahme der Hohenzollernkandidatur.

Inzwischen löste sich die Frage dadurch, daß Primo von seinen Absichten auf Vorstellungen Englands und Italiens abließ. Ein Abgesandter der spanischen Regierung bewirkte den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern auf die spanische Kandidatur.

Der König war zufrieden. Aber Bismarck schickte einen Abgesandten und ließ seine Demission anbieten. Er empfand das Zurückweichen des Königs als persönliche und nationale Schmach.

Auch der Kaiser war glücklich. Er sagte zu den Offizieren:

„Das ist eine große Beruhigung für mich. Ich bin sehr glücklich, daß alles so gut abgelaufen ist. Ein Krieg ist immer ein gewagtes Abenteuer."

Anders die Kaiserin, die auf seiten der Kriegspartei stand und die Ansicht früher schon ausgesprochen hatte, daß nur ein Krieg das Regime im Innern retten konnte.

„Das ist eine Schande", sagte sie. „Das Kaiserreich wird alle Achtung einbüßen."

Das Tragische dieser Situation war, daß sie recht hatte. Recht allerdings nur, wenn der Krieg siegreich ausging. Aber davon war sie vollkommen überzeugt.

Sie unterstützte Gramont in der Forderung, von König Wilhelm eine förmliche Zusicherung zu verlangen, daß er einer neuerlichen Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern seine Genehmigung verweigern werde. Nur dann versprach sie sich eine Festigung des Thrones.
Unfähig, die Konsequenzen zu überblicken und zu schwach, seiner Gattin in einer so schwerwiegenden Entscheidung Widerstand zu leisten — „Er hat keinen Einwand erhoben", sagte Eugenie später zu Paléologue — ließ er es zu, daß Benedetti nocheinmal Schritte unternahm.
Benedetti traf den König im Park von Ems. Der König wollte sich auf kein Gespräch mehr einlassen. Er verwies den Botschafter auf Berlin. Als dieser noch zweimal um Audienz nachsuchte, weigerte er sich, ihn zu empfangen.
Bismarck formulierte den Text der Emser Depesche. Er betonte ausdrücklich, daß sich der König zweimal geweigert habe, den französischen Botschafter zu empfangen. Das war ein gut gezielter Hieb, den die Franzosen selbst herausgefordert hatten. Der Text der Depesche war am anderen Morgen schon in der Presse zu lesen.
Am 19. Juli 1870 erklärte Frankreich an Preußen den Krieg und lud damit die Schuld vor aller Welt auf sich.
„Sire, zwischen dem König von Preußen und Ihnen steht die Partie nicht gleich", sagte der Innenminister zum Kaiser. „Er kann es sich leisten, mehrere Schlachten zu verlieren. Für Sie aber würde eine Niederlage die Revolution bedeuten."
„Sie sagen mir da recht traurige Dinge", entgegnete der Kaiser melancholisch, „aber ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit."

SEDAN

In Saint-Cloud einige Tage nach der Kriegserklärung.
Der Kaiser ging schwankend und nach vorne gebeugt in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Sein Gesicht war leichenblaß. Seine Augen matt. Es war, als ginge er unter einer unsichtbaren Last des Schicksals.
Die Türe öffnete sich und Prinzessin Mathilde trat lautlos ein.
„Ist es wahr, daß Du den Oberbefehl über die Armee übernimmst?" redete sie den Kaiser sogleich unvermittelt an.
„Ja", entgegnete er tonlos.
„Aber das ist ja unmöglich! Du bist nicht imstande, ihn zu über-

nehmen. Du kannst nicht mehr reiten. Du kanst nicht einmal mehr die Erschütterung in einem Wagen aushalten. Was gedenkst Du am Tage einer Schlacht in diesem Zustande zu tun?"

„Du übertreibst, meine Liebe! Du übertreibst!" versuchte der Angeredete lächelnd abzuwehren.

„Aber nein, ich übertreibe nicht. Schau Dich nur selber im Spiegel an!" gab Mathilde energisch zurück.

„Ja, es ist wahr, ich sehe nicht gerade tapfer aus!"

Als Mathilde immer noch nicht schwieg, machte er eine Gebärde müder Resignation. Das Schicksal schien ihm unabwendbar.

Dieses Gespräch hatte eine geheimnisvolle Vorgeschichte, von der nur wenige Menschen etwas wußten. Sie hatte sich wenige Wochen früher im gleichen Schlosse zugetragen.

Am 20. Juni 1870, einen Monat vor der Kriegserklärung, fuhr im Wagen des Polizeipräfekten ein junger, tüchtiger, obgleich noch wenig bekannter Assistenzarzt Germain Sée nach Saint-Cloud. Er war zwar als Gegner des Kaiserreichs bekannt, doch hatte ihn die Herzogin von Mouchy wegen seiner Fähigkeit zur Diagnose empfohlen. Die Vertrauensärzte des Kaisers wußten nichts von diesem heimlichen Besuch.

Als Germain Sée das riesige Zimmer betrat, in dem der Kaiser frierend in Decken gewickelt lag, kam es ihm wie die Place de la Concorde mitten im Winter vor. Er ließ daher sogleich die Fenster schließen.

Auf dem Schreibtisch standen Meßgläser, mit Urin gefüllt.

„Das sind ja Urine, die Eiter enthalten", sagte er sogleich fast erschrocken. Er stellte ein Fünftel Eiter fest.

Der Kaiser erzählte dem jungen Arzt seine Leiden, die seit 1864 beständig zugenommen hatten. Augenblicklich könne er weder gehen, noch fahren oder gar reiten. Obwohl es Sommer sei, friere er immer. Er uriniere Blut und Eiter und sei manchmal genötigt, weiche Sonden zu Hilfe zu nehmen. Das alles halte er für Symptome der Gicht.

Der junge Arzt lächelte skeptisch. Die Diagnose war ihm sogleich klar. Eine genaue Untersuchung ergab, daß alle Organe, außer der Blase, in gutem Zustande waren.

In einem wissenschaftlichen Bericht formulierte Sée die Ergebnisse der Untersuchung.

Auf den 1. Juli wurde von den bisherigen Ärzten ein geheimes Konsilium anberaumt. Man wollte den jungen Dr. Sée ausschließen, da

man seine Autorität in Zweifel zog. Die Kaiserin drang jedoch darauf, daß er zugelassen wurde.

An diesem Tage traten schon um sieben Uhr morgens in den Tuilerien Conneau, Nélaton, Corvisart, Ricord, Fauvel, Sée zusammen.

Sée gab einen Bericht über die Ergebnisse seiner persönlichen Untersuchung. Alle Symtome deuteten auf einen Nierenbecken- und Blasenkatarrh durch Stein hin.

„Wenn der Kaiser ein gewöhnlicher Kranker wäre, z. B. Nr. 14 in einem Hospital, würden Sie ihn längst mit einer Sonde untersucht haben", schloß der junge, mutige Arzt.

Ricord war der gleichen Ansicht. Corvisart ließ nur den Blasenkatarrh gelten. Fauvel schloß auf einen Abszeß der Vorsteherdrüse. Nélaton war vom Vorhandensein eines Steins überzeugt.

Nélaton war der erste Chirurg seiner Zeit. Er hatte jedoch zu einer Steinzertrümmerung ebenso große Bedenken wie zu einem Blasenschnitt. An einer Steinzertrümmerung war ihm eben erst ein namhafter Patient gestorben. Die Verantwortung schien ihm bei dem kaiserlichen Herrn zu groß.

Man einigte sich auf eine Badekur. Conneau wurde beauftragt, die Kaiserin zu beruhigen.

Germain Sée, von den „Autoritäten" etwas hochmütig desavouiert, verfaßte ein Exposé über die Ergebnisse seiner Untersuchung vom 20. Juni und übergab es in einem verschlossenen Kuvert Conneau. Ungeöffnet fand man es nach dem Sturz des Kaiserreichs in einer Schublade in den Tuilerien.

Die Verheimlichung des Dokuments und des Konsiliums spielte später noch eine große Rolle. Man sah darin eine unmittelbare Schuld der Ärzte an der Niederlage Frankreichs. Der Kaiserin wurde vorgeworfen, die Verheimlichung veranlaßt zu haben.

„Welches Interesse hätte Conneau haben können, dieses Dokument zu unterdrücken?" fragte Ollivier. „Man hat übelwollend gesagt, daß es auf Betreiben der Kaiserin geschehen sei, um jeden Einwand gegen die Abreise des Kaisers zur Armee zu beseitigen. Die Daten entkräften diese Verleumdung. Die Konsultation war am 1. Juli. An diesem Tage war die Kandidatur Hohenzollern noch nicht bekannt. Niemand dachte damals an den Krieg und daher auch nicht an die Abreise des Kaisers zur Armee."

Der Einwand wegen des Datums ist wenig stichhaltig. Das Versäumte konnte jederzeit nachgeholt werden, wenn es tatsächlich versäumt

wurde. Es ist jedoch völlig abwegig und absurd, der Krankheit des Kaisers ausschlaggebende Bedeutung beizumessen.
Der deutsch-französische Krieg zeigte eindeutig die Überlegenheit der deutschen Armee und der preußischen Führung. Napoleon III. war weder Bismarck an politischem, noch Moltke an militärischem Genie gewachsen. Die einzelnen Phasen des Krieges wären vielleicht anders verlaufen, wenn der Kaiser im Vollbesitze seiner körperlichen Kräfte gewesen wäre, aber das Endergebnis hätte kein anderes sein können. Wer möchte jedoch glauben, daß es gar nicht zum Ausbruch des Krieges gekommen wäre, wenn die Ärzte nicht geschwiegen hätten? Der Kaiser hätte aus Prestigegründen erst recht die Bedeutung seiner Krankheit bagatellisiert. Ja, gerade die Tatsache seiner Hinfälligkeit hat ihn vielleicht veranlaßt, die Führung zu übernehmen. Eine Politik des Prestiges duldet kein Zeichen der Schwäche. So mußte der Schein der Stärke die tatsächliche Schwäche verdecken.
Es war nicht die Krankheit des Kaisers, es war die Krankheit des Kaiserreichs, die den Zusammenbruch herbeiführte.
In der Galerie de Diane zu Saint-Cloud fand ein großes Abschiedsbankett statt. Zum ersten Male seit achtzehn Jahren spielte man die Marseillaise. War es Ahnung? Symbol? Trunken vor Ekstase tanzte man und schwang die Champagnergläser. Man feierte den Sieg, ehe man ihn hatte.
Auf der Schloßterrasse begeisterte man sich am Anblick fallender Sternschuppen. War es Ahnung? Symbol?
„Wenn man schnell genug ‚Victoire!' ruft, bis der Stern zur Erde fällt, ist der Erfolg der französischen Waffen sicher", sagte ein junges Mädchen abergläubisch.
Man bewunderte die Schönheit des fallenden Sternes und vergaß dabei „Victoire!" zu rufen.
Am andern Morgen — es war der 28. Juli — gegen zehn Uhr versammelten sich die Minister im Schlosse. Der Kaiser erschien in der Uniform eines Divisionsgenerals und verabschiedete sich herzlich.
„Jetzt reise ich unter einem guten Sterne ab", sagte er.
Der gute Stern war jedoch in der Nacht zur Erde gefallen und alle hatten versäumt „Victoire!" zu rufen.
Unter dem Schloßportal stand der Kaiser mit der Kaiserin und dem kleinen Prinzen. Der vierzehnjährige Lulu trug die Uniform eines Unterleutnants der Grenadiere. Er sah entzückend aus, aber aus seinen Augen flossen die Tränen.

Am Ende des Parkes nahm auch die Kaiserin Abschied. Sie machte nach spanischer Sitte auf die Stirne ihres Sohnes das Zeichen des Kreuzes. Dann mahnte sie ihn, seine Pflicht, ganz seine Pflicht zu tun. Als der Zug sich in Bewegung setzte, sah der Kaiser noch einen seiner treuen Kammerherren.

„Du-Manoir", sagte er zu ihm, „ich habe Ihnen noch gar nicht Adieu gesagt." Das waren seine letzten Worte.

Er sollte Saint-Cloud und Paris nicht wieder sehen.

Am gleichen Abend, gegen sechs Uhr, traf er mit dem kaiserlichen Prinzen in Metz ein. Er stieg in der Präfektur ab. Der Generalstab war im Hôtel de l'Europe untergebracht. Die übrigen höheren Offiziere im Hôtel de Metz.

Der Zustand der Armee hatte den Kaiser unterwegs schon mit schwerer Sorge erfüllt. Auf allen Bahnhöfen hatte er undisziplinierte Haufen gesehen, die berauscht waren, „à Berlin!" brüllten und verbotene Revolutionslieder sangen. In Metz bestätigten sich nur seine düsteren Ahnungen.

Nach einem vom Kaiser bereits im Jahre 1868 ausgearbeiteten Plane war am 8. Juli 1870 die Bildung von drei Heeren unter seinem Oberbefehl beschlossen worden: das erste im Elsaß unter Mac Mahon, das zweite in Lothringen unter Bazaine, das dritte bei Châlons unter Canrobert. Als man bereits mit den Vorarbeiten zur Aufstellung der Stäbe begonnen hatte, wurde der Plan vom Kaiser einfach wieder umgeworfen. Er bestimmte nur ein einziges Heer, die „Rheinarmee", die unter seinen Befehl gestellt wurde.

Ohne Zweifel glaubte Napoleon III. wie im Krimkriege und im Italienischen Feldzuge den Ruhm allein ernten zu können.

Diese stolze Rheinarmee bestand aus 8 Armeekorps (einschließlich der Garde), 3 Reserve-Kavalleriedivisionen und 1 Artilleriereserve. Aus Algerien waren je 3 Regimenter Zuaven und Turkos, 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique und das 9. Jägerbataillon auf den Kriegsschauplatz geschickt worden. Für die Verwendung im Felde standen zunächst 332 Bataillone, 220 Eskadrons, 154 Batterien mit 780 Geschützen und 144 Mitrailleusen zur Verfügung.

Marschall Lebœuf hatte in seiner Denkschrift eine Feldarmee von 370 000 Mann ausgerechnet. In Wahrheit betrug die Zahl am Tage der Ankunft des Kaisers 202 000 Mann. Noch am 5. August fehlten zur ursprünglich errechneten Zahl 100 000. Dabei befanden sich die deutschen Heere längst auf voller Kriegsstärke.

Gleich nach seiner Ankunft hielt Napoleon mit Lebœuf, Lebrun, Jarras, Bazaine einen Kriegsrat ab. Statt den Kriegsplan systematisch durchzusprechen und die Mißstände energisch zu bekämpfen, ließ man es, wie Jarras bemerkte, bei einer „causerie" über die allgemeine militärische Lage. Alles war und blieb Planlosigkeit und willkürliche Improvisation des Kaisers.

Die Mißstände waren von Beginn an katastrophal. Die Reservisten wurden zu spät eingezogen. Sie irrten von Depot zu Depot, und wenn sie endlich eingekleidet waren, überließ man es jedem einzelnen, seine Truppenteile zu suchen, die inzwischen längst nach der Grenze abgerückt waren. Oft erreichten die Reservisten ihre Bataillone erst, als sie schon im Feuer standen oder gar im Rückzuge begriffen waren.

Die Zahl der Pferde stimmte nirgends mit der der Mannschaften überein. Das war die notwendige Folge im unaufhörlichen Wechsel der Organisation. Innerhalb von vier Wochen wurde die Reiterei fünf oder sechs Mal neu organisiert. In dem Tableau der Rheinarmee befanden sich Kavalleriekorps eingezeichnet, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren.

Der Nachschub war vollkommen desorganisiert. Der Kommandant der Marseiller Territorialdivision telegraphierte: „9000 Reserven hier; ich weiß nicht, wohin mit ihnen. Um mir Luft zu machen, werde ich sie nach Algier mit den im Hafen liegenden Transportschiffen senden." Von Toulon aus wurden sämtliche einberufenen Krankenträger und Verwaltungshandwerker, die im Frieden in der afrikanischen Kolonie tätig gewesen waren, nach Algerien eingeschifft. Als man sie endlich zurückgeholt hatte, stand die allgemeine Niederlage bereits fest.

Am siebten Mobilmachungstage telegraphierte einer der neuen Brigadekommandanten: „Bin hier angekommen. Meine Brigade nicht gefunden, auch nicht die Division. Was soll ich machen? Weiß nicht, wo meine Regimenter sind." Als das Kriegsministerium, um dem Durcheinander zu steuern, die Weisung gab, daß kein Reservistentrupp ohne Befehl des Ministers zu den Feldtruppen geschickt werden dürfe, blieben zahlreiche Reserven in den Depots stehen, während ihre Regimenter vergeblich auf sie warteten.

Noch schlimmer war es um die Ausrüstung und Verproviantierung bestellt. Einen Tag vor der Ankunft des Kaisers hatte Lebœuf an seinen Nachfolger in Paris telegraphiert: „Die Truppenteile, die zur

Verstärkung der Armee herankommen, langen fortwährend ohne Patronen und ohne Lagerzeug an." Der Genralintendant drahtete: „Es gibt in Metz weder Zucker, noch Kaffee, Reis, Branntwein oder Salz, nur wenig Speck und Zwieback. Senden Sie sofort über Thionville wenigstens eine Million Rationen!"

Es fehlte überall und an allem. Nicht zuletzt am Geld. General de Failly drahtete aus Bitsch am 18. Juli: „Ich bin hier mit 17 Bataillonen Infanterie. Senden Sie mir Geld, damit die Truppen zu leben haben. Kein Geld in den öffentlichen Kassen der Umgegend. Kein Geld in den Korpskassen. Wir haben Mangel an allem und jedem."

„Débouillez-vous!" war fast die einzige Antwort, die aus Paris kam. Der kleine Lulu sah die Dinge mit Kinderaugen: „Wir sind wunderbar in Metz und auf der Eisenbahnfahrt empfangen worden. Papa und ich befinden uns wohl", depeschierte er an die Mutter. Und auf deren Antwort: „Alles geht gut. Ich bin nicht müde, ich habe soeben das Lager besucht. Alle Soldaten sind begeistert. Ich küsse Sie von ganzem Herzen. Louis."

Der Kaiser aber machte in einer Proklamation des Tages an die Armee die gewohnten Phrasen:

„Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen, doch auch andere, die ebenso viel wert waren wie sie, konnten Eurer Tapferkeit nicht widerstehen. Das gleiche wird heute der Fall sein. Der Krieg wird lange währen und mühselig sein, denn er wird Gegenden zum Schauplatz haben, die von Hindernissen und Festungen starren; aber nichts übertrifft die zähe Kraft der Soldaten von Afrika, der Krim, China, Italien und Mexiko. Welchen Weg immer wir außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes einschlagen, wir finden dort die ruhmreichen Spuren unserer Väter. Ihrer werden wir uns würdig zeigen!"

„Warum marschieren wir denn nicht auf den Feind los? Worauf warten wir noch?" fragte General Faverot den General Bourbaki bei der Tafel naiv.

„Es gebricht uns an allem Nötigen, um vorzudringen. Fragen Sie mich nicht weiter. Ich rase innerlich wie Sie selbst!" entgegnete der tapfere General.

Wie wenig die bramarbasierende Proklamation des Kaisers an die Soldaten mit den tatsächlichen Verhältnissen übereinstimmte, das beweist uns am besten eine Szene, die sich im Lager von Châlons abspielte:

Während Marschall Canrobert als Kommandant des VI. Korps der

Rheinarmee im Lager von Châlons mit der Organisation seiner Truppen beschäftigt war, schickte man ihm aus Paris drei Bataillone Mobilgarden. Mit diesen ging es noch leidlich. Als aber etwa sieben bis acht Bataillone beisammen waren, kam es bei ihrer Musterung zu ärgerlichen Auftritten.

Das erste Bataillon empfing den Marschall sehr gut, das zweite gut, das dritte — ziemlich gut, das vierte aber fing an zu schreien:

„Nach Paris! Nach Paris!"

„Meine Kinder, ich bin augenscheinlich etwas taub", sagte der Marschall verblüfft, „nach Berlin! habt ihr ohne Zweifel sagen wollen, nicht wahr?"

„Nein! Nach Paris! Nach Paris!" brüllte der Chor.

Der Marschall hieß die Leute ihr Käppi abnehmen. Sie beschimpften ihn und warfen mit Steinen nach ihm.

Dazu kam, daß die deutsche Spionage inmitten der verworrenen Verhältnisse glänzend arbeitete. Im Hôtel de l'Europe konnte alles ungehindert ein- und ausgehen. Kellner und Hausdiener waren verkleidete Spione und der Chef der deutschen Spionage aß mit den französischen Offizieren an einem Tisch. Als er endlich verhaftet wurde und den ganzen Spionagebetrieb enthüllte, war den Deutschen alles schon längst bekannt.

Wie anders lagen die Verhältnisse auf der deutschen Seite! Der Obersten Heeresleitung standen über eine Million Mann zur Verfügung. Oberster Feldherr war König Wilhelm I. Die Oberkommandos wurden, nach dem bewährten System von 1866, in feste Hände gelegt. Die Erste Armee, 60 000 Mann mit 180 Geschützen, stand unter General Steinmetz um Wittich. Die Zweite Armee, 194 000 Mann mit 634 Geschützen, unter dem Prinzen Friedrich Karl um Homburg und Neunkirchen. Die Dritte Armee, 130 000 Mann mit 480 Geschützen, um Landau und Rastatt. Nach ihrem Eintreffen am Mittelrhein befanden sich also in der ersten Linie 384 000 Mann mit 1294 Geschützen. Weitere 100 000 Mann wurden alsbald verfügbar.

Die deutsche Armee war also zahlenmäßig, an Disziplin und Organisation, an Ausrüstung und Verproviantierung der französischen unbedingt überlegen. Das Chassepotgewehr war zwar moderner als das Zündnadelgewehr, allein die Mitrailleuse blieb hinter allen Erwartungen zurück und unterlag dem Hinterlader. Die Streuwirkung der Mitrailleuse versagte vollkommen.

Demgegenüber hatte die französische Armee einen Vorsprung in der

Mobilisierung, der den Deutschen hätte zum Verhängnis werden können. Generalfeldmarschall von Moltke sagte in den ersten Tagen der Mobilmachung:

„Wenn der Feind den Rhein vor dem 25. Juli überschreitet, können wir ihn nicht aufhalten, und es wird uns nichts übrig bleiben, als ihn zurückzudrängen, wie wir es können. Sollte er den 1. August vorübergehen lassen, ohne den Rhein zu überschreiten, so werden wir ihn auf dem linken Rheinufer bekämpfen. Und wenn er nicht bis zum 4. August bei uns eingedrungen ist, werden wir an diesem Tag die Grenze überschreiten."

Der viel gefürchtete Elan der Franzosen blieb aus, und als er endlich einsetzte, waren alle Chancen bereits verspielt.

Das Gefecht bei Saarbrücken schien den Krieg für den Kaiser verheißungsvoll beginnen zu lassen. Auf deutscher Seite sprach man mit Recht von einer „Komödie von Saarbrücken". Kaiser und Prinz erschienen auf der Schaubühne mit einem echt theatralischen Knalleffekt. Kurz nach Mittag war Napoleon III. mit seinem Sohne unerwartet von Metz nach Forbach gefahren. Sie begaben sich mit dem Generaladjutanten Lebrun zu den feuernden Batterien.

„Wo ist der Marschall Bazaine?" fragte er.

Niemand konnte Auskunft geben.

„Nun, so suche man ihn!" befahl er.

Lebrun sprengte von Brigade zu Brigade. Ohne Erfolg! Der Marschall wollte sich nicht finden lassen.

Auf besonderen Befehl des Kaisers begann nun auch die Mitrailleusenbatterie ihr Feuer. Lulu mußte die erste Mitrailleuse abfeuern. Darauf deutet noch heute ein Stein mit der Inschrift: „Lulus erstes Debut!" Der Vater war überglücklich. Er berichtete an die Kaiserin:

„2. August. Lulu hat soeben seine Feuertaufe erhalten. Er war wunderbar kaltblütig, hat sich gar nichts daraus gemacht, als wenn er im Bois de Boulogne spazieren ginge. Eine Division Frossards hat die Höhen, die das linke Ufer von Saarbrücken beherrschen, genommen. Die Preußen haben wenig Widerstand geleistet. Es war nur ein Scharmützel mit Artillerie. Wir waren in der ersten Linie. Aber Flinten- und Kanonenkugeln sind bis zu unseren Füßen eingeschlagen. Lulu hat eine Kugel aufgehoben, die nahe bei ihm einschlug. Einige Leute vergossen Tränen, als sie ihn so ruhig sahen . . ."

Das Theatralische und Spielerische Napoleons III. spricht aus dem ganzen Inhalt der Depesche. Nicht seine Kaltblütigkeit war wichtig

sondern die seines Sohnes. Die Heldenpose Lulus — man meint, er habe als Heldentenor debutiert — wurde über Gebühr aufgebauscht, als ob es sich nicht um einen Kriegsschauplatz handle, sondern um das Parterre der Opéra comique. Vielleicht wollte der Kaiser damit seine vollkommen unheldische Jammergestalt überdecken.

Es ging ihm wirklich herzlich schlecht. Als er, gestützt auf den Arm Lebruns, den Weg zum Wagen antrat, der ihn nach Metz zurückbringen sollte, stöhnte er:

„Je souffre horriblement — ich leide entsetzlich!"

Aber auch die Soldaten litten — an der Hitze. Sie hatten die Straße mit Tornistern und Patronentaschen bepflastert. Als sie den Kaiser vorüberfahren sahen, riefen sie:

„Ah, mon empereur, ôtez-nous nos sacs! Otez-nous nos couvertures!"

Und mit diesen Leuten wollte Napoleon siegen!

Die Kaiserin in Saint-Cloud gebärdete sich nicht minder theatralisch. Sie las das Telegramm immer wieder vor, sogar dem Posten der Schloßwache, und eilte schließlich zum Ministerpräsidenten Ollivier, um ihm ihr mütterliches Glück zu verkünden. Durch eine Indiskretion kam der Inhalt der Depesche freilich in die Presse und bot Stoff zur Lächerlichkeit.

Die Sache war jedoch mehr tragisch als komisch. Die Kugel von Saarbrücken hat in Wahrheit doch getroffen.

„Diese Kugel von Saarbrücken", schreibt Lulus Lehrer Filon später, „wurde zehn Jahre lang von den trunkenen Henkersknechten der niedrigen Pariser Presse dem tapferen Prinzen vorgeworfen. Diese Unglückskugel hat ihn tief durchbohrt. Sie hat ihn in Wahrheit getötet."

Als er in Afrika gefallen war, fand man die Kugel auf seiner Brust, eingewickelt in einen der zahlreichen Schmähartikel. Um die Presse zum Schweigen zu bringen, hatte er sich als Freiwilliger gemeldet.

Auf diesen Scheinerfolg bei Saarbrücken brachte der ganze Monat August Niederlage um Niederlage: Weißenburg, Wörth, Spichern, Colombey-Nouilly, Vionville-Mars la Tour, Gravelotte-St. Privat, Châlons, Beaumont, Sedan. Mit rasender Geschwindigkeit vollzog sich das Gericht über den Kaiser, dessen Flucht nach Châlons gerade noch gelang und dessen Schicksal sich in Sedan erfüllte.

In Paris überstürzten sich die Nachrichten von den Niederlagen. Die Depeschen Mac Mahons wurden der Öffentlichkeit mehr als vier-

undzwanzig Stunden vorenthalten. Die Kaiserin-Regentin war der einzige „Mann" in diesen dramatischen Tagen:

„Sobald Sie wieder Nachrichten von Mac Mahon haben, gleichviel zu welcher Stunde, auch nachts, lassen Sie sie von Piétri dechiffrieren und schicken Sie sie mir. Ich will nicht, daß man den Kaiser weckt und deshalb schreibe ich Ihnen direkt. Eugenie", schrieb sie Marschall Lebœuf.

Sie wußte nur zu gut, daß der Kaiser keinen Willen mehr hatte.

Lebœuf trat dem Kaiser gegenüber und setzte ihm auseinander:

„Es bleiben nur noch zwanzig Divisionen, die noch nicht im Kampfe waren. Frossard hat seinen Rückzug von Spichern-Forbach in guter Ordnung ausgeführt und seine Armee schreit laut nach Rache. Auf der anderen Seite weiß man, daß die Armeen Steinmetz und Friedrich Karl noch in Bildung begriffen sind. Sammeln wir alle unsere Kräfte und greifen wir diese beiden Armeen an, so haben wir einen eklatanten Sieg. Unsere Armee gewinnt ihren Angriffsgeist wieder und die öffentliche Meinung ist wieder auf unserer Seite."

Der Kaiser sah die Vorteile ein, aber es fehlte ihm jede Entschlußkraft. Der Rückzug nach Châlons schien ihm schon jetzt die einzige Möglichkeit. Den Oberbefehl wollte er nach zwei verlorenen Schlachten nicht niederlegen.

Am anderen Tag war an der Pariser Börse ein Telegramm angeschlagen:

„Großer Sieg. 25 000 Gefangene . . ."

Alles jubelte, sang, rannte im Rausch der Begeisterung über die Boulevards. Der Verkehr stockte. Die Leute stiegen auf die Stühle. Überall wurde die Marseillaise gesungen.

Täuschung und Enttäuschung. Ein Spekulant hatte die falsche Nachricht verbreitet. Der Pöbel raste und schrie:

„Nieder mit dem Ministerium!"

Um Mitternacht kam wieder ein chiffriertes Telegramm nach Saint-Cloud. Die Kaiserin hatte sich angezogen auf das Bett gelegt. Sie sprang auf, als sie die unzusammenhängenden Sätze vernahm:

„Mac Mahon hat verloren . . . Armee auf dem Rückzug . . . man muß sich auf das Schlimmste gefaßt machen . . . Belagerungszustand erklären und Paris bewaffnen . . . Alles kann noch gut werden . . ."

„Die Dynastie ist verloren. Man muß nur an Frankreich denken", sagte die Kaiserin verzweifelt.



Napoleon III. nach der Entthronung

Englisches Photo der Zeit — Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

Badische Landesbibliothek

In Metz bot der Kaiser ein jammervolles Bild. Er saß da, den kleinen Prinzen auf den Knien.

„Sire", sagte General Lebrun, „sollte der Kaiser jetzt nicht wieder die Zügel in die Hand nehmen und die militärische Leitung an einen seiner Marschälle abgeben?"

„Wie soll ich, nachdem ich Paris an der Spitze der Armee verlassen habe, dorthin allein zurückkehren und die Armee hier lassen?" entgegnete der Kaiser beinahe sanft.

Lebrun machte ihm klar, daß er ja nach Saint-Cloud oder Compiègne gehen könne, um dort die Regierung zusammenzurufen.

„Du sollst in dieser Frage entscheiden", wandte sich der unschlüssige Vater an den Sohn.

„Unmöglich, bevor wir gesiegt haben! Das wäre eine Schande!" rief dieser leidenschaftlich bewegt.

In der Nacht des 8. August stand der Abgeordnete Durangel bei der Kaiserin in einer Fensternische der Tuilerien.

„Was halten Sie von der Rückkehr des Kaisers nach Paris?" fragte sie plötzlich, in Tränen ausbrechend. Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Das ist unmöglich! Ein Napoleon kann nur als Sieger nach Paris zurückkommen."

Palikao wurde Nachfolger Lebœufs im Kriegsministerium, Trochu Gouverneur von Paris. Trochu war ein Querkopf, dessen stereotype Redensart lautete: „Ich habe alles vorausgesehen." Eugenie hätte daher lieber Canrobert mit diesem wichtigen Posten betraut. Der Marschall lehnte jedoch ab.

In Metz auf der Präfektur lief alles durcheinander.

„Der Kaiser sollte überhaupt keine Befehle mehr geben und das Kommando ganz an Bazaine abtreten", sagte einer der Adjutanten.

„Bis jetzt war hier ein einziges Durcheinander, aber das wird sich bessern, wenn es in den Händen Bazaines ist", meinte ein anderer.

Am 12. August mußte sich der Kaiser endlich entschließen, Lebœuf abzusetzen.

„Ich habe die Absicht, Sie unabhängig zu stellen", sagte er zu dem herbeigekommenen Canrobert.

„Sire, die Lage ist ernst", erwiderte der Marschall, „Jeder muß einem einzigen Führer gehorchen. Ich werde das Beispiel geben: stellen Sie mich unter den Befehl des Marschalls Bazaine!"

Bazaine, der „Mann, der immer lügt", war der einzige Ausweg.

Der Rückzug nach Châlons war eine beschlossene Sache des Kaisers. Bazaine war anderer Ansicht:

„Zur Zeit haben wir nur drei feindliche Armeekorps vor uns. Man muß sie angreifen. Wir sind ihnen an Zahl und Stellung überlegen. Wenn Eure Majestät mir die Operation anvertrauen, werde ich diese drei Korps schlagen und sie an die Grenze zurücktreiben. Dieser Erfolg wird den Mut der Armee heben und den Brückenschlag über die Mosel ermöglichen. Wir können über die Mosel zurückgehen, ohne beunruhigt zu werden."

„Nein", entgegnete Napoleon, „man muß über die Mosel so schnell wie möglich zurückgehen. Dieser Angriff würde nur den Übergang verzögern."

„Aber Majestät, der Übergang ist in diesem Augenblick unmöglich, denn die Brücken sind noch nicht fertig. Während wir uns schlagen, werden sie es vielleicht sein. Ferner ist es unmöglich, mit dem Feinde im Rücken den Fluß zu überschreiten, ohne sich einer Katastrophe auszusetzen. Verjagen wir also zuerst den Feind und setzen wir dann über!"

„Nein, man muß über die Mosel zurück. Wenn Sie einen Angriff für nötig halten, gut, greifen Sie an und wir gehen zur gleichen Zeit über die Mosel."

„Aber Majestät, die beiden Operationen lassen sich nicht zugleich durchführen. Zudem würden wir dadurch den Vorteil der größeren Truppenmacht verlieren, wenn ein Armeekorps über die Brücke zurückginge, während die beiden anderen sich schlügen."

Trotz aller Einwände beharrte der Kaiser auf seinem Standpunkt.

Am 14. August setzte sich der Rückzug auf der Straße nach Gravelotte in Bewegung. Erst vierundzwanzig Stunden später wurde bekannt, daß der Kaiser die Metzer Armee heimlich verlassen hatte.

Zwei Tage später war Bazaine durch die Schlacht bei Gravelotte—St. Privat mit 170 000 Mann in Metz eingeschlossen.

Diesmal hatte der Kaiser Recht behalten.

Im Lager von Châlons herrschte Pariser Treiben. Die Mobilgarden lungerten in den Schenken herum, tranken und johlten, zogen dekolletierte Weiber auf die Bänke und feierten Orgien, als sei das Schlachtfeld von morgen ein Freudenhaus von gestern.

Ein Berichterstatter der Londoner „Daily News" schrieb darüber:

„Der Ort ist voll von Pariser Freudenmädchen, und die Cafés chantants halten eine Ernte wie nie zuvor. Obschon in drei Tagen die

Wogen einer geschlagenen Armee, gefolgt von den Heerscharen des grimmigen Feindes, hereinbrechen mögen, obschon in Frankreich jedermann das fühlt und weiß, sind die Ausschweifungen ebenso groß und Vergnügen ebenso begehrt wie nur je."

Am Morgen des 17. August hatte Napoleon III., der am Abend vorher über Verdun im Lager eingetroffen war, einen Kriegsrat in den kaiserlichen Pavillon berufen. Prinz Plon-Plon, sein Vetter, die Generale Trochu, Schmitz und Berthaut, der Kommandant der Mobilgarde, nahmen daran teil. Marschall Mac Mahon erschien etwas später.

Der Kaiser war noch immer der Ansicht, Marschall Bazaine folge ihm nach.

„Bazaine folgt mir", hatte er noch gestern dem Maire von Verdun gesagt, „er wird heute abend in Conflans und morgen in Verdun sein."

Heute machte er den Eindruck eines vollkommen fatalistischen Menschen. Sein aschfahles Gesicht trug den Ausdruck tiefster Erschöpfung. Keiner der Anwesenden konnte im Zweifel darüber sein, daß er am Ende war.

Man war vor allem über die Lage der Hauptstadt besorgt. Wenn nicht bald etwas geschah, war die Revolution unvermeidlich. Berthaut machte klar, daß es am besten sei, die Mobilgarde nach Paris zurückzuschicken.

Plon-Plon und Schmitz redeten dem Kaiser zu, nach Paris zurückzukehren und Trochu zum Gouverneur der Hauptstadt zu ernennen.

„Ihre gegenwärtige Lage kann nicht länger andauern, Sire", sagte der General Schmitz, „Sie sind nicht mehr auf Ihrem Throne."

„Ja, es sieht so aus, als habe ich abgedankt", gab der Kaiser gelassen zu. Im Innern war er bereits soweit.

„Für diesen Krieg haben Sie in Paris die Regierung niedergelegt", fuhr Plon-Plon, der „rote Prinz", heftig auf. „In Metz haben Sie soeben den Oberbefehl niedergelegt. Wenn Sie nicht etwa nach Belgien übertreten wollen, müssen Sie das eine oder das andere wieder übernehmen. Was die Regierung betrifft, so ist das schwierig und gefährlich, denn dazu ist die Rückkehr nach Paris erforderlich. Aber, zum Teufel, wenn wir fallen müssen, wollen wir wenigstens als Männer fallen."

Man einigte sich für die Ernennung Trochus zum Gouverneur von Paris.

„Sire", antwortete dieser, „in der gefahrvollen Lage, in der sich das Land befindet, würde eine Revolution es in den Abgrund stürzen. Ich

werde alles tun, was möglich ist, um dies zu verhindern. Sie verlangen von mir, nach Paris zu gehen, Ihre Rückkehr dort anzukündigen und den Oberbefehl zu übernehmen. Ich werde dies alles tun, aber unter der Bedingung, daß die Armee des Marschalls Mac Mahon zur Entsatzarmee von Paris bestimmt wird, denn wir gehen einer Belagerung entgegen."

Der Kaiser willigte ein, zumal der Marschall vorher schon erklärt hatte, daß die Deckung von Paris die allein richtige Bestimmung für die bei Châlons vereinigten Kräfte sei.

Der Kaiser versank in dumpfes Brüten. Was wird die Kaiserin dazu sagen? Er hatte keinen Willen mehr. Das Schicksal trieb ihn wie im Sturm.

„Un! deux! trois! — merde!" gröhlten draußen die mobilen Garden. Als Trochu vor der Kaiserin stand und von der Rückkehr Napoleons sprach, stampfe sie heftig auf den Boden und erklärte kategorisch:

„Nein, der Kaiser wird nicht zurückkommen! Die dem Kaiser so etwas geraten haben, sind seine Feinde. Der Kaiser wird nicht lebend nach Paris zurückkehren. Die Armee von Châlons wird sich mit der von Metz vereinigen!"

Der Wille der Kaiserin wurde dem Kaiser zum Schicksal.

Am 21. August wurde das Lager von Châlons geräumt. Man entschloß sich, nach Norden auszuweichen, um so gleich weit von Paris und Metz entfernt zu sein. Immer Entschlußlosigkeit und Planlosigkeit. Mac Mahon hoffte noch immer, sich mit Bazaine vereinigen zu können.

Am Nachmittag des 30. August hatte Napoleon die Maas überschritten. Er vernahm den Kanonendonner von Beaumont. Er glaubte an einen leichten Zusammenstoß und telegraphierte dies beruhigend an Eugenie. Bis zum Abendessen war die Niederlage des Generals Failly vollkommen.

„Das ist ja unmöglich", rief der Kaiser, wie aus den Wolken gefallen, „unsere Stellungen waren doch ausgezeichnet. Welch ein Verhängnis! Mein Gott, welch unerbittliches Verhängnis!"

Noch in der selben Nacht hielt der kleine Zug mit dem Kaiser auf dem provisorischen Bahnhof in Torcy, einem Vorstädtchen von Sedan. Sedan war der einzige Ausweg, der verblieben war.

Der Bahnhofsvorstand von Carignan, der den Zug selbst geführt hatte, öffnete den Wagenschlag. Der Kaiser saß wie leblos in einer Ecke.

„Sire, wir sind in Sedan", sagte er. „Wollen Majestät aussteigen oder weiterfahren?"
„Aber wohin meinen Sie denn?" kam es tonlos zurück.
„Die Strecke ist noch frei. Wir können noch nach Mézières kommen, da sind Majestät in Sicherheit."
„Nein, wozu? Ich will jedes Los mit der Armee teilen. Sie kommt nach Sedan. Also bleiben auch wir in Sedan!"
Sedan mit seinen Bastionen und Zitadellen lag wie ein schlafendes Ungeheuer in der Nacht. So schaurig es in der Dunkelheit wirkte, so wenig konnte es einer Umklammerung standhalten. Es war eine Festung zweiten Ranges. Die Zahl der Einwohner betrug nicht mehr als 16 000. Auf dem rechten Ufer der Maas gelegen, war es durch den Fluß nur geschützt, wenn der Angriff vom Süden her erfolgte. Kam er vom Norden oder gar von allen Seiten, so war er für jeden Ausbruch verhängnisvoll.
Auf dem Stadthausplatze stand eine Bronzestatue Turennes. Sie erinnerte daran, daß hier der berühmte Marschall geboren war.
Der Kaiser verbrachte die ganze Nacht schlaflos in der Präfektur. Man hörte ihn in seinem Schlafzimmer lange hin- und hergehen. Als er sich endlich niedergelegt hatte, vernahm man ein schauriges Stöhnen. Er hatte wieder Nierenkoliken. Oder war es die Ahnung des Verhängnisses?
Gegen fünf Uhr erhob er sich müde und schwer. Sein Gesicht glich einer Totenmaske eher als einem durchpulsten Menschenantlitz. Er trat vor den Spiegel, erschrak über das Geisterhafte seiner Züge, nahm aber doch Schminke, um ein lebendiges Rot vorzutäuschen, und Wichse, um die Enden seines langen Schnurrbartes zu drehen. Er blieb bis zuletzt Komödiant.
Seit einer Stunde hatte er den Geschützdonner von Bazeilles her vernommen. Er wußte, daß er sich heute dem ewigen Gerichte zu stellen hatte.
Mac Mahon war auf Bazeilles zu geritten. Gegenüber von La Moncelle hatte er mit dem Fernglas das Schlachtfeld von Givonne überschaut. Da traf ihn ein Granatsplitter in die Hüfte, riß ihn vom Pferde und nahm ihm das Bewußtsein. Der Kaiser war noch bei seiner Morgentoilette, als ihm die Verwundung Mac Mahons gemeldet wurde.
Ach, warum war er es nicht an dessen Stelle?
Das Kommando Mac Mahons übernahm der General Ducrot. Ducrot

gab sogleich den Rückzugsbefehl. Das einzige Schlupfloch befand sich im Norden an der Maasschleife.

Auf seinem Fuchs „Phoebus" ritt der Kaiser außerhalb der Festungswälle bis zu dem Wege, der von der Balaner Kirche zum Friedhof ansteigt. Don Quijote auf seiner Rosinante. Milchweiße Nebel über der Maasebene verdeckten die Sicht. Aus Nebelfetzen formten sich Fratzen des jüngsten Gerichts.

Der Kaiser hielt sich abseits von seinem Gefolge. Unbeweglich, das Gesicht von Schmerzen verzerrt, setzte er sich dem dichten Hagel der Granaten aus. Die Splitter prasselten und mußten ihn treffen. Sie trafen ihn nicht.

Vielleicht war der Platz noch nicht gefährlich genug. Er begab sich zu einem überragenden Punkt, wo die Reservebatterien des Kommandanten Saint Aulaire Stellung genommen hatten. Über eine Stunde blieb er dort. Wieder ging ein Regen von Kugeln und Granaten nieder. Der Kaiser wartete und wartete — vergebens.

Inzwischen erfuhr der General de Wimpffen — Sproß einer alten deutschen Adelsfamilie, von der ein Zweig im Elsaß angesessen war — die Verwundung Mac Mahons. Er hatte einen geheimen kriegsministeriellen Erlaß in seiner Tasche, der ihm für diesen Fall den Oberbefehl übertrug. Er machte Ducrot durch ein Billett Mitteilung und verbot zugleich die Rückzugsbewegung. In wenigen Stunden die dritte Änderung des Schlachtplanes.

Ducrot sprengte verzweifelt herbei. Er wolle gern das Oberkommando abtreten und sich unterordnen. Um des Heiles der Armee willen aber beschwöre er de Wimpffen, die begonnene Rückwärtsbewegung nach Norden fortsetzen zu lassen.

„In zwei Stunden wird es dafür schon zu spät sein", schloß er warnend.

„Wir brauchen keinen Rückzug, sondern einen Sieg", rief de Wimpffen theatralisch.

„Sie brauchen einen Sieg? Nun, wir müssen viel Glück haben, wenn uns heute abend noch ein Rückzug möglich sein wird."

Trotz aller Einwände befahl de Wimpffen die Wiedereinnahme der aufgegebenen Stellungen.

Dann ritt der neue Oberbefehshaber zum XII. Korps. Unterwegs auf der Straße von Givonne nach Sedan begegnete er dem Kaiser.

„Sire, die Dinge stehen so gut wie möglich, und wir gewinnen an Boden", behauptete er prahlerisch.

Zweifelnd und verzweifelnd lenkte der Kaiser sein Pferd hinauf zum Wäldchen von Garenne. Zwei Offiziere stürzten mit ihren Pferden schwer verwundet vor seine Füße. Die erlösende Granate konnte ihn nicht treffen.

Vier Stunden hatte er vergebens den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht. Erschöpft kehrte er in die Präfektur zurück. Die Schmerzen hielten ihn nicht länger auf dem Pferde.

Um ein Uhr entschloß er sich, auf dem höchsten Punkte der Zitadelle die weiße Fahne zu hissen. Sie wurde jedoch von den Deutschen nicht beachtet. Mörderisch tobte der Kampf weiter.

„Die weiße Fahne ist aufgezogen", rief ein Ordonnanzoffizier. „Soll das die Parlamentärflagge sein?"

„Das ist nicht möglich", entgegnete Ducrot, es ist eine Ambulanzfahne, deren rotes Kreuz der Regen verwaschen hat."

Endlich erschien ein Abgesandter des preußischen Hauptquartiers, um die Übergabe der Stadt zu fordern. Napoleon war überglücklich und schrieb an den König von Preußen jene berühmten Zeilen:

„Mein Herr Bruder, da ich inmitten meiner Truppen nicht sterben konnte, bleibt mir nichts, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen. Ich bin Ew. Majestät guter Bruder Napoleon."

Am Morgen des 2. September fuhr der geschlagene Kaiser der Franzosen in einem einfachen Zweispänner auf der Straße nach Donchery hinaus, um den König Wilhelm, seinen Herrn Bruder, aufzusuchen.

De Wimpffen hatte vergeblich mit Bismarck und Moltke verhandelt. Um neun Uhr sollte der Kampf wieder beginnen, wenn nicht die bedingungslose Kapitulation erfolgte. Sechsunddreißig Generale hatten die Nacht hindurch mit dem Oberbefehlshaber beraten. Schließlich hatte man die Zwecklosigkeit einer Weigerung eingesehen.

„Sire, ich folge dem Kaiser bis nach St. Helena", hatte Paul de Cassagnac bei der Abfahrt gesagt.

General Reille war vorausgeritten, um Bismarck von dem Kommen des Kaisers zu verständigen. Bismarck, der in Donchery genächtigt hatte, ritt dem kaiserlichen Wagen entgegen. Einige hundert Meter außerhalb Doncherys begegnete er dem Gefährt.

Vor einem Backsteinhäuschen, linker Hand der Straße, machten sie halt. Es war ärmlich und unrein. Eine gebrechliche Stiege führte hinauf. In einer Kammer von zehn Fuß im Geviert befand sich nichts als ein Tisch mit zwei Binsenstühlen.

Hier saßen sich die beiden großen Gegenspieler der Epoche gegen-

über. Welcher Kontrast zu den Tuilerien, in denen Bismarck 1867 zum letzten Mal von Napoleon empfangen wurde! Genau so tief war der Sturz des zweiten Kaiserreichs.

„Könnte man nicht günstigere Bedingungen für die Armee erhalten?" fragte Napoleon.

„Das ist eine rein militärische Frage, die Herrn von Moltke angeht", erwiderte Bismarck ausweichend.

Napoleon merkte sogleich, daß er mit Bismarck nicht weiter kam.

„Sind vielleicht Ew. Majestät zu Verhandlungen bereit?" fragte Bismarck.

Diesmal entzog sich Napoleon einer direkten Antwort:

„Was bin ich denn? Ich bin Kriegsgefangener."

„Wer kann dann verhandeln?"

„Die jetzt bestehende Regierung."

Die jetzt bestehende Regierung? Wer war das überhaupt? Eugenie? Napoleon wagte selber nicht zu sagen, welche Regierung bestand. Er gab das Kaiserreich bereits für verloren.

„Es läßt sich also augenblicklich eine praktische Lösung nur hinsichtlich der militärischen Dinge erreichen. Wir brauchen ein Pfand, und das ist Sedan, das ist die Armee", erklärte Bismarck, der sofort einsah, daß der Kaiser gar nicht in der Lage sei, über den Frieden zu verhandeln.

Napoleon wurde als Kriegsgefangener in das Schlößchen Bellevue gebracht, wo er die Ankunft des Königs Wilhelm erwartete.

Hurra- und Hochrufe schreckten ihn aus seiner traumlosen Versunkenheit. Er nahm sein Käppi ab und humpelte dem König entgegen. Die Monarchen begrüßten sich. Der kleine Napoleon wirkte neben der hoch aufgeschossenen Gestalt des Königs noch zwergenhafter als sonst. In diesem Augenblick verging und ward die Kaiserwürde zugleich.

Für kurze Zeit verschwanden die beiden Monarchen im Zimmer.

Napoleon begann sogleich, es sei ihm nicht leicht geworden, sich zum Kriege zu entschließen.

„Daß aber die öffentliche Meinung diese Richtung genommen, das haben die verschuldet, die Sie zu Ihren Ratgebern beriefen", entgegnete der König kurz.

Auf die Frage, wo die Armee Friedrich Karls sei, antwortete er mit scharfer Betonung:

„Mit sieben Armeekorps vor Metz."

Napoleon trat einen Schritt zurück. Jetzt erst wurde ihm klar, daß er nicht die ganze deutsche Armee gegen sich gehabt habe.
Der König konnte sein Mitleid nicht verbergen.
„Soeben habe ich den König gesehen", schrieb Napoleon an Eugenie. „Er hatte Tränen in den Augen, als er von dem Schmerze sprach, den ich empfinden müsse. Er stellte mir eines seiner Schlösser bei Hessen-Kassel zur Verfügung. Aber was liegt daran, wohin ich gehe. Ich bin in Verzweiflung. Lebe wohl, ich küsse Dich zärtlich. Napoleon."
Am 3. September um elf Uhr fuhr der Wagen mit dem Kaiser von Bellevue ab. Einige Freunde erklärten sich bereit, mit ihm das Exil zu teilen. Schwarze Totenkopf-Husaren eskortierten den Zug.
Auf dem Weg durch die Ardennen zur belgischen Grenze regnete es ununterbrochen. Mitten im düsteren Wald, umgeben von den schwarzen Husaren, war es wie das phantastische Leichenbegängnis des Kaiserreichs.
Als Napoleon am 4. September mit der Eisenbahn von Lüttich nach Verviers fuhr, rannte ein Zeitungsjunge am Zug entlang.
„Chute de l'Empire! Fuite de l'Impératrice!" schrie er ununterbrochen.
Der Gefangene hinter dem Fenster konnte nur noch leise sprechen:
„Soviel Unglück findet kein Erbarmen."

EXIL

Eine schnurgerade Allee von fünf Kilometer Länge verbindet Kassel mit Schloß Wilhelmshöhe. Schon am Beginn der Allee sieht man in der Ferne aus dem Habichtswald herausragend das riesenhafte Oktogon, das einen Herkules hält.
Das Schloß trägt auf den ersten Blick den unverkennbaren Stempel des Empirestiles. Die schweren Säulen werden durch einen Dreieckgiebel abgeschlossen, über dem sich eine Kuppel erhebt. An den Seitenflügeln und an der Art, wie sie mit dem Mitteltrakt verbunden sind, erkennt man bald, daß hier ein alter Bau vorliegt, der die Empirefassade wie eine etwas zu massiv geratene Kulisse trägt.
In der Tat lag hier ursprünglich das Kloster Weißenstein. Landgraf Moritz von Hessen-Kassel errichtete an seiner Stelle ein Jagdschloß und sein Nachfolger, Landgraf Karl, ließ den von einer Kaskadenanlage beherrschten Park anlegen. Unter Landgraf Friedrich II. wurden zu beiden Seiten des Hauptbaues zwei Pavillons im klassizistischen

Stil errichtet. Die drei losen Komplexe wurden durch Verbindungsterrassen ineinander gegliedert.

Der Park ist ein Wunderwerk barocker Anlage. Aus dem Oktogon stürzt der aufgespeicherte Regen in Fluten über Hunderte von Stufen hinab. Unter der Teufelsbrücke hindurch ergießt sich der aufstäubende Gischt in die Plutogrotte. Dann brechen die Wassermassen aus den Ruinen eines Aquaedukts unaufhaltsam hervor, donnern in einem Fall von vierundreißig Metern Höhe herab und drängen dem Teiche zu, aus dessen Mitte eine gigantische Fontäne emporschäumt. In einem neuen Wasserfall finden die Wasserkünste ihren Abschluß.

Dieses Schloß, das seit 1798 den Namen Wilhelmshöhe trug, war von 1807—13 die Residenz Jérôme Napoleons, des Königs von Westfalen. Während dieser Zeit erhielt es den Namen Napoleonshöhe.

König Lustik, wie sich Jérôme gerne nennen hörte, gab vor allem der Inneneinrichtung das Gepräge des Empire. Aus Magazinen und Fabriken bezog er die uniformen Möbelstücke in Mahagoni und Bronce. Die Seidenstoffe wurden aus Paris und Lyon herbeigeholt. Im übrigen plünderte er die Kasseler Schlösser bedenkenlos aus, um sich auf seine snobistische Manier mit Kunst zu umgeben, für die er kein Verständnis hatte.

Der kleine Louis Napoleon hatte gemeinsam mit seiner Mutter Hortense früher schon hier geweilt. Damals war es noch lustig. Man konnte über das spiegelglatte Parkett schleifen oder an den Wassern des Parkes plätschern. Niemand dachte daran, daß er einmal als alter, kranker, geschlagener Kaiser der Franzosen wiederkehren werde.

Es war wie blutiger Hohn des Schicksals. Der Kaiserwahn hielt ihn noch umklammert. Die Tragikomödie befand sich erst mitten im fünften Akt. Vielleicht war der Traum noch nicht ausgeträumt? Vielleicht saßen irgendwo im Parterre noch die Claqueure, die ihm Beifall klatschten? Vielleicht wird der Vorhang noch nicht ganz fallen?

Am 5. September spät am Abend war er beim strömenden Regen mit seiner vermummten Gefolgschaft angekommen. Graf Monts, der Gouverneur von Kassel, hatte den allerhöchsten Befehl erhalten, den Kaiser wie einen Souverän zu behandeln und ihm die besten Räume anzuweisen.

Diese Räume lagen im ersten Stockwerk des Hauptbaues und bestanden aus einem Schlafzimmer, einem Schreibkabinett, einem Audienzzimmer und einem grünen Vorzimmer. Nach der Vestibültreppe zu bildeten die Räumlichkeiten eine abgeschlossene Wohnung.

Die Atmosphäre aus der Jérôme-Zeit machte dem gefangenen Kaiser den Aufenthalt sogleich vertraut. Porzellanofen und Marmorkamin, Konsoltisch und Schreibsekretär, Mahagonitisch und Kommode, Bett und Stühle — alles erinnerte an den König Lustik, aus dessen Zeit die Innenarchitektur zu einem großen Teil geblieben war.

Der Kaiser bat gleich am ersten Tag, durch die Räume des Schlosses geführt zu werden. Auf den Stock gestützt, humpelte er dahin, von Graf Monts geführt und von Conneau, Murat, Ney, Piétri, Reille gefolgt. Er besichtigte aufmerksam die Gemälde, die an den Wänden hingen.

Mit einem Mal ging er auf ein Bild zu, das im Hintergrund hing. Es war ein Frauenbildnis. Das längliche Gesicht, die schmachtenden Augen, das wellige Haar, der biegsame Hals, die herbfallenden Schultern, das weiße Florakleid, der blaue Schal am Arm und die Harfe zu den Füßen kamen ihm auf den ersten Blick vertraut vor. Es war das Bildnis seiner Mutter Hortense.

Ja, sie hatte hier auf ihn gewartet. Ein halbes Jahrhundert war ihr nicht zu lang erschienen. Sie blickte ihn an, lächelte ihm entgegen, als wollte sie ihm sagen: Ich habe es im Grunde meines Herzens doch immer gewußt, wie vergänglich die Herrlichkeit des Kaiserreiches ist. Ich, die ich den gefährlichen Wahn in dir wachgerufen und wachgehalten habe, ich nehme dich in deinem Unglück zurück an mein Herz.

Der Kaiser stand ergriffen fast eine halbe Stunde vor der Mutter. Sein Gefolge hielt den Atem an. Man hätte eine Nadel fallen hören können. Dann bat er Monts, daß das Porträt während der Dauer seines Aufenthalts in seinem Zimmer aufgehängt werde, was in zuvorkommender Weise auch geschah.

Bald glich Schloß Wilhelmshöhe einem bonapartistischen Taubenschlag. Als Abgesandter der Kaiserin erschien Graf Clary. Es kam Thélin, der ihm in Ham und der Kaiserin aus den Tuilerien zur Flucht verholfen hatte und der nun in der Schweiz das Vermögen der kaiserlichen Familie verwaltete. Es kamen Béville, Fleury, Lebœuf, Bazaine, Canrobert. Von ihren Besuchen erzählt Graf Monts.

Natürlich stellten sich auch komische Besucher ein, die nicht vorgelassen wurden. Ein Engländer mit zwei Damen bat um Eintrittskarten zur Besichtigung des Kaisers Napoleon.

„Napoleon konnte nicht aufhören darüber zu lachen", berichtet Monts, „wie er überhaupt vollständig vorurteilsfrei war, wenn es sich um seine Person handelte; selbst Auslassungen öffentlicher Blätter

nahm er auf, wie wenn es sich um längst verstorbene Personen oder um Leute handelte, die ihn gar nichts angingen. Daß er selbst der Gegenstand von Scherzen war, schien ihn gar nicht zu kümmern."

Am 30. Oktober erschien unerwartet, von Clary und einer Kammerfrau begleitet, die Kaiserin auf Wilhelmshöhe. Sie war von London aus Tag und Nacht gereist. Nach der Ankunft ließ sich Graf Clary zunächst allein bei dem Kaiser melden.

„Sie hier!" rief er überrascht. „Und eben habe ich an die Kaiserin geschrieben und sie gefragt, ob sie es nicht einrichten könne herzukommen."

Da noch andere Personen anwesend waren, erwiderte Clary:

„Wenn die Kaiserin den Wunsch Ew. Majestät erfährt, wird sie sicherlich kommen."

Dann gab er dem Kaiser zu verstehen, daß er ihn allein zu sprechen wünsche. Er sagte ihm, daß sich die Kaiserin draußen vor dem Tor im Wagen befinde.

„Ist es möglich" rief der Kaiser erfreut. „Lassen Sie sie sofort hereinkommen!"

Er eilte selbst, von Clary gefolgt, zu der Säulenhalle, bei der soeben der Wagen vorfuhr. Alsbald besann er sich wieder auf seine kaiserliche Würde und empfing die Kaiserin beinahe kalt, so daß sie ein leichter Schreck befiel.

Erst in seinem Privatkabinett ließ er die starre Maske fallen und warf sich Eugenie schluchzend in die Arme. Er vermißte den kaiserlichen Prinzen.

„Ich war nicht sicher, ob ich mein Ziel erreichen würde", erklärte Eugenie, „und wollte das Kind nicht den Gefahren aussetzen, die mir möglicherweise bevorstehen konnten."

Dann saßen sie Stunde um Stunde einsam und sprachen über das große Unglück, das über sie hereingebrochen war. Die Kaiserin zeigte sich in ihrer ganzen menschlichen Größe. Alles, was begründete Eifersucht zwischen ihnen aufgerichtet hatte, fiel wie ein Nichts zusammen. Er war für sie fortan nur noch der unglückliche, pflegebedürftige Gatte, dem sie das Leben der Frau zu opfern hatte.

Was hatte sich inzwischen alles zugetragen?

„Großes Unglück ... Mac Mahon tot ... der Kaiser gefangen ... ich weiß nicht wo der kaiserliche Prinz ist ..."

Diese chiffrierte Depesche traf am 2. September abends über Brüssel ein. Bouville hatte sie an den Minister Jerôme David privat geschickt.

Wenn sich auch im Augenblick die Angaben nicht nachprüfen ließen — der Tod Mac Mahons stellte sich bald als Irrtum heraus — so war doch kein Zweifel darüber möglich, daß eine furchtbare Katastrophe geschehen war.

David überbrachte das Telegramm der Kaiserin. Dann begab er sich noch in der Nacht in den Kriegsrat. Er gab Thiers Kenntnis von dem Inhalt. Erst am Morgen des 3. September erfuhren die übrigen Minister das große Unglück.

Man war sich darüber einig, daß man Senat und Kammer in Kenntnis setzen müsse. Der Senat nahm die Mitteilung mit einer gewissen Indifferenz auf. Anders die Kammer, die diesen Augenblick vorausgesehen und im gewissen Sinne auch herbeigewünscht hatte.

„Steht der Kaiser mit seinen Ministern in Verbindung?" fragte Jules Favre den Ministerpräsidenten General Palikao.

Als Palikao mit Nein antworten mußte, erklärte Favre, daß die kaiserliche Regierung aufgehört habe und daß Frankreich sein eigener Herrscher geworden sei. Er erhob die Forderung, die oberste Leitung des Staates General Trochu, dem Gouverneur von Paris, anzuvertrauen. Nur so könne ein Aufstand verhindert werden.

Favre sah ohne Zweifel die Dinge sogleich richtig. Palikao und Trochu waren jedoch Gegner und die Regierung war keineswegs bereit, sofort zu kapitulieren.

Während die Linke triumphierte und der Kammerpräsident zu vermitteln suchte, traf gegen vier Uhr nachmittags das Telegramm des Kaisers ein, das er mit Einverständnis der deutschen Behörden abgesandt hatte:

„Die Armee ist besiegt und gefangen. Ich bin gefangen. Napoleon."

Die Kaiserin war erschüttert. Immer wieder sagte sie vor sich hin:

„Eine gefangene Armee und ein gefangener Kaiser!"

„In anderen Ländern", sagte der Kaiser später selbst über diesen Augenblick, „würde sich die Nation aus freiem Antrieb um die Regentin geschart haben und dichte Reihen von Verteidigern würden bereit gewesen sein, ihr beizustehen, falls ihre Stellung bedroht gewesen wäre. Nach jedem Mißgeschick, das die österreichische Dynastie befiel, beeilte sich das Volk, seinen Herrscher seiner Sympathie, seines Mitleids und seiner Ergebenheit zu versichern. In England und Italien würde dasselbe der Fall gewesen sein. Hatte Preußen nicht ebenso schmerzliche Tage mitgemacht? Sie trugen aber nur dazu bei, die Bande zwischen den Hohenzollern und ihren Untertanen noch fester

zu knüpfen. Ach, in Frankreich hat man nicht das Recht, Unglück im Krieg zu haben."

Der Exkaiser übersah hier ganz, daß er als Usurpator nicht auf einer Stufe stand mit dem Legitimismus. Hatte er die Macht nicht gegen den Willen des Volkes an sich gerissen? War er in den Augen des Volkes nicht der Holländer und die Kaiserin die Spanierin?

Das Kaiserreich war reif für den Untergang und konnte von niemandem gerettet werden.

Man sah bald ein, daß es in Paris nur zwei Persönlichkeiten gab, die in der Lage waren, einen Aufstand zu verhindern: Trochu und Thiers. Trochu war bei den Massen beliebt. Thiers bei den Bürgern. Man mußte entweder mit der Gewalt zum Ziele kommen oder mit der Vernunft.

Beide waren aber zweifellos Gegner des Kaiserreichs und hatten sich innerlich und äußerlich bereits an die Republik gebunden. Man kann daher nicht, wie es die Bonapartisten getan haben, ihnen irgendwelche historische Schuld zusprechen, zumal sie sich beide eifrig darum bemühten, die Hauptstadt in Verteidigungszustand gegen den äußeren Feind zu bringen. Sie unterließen also nichts, was gegen die nationale Pflicht und Ehre verstoßen hätte.

Es ist wahr, daß zwischen Palikao und Trochu Spannungen bestanden. Diese konnten aber keineswegs dadurch herabgemindert werden, daß Palikao, der ja zugleich Kriegsminister war, einen Augenblick benützte, in dem Trochu durch die Befestigungsarbeiten abwesend war, den General Soumain über den Kopf seines Vorgesetzten hinweg zu beauftragen. Trochu war der Liebling der Massen, und dem mußte in einem so gefährlichen Augenblick Rechnung getragen werden.

Der Innenminister Chevreau suchte im Auftrag der Kaiserin Trochu auf, als er gerade zurückkam. Er sagte ihm, wie sehr die Kaiserin besorgt sei, daß er sich an ihre Seite stelle und daß sie ihn in den Tuilerien erwarte.

Trochu erwiderte ausweichend, daß er soeben vom Pferde gestiegen und sehr müde sei, daß er auch noch nicht zu Mittag gegessen habe. Er werde sich aber am Abend zur Kaiserin begeben. Dann setzte er sich an den Tisch und erteilte Befehle, welche die Befestigungsarbeiten betrafen.

Als Chevreau am späten Abend in die Tuilerien kam, sagte die Kaiserin, die seit Stunden auf Trochu gewartet hatte:

„Er ist nicht gekommen."

Er war in der Tat seelenruhig zu Bett gegangen.
In ihrer Verzweiflung sandte die Kaiserin Mérimée zu Thiers.
„Die Kaiserin bittet um Ihren Rat", sagte Mérimée. „Sie weiß, daß Sie ein guter Bürger sind und fühlt, daß der Rat, den Sie ihr geben, zum Wohl des Landes sein würde."
„Ich bin bereit", erwiderte Thiers, „alte Kränkungen zu vergessen, aber ich mißtraue dem Kaiserreich. Und was soll es nützen, wenn man jetzt zu mir kommt, da die Dynastie schon am Rande des Abgrunds steht? Welchen praktischen Nutzen könnten meine Ratschläge jetzt noch haben? Es würde aussehen, als ob ich meine Ansichten geändert hätte, und zwar ohne daß dem Lande irgendwelcher Nutzen daraus erwüchse. Ich fühle mich sehr geschmeichelt durch das Vertrauen, das die Kaiserin mir beweist, ziehe es aber vor, mich im Hintergrund zu halten."
„Nun der Kaiser von der Bühne abgetreten ist", sagte Mérimée, „könnten Sie eine hervorragende Stellung in der kaiserlichen Regierung einnehmen."
„Nach diesem Unglück bin ich außerstande, irgendwie zu nützen", schloß Thiers.
Nach Mérimée suchte Metternich, der österreichische Botschafter, Thiers auf.
„Ich habe keinen Rat zu geben und warte ab, welche Wendung die Dinge nehmen werden", beharrte er.
Wie sehr sich die Kaiserin an diesen Strohhalm klammerte, geht daraus hervor, daß sie in ihrer höchsten Not noch einen ihrer intimsten Freunde, den Grafen d'Ayguevives, zu Thiers schickte.
„Sagen Sie mir, was diese unglückliche Frau, die so schwer in ihren Gefühlen als Gattin und Mutter getroffen ist, nach Ihrer Meinung tun sollte?" Es war immer die gleiche stereotype Frage.
„Ich würde vielleicht geneigt sein, einem Mitglied des Hauses Orléans unter gleichartigen Verhältnissen Ratschläge zu erteilen, aber der Kaiserin kann ich nicht raten."
„Aber können Sie ihr doch wenigstens irgend etwas sagen lassen?"
„Sagen Sie ihr, wir, meine Freunde und ich, ständen dem Regime nicht so feindselig gegenüber, wie man uns nachsagt. Ich versichere Ihnen, daß sie von unserer Seite nur Ehrerbietung und Hochachtung zu erwarten hat."
„Nun, wenn Sie nicht gerade einen Rat erteilen wollen, können Sie mir dann nicht wenigsten einen Wink geben, der uns nützen könnte?"

„Meiner Ansicht nach läuft die Kaiserin Gefahr", erklärte nun Thiers abschließend, „durch längeres Verbleiben in der Hauptstadt eine Lage zu verderben, die bisher nicht ohne Würde war, die, wie ich hoffe, gefahrlos bleiben wird, die aber meines Erachtens weder für sie noch für das Land von Vorteil sein kann."

Nun war es endlich aus dem bedächtigen Thiers herausgepreßt, was er nicht sagen wollte und was doch gesagt werden mußte. Und im Grunde ihres Herzens wollte sie auch nichts anderes wissen. Denn wenn sie sich auch noch an das Kaiserreich zu klammern suchte, so täuschte sie sich doch nicht über die tatsächliche Lage hinweg.

Der Präsident der Kammer rief die Abgeordneten für den 3. September um Mitternacht zu einer Sitzung zusammen. Jules Favre beantragte die Abschaffung des Kaiserreichs. Palikao vertagte die Sitzung auf den nächsten Mittag.

Unterdessen rückte der Aufstand des Pöbels in immer bedrohlichere Nähe. In der Rue de la Sourdière fiel das Wort Staatsstreich. Arago, Naquet, Kératry, die Führer der extremen Linken, riefen zur Revolution.

Buffet, der frühere Finanzminister, riet den Ministern, eine Botschaft aufzusetzen, in der die Regentin ihre Macht auf den gesetzgebenden Körper übertrug, der dann ein Exekutivkomitee zu wählen hätte. Das war ein richtiger Gedanke, denn das liberale Empire war formal eine konstitutionelle Monarchie; wenn also die Regentin fiel, mußte auch der gesetzgebende Körper fallen.

„Ich würde es für weit ratsamer halten, die Regentschaft zu reorganisieren, wenn wir dazu noch Zeit haben", meinte ein Minister.

„Aber haben wir dazu noch Zeit?" fragte die Kaiserin.

„There's the rub", entgegenete der Minister mit Hamlet.

Um ein Uhr trat die Kammer im Palais Bourbon zusammen. Soldaten und Polizisten wurden davor postiert. Die Masssen drängten sich vor den Zimmern zusammen. Die Galerien füllten sich mit zweifelhaften Individuen. Man sprach von der Absetzung des Kaisers.

„Der Kaiser ist im Gefängnis", rief Etienne Arago unter dem Gröhlen der Galerie, „und dem Gesetz nach soll die Frau sein, wo der Mann ist."

„Infolge der eintretenden Thronvakanz", formulierte Thiers seinen Antrag, „ernennt die Kammer ein Regierungskomitee der nationalen Verteidigung. Eine konstituierende Versammlung wird einberufen werden, sobald es die Umstände gestatten."

„Aber wenn Sie das Wort auch nicht gerade aussprechen", bemerkte ein Abgeordneter, „im Grunde läuft Ihr Antrag doch auf Absetzung hinaus."

„Ich konstatiere lediglich eine offenbare Tatsache", entgegnete Thiers. „Ist der Thron nicht vakant, wenn der Kaiser gefangen und der kaiserliche Prinz im Auslande ist?"

Man einigte sich immerhin auf eine kleine Abänderung.

„Die Volksflut steigt mit wütender Schnelligkeit", sagte dann Thiers zu Buffet. „Die Sitzung wird zum Tumult. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Buffet sollte die Kaiserin veranlassen, den gesetzgebenden Körper zur Übernahme der ausübenden Gewalt zu ermächtigen. Auch die Minister drängten sie, nachzugeben. Erst als ein Bote hereinstürmte und über die Tumulte im Sitzungssaal berichtete, sagte sie:

„Ich persönlich halte es für einen Fehler. Aber Sie wünschen es, meine Herren, und ich bin bereit, meine Ansicht fallen zu lassen und mich der Ihren zu fügen . . ."

„Es ist zu spät", sagte Buffet. „Wir haben jetzt nur noch Zeit dafür zu sorgen, daß die Kaiserin ungehindert entkommt."

„Absetzung! Revolution! Republik!" gröhlte es von unten herauf.

Im Palais Bourbon versuchte selbst Gambetta, der doch nur auf den Sturz des Kaiserreichs brannte, die drohende Flut einzudämmen. Als er allerdings sah, daß sie nicht mehr aufzuhalten war, stellte er sich selbst an ihre Spitze.

„Sie wissen ja, wie Revolutionen gemacht werden", schrie Régère, der später in der Commune eine Rolle spielte, Thiers an. „Das Volk will nicht mehr darauf warten, daß Sie handeln. Da Sie nicht bereit zu sein scheinen, werden wir allein für die Absetzung des Kaisers stimmen."

„Dies ist nicht der Ort, um eine Republik zu proklamieren", rief jetzt Favre, der dadurch die bedrohliche Situation rettete. „Das sollte im Stadthaus geschehen. Folgen Sie mir dorthin! Ich werde Ihnen vorangehen."

Die Volksmassen stürmten zum Stadthaus. Die Nationalgarden steckten Blumen in ihre Gewehrläufe. Alles jubelte und umarmte sich. General Trochu begab sich als Zivilist dahin.

Als man eben dabei war, die Regierung der Nationalen Verteidigung zu bilden, erschien er im Sitzungssaal.

„Haben Sie die Absicht, Gott, die Familie und das Privateigentum zu schützen?" fragte er die Versammlung.
„Ja!" kam es zurück, wenn auch nicht von seiten der Linken.
„Ich bin durchaus bereit, gemeinschaftliche Sache mit Ihnen zu machen", fuhr er hochtrabend fort, „wenn Sie mich an die Spitze der neuen Regierung stellen. Nur in dieser Stellung kann ich Ihnen wirklich nützen."
Genral Trochu wurde zum Haupt der neuen Regierung erklärt.
„Vive Trochu! Vive la République!" dröhnte es.
Und schon begann der Pöbel, überall die kaiserlichen Adler abzureißen, das N mit der Krone zu entfernen und an seine Stelle die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zu setzen. In der Rue du 10 Décembre, so genannt zur Erinnerung an das Wahlergebnis vom Jahre 1852, schrieb ein Zuave auf das Straßenschild: Rue du 4 Septembre. Der Name ist bis heute geblieben.
In den Tuilerien wurde die Flucht der Kaiserin vorbereitet. Immer noch zögerte Eugenie. Sie sagte zu General Mellinet, dem Befehlshaber der im Tuilerienhof stationierten kaiserlichen Gardeabteilung: „General, glauben Sie, daß man das Schloß verteidigen kann, ohne die Waffen zu gebrauchen?"
„Madame, ich glaube es nicht", erwiderte Mellinet.
„Dann habe ich nichts mehr hier zu suchen, denn ich will keinen Bürgerkrieg."
Im gleichen Augenblick stürzte der Polizeipräfekt Piétri herein.
„Wir sind verraten", rief er, „jeder Widerstand ist unmöglich, die Massen stürmen die Gitter. Das Wohl Eurer Majestät und das Ihrer Umgebung verlangt die sofortige Abreise."
Mellinet ging dem Pöbel entgegen, um für die Flucht der Kaiserin Zeit zu gewinnen.
„Die Kaiserin hat die Tuilerien verlassen", rief er. „Ihr seid Franzosen und werdet Euch nicht selbst dadurch entehren, daß Ihr eine vom Unglück überwältigte Frau beleidigt. Deshalb verlasse ich mich darauf, daß Ihr keinen Unfug anrichtet und ruhig nach Hause geht."
Mittlerweile hatte die Kaiserin, begleitet von Metternich, Nigra und einigen Getreuen, den Versuch gemacht, ihren Wagen zu erreichen. Das kaiserliche Wappen daran erweckte Bedenken. Es blieb keine andere Möglichkeit, als den Weg durch den Louvre zu nehmen.
Es ging durch den Pavillon Flora und die Festsäle, die sich gerade im Umbau für den kaiserlichen Prinzen befanden. Durch die endlose

Galerie entlang der Seine gelangte man schließlich auf den Platz der Kirche von Saint-Germain l'Auxerrois.
War nicht hier in der Nähe 1853 bei der Fahrt zur Notre-Dame die Kaiserkrone vom Wagen gefallen? Und war nicht dem großen Kaiser bei der Hochzeit mit Marie Louise das gleiche passiert?
Und hatten sie sich nicht oft gesagt, man werde sie nie im Fiaker abreisen sehen, das wäre zu lächerlich? Sie wollten sich lieber auf den Stufen des Thrones niedermetzeln lassen!
Jetzt war keine Krone am Wagen und der Wagen war nichts als ein gewöhnlicher Fiaker, mit dem sie die Flucht antrat. Man kann sein Schicksal weder bestimmen, noch kann man ihm entrinnen.
Die Droschke fuhr durch die Rue de Rivoli. In der Nähe wohnte der Staatsrat Besson. Er war nicht zuhause. Dann ging es weiter zur Avenue de Wagram. Der Marquis de Piennes war nicht zuhause. Weiter zur Avenue de l'Impératrice. Mr. Evans, der amerikanische Hofzahnarzt, war nicht zuhause.
Nein, so ging es nicht weiter. Man wartete auf Evans. Als er endlich kam, sagte die Kaiserin zu ihm:
„Mein lieber Herr Evans, Sie allein können mich retten. Die ganze Welt läßt mich im Stich. Ich kann auf niemanden mehr zählen. Ich will fliehen und diese undankbare Stadt verlassen. Ich bitte Sie, mir die Mittel zu verschaffen, damit ich nach England komme."
Evans kannte die Kaiserin schon als Fräulein Montijo und er war ein dankbarer Freund. Er weihte Dr. Crane in das Geheimnis ein, und die beiden Herren erboten sich, der Kaiserin zur Flucht zu verhelfen.
Am anderen Morgen ging die Fahrt ins Ungewisse weiter. Eugenie war als Patientin verkleidet und hatte einen falschen Paß.
Es war der gleiche Tag, an dem der Kaiser auf Wilhelmshöhe ankam.
Nach Überwindung zahlreicher Hindernisse und Beschwernisse kam die Gesellschaft in Deauville ans Meer. Die Yacht Sir John Burgoyne's brachte sie unter Stürmen und schweren Wettern nach England.
Dies alles berichtete sie ausführlich ihrem Gatten.
Was sie ihm allerdings nicht berichtete, was er nie erfuhr und was doch durch die Zeugen der Szene, Conti und Filon, glaubwürdig überliefert wurde, das war jener wilde Schmerz beim Empfang des Telegramms über die Kapitulation.
„Diese Depesche lügt!" rief sie. „Ihr lügt! Der Kaiser hat sich nicht ergeben. Ein Napoleon ergibt sich nicht. Er ist tot. Wenn er nicht tot ist, so ist er ein Elender, ein Feigling. Er hätte sich töten müssen!"

Warum ließ er sich nicht unter den Steinen von Sedan begraben? Er hat also nicht verstanden, wie sehr er sich entehrt! Welchen Namen hinterläßt er seinem Sohn!"

Dann war sie ohnmächtig zusammengebrochen.

Graf Monts faßte seinen Eindruck von Eugenie dahingehend zusammen, daß sie sicherlich in der Politik Napoleons ihrem Willen Geltung verschafft habe. Sie war immer bestimmt in ihren Behauptungen und sie war gewohnt, nicht nur gehört zu werden, sondern auch das letzte Wort zu haben. Napoleon gegenüber habe sie eine gewisse Überlegenheit, eine Art Bevormundung an den Tag gelegt.

Napoleon verbrachte den Winter abwartend auf Wilhelmshöhe. Er lehnte eine Abdankung ab, denn er hatte für die unbestimmte Zukunft ganz bestimmte Pläne. Er verfolgte täglich die Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit und machte Niederschriften, die seine Haltung gegenüber den Republikanern rechtfertigen sollten.

Eugenie schrieb an alle europäischen Fürstenhöfe. Sie hoffte auf Vermittlung. Aber die Regierung der Nationalen Verteidigung war sich der Schwäche ihrer Lage bewußt. Sie schickte Jules Favre nach I a Ferrières, um mit Bismarck zu verhandeln.

Bismarcks realistische Forderungen zerstörten alle Illusionen der Republikaner. Er wollte einen Waffenstillstand nur annehmen, wenn die Franzosen einer Besetzung Straßburgs und eines Forts von Paris zustimmten. Favre lehnte ab und der Krieg ging weiter.

Er zog sich noch fünf Monate hin. Paris hielt hundertunddreißig Tage der Belagerung stand. Eine unerhörte Leistung und ein ungeheures Opfer der Republikaner. Die Kämpfe bei Coulmiers, Patay, Villers-Sexel, Bapaume kamen beinahe einem Siege der Franzosen gleich.

Aber am 18. Januar 1871 war im Spiegelsaal zu Versailles das deutsche Kaiserreich proklamiert worden. Der Krieg hatte die Franzosen entzweit und die Deutschen geeinigt. Aus der Niederlage des Zweiten französischen Kaiserreichs erstand das Zweite deutsche Kaiserreich. Ein neuer Adler aus der Asche der Verwüstung.

Bazaine, der Intrigant des mexikanischen Abenteuers, kapitulierte. Gambetta, zum glühenden Patrioten geworden, stachelte die Hauptstadt zur Fortsetzung des Widerstandes auf. Ausgehungert und durch die Bombardements zermürbt, mußte Paris endlich nachgeben.

In Bordeaux trat die Nationalversammlung zusammen. Thiers wurde Chef der exekutiven Gewalt der französischen Republik. Der Frieden mußte durch die Preisgabe Elsaß-Lothringens und durch die Zahlung

von fünf Milliarden erkauft werden. Die Friedenspräliminarien wurden am 26. Februar 1871 unterzeichnet.

Am 19. März verließ Napoleon, von Monts begleitet, Wilhelmshöhe. In Gießen erfuhren sie die Ausrufung der Commune. In Dover wurde Napoleon von Eugenie erwartet. Am 21. März war die kaiserliche Familie in Camden Place in Chislehurst unweit von London wieder vereinigt. Es war das Landhaus, das Emily Rowly, die Verlobte des Thronprätendenten, ehedem bewohnt hatte.

Während die Schuldigen des Krieges gleichsam auf einer Insel der Seligen in der Idylle lebten, rollte in Paris ein blutiges Drama ab. Die Fackel der Commune brannte lichterloh. Die Communards betrachteten sich als die wiedergekommenen Jacobins. Sie färbten die Tricolore mit Blut und hißten das rote Banner der Internationale auf den grauen Dächern der Metropole.

Was war hier Ursache, was Wirkung? Hatte der Bonapartismus nicht die rote Flut des Kommunismus eingedämmt? Und stürzten ihre Wogen nicht jetzt wieder hervor, da er gestürzt war? Aber war es Zufall, daß am Eingang des Bonapartismus das Kommunistische Manifest stand und am Ausgang die Commune?

Kommunismus und Bonapartismus sind komplementäre Erscheinungen. Es gibt keine Diktatur des Proletariats, die anonym wäre. Wer auf den Wogen der Masse fährt, muß das Gesetz ihrer Schwere berechnen. Der Bonapartismus erhält nicht den mon-archischen Auftrag von oben, er empfängt ihn von unten.

Kommunismus und Bonapartismus sind zwei feindliche Brüder. Sie hassen sich, weil sie dem gleichen Mutterschoß entstammen. Und doch sind sie wie Licht und Schatten aufeinander angewiesen. Der Triumph des einen Prinzips ist niemals die Vernichtung des anderen Prinzips. Beide sind Extreme, die sich ständig berühren.

So lastet auf beiden eine große tragische Schuld. Der Kommunismus fordert alles und der Bonapartismus verweigert alles. Die Forderung fordert die Verweigerung und die Verweigerung die Forderung heraus. So steht am Anfang und am Ende des Bonapartismus die Anarchie.

An einem einzigen Tag, am 18. März 1871, war es den revolutionären Massen von Paris gelungen, die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Hungrige Frauen marschierten voraus. Die Nationalgarden traten auf die Seite der Revolutionäre. Die Generäle Thomas und Lecomte wurden erschossen. Thiers floh nach Versailles.

„Ist es wahr, daß man die Generäle erschossen hat?" fragte Jules Favre den Abgesandten der Commune, Millière.

Als dieser bejahen mußte, schrie Favre ihn an:

„Man verhandelt nicht mit Mördern!"

Die verbliebenen Mitglieder der Regierung folgten Thiers nach Versailles nach.

Das Zentralkomitee der Revolutionäre beschloß eine Wahl. Die Liberalen erklärten sich gegen sie, da das Zentralkomitee über keine rechtmäßige Gewalt verfüge.

„Sprechen wir nicht darüber", sagten die Delegierten des Komitees. „Das Zentralkomitee besteht. Wir sind von der Nationalgarde ernannt worden. Wir haben das Stadthaus in Händen. Wollt Ihr die Wahlen durchführen?"

„Aber was ist Euer Programm?"

„Ihr steht einer Macht gegenüber", begannen die Delegierten zu drohen. „Hütet Euch, durch Euern Widerstand den Bürgerkrieg zu entfesseln!"

„Ihr wollt den Bürgerkrieg!" erwiderten die Liberalen.

Die Wahlen wurden durch Maueranschläge auf Mittwoch, den 22. März, festgesetzt. Die Nationalversammlung in Versailles schäumte vor Wut. Paris ist eine Stadt von Rebellen, das Zentralkomitee eine Räuberbande, erklärte sie.

„Nieder mit dem Zentralkomitee! Nieder mit den Mördern!" schrie die Gegenrevolution auf dem Vendôme-Platz.

Die Revolutionäre schossen mitten in die Menge. Tote und Verwundete lagen auf dem Platz. Hüte und Stöcke rollten dahin.

Die Wahlen wurden auf Sonntag, den 26. März, verschoben. 287 000 Wähler stimmten ab. Die Kanone der Commune von 1792 donnerte am Quai. Die Massen zogen zur Tribüne vor dem Stadthaus. Mit roter Schärpe und phrygischer Mütze erschienen die Mitglieder des Zentralkomitees.

„Das Zentralkomitee legt seine Vollmachten in die Hände der Commune", erklärte Ranvier. „Bürger, mein Herz ist von solcher Freude erfüllt, daß ich keine Rede halten kann. Erlaubt mir nur, den Ruhm des Pariser Volkes zu verkünden um des großen Beispiels willen, das es der Welt gibt!"

„Im Namen des Volkes, die Commune ist proklamiert."

„Es lebe die Commune!" kam es wie ein einziger Schrei zurück.

Lyon, Saint-Etienne, Creuzot, Marseille, Toulouse, Narbonne folgten dem Beispiel. Manchmal gab es auch Rückschläge.
Am Sonntag, den 2. April, eröffnete Versailles ohne jede Warnung das Feuer auf Paris. Die Commune beschloß einen Ausfall. Flourens und Duval fanden den Tod. In Marseille und Narbonne erlitt die Commune ebenfalls eine Niederlage.
Am 5. April wurde auf Antrag von Delécluze ein Geiseldekret einstimmig angenommen. Hinrichtungen von Verteidigern der Commune durch Versailles sollten mit der Hinrichtung der dreifachen Zahl von Geiseln beantwortet werden. Das Vermögen der Bank von Frankreich, das fast drei Milliarden betrug, wurde beschlagnahmt.
Ein neues kommunistisches Manifest wurde erlassen:
„Was fordert Paris? — Die Anerkennung und Festigung der Republik. Die absolute Autonomie der Commune, die sich auf alle Orte Frankreichs erstrecken soll. Die unveräußerlichen Rechte der Commune sind: die Entscheidung über das Gemeindebudget, die Festsetzung der Steuern, die Leitung der lokalen Ämter, die Organisation ihrer Verwaltung, ihrer Polizei und des Unterrichts, die Verwaltung des Gemeindebesitzes, Wahl und dauerndes Kontrollrecht über die Behörden und Kommunalbeamten, absolute Garantie der individuellen Freiheit, der Gewissensfreiheit und der Freiheit der Arbeit, die Organisation der städtischen Verteidigung und der Nationalgarde . . ."
Am 28. April wurde nach dem Vorbild der Großen Revolution ein Wohlfahrtsausschuß gebildet, der ermächtigt sein sollte, „die Köpfe der Verräter abschlagen zu lassen". Der eigentliche Terror setzte jedoch erst ein, als die Sache der Commune als verloren gelten mußte.
Am Sonntag, den 21. Mai, drangen die Versailler Truppen in Paris ein. Nun begannen die Massenabschlachtungen auf beiden Seiten. Die Versailler erschossen die ersten Sühneopfer für die Generäle Lecomte und Thomas. Die Communards töteten eine Anzahl Geiseln. Darunter befand sich der Erzbischof von Paris.
Es war ein Blutrausch auf beiden Seiten. Zwei Monate Herrschaft der Commune machten Paris zu einem Pulverfaß. Die Brandfackel raste und das rote Blut dampfte in den Gassen. Die Rache würde sicher schrecklich werden. Das fühlte jedermann.
„Der Boden ist mit ihren Leichen bedeckt", telegraphierte Thiers, „das schreckliche Schauspiel wird eine Lehre sein."
Man zählte 17 000 Erschießungen. Es ist jedoch nicht übertrieben, wenn man die Zahl 20 000 annimmt. Eine Bilanz des Grauens, zu

der noch die Opfer der Pest zu zählen sind. Viele Communards suchten auf den Barrikaden den Tod.

Achttausend Communeusen und Petroleusen standen vor den Gerichten, Megären, die den Auftrag zum Morden, Sengen und Brennen hatten. Sie trugen Hosen der Communards unter den Röcken und feierten Orgien der Sexualität und des Rausches. Ein wilder, blutiger Tanz der Hexen und Huren. Der Geschichtsschreiber der Commune feiert ihren orgiastischen Wahnsinn.

Die kaiserliche Familie lebte in Chislehurst ein beschauliches Leben. Sie verfügte über eine Dienerschaft von etwa zwanzig Köpfen und über ebensoviele Pferde. Man hatte immerihn noch fünf Millionen Francs gerettet und der Schmuck der Kaiserin war mehr als noch einmal so viel wert. Trotzdem lebte man bescheiden und zurückgezogen. Die Krankheit des Kaisers verschlimmerte sich zusehends. Bald konnte er nicht mehr reiten und bald auch nicht mehr allein ausfahren. Trotzdem beschäftigte er sich eifrig mit literarischen Arbeiten und vor allem mit der Erziehung des Sohnes.

„Ich will mich rechtfertigen, ohne anzuklagen", sagte er von seinen literarischen Arbeiten.

„Weißt Du, an wen mich Louis am meisten erinnert?" fragte er Conneau. „An meinen Bruder, der bei Forli gefallen ist."

Der treue Leporello nickte zustimmend. Er war ja dabei gewesen.

Vater und Sohn gingen plaudernd die lange Galerie in Camden-Place auf und ab und sprachen über die Aufgaben des künftigen Herrschers, als wandelten sie noch in der Galerie der Tuilerien. Der kleine Lulu hing zärtlich an seinem Vater, der ihn umschlungen hielt.

Sie sprachen vor allen Dingen immer wieder über den großen Kaiser. Napoleon rollte unaufhörlich die Phasen seines eigenen Lebens vor den Augen des Knaben ab, um ihm zu zeigen, mit welcher Treue er den Weg des Oheims noch einmal gegangen war. So mußte auch er es machen. Ein Napoleon konnte immer nur das Leben eines Napoleon wiederholen.

Die Napoleonlegende wuchs plastisch, Stück für Stück, in der einprägsamen Seele des Knaben. Das war die größte Freude des Vaters. Als Lulu daher, auf Betreiben der Mutter, im Oktober gemeinsam mit dem Sohne Conneaus in die Kriegsschule von Woolwich aufgenommen wurde, war der Vater recht traurig darüber.

„Zieh Dir keine Strafen zu", sagte der Vater, „ich würde Dich

sonst Samstag nicht sehen. Mein liebes Kind, ohne Dich werde ich sehr einsam sein."

War er wirklich so einsam? Trafen sich nicht im Hôtel de Flandre in Brüssel die Bonapartisten, um eine „Rückkehr von Elba" vorzubereiten? Kamen diese Bonapartisten nicht immer heimlich nach Chislehurst und erzählten ihm, daß Frankreich die Republik schon satt hatte? In der Tat, der letzte Strich der erhabenen Kopie fehlte noch: die Rückkehr von Elba. War England nicht auch eine Insel? Und war es nicht sicher, daß ihn Frankreich genau so im Taumel der Begeisterung empfangen würde wie den großen Kaiser, wenn er landete?

Unablässig schwelte die Glut dieses einen Gedankens in seiner Seele. Manchmal brannte sie hell und heftig, daß er versuchte, das Pferd zu besteigen, da ein Kaiser doch unmöglich am Stock oder im Wagen in Paris einziehen konnte. Aber der Körper glitt kraftlos herab.

Eugenie wußte nichts von seinen Träumen. Sie war realistisch geworden und betrachtete ihn als kranken Mann. Für sie stand es fest, daß er abdanken mußte und daß Lulu an seine Stelle treten werde.

Einmal war sie nach Spanien gereist, wo die Familie Montijo noch Besitzungen hatte. Der alte Verschwörer kleidete sich in die Maske eines Grafen von Pierrefonds und reiste nach Torquay an die Küste. Er wollte die Möglichkeiten einer Landung mit eigenen Augen prüfen.

Sein Plan war einfach. Er wollte sich eine Yacht mieten und in Flandern an Land gehen. Von dort gewann er leicht das befestigte Lager von Châlons. Die Truppen würden ihn anerkennen und die Generäle würden auf seiner Seite stehen. Von dort aus ginge es nach Paris.

„In einem Monat sitzen wir zu Pferde", sagte er zu Conneau, der in den Plan eingeweiht war.

Auch in seinen literarischen Arbeiten fiel er in das alte Maskenspiel des Verschwörers zurück. Unter den Namen Marquis de Gricourt und Comte de La Chapelle schrieb er Rechtfertigungen seiner Politik. Hatte er nicht Frankreich reich und glücklich gemacht? War er nicht ein sozialer Kaiser? Hatte er mit seinen Kriegen nicht den Ruhm der Grande armée und der Grande nation wiederhergestellt?

Ach! Was hatte er mit seinen Kriegen wirklich erreicht?

Er hatte seine Truppen nach Rom geschickt und dafür den Undank der Italiener geerntet.

Er hatte seine Truppen in die Krim geschickt und eine halbe Armee geopfert, um dafür einen Kongreß zu erhalten.

Er hatte seine Truppen gegen Österreich geschickt, um in dem halben

Frieden von Villafranca die Österreicher zu stärken und die Italiener zu verärgern.
Er hatte seine Truppen in den nahen und fernen Osten geschickt, um dafür Rußland zu erzürnen und England zu bereichern.
Er hatte seine Truppen nach Mexiko geschickt, um sich dafür die Feindschaft der Vereinigten Staaten zuzuziehen und die Tragödie eines Kaisertums heraufzubeschwören.
Er hatte seine Truppen nicht an den Rhein geschickt, um dafür die Schande von Sadowa einzustecken.
Er hatte seine Truppen gegen die Preußen geschickt, um dafür ein Kaiserreich zu verspielen.
Merkwürdig wie das Leben dieses Mannes waren seine Kriege. Er gewann alle Schlachten und verlor den einen Krieg. Er war überall Sieger und bereitete doch nur überall seine große Niederlage vor. Er gewann Nizza und Savoyen und verlor Elsaß und Lothringen.
Seine Nationalitätenpolitik machte seine Gegner stark und seine Kompensationspolitik forderte diese Gegner heraus. Seine zahlreichen Erfolge stellten einen einzigen Mißerfolg dar.
Dieses paradoxe Ergebnis war eine Folge des inneren Widerspruchs zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Dem ideologischen Politiker genügt ein Erfolg des Prestiges. Er weicht den politischen Realitäten aus, um den Ruhm zu suchen, wo er leichter zu finden ist. Seine Sonne geht unter, wenn ihr die Strahlen des Ruhmes genommen werden.
Die Krankheit des Kaisers wurde immer bedrohlicher, je mehr er sich in den Wahn einer Rückkehr von Elba hineinsteigerte. Erst mußte er das Reiten aufgeben, dann das Fahren und schließlich das Gehen. Bald war es den Ärzten klar, daß eine Operation vorgenommen werden mußte.
Die Ärzte Sir Henry Thompson und William Gull waren Kapazitäten der Steinoperation. Es gab zwei Methoden: die langsame Abschleifung des Steines und die schnelle Zertrümmerung.
Um Gottes willen, nicht langsam! Schnell! Schnell! Frankreich wartete. Es durfte keine Zeit mehr verloren werden. Was wußten diese Herren von einer Rückkehr von Elba? Schnell! Schnell! Frankreich wartete auf den Einzug des Kaisers!
Am 3. Januar 1873 wurde die erste Behandlung vorgenommen.
Die zweite fand am 6. statt. Die dritte wurde auf den 9. festgesetzt.
Die Ärzte befürchteten die Wirkungen des Chloroforms. Sie schlugen dem Patienten vor, die Behandlung um zwei Wochen auszusetzen.

„Nein, um keinen Preis!" sagte Napoleon. „Ich ziehe vor, daß man jetzt bis ans Ende geht. Jeder Tag zählt für mich."
Schnell! Schnell! Frankreich wartete auf den Einzug des Kaisers!
Die Nacht vom 8. zum 9. Januar verlief ruhig. Der Kaiser hatte eine starke Dosis Schlafmittel genommen. Am 9. Januar halb zehn Uhr befand er sich noch immer in tiefem Schlaf. Die Operation wurde auf den Mittag festgesetzt.
Conneau blickte unablässig in das bleiche, eingefallene Antlitz des Freundes. Er gab sich keiner Illusion mehr hin. Dieses Antlitz war schon fast zur Totenmaske erstarrt. Puls und Atem gingen schwer und langsam. Armer Louis! Dein Elba war Dein Sankt Helena! Auch eine Insel! Mitten im großen Ozean! Einsam und weltverloren! Ach, wie nahe lag England bei Frankreich, wie wartete Frankreich auf den Einzug des Kaisers!
Napoleon machte die müden Augen auf und erblickte den Freund. „Henri", sagte er leise, „Du warst bei Sedan?"
Sedan war sein letztes Wort. Die Augenlider fielen schwer und schlossen für immer den rätselvollen Blick. Das Gewölk der Stirne glättete sich leise und das marmorkalte Antlitz zeigte zum erstenmal den Ausdruck einer Majestät. Es war die Majestät des Todes.
Lulu wurde am 1. Juni 1879 im Kampfe gegen die Zulus getötet.
Eugenie starb am 11. Juli 1920.
In der Krypta von Farnborough-Hill träumen ihre Särge.

DIE DRITTE REPUBLIK

„Es gibt hier nichts Zuverlässiges in Frankreich, man weiß hier nie, ob Kopf oder Schrift das Richtige ist.

„Sehen Sie sich nur die französischen Münzen an, die Ihnen täglich durch die Hände gehen, namentlich das Kupferbergwerk der Sous, die Sie täglich in die Rocktasche stecken müssen, weil Sie in Ihrem Portemonnaie nicht Platz haben, um für einen Franc Kupfer darin zu beherbergen.

„Die erste beste Zigarrenhändlerin gibt Ihnen, ohne sich etwas dabei zu denken, auf Ihr Fünffrankenstück drei Ludwige, den 15., den 16. und den 18., sechs Freiheitsgöttinnen mit der phrygischen Mütze, fünf gestorbene und sechs lebendige Napoleons heraus, und wenn sie ein Übriges tun will, so bekommen Sie auch noch einige Freiheitssäulen mit in den Kauf.

„Auf einem und demselben Silberstück lesen Sie auf der einen Seite ‚Napoléon empereur', auf der anderen Seite République française'; man weiß nie, was richtig ist, und das Schlimmste ist, man darf nie danach fragen . . ."

So schrieb im Jahre 1855 einer der besten deutschen Kenner des Zweiten Kaiserreichs, Hans Wachenhusen, in seiner Schrift: „Das Neue Paris". Als Motto lesen wir auf der Titelseite: „Ci-gît le vieux Paris". Selten wurde die Verworrenheit der politischen Systeme in Frankreich auf anschaulichere und sinnfälligere Weise charakterisiert. Königtum, Republik und Kaisertum erschüttern durch ihre ständigen Ablösungen das Gefüge des Staates. Nichts ist beständiger als der Wechsel.

Heute können wir die einzelnen Phasen der Erschütterung seit 1789 genau überblicken. In dem Titanenkampf zwischen Monarchie und Republik, zwischen Autokratie und Demokratie ist das monarchisch-autokratische Prinzip eindeutig unterlegen. Die drei Republiken er-

geben zusammen eine Lebensdauer von über acht Jahrzehnten. Restauration und Bürgerkönigtum, das Erste und das Zweite Kaiserreich ergeben zusammen nur etwas über sechs Jahrzehnte.

Die Kontinuität der Republik steht unerschütterlich fest.

Seit Richelieu und Ludwig XIV. fordert Frankreich die Souveränität des Staates: L'état c'est moi. Seit Montesquieu und Rousseau die Souveränität des Volkes: Contrat social. Das politische Testament Richelieus führte zum Imperialismus Ludwigs XIV. Das literarische Testament Rousseaus zum Revolutionismus Robespierres.

Das Kaisertum ist gleichsam die Synthese der beiden Prinzipien: Monarchie und Republik, Imperialismus und Revolutionismus, Autokratie und Demokratie. Die beiden Hemisphären schließen sich zu einem neuen Kosmos.

Dieser Einheit im Innern entspricht die gigantische Konzeption einer Einheit im Äußeren: das IMPERIUM ROMANUM — Cäsar — und das SACRUM IMPERIUM — Karl der Große — vereinigt sich im IMPERIUM EUROPAEUM — Napoleon — zum abendländischen Kosmos. Am IMPERIUM BRITANNICUM als interkontinentalem Weltreich muß diese rein kontinentale Weltordnung scheitern.

Das Julikönigtum stellt die Einheit zwischen Monarchie und Republik auf eine rein bürgerliche und recht mittelmäßige Weise dar: in der konstitutionellen Monarchie. Das Prinzip dieser Regierungsform wurde von Thiers klassisch ausgedrückt: „Le roi règne, mais il ne gouverne pas". Der wahre Herrscher sollte das Volk sein. Es war die Weisheit des „juste-milieu".

Das Zweite Kaiserreich verlegte den Schwerpunkt der Politik wieder nach außen. Während jedoch Napoleon I. die europäischen Nationen zu Vasallen des Imperiums machte, verhalf ihnen Napoleon III. zur Emanzipation Eine Folge davon war der Imperialismus der Nationen und die Zertrümmerung des Empire.

Die Dritte Republik hat alles wieder gut gemacht. Sie hat in Afrika das größere Frankreich geschaffen — das zweitgrößte Kolonialreich der Welt — sie hat das durch Napoleon III. verlorene Elsaß-Lothringen zurückgeholt — sie hat neue Vasallenstaaten gegründet. Die Dritte Republik ist ein Imperium ohne Imperator.

Auf die Erste Republik folgte das Erste Kaiserreich. Auf die Zweite Republik das Zweite Kaiserreich. Auf die Dritte Republik — wird auf sie das Dritte Kaiserreich folgen?

Die Antwort auf diese Frage wurde bereits gegeben. Wir müssen aber zum besonderen Verständnis noch etwas weiter ausholen.

Am 22. September 1792 wurde durch den Nationalkonvent — Convention nationale — in Frankreich die Erste Republik verkündet. In Wahrheit war das absolute Königtum bereits am 14. Juli 1789 bei dem Sturm auf die Bastille gestürzt. Und als am 21. Januar 1793 das Haupt Ludwigs XVI. auf dem Blutgerüst fiel, fiel damit zugleich die Idee des absoluten Königtums, die Idee der französischen Monarchie. Von nun an standen Kaisertum und Königtum gegen die Republik. Mit allen Mitteln wurde ihr Vordringen aufgehalten: mit Staatsstreichen, Diktaturen, Restaurationen, Kompromissen, mit Ausnahme- und Übergangszuständen aller Art. Frankreich wurde durch acht Jahrzehnte hindurch zum klassischen Experimentierfeld aller möglichen Staatsformen überhaupt.

Am Ende blieb die Idee der Republik Siegerin.

Auf die Gironde folgte die Diktatur Robespierres. Auf die Diktatur Robespierres der 9. Thermidor — 27. Juli 1794 — mit der Vernichtung der Jokabiner und Kommunisten. Auf den Aufstand der Jakobiner am 1. Prairial — 20. Mai 1795 — folgte die Erhebung der Royalisten am 13. Vendémiaire — 5. Oktober 1795. — Am 27. Oktober 1795 trat das Direktorium zusammen.

Auf das Direktorium folgte die kommunistische Verschwörung Babeufs und ihre Unterdrückung im Mai 1796. Das drohende Überhandnehmen des Royalismus wurde durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor — 4. September 1797 — beseitigt. Die Herrschaft des Direktoriums wurde durch den Staatsstreich des 18. Brumaire — 9. November 1799 — und die Errichtung des Konsulats vernichtet. Durch die Verfassung des Jahres VIII wurde der General Bonaparte zum Ersten Konsul ernannt.

Damit war die Erste Republik praktisch erledigt.

Im Mai 1802 wurde eine neue „monarchische" Verfassung vorgelegt. Am 2. August 1802 Bonaparte durch Senatsbeschluß zum Ersten Konsul auf Lebenszeit ernannt. Am 18. Mai 1804 nahm der Senat die neue Konstitution an, die Bonaparte als Napoleon I. zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärte. Am 2. Dezember 1804 krönte sich Napoleon selbst zum Kaiser in Anwesenheit des Papstes Pius VII.

Das folgende Jahrzehnt hielt die Revolution im Innern durch Kriege im Äußeren in Schach. Am 12. April 1814 unterzeichnete Napoleon den Traktat von Fontainebleau, der seine Abdankung bestätigte. Es

folgte die erste Restauration mit König Ludwig XVIII., dem älteren der beiden Brüder Ludwigs XVI. Am 4. Juni 1814 gab der König die neue Verfassung — die Charte — durch die Revolution und Restauration versöhnt werden sollten. Am 20. März 1815 rückte Napoleon unter dem Jubel der Bevölkerung wieder in Paris ein. Ludwig XVIII. entfloh nach Gent.

Nach der Schlacht bei Waterloo dankte Napoleon am 21. Juni zugunsten seines Sohnes ab. Am 8. Juli kehrte Ludwig XVIII. nach Paris zurück. Es folgte die Periode der zweiten Restauration von 1815—30. Am 16. September 1824 starb Ludwig XVIII. Sein Nachfolger wurde Karl X., Graf von Artois. Am 27. Juli 1830 brach die Revolution aus. Eine provisorische Regierung erklärte Karl X. für abgesetzt.

Das Volk hielt den Zeitpunkt für die Zweite Republik für gekommen. Am 9. August 1830 wurde jedoch der Herzog von Orléans Louis Philippe zum König von Bürgers Gnaden erwählt. Sein Vater Philippe Egalité hatte sich der Revolution angeschlossen, endigte aber auf dem Schafott. Durch den Bruder Ludwigs XIV., Philippe I., war das Herzogtum Orléans bourbonisch geworden. Mit Louis Philippe verband sich also persönlich und sachlich die Idee des Königtums mit der Idee der Republik.

Attentate und Aufstandsversuche unterhöhlten das Bürgerkönigtum. Im April 1834 begannen die Arbeiteraufstände mit sozialistischer Färbung. Ein Monstreprozeß gegen 2600 Angeklagte fand vor der Pairskammer statt. Am 28. Juli 1835 war das Attentat Fiechis. Im Oktober 1836 der Straßburger Putsch Louis Napoleons. Im Mai 1839 ein sozialistischer Aufstand in Paris. Im August 1840 der Boulogner Putsch Louis Napoleons. In der Zeit vom Juli bis Dezember 1847 fanden über siebzig sozialistischer Reformbankette statt.

Aus der Februarrevolution 1848 ging die Zweite Republik hervor.

Am 4. Mai wurde die Nationalversammlung eröffnet. Die Auflösung der Nationalwerkstätten führte zu der blutigen Junischlacht. Am 10. Dezember wurde Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik gewählt. Am 26. Mai 1849 löste sich die Nationalversammlung auf. Am 28. Mai wurde die Gesetzgebende Versammlung eröffnet. Am 2. Dezember 1851 fand der lange vorbereitete Staatsstreich statt. Die Verfassung vom 14. Januar 1852 legalisierte die Diktatur der Gewalt. Am 2. Dezember war das Kaiserreich wiederhergestellt.

Napoleon III. suchte, dem Vorbild seines Oheims folgend, durch

Kriege im Äußeren die Diktatur im Innern aufrechtzuerhalten. Das Orsinische Attentat am 14. Januar 1858 zeigte die Kluft, die zwischen Volk und Kaisertum bestand, erschreckend deutlich. Ein Gesetz der allgemeinen Sicherheit bot die Handhabe zu erneuter brutaler Verfolgung der Republikaner. Die verlustreichen kriegerischen Abenteuer unterhöhlten das Empire. Der liberale Kurs konnte den Zusammenbruch des Kaiserreichs im deutsch-französischen Krieg nicht aufhalten. Am 4. September 1870 wurde die Dritte Republik ausgerufen.

Die Dritte Republik hatte gleich zu Beginn zwei schwere Belastungsproben auszuhalten: die Liquidation des Krieges und die Niederschlagung des Commune-Aufstandes vom März 1871. Es ist ihr beides gelungen. Am 31. August wurde Thiers zum ersten Präsidenten der Dritten Republik ernannt.

Was lehrt uns dieser kurze geschichtliche Überblick?

Mit dem Ausbruch der großen Revolution wurde für Frankreich ein Prozeß eingeleitet, der die Republik gegen die Monarchie im sichtbaren und unsichtbaren Kampfe zum Sieg führte. Im Grunde hat die Republik niemals aufgehört, zu existieren. Sie wurde durch reaktionäre Systeme — Königtum und Kaisertum — assimiliert, um sie am Ende beide zu zerstören.

Die Republik ist der Ariadnefaden, der durch das eingangs charakterisierte Labyrinth politischer Verworrenheit hindurchführt. Königtum und Kaisertum rotieren um sie wie um eine unsichtbare Achse, bis sie sich endlich mit ungeheurer Zentrifugalkraft loslösten und im Nichts verschwanden. Die Achse blieb fest und unerschütterlich.

Nur so ist überhaupt der jahrzehntelange Kampf gegen die Republik, der Versuch, mittels Staatsstreichen und Diktaturen den Prozeß der Revolution aufzuhalten, zu verstehen. Die Republik war im Angriff, die Monarchie in der Abwehr.

Im Grunde blieben auch die reaktionären Mächte Exponenten der revolutionären Ideen.

Das Prinzip der Konstitution und der Repräsentation, der Parteien statt der Stände, der Wahlen statt der Berufungen, die Trennung der Gewalten in Legislative und Exekutive, die Einteilung des Landes in Departements und Arrondissements — diese und noch zahlreiche andere Errungenschaften der Großen Revolution wurden zeitweise verdrängt oder verändert, aber niemals abgeschafft.

Durch Beschluß vom 14. Dezember 1789 wurde die frühere Einteilung des Landes in Provinzen beseitigt und eine neue Einteilung in Depar-



Napoleon III. nach der Entthronung

Englisches Photo der Zeit — Historisches Bildarchiv Handke-Berneck

Badische
Landesbibliothek

tements eingeführt. Dieser revolutionäre Akt war ein Schlag gegen die Herrschaft des geschichtlich gewordenen Adels, indem er an Stelle eines geschichtichen Prinzips ein natürlich-geographisches setzte.
Die Zahl der Departements hat sich inzwischen vielfach geändert — das Prinzip selber wurde beibehalten. Als Napoleon I. Erster Konsul geworden war, setzte er sogleich in jedem Departement einen Präfekten und mehrere Unterpräfekten ein, um so die Verwaltung des Landes vollkommen zu zentralisieren. Seine Schaffung zahlreicher Vasallenstaaten, ohne Rücksicht auf ihr geschichtliches Gewordensein, ist gleichsam eine Übertragung des Prinzips der Departements auf das europäische Empire.
Napoleon I. war nicht der Überwinder, er war der Vollstrecker der französischen Revolution.
Die Restauration der Bourbons war keineswegs ein vollkommen reaktionäres System, wie es Metternich auf dem Wiener Kongreß proklamierte, vielmehr sicherte die „Charte" die Errungenschaften der Revolution, wenngleich der schwächliche König Ludwig XVIII. den reaktionären Einflüsterungen des „Pavillon Marsan", seines Bruders, des Grafen Karl von Artois, und seiner Nichte, der Herzogin von Angoulême, nicht widerstehen konnte. Dafür war er der Vertreter der Restauration!
Das orleanistische Julikönigtum trägt alle Züge einer bürgerlichen Republik. Louis Philippe empfing die Krone aus den Händen der beiden Kammern. Die freisinnige konstitutionelle Monarchie bedeutete eine Bindung an die Verfassung. Um seine republikanische Gesinnung auch nach außen zu demonstrieren, übernahm Louis Philippe — selbst aus der bourbonischen Seitenlinie — die Trikolore an Stelle der weißen Fahne der Restauration.
Die Zweite Republik übernahm die Ideologie von den Menschenrechten — liberté, égalité, fraternité — übernahm die gesamte Formensprache von der ersten. Es wurde eine Nationalversammlung — Assemblée nationale constituante — gegründet. Die Parteien des Parlaments gruppierten sich analog der Gesetzgebenden Versammlung — Assemblée nationale législative — und die Montagnards der Junischlacht schmückten sich mit den blutigen Symbolen des Jakobinismus.
Das Zweite Kaiserreich betrachtete sich als Erben des Ersten. Wie Napoleon I. die Volkssouveränität in sich verkörpert glaubte, so auch Napoleon III. Das Königtum war von oben her eingesetzt. Das Kaisertum von unten emporgekommen. Die Dynastie der Napoleo-

niden, der gesamte bonapartistische Adel bestand aus Parvenus. Sozialismus und Kommunismus bildeten den gesellschaftlichen Humus, auf dem der Bonapartismus — trotz aller Feindschaft — gedeihen konnte.

Die Dritte Republik hielt sich selbstverständlich an die beiden Vorbilder der Ersten und Zweiten. Die Regierung der nationalen Verteidigung — Gouvernement de la défense nationale — entstand nach dem Beispiel der provisorischen Regierung. Im Februar 1871 trat die Nationalversammlung in Bordeaux zusammen. Präsidium, Kammer und Senat, Konstitution hatten die gleichen Vorbilder.

In der Dritten Republik hatte sich der Sinn der Ersten und Zweiten Republik erfüllt.

Auf die Gironde folgte der Jakobinismus. Auf die Februarrevolution die Junischlacht. Auf den Pakt von Bordeaux der Märzaufstand der Commune. Auch hier ist die Analogie vollkommen. Der Kommunismus ist das blutige Gespenst der Revolution. Die Dritte Republik hat dieses Gespenst aus eigener Kraft besiegt.

Wird also auf die Dritte Republik das Dritte Kaiserreich folgen?

Die Möglichkeiten einer Diktatur waren gegeben in dem, was die Franzosen „La Boulange" nannten. Der tapfere General Boulanger hatte alle Chancen für sich: das Ansehen bei der Armee und den Wahlerfolg bei den Massen. Er war weder Napoleonide noch Bonapartist — aber er hätte es in der Hand gehabt, der Republik den Todesstoß zu versetzen. Allein, er hatte zu wenig Ehrgeiz und zu viel Sentiment: die Liebe zu einer Frau war stärker in ihm als der Drang zur großen Karriere. Über dem Grab der Geliebten hat er — erschütternd für seine menschliche Seelengröße — freiwillig den Tod gefunden.

Unter dem Kriegsminister Boulanger wurden auch alle Präsidenten des Königs- und Kaiserhauses — der Graf von Paris und der Herzog von Orléans, die Prinzen Jérôme und Victor Napoléon, die Herzöge von Aumale und Chartres — des Landes verwiesen. Damit beseitigte die Republik die Gefahr einer neuen Restauration von irgend einer Seite.

Die Republik erholte sich erstaunlich rasch von den Schlägen, die das Kaiserreich erlitten hatte. Die Anleihe zur Entrichtung der Kriegskontribution wurde vierzehn Mal überzeichnet. Das Ende der Okkupation konnte schon im September 1873 herbeigeführt werden. Die Reorganisation der Armee wurde in großem Maßstabe durchgeführt.

Die Hauptstadt, sowie die Ost- und Nordgrenze wurden rasch wieder gesichert. Die französische Nationalproduktion stieg, trotz ungeheurer Belastung, von Jahr zu Jahr und damit die öffentlichen Einnahmen.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Dritten Republik zu schreiben. Es soll nur an zwei Beispielen — an der Kolonial- und Kontinentalpolitik — gezeigt werden, daß die Republik die Idee des Empire übernommen hat: das größere Frankreich vom Rhein bis zum Äquator.

Richelieu hat mit der Konzeption des „antiken Gallien", den „limites naturelles" und dem „Rhin gaulois" die Grundlinien des französischen Imperialismus aufgezeigt. Die Eroberungskriege Ludwigs XIV. bildeten die Ausführung seines politischen Testaments. Aus der gleichen Vorstellung ist die Rheinbundpolitik Napoleons I. entstanden.

Richelieu hat auch die französische Kolonisation in Afrika und Amerika eingeleitet. Colbert war sein eifriger Nachfolger. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war das ungeheure Land von der Hudsonbai bis zur Mündung des Mississippi französisch. Und zur selben Zeit arbeitete Dupleix in Vorderindien an der Erweiterung der französisch-ostindischen Kolonie.

Die ständigen Kämpfe mit England und der Pariser Frieden von 1763 brachten einen jähen Niedergang. Revolution und Empire vollendeten diesen Prozeß. Napoleon I. wollte über Ägypten und Syrien den Weg nach Indien einschlagen, um dort England zu treffen. Er hoffte, es über Rußland zu erreichen. Die Kontinentalsperre diente den gleichen Zielen.

Mit dem Zusammenbruch des Empire war Frankreich als Kolonial- und Kontinentalmacht geschlagen.

Noch vor Ausbruch der Julirevolution schickte Polignac ein Expeditionskorps nach Algier. Am 5. Juli wurde die Stadt Algier erobert. Die kriegerischen Erfolge des Bürgerkönigs in Nordafrika sicherten den Besitz Algeriens und legten damit den Grundstein für ein neues größeres Frankreich als einer natürlichen Verlängerung des Südens. Napoleon III. wendete sich wieder, wie sein Oheim, mehr der europäischen Kontinentalpolitik zu. Er hatte die französische Eroberung in Algier befestigt, im Senegal und westlichen Mittelafrika, auf Madagaskar und nach der Anlage des Suezkanals in der Nähe von Aden einige Vorteile errungen, in Cochinchina Eroberungen gemacht, Neukaledonien erworben — allein, allen seinen Expeditionen fehlte es an

Planmäßigkeit, und Mexiko zeigte mit erschreckender Deutlichkeit das sinnlos Abenteuerliche seiner Unternehmungen.

Die Dritte Republik ging in allen Stücken methodisch zu Werke. Auf dem Berliner Kongreß 1878 erlangte Frankreich die Zustimmung Englands und Deutschlands zu seinem Plan, Tunis in den französischen Machtbereich zu ziehen. Streitigkeiten an der Grenze von Algerien boten den willkommenen Anlaß, in Tunis einzumarschieren. Der Vertrag vom 12. Mai 1881 stellte Tunis unter französische Schutzherrschaft.

Die Dritte Republik beschritt unter Ferry mutig den Weg zum Imperium.

1880 war Tahiti, 1881 wurden die Mangarewa-Inseln in der Südsee annektiert. Durch den Bau einer Eisenbahn in Senegambien und durch die Brazza'sche Expedition im Kongogebiet wurden dem französischen Handel neue Gebiete in Westafrika erschlossen. Madagaskar — von Napoleon I. als „Schlüssel zu Indien" bezeichnet — wurde ganz erobert. Ausgedehnte Landesteile am Niger, Senegal und Kongo, die Länder hinter dem englischen Gambia, Sierra Leone, die Negerrepublik Liberia, die Goldküste und das deutsche Togo, die Elfenbeinküste, Dahomey und an Afrikas Ostküste Obok, von dem sich Napoleon III. 1862 mit Rücksicht auf England zurückgezogen hatte.

In Indien wurde 1884/85 Anam gesichert. In China Tongking erworben. Siam gelangte unter weitreichenden französischen Einfluß. In Westafrika wurde der Gedanke einer Verbindung zwischen Algier und Senegambien mehr und mehr verwirklicht. Der Geheimvertrag zwischen Frankreich und England 1904 sicherte Frankreich in Marokko die gleichen Vorrechte zu, wie sie England in Ägypten besaß.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schien der Augenblick gekommen, ein zusammenhängendes französisch-afrikanisches Kolonialreich von Obok bis Senegal zu begründen. Da ereignete sich der Zusammenstoß in Faschoda. Die Franzosen waren klug genug, nachzugeben. Die Nilländer wurden England überlassen. Frankreich behielt Möglichkeiten über Tunis und Tripolis hinaus.

Faschoda war der eigentliche Beginn der Entente cordiale zwischen Frankreich und England.

In der Tat besann sich die Republik auf ihre kontinentalen Interessen. Der Rhein als natürliche Grenze und damit die Revanche für Elsaß-Lothringen. Léon Gambetta hatte auf einer Versammlung zu Chambéry am 22. September 1872 das berühmte Wort gesprochen:

„Nie davon sprechen, immer daran denken." Nachdem der Äquator erreicht war, mußte der Rhein das unablässige Ziel sein.

Zu diesem Zweck betrieb die Republik die systematische Einkreisung Deutschlands.

Wir wollen keine vernarbten Wunden aufreißen. Der Imperialismus der Dritten Republik hat im Weltkrieg den Sieg davongetragen. In Versailles wurde einstmals der französische Imperialismus geschaffen. In Versailles wurde die Niederlage des Zweiten französischen Kaiserreichs besiegelt. In Versailles wurde das Zweite Deutsche Kaiserreich zerschlagen.

Die Dritte Republik hat das Zweite Kaiserreich überwunden.

Die Dritte Republik hat das Dritte Kaiserreich verwirklicht.

Versailles offenbarte die einsinnig imperialistische Tendenz Frankreichs von Richelieu und Ludwig XIV. bis Poincaré und Clemenceau. Dieser Imperialismus beruhte auf der territorialen Atomisierung des mitteleuropäischen Reiches — einer Art Balkanisierung Europas — und damit auf der Schaffung von Vasallen- oder Nationalstaaten im Sinne des Ersten und Zweiten Empire.

Wenn Jacques Bainville in der „Histoire de deux peuples" Napoleon I. freilich beschuldigt, mit der Schaffung der Rheinbundstaaten dieser Atomisierung — wie sie der Westfälische Friede gebracht hat — entgegengewirkt zu haben, so hat er vom Standpunkt Frankreichs nicht ganz unrecht. Wenn er allerdings zugleich zugibt, daß Regensburg eine größere Revolution war als 1789, so hebt er damit dieses Urteil im gewissen Sinne wieder auf.

Der Prozeß der Auflösung des habsburgischen Reiches, der mit Napoleon I. eingeleitet wurde, mit Napoleon III. beschleunigt — durch die Unterstützung der großitalienischen und kleindeutschen Einheitsbestrebungen — fand in Versailles seine Krönung durch die Schaffung sogenannter Nationalstaaten.

Dabei war Polen eine Wiedergeburt, die in den national-revolutionären Bewegungen und in ihrer Unterstützung durch Frankreich — durch Napoleon I. und Napoleon III. — geschichtlich begründet war, während die Tschechoslowakei eine Neugeburt darstellte, die einer Miniaturausgabe des alten habsburgischen Reiches ähnlich sah.

Im gleichen Sinne war die kleine Entente im Osten Europas eine Miniaturausgabe der großen Entente im Westen. Die Nationalstaaten waren als Vasallenstaaten Frankreichs gedacht. Die Bündnispolitik in

Gestalt des Zweifrontendruckes und der Einkreisung sollte das System der mitteleuropäischen Atomisierung vollenden.
Der Genfer Mechanismus schien dazu geschaffen, die Verewigung von Versailles juristisch zu garantieren.
Die Idee der natürlichen Grenzen — Ozean, Pyrenäen, Mittelmeer, Alpen, Rhein — fand ihre Vollendung in der Wiedereingliederung Elsaß-Lothringens. Und neben der Rheinlinie war die Mainlinie aus der politischen Vorstellungswelt des französischen Imperialismus entstanden. Der Main war die Demarkationsachse zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden. Durch sie war Deutschland seit der Reformation in zwei feindliche Lager gespalten. Die Aufrechterhaltung dieses immerhin latenten Gegensatzes störte die deutsche Einheit .
Während Deutschland darniederlag, tat Frankreich den letzten entscheidenden Schritt zur Ausgestaltung seines Imperiums: es begründete über das Mittelmeer hinweg ein einheitliches Großfrankreich — France Colonies — durch das die schwarzen Einwohner den weißen gleichgestellt wurden. Damit entstand die Fiktion eines 100-Millionen-Volkes, dessen militante Kraft nahezu unbegrenzt sei.
Bereits seit dem Jahre 1836 verwendete Frankreich farbige Truppen in seinen Kriegen — in der Krim, in Italien, in Mexiko, im deutsch-französischen Krieg, in China, auf Madagaskar, in Marokko, im Weltkrieg — aber nunmehr handelt es sich nicht mehr um ein weißes Heer mit farbigen Truppen, vielmehr um ein Heer — la nation armée.
Einhundertfünfzig Jahre nach der Großen Revolution wurde die Republik wieder zu Grabe getragen. Sie hatte das Empire zweimal überlebt und in ihrer dritten Phase die Idee des Empire selbst realisiert. Auf das erste „Sedan" 1870 ist ein zweites gefolgt: 1940.
Und doch haben sich die Machthaber des Dritten Reiches grundlegend geirrt, weil sie das Frankreich der Dritten Republik nur als eine kontinentale Nation betrachteten, nicht als ein interkontinentales Empire. In Wahrheit war Frankreich nicht einen Augenblick besiegt, denn seine Kolonien, seine Flotte, sein Gold entzogen sich dem Zugriff.
So ist Frankreich aus dem zweiten wie aus dem ersten Weltkrieg als Sieger über Deutschland hervorgegangen.

BIBLIOGRAPHIE

About, Edmond, La Prusse en 1860;
deutsch: Napoleon III. und Preußen, Berlin 1860.
Amiguès, J., L'homme de Sedan et les hommes de Septembre, Paris.
Armee, Die französische, in ihrem Verhältnis zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heeresteilen, Leipzig 1853.
d'Albe, Duc, Lettres familières de l'impératrice Eugénie, Paris 1935.
Arago, E., L'Hôtel de ville au 4 septembre et pendant le siège, Paris.
Aretz, Gertrude, Glanz und Untergang der Familie Napoleons, Wien 1937.
d'Arjuzon, C., Hortense de Beauharnais, Paris 1895.
Madame Louis Bonaparte, Paris 1899.
d'Ariste, P., La vie et le monde du Boulevard 1830—70, Paris.
Arnaud, René, La deuxième République et le second Empire, Paris.
Aubry, Octave, L'impératrice Eugénie, Paris 1933;
deutsch: Erlenbach 1937.
Le second Empire, Paris 1938;
deutsch: Erlenbach 1938.
Napoléon III, Paris 1932;
deutsch: Paris-Leipzig.
d'Aumale, Duc, Lettre sur l'histoire de France adressée au Prince Napoléon, Paris 15. 3. 1861.
Auriant, Les lionnes du second Empire, Paris.
Avenel, H., Histoire de la presse française depuis 1789 jusqu'à nos jours, Paris 1900.
Bac, F., Le mariage de l'impératrice Eugénie, Paris 1928.
La princesse Mathilde, Paris 1928.
La cour des Tuileries sous le second Empire, Paris 1930.
Napoléon III inconnu, Paris 1932.
Bailly, R., Histoire de l'amitié franco-polonaise, Paris 1926.
Bainville, Jacques, Histoire de trois générations, Paris.
Balabine, Victor de, Paris de 1842—1852, Paris.
Bakunin, M., Correspondence 1860—74, veröffentlicht von Dragomanow, Paris 1896.
Baroche, Madame, Le second Empire. Notes et souvenirs, Paris.

Barot, Odysse, Emile de Girardin, Paris 1866.
Barrot, Odilon, Mémoires posthumes, Paris.
Barthez, E., La famille impériale à Saint-Cloud et à Biarritz, Paris.
Barthélemy, Ch., Le second Empire 1848—70, Paris.
Baudelaire, Charles, Raketen (Tagebücher), deutsche Ausgabe.
Bazaine, L'armée du Rhin, 1872.
Beauharnais, Les, et l'empereur, Lettres de l'impératrice Joséphine et de la reine Hortense au prince Eugène, Paris 1926.
Beaumont-Vassy, Vicomte de, Mémoires secrets du XIXe siècle, Paris.
Les salons de Paris et la société parisienne sous Napoléon III, Paris.
Bellemare, général de, L'empire c'est la paix 1848—70, Paris 1897.
Bekker, P., Jacques Offenbach, Die Musik, Bd. 31—32, Berlin 1929.
Berl, Heinrich, Der fünfte Stand, Karlsruhe 1931—32.
Chronik eines Weltbades (Baden-Baden), Baden-Baden 1936—38.
Politik in den Bädern (Manuskript).
Beloutine, M., L'histoire d'un coup d'état, Paris.
Berthold, G., Louis Napoleon III., 2 Bde., Dresden.
Berton, H., L'évolution constitutionelle du second Empire, Paris 1900.
Beyens, Baron de, Le second Empire, vu par un diplomat belge, Brügge 1926.
Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart.
Blanc, Louis, Histoire de dix ans, Paris.
Histoire de la révolution 1848, Paris.
Block, M., Bevölkerung des französischen Kaiserreichs in ihren wichtigsten statistischen Verhältnissen dargestellt, Gotha 1861.
Borain, Napoléon III (Satire), Brüssel 1870.
Bordeaux, Henry, Le coeur de la reine Hortense, Paris 1933.
Bordier, H., L'Allemagne aux Tuileries 1850—70, Paris 1872.
Bourgeois, E., -Clermont, Rome et Napoléon III 1849—70, étude sur les origines de la chute du second Empire, Paris 1900.
Manuel historique de politique étrangère, Bd. III, l'ère des nations 1830—66, Paris 1927.
Blanchard, Jerrold, The life of Napoleon III, London 1874—82.
Böhn, Max v., Vom Kaiserreich zur Republik, München 1921.
Buffin, C., La tragédie mexicaine, Brüssel.
Budé, Eugène de, Les Bonapartes en Suisse, Genf-Paris 1905.
Bulle, Constantin, Geschichte des Zweiten Kaiserreichs und des Königreichs Italien, 1890.
Bonaparte, Louis, Roi de Hollande, Documents historiques et réflexions.
Carette, Mad., Souvenirs intimes sur la cour des Tuileries, Paris 1889.
Cassagnac, A. Granier de, L'empereur, la Pologne et l'Europe, Paris 1863.
Souvenirs du second Empire, Paris 1879.
Napoléon III. Biographies politiques.

Chambrier, J. de, La cour et la société du second Empire, Paris.
Chenu, A., Les chevaliers de la république rouge en 1851, Paris 1851.
Cochelet, Melle Louise, Mémoires sur la reine Hortense et la famille impériale.
Colombier, Marie, Fin d'Empire, Paris.
Conte Corti, Egon Cäsar, Maximilian und Charlotte von Mexiko, Leipzig 1924.
Die Tragödie eines Kaisers, Leipzig 1933.
Conneau, Dr., Le prisonnier d'Ham.
Darimon, Alfred, Histoire de douze ans 1857—69, Paris 1883.
L'agonie de l'Empire, Paris.
La maladie de l'Empereur, Paris.
Daudet, Lucie-Alphonse, L'impératrice Eugénie, Paris;
deutsch: Frauenfeld 1913.
Debussy, Jacques, L'imperatrice Eugénie, Paris 1924.
Delavo, J., L'ingratitude de Napoléon III, Brüssel 1861.
Demotte, C., Solution mexicaine, question polonaise, union européene, 1863.
Delécluze, Charles, De Paris à Cayenne, Paris 1869.
Souvenirs de soixante années, Paris.
Debraux, Chevalier, La paix de Villafranca, Paris.
Delord, Taxile, Histoire du second Empire 1848—69, Paris 1870;
deutsch: Berlin 1870.
Dolgoroukow, P., La France sous le régime bonapartiste, London 1864.
Ducrot, général. La journée de Sedan, Paris.
Dumas, Alexandre, Mémoires, Paris.
Dunant, Henri, Das Kaiserreich Karls des Großen wieder hergestellt oder das von Napoleon III. wieder errichtete Römische Reich, Genf 1859.
Eine Erinnerung an Solferino, Genf 1862.
Duval, G., Napolon III, enfance-jeunesse, Paris.
Ebeling, A., Napoleon III. und sein Hof. Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen aus der Zeit des Zweiten französischen Kaiserreichs 1851—70, 3 Bde., Leipzig 1894.
L'empereur Napoléon III et l'Angleterre, Paris 1858.
Evans, Dr. Thomas, Recollections of the french Empire, London.
Falloux, de, Die katholische Partei, Paris 1856.
Filon, Augustin, Le prince impérial, Paris 1912.
Souvenirs sur l'impératrice Eugénie, Paris 1920.
Fleischmann, H., Napoléon III et les femmes, Paris 1913.
Fleury, Maurice, Memoiren der Kaiserin Eugenie, Leipzig 1921.
Fleury, J., A. M. Emile de Girardin, la force de la presse, Paris 1864.
Fourmestreaux, E., La reine Hortense, Paris 1864.
Prince Eugène, Paris.

Forster, Ch. de, Du royaume à l'empire 1848—52, Paris.
Frazer, Sir William, Napoleon III. My recollections, London.
Gastineau, Benjamin, Les transportés du décembre 1851, Paris 1870.
Gailly de Tauriens, C., La reine Hortense en exil, Paris 1920.
Gaboriau, E., Die goldene Sippschaft des Zweiten Kaiserreichs, Roman, 4 Bde., Berlin 1871.
Gallix et Guy, Histoire complète et authentique de Louis Napoléon Bonaparte depuis sa naissance jusqu'à ce jour, 1852.
Garets, Comtesse de, Auprès de l'impératrice, Paris 1928.
L'impératrice, Eugénie en exil, Paris 1929.
Girardin, Emile de, Napoléon III et l'Europe, Brüssel 1859;
deutsch: von Karl Grün, Hamburg 1859.
Le decret du 24 novembre, Paris 1860.
L'apaisement de la Pologne, Paris 1863.
La Pologne et la diplomatie, Paris 1863.
Paix et liberté, questions de l'année 1863, Paris 1864.
Giraudeau, Fernand, Napoléon III intime, 2. A., Paris 1852.
Geheime Memoiren Louis Napoleons Bonapartes von L. Schubar (Dr. Lubarsch) 10 Bde., Berlin 1860—64 (Mystifikation).
Geheime Papiere des Zweiten Kaiserreichs, ges. u. veröff. durch die Regierung der nationalen Verteidigung, Berlin 1871, deutsche Ausg. von: Les papiers secrets du second Empire, Brüssel 1870 (Mystfikation).
Goncourt, J. et E. de, Journal, 9 Bde., Paris 1866 ff.
Gorce, Pierre de la, Histoire de la deuxième Republique française. Histoire du second Empire, Paris.
Napoléon III et sa politique, Paris.
Gottschall, Rudolf, Kaiser Napoleon III., Liegnitz 1859.
Paris unter dem Zweiten Kaiserreich, Portraits und Studien, Leipzig 1871.
Grenville-Murray, E. C., Les hommes du second Empire. Silhouettes contemporaines, übers. a. d. Engl., Paris 1873.
Gricourt, Marquis de, Des relations de la France avec l'Allemagne sous Napoléon III, Brüssel;
deutsch: Cassel 1870.
Griscelli, Mémoires, Brüssel-Genf-London 1867.
Guériot, Paul, Napoléon III, Paris 1933/34.
Guérard, Albert Léon, Napoleon, Wahrheit und Mythos, Dresden 1928.
Guizot, La France et la Prusse responsables devant l'Europe, Paris 1868.
Gumpert, Martin, Dunant. Der Roman des Roten Kreuzes, Stockholm 1938.
Hartwig, O., Napoleon III. und Italien in der Zeit der Vorbereitungen zum Befreiungskriege 1850—58, München 1871.

Hatin, Eugène, Histoire politique et littéraire de la presse en France, 8 Bde., Paris 1854—61.
Bibliographie historique et critique de la presse périodique française, Paris 1866.
Manuel théoretique et pratique de la liberté de la presse, 2 Bde., Paris 1868.

d'Haussonville, La France et la Prusse devant l'Europe, Paris 1870.

Haussmann, Georges, Mémoires du Baron Haussmann, 1890.

Heer, G. H., Die Königin und der Landamann, Roman, Zürich 1936.

Henderson, Daniel, The golden bees, Betsy Patterson und die Bonapartes, deutsch: Wien 1938.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon, Roman und Geschichte, 10 Bde., Leipzig 1859—61.
Napoleon III., Roman und Geschichte, 6 Bde., Leipzig 1862—63.
Aus Frankreich, Federzeichnungen aus dem Frankreich Napoleons III., Leipzig 1861.
Napoleon III. und sein Hof in Anekdoten und Charakterzügen, Leipzig 1863.
Cäsar und Napoleon III., Leipzig 1868.

Hillebrand, Karl, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Fall Napoleons III.

Hortense, Mémoires de la reine Hortense, publiés par le prince Napoléon avec notes de Jean Hanoteau, Paris 1927, gekürzte deutsche Ausgabe: München 1928.

Hübner, Graf J. A. v., Neun Jahre der Erinnerung eines österreichischen Botschafters unter dem Zweiten Kaiserreich, 1851—59.

Hugo, Victor, Napoléon le petit, London-Brüssel 1852;
deutsch: Gera 1852.

Hugentobler, Jakob, Die Familie Bonaparte auf Arenenberg, Basel 1938.
Führer durch das napoleonische Museum im Schloß Arenenberg, 4. A., 1934.
Arenenberg und die Kaiserin Eugenie, Konstanz 1930.
Aufsätze im Bodenseebuch und Turgauer Jahrbuch 1930—37.

St. John, James A., Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen, übersetzt aus dem Englischen, Leipzig 1858.

Illustraion de Bade, Journal littéraire et artistique de la vallée du Rhin et de la Forêt-noire, Paris und Straßburg 1858—65.

Joly, Maurice, Dialogue aux enfers entre Machiavel et Montesquieu ou la politique de Machiavel au XIXe siècle, par un contemporain, Brüssel 1864.

Junco, Alfonso, La traición de Queretaro, Mejico 1930.

Izambard, H., La presse parisienne, Paris.

Kaiser, Karl, Napoleon III. und der polnische Aufstand von 1863, Inauguraldissertation, Charlottenburg 1932.
Klaczko, J., Zwei Kanzler, Gortschakow und Bismarck, Basel 1877.
Kinglake, The expedition in the Crimea, the invasion of the Crimea. Le crime du deux décembre.
Kretschmar, A., Geschichte Ludwig Napoleons des Dritten, Kaisers der Franzosen, 4 Bde., Salzkotten 1860—61.
Laboulaye, E., Le parti libéral, Paris 1864.
Lacretelle, Pierre de, Secrets et malheurs de la reine Hortense, Paris 1936.
La Gueronnière, De la politique interieure et exterieure de la France, Paris 1862.
Lanfrey, P., Chronique politique 1860—65, 3 Bde., Paris 1863.
Lawrow, Peter, Die Pariser Kommune vom 18. März 1871 (russisch).
La paix universelle, idée napoléonienne devant l'histoire, Paris 1864.
La politique du second Empire, Paris 1861.
La Marmora, A., général, Un peu plus de lumière sur les événements politiques et militaires de l'année 1866, Paris 1874.
Leclerq, E., Le second Empire français de la prison de Ham aux jardins de Wilhelmshoehe, Brüssel 1871.
Leguyer la Papotière, Le congrès ou essai sur l'influence française depuis le milieu de XVIIe siècle au milieu du XIXe siècle, Paris 1864.
Legge, Edward, The comedy and tragedy of the second Empire. The empress Eugenie.
L'Empereur Napoléon III et la Pologne, 1863 (C. Marschal zugeschr.).
L'Empereur Napoléon III et le congrès, Paris 1863.
L'Empire et la presse en 1861, Paris 1861.
Lesueur, E., Le Prince de la Tour d'Auvergne et le secret de l'Impératrice, Paris 1931.
Le Roman de Bade, par un chroniqueur, Brüssel 1867.
Lissagaray, Histoire de la Commune de 1871, Paris 1929 (letze A.); deutsch: Der Pariser Kommune-Aufstand, Berlin 1931.
Loftus, Lord, Diplomatic reminiscences, London.
Loliée, Frédéric, Rêve d'empereur: Napoléon III, Paris 1913.
Le Duc de Morny et la société du second Empire, Paris 1909.
La vie d'une impératrice, Paris 1905.
Les femmes du second Empire, Paris;
deutsch: Berlin 1913.
Magen, H., Histoire du second Empire, Paris.
Histoire de la terreur bonapartiste, Paris.
Mansfeld, Albert, Napoleon III., Paris 1860.
Martinet, André, Le prince impérial 1856—79, Paris 1895.
Marx, Karl, Der 18. Brumaire des Louis Napoleon, 1852.
Französische Klassenkämpfe.

Marx, Karl, Der Bürgerkrieg in Frankreich.
Mauduit, Capitaine de, La révolution militaire du 2 décembre, Paris.
Maupas, Comte de, Mémoires, Paris.
Masuyer, Valérie, Mémoires, lettres et papiers, Paris 1937;
deutsch: Am Hofe einer Exkönigin, Aufzeichnungen einer Ehrendame der Königin Hortense, Schriften d. Verf, f. Gesch. d. Bodensees, Heft 45—48.
Mayer, P., Histoire du 2 décembre, deutsch.
Mérimée, Prosper, Lettres à la comtesse Montijo, Paris.
Lettres à M. Panizzi 1850—70, 2 Bde., Paris 1881.
Meyer, Johs., Die früheren Besitzer von Arenenberg. Königin Hortense und Prinz Ludwig Napoleon, Frauenfeld 1920.
Michelet, J., La Pologne martyre, Paris 1863.
La France devant l'Europe 1897, ges. Werke XV.
Mirecourt, Eugène de, Napoleon III., Berlin 1860.
Die französische Expedition gegen Mexiko, Berlin 1863.
Monts, Graf, Napoleon III. in Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe.
Morain, J., La politique ecclésiastique du second Empire, Paris.
Mouton, La transportation en Afrique par le colonel Mouton, Paris.
Mundt, Theodor, Paris und Louis Napoleon.
Musäus, J., Napoleon III. in Beziehung auf seine innere und äußere Politik, Bernburg 1863.
Muther, Richard, Ein Jahrhundert französischer Malerei.
Napoleon III., Oeuvres de Napoléon III, Paris 1854—69;
deutsche Ausgabe: Leipzig 1857—58.
Histoire de Jules César, Paris 1865—66;
deutsche Ausgabe: Wien 1865—66.
Oeuvres posthumes, Paris und London 1873.
Neumann, Alfred, Neuer Cäsar, Roman, Wien 1934.
Niendorf, Emma, Aus dem heutigen Paris, Stuttgart 1854.
Nobel, Alphons, Königin Hortense, Frankfurt 1938.
Noailles, de, La Pologne et ses frontières, Paris 1863.
Nouquier, N., Etudes politiques, Paris 1864.
Ollivier, Emile, Le 19 janvier, Paris 1869.
L'empire libéral, 1897—1900.
Oncken, Hermann, Die Rheinpolitik Kaiser Napoleon III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges 1870/71, 3 Bde., Berlin-Leipzig 1926.
Pailleron, M.-L., François Buloz et ses amis les écrivains du second Empire, Paris 1924.
Paléologue, Maurice, Les entretiens avec l impératrice Eugénie;
deutsch: Vertrauliche Gespräche mit der Kaiserin Eugenie, Dresden.
Cavour. Un grand réaliste, deutsch: Berlin 1929.

Parent-Duchâtelet, De la prostitution de la ville de Paris, Paris.
Pelletan, La nouvelle Babylone, Paris, 1863.
Aide-toi et le ciel t'aidera! Paris 1863.
L'opinion républicaine à la fin de l'empire.
Perceau, H., Le sénat sous le second Empire, Dissertation, Paris 1909.
Persigny, Duc de, Mémoires, hg. von de Laire, Paris 1896.
Pingaud, A., Napoléon III et ses projets de confédération italienne, Revue historique 155.
La politique exterieure du second Empire. Rev. hist. 156.
Pol, Stéfan, La jeunesse de Napoléon III. Correspondance inédite de son précepteur Philippe Le Bas, Paris.
Poullet-Malassis, Papiers secrets et correspondance du second Empire, Paris 1873.
Quentin-Bauchart, Etudes et souvenirs sur la deuxième République et le second Empire 1848—70, Paris 1902.
Rasch, Gustav, Aus dem Schuldbuch Louis Napoleons, 3 Bde., Stuttgart 1870—71.
Dunkle Häuser in Paris, Coburg 1864.
Regensburg, Friedrich, Der deutsch-französische Krieg 1870/71, 3 Bde., Stuttgart 1907.
Regnault, A., La France sous le second Empire, Paris 1907.
Reinach-Foussemagne, Comte de, Charlotte de Belgique, impératrice de Mexique, Paris 1925.
Rheinhardt, E. A., Napoleon III. und Eugenie, Berlin 1930.
Josephine, Berlin 1932.
Richter, F., Denkwürdigkeiten aus Louis Napoleons Leben und Regierung, Hamburg 1871.
Ring, Max, Louis Napoleon Bonaparte, Berlin 1870.
Rothan, G., La France et sa politique extérieure en 1867, Paris 1887.
L'Europe et l'avènement du second Empire, Paris.
Napoléon III et l'Italie, Paris.
L'Allemagne et l'Italie, Paris.
Souvenirs diplomatiques, Paris.
Rochefort, Henri de, Les aventures de ma vie, Paris.
La lanterne, Paris.
Rodenberg, Julius, Paris bei Sonnenschein und Rampenlicht, Leipzig 1867.
Roqueplan, Nestor, La vie parisienne, nouvelle édition, Paris 1869.
Rößler, Oskar, Die Napoleoniden in Baden-Baden, Die Quelle, Baden-B.
Der Fürstentag in Baden-Baden, Festschrift zur 50. Wiederkehr, 1910.
Eine Prophetin: Juliane von Krüdener, Baden-Baden.
Aus der Glanzzeit des Weltbades, Baden-Baden 1941.
Rovigo, Duc de, Le programme de la France impériale, Paris 1861.
Ruellan, C., Mission de la France dans le monde, St. Malo 1863.

Salm-Salm, Prinz Felix zu, Maximilian von Mexiko, Das Ende eines Kaisers, Tagebuch, Freiburg 1928.

Sanclières, Napoleon III et sa politique. Réponse à la brochure M. de la Guéronnière: La France, Rome et l'Italie, Paris-Wien 1861.

Sébille, L. de, Limites naturelles de la France, unification de l'Italie, reconstitution de la Pologne, 1864.

Seignobos, Ch., Histoire politique de l'Europe contemporaine 1814—1914, Paris 1924.

Le déclin de l'Empire et l'établissement de la IIIe République 1858—1875, in Lavisse: Hist. de France.

Senior, N. W., Conversations with distinguished persons during the second Empire from 1860—63, London 1880.

Sencourt, Robert, La vie de l'impératrice, übers. a. d. Engl., Paris 1930.

Sergeant, Philip W., The last empress of the French.

The princess Mathilde Bonaparte.

Simond, Charles, Paris, de 1800 à 1900; d'après les estampes et les mémoires du temps, Paris.

La vie galante aux Tuileries sous le second Empire, Paris, Alb. Méricant.

Simson, Die Beziehungen Napoleons III. zu Preußen und Deutschland, Freiburg 1882.

Silex, Pierre, La chronique bonapartiste scandaleuse, Paris.

Sirven, Alfred, Journaux et journalistes, Pairs 1865—66.

Spencer. W., The history of 25 years 1856—70, 2 Bde., London 1904.

Springer, M., Napoleon III., ein Vorkämpfer des modernen Imperialismus, Arch. f. Pol. u. Gesch. IX.

Sybel, Heinrich v., Napoleon III., Bonn 1873.

Scherr, Johannes, Das Trauerspiel in Mexiko, Leipzig 1868.

Der Dezemberschrecken, Menschl. Tragikomödie IX, Leipzig 1909.

Schlagintweit, Felix, Napoleon III., Lulu und Eugenie, München 1935.

Schölcher, Victor, Le gouvernement de décembre, Paris.

Schmidt-Weißenfels, Frankreich und die Franzosen, 2 Bde., Berlin 1868.

Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration.

Schubert, G. H. v., Erinnerungen der Herzogin von Orléans, Stuttg. 1869.

Staatsstreich, Der, vom 2. Dezember und seine Rückwirkungen auf Europa, Leipzig 1870.

Stapleaux, L., Le ménage impérial. Lui et elle, en apparence et en realité, leur vie publique et leur vie privée, leurs moeurs, leur cour, entourage, politique etc. etc. des Tuileries, de St. Cloud et de Compiègne dévoilés, Brüssel 1871.

Stern, A., Geschichte Europas von 1848—71, Bd. IX, Berlin 1927.

Tanc, X., Histoire diplomatique de la guerre d'orient en 1854, son origine et ses causes, Paris 1854.

Ténot, Eugène, Paris en décembre 1851, deutsch: Leipzig 1869.
La province en décembre 1851, Paris 1868.
Les suspects en 1858 (gemeinsam mit Antoine Dubost), Paris 1869.
Tissot, V., De Sadowa à Sedan. Mémoires d'un ambassadeur secret aux Tuileries, Paris 1885.
Thomas, A., Le second Empire, histoire socialiste, hg. v. Jean Jaurès, Bd. X, Paris 1910.
Thouvenel, Le secret de l'Empereur, correspondance confidentielle échangée entre M. Thouvenel, le duc de Gramont et le général Comte de Flahaut 1860—63, 2 Bde., Paris 1889.
Torné-Chavigny, H., Portraits prophétiques d'après Nostradamus ou Napoléon III, Pie IX, Henri V, Poitiers 1871.
Tournachon, F., Panthéon Nadar. Karikaturen aller bedeutenden Männer des Zweiten Kaiserreichs, 270 Fig., Lith. 1854.
Tocqueville, Souvenirs d'Alexis de Tocqueville, publiés par le Comte de Tocqueville, Paris.
Tschernow, J., Le parti républicain au coup d'état et sous le second Empire, Paris 1906.
Turquan, Joseph, La reine Hortense, Paris 1927.
Treitschke, Heinrich v., Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.
Vermorel, A., Les hommes de 1851, Paris 1869.
Véron, Docteur, Mémoires d'un bourgeois de Paris.
Nouveaux mémoires d'un bourgeois de Paris.
Vesinier, P., La vie du nouveau César. Etude historique. L'écrivain, le publiciste et le réformateur, Genf 1865.
Viel-Castel, Comte de, Mémoires sur le règne de Napoléon III 1851—64, 6 Bde., 1881—84;
gekürzte deutsche Ausgabe: Der Karneval des Zweiten Kaiserreichs, Dresden.
Villetard, E., Die Commune von Paris vom 18. März bis 28. Mai 1871. Ihre Bestrebungen, Maßregeln und Erfolge, Mainz 1879.
Villemessant, Mémoires d'un journaliste, Paris.
Vischer, Friedrich Theodor, Epigramme aus Baden-Baden.
Faust. Der Tragödie dritter Teil, Reclam, Leipzig.
Wachenhusen, Hans, Das neue Paris, Leipzig 1855.
Paris und die Pariser, Berlin 1855.
Die Frauen des Kaiserreichs, Berlin 1858.
Pariser Photographien, 2. Bde., Berlin 1868.
Eva in Paris, Berlin.
Satans Mausefallen, Bade-Photographien, Berlin.
Irrlichter, Glossen, Berlin.
Vom neuen Babylon, Pariser Skizzen, Berlin 1872.

Wachenbusen, Hans, Tagebuch vom italienischen Kriegsschauplatz, Berlin 1859.
Tagebuch vom französischen Kriege, 2 Bde., Berlin 1871.
Weill, G., Histoire du parti républicain en France 1814—70, Paris 1928.
Welschinger, H., La mendicité allemande aux Tuileries 1852—70, Paris 1917.
Wencker-Wildberg, Eugenie, die letzte Kaiserin der Franzosen, Hamburg 1937.
Das Haus Bonaparte, Stuttgart 1938.
Wertheimer, Oskar v., Napoleon III. Abenteurer, Frauenheld, Cäsar, Berlin 1928.
Wesché, Wilhelm Ludwig, Napoleon III. Kaiser der Franzosen, Leipzig 1853.
Wimpfen, général de, La bataille de Sedan. Les véritables coupables.
Wittstock, Albert, Paris, Haus, Frau, Familie im Babel an der Seine, 2 Bde., Berlin 1871.
Wickede, J. v., Die französische Armee im Jahre 1854—55, Leipzig 1855.
Zamoyski, général, Lettre à M. M. les rédacteurs des journaux politiques, Paris 1863.

Eine genaue Kontrolle der Bibliographie erwies sich bei den gegenwärtigen Bibliotheksverhältnissen als unmöglich. Wir bitten daher einige Unvollständigkeiten und etwaige Versehen zu entschuldigen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

INHALT

IN EIGENER SACHE 5

ZUM GELEIT 10

DAS ZWEITE KAISERREICH 15

Napoleon I. — Napoleon III. 15

DER VERSCHWÖRER 25

Hortense 25

Arenenberg 42

Romagna 61

Schweiz 75

Straßburg 92

Amerika 110

England 127

Boulogne 143

Ham 157

London 174

DER PRÄSIDENT 188

Republik 188

Präsident 206

Kommunismus 223

Klerus 240

Armee 257

Staatsstreich 274

Barrikaden 292

Deportationen 311

Diktatur 329

Reden 348

DER KAISER 367
Tuilerien 367
Eugenie 384
Krimkrieg 402
Italien 422
Paris 440
Cancan 458
Mexiko 477
Sadowa 497
Sedan 518
Exil 537

DIE DRITTE REPUBLIK 556

BIBLIOGRAPHIE 567

VERZEICHNIS DER BILDER

Napoleon III. Photo der Zeit . . . . . Titelbild
Louis Napoleon im Alter von sechs Jahren. Photo der Zeit . . . 48
Napoleon III. Photo des Grafen Agnado 208
Kaiserin Eugenie. Photo der Zeit 384
Exkaiserin Eugenie im Jahre 1914. Photo 384
Kaiserin Eugenie. Englisches Photo der Zeit 400
Kaiserin Eugenie im Kreise ihrer Damen. Gemälde von Winterhalter 448
Napoleon III. nach der Entthronung. Photo von Downey, London . 528
Napoleon III. nach der Entthronung. Englisches Photo von 1872 . 560

Sämtliche Photos, mit Ausnahme des Titelbildes, stammen aus dem Historischen Bildarchiv Handke, Berneck.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

15. JULI 1963

Badische Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

A 150/61
8,40

26 16132 0 031

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg